Thomas Vordermayer
Bildungsbürgertum und völkische Ideologie

# Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte

Band 109

*Thomas Vordermayer*

# Bildungsbürgertum und völkische Ideologie

## Konstitution und gesellschaftliche Tiefenwirkung eines Netzwerks völkischer Autoren (1919–1959)

DE GRUYTER
OLDENBOURG

ISBN 978-3-11-041475-2
E-ISBN (PDF) 978-3-11-041553-7
E-ISBN (EPUB) 978-3-11-041569-8
ISSN 0481-3545

**Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2016 Walter de Gruyter GmbH Berlin/Boston
Titelbild: Von links nach rechts: Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer und Wilhelm Stapel, abgedruckt in: Wegbereiter und Vorkämpfer für das neue Deutschland, hrsg. v. Wilhelm Freiherr von Müffling, München 1933
Einbandgestaltung: hauser lacour
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
♾ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com

*Meinen Eltern,*
*Anneliese und Sebastian*

# Inhalt


1. Einleitung

1.1 Thema und Fragestellungen . . . . . 3

1.2 Zum Begriff des „Völkischen“ . . . . . 8

1.3 Netzwerktheorie und Geschichtswissenschaft . . . . . 14

1.4 Forschungslage zu Leben und Werk Hans Grimms, Erwin Guido Kolbenheyers und Wilhelm Stapels . . . . . 20

1.5 Verwendete Quellen und Quellenlage . . . . . 26

2. Die Hauptfiguren: Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer und Wilhelm Stapel

2.1 Lebenswege bis zum Ende des Ersten Weltkriegs . . . . . 33

2.2 Kriegsmentalität und Weltanschauung nach 1918 . . . . . 45

2.2.1 Radikalisierungsmoment Weltkriegsniederlage: Zur Verengung des politischen Denkens bei Grimm, Kolbenheyer und Stapel . . . . . 45

Exkurs: Hans Grimms „Volk ohne Raum“ . . . . . 60

2.2.2 Völkische Ideologie und bildungsbürgerliches Anspruchsdenken . . . . . 68

2.3 Formen und Grenzen symbiotischer Kooperation . . . . . 79

2.3.1 Die Freundschaft zwischen Kolbenheyer und Stapel . . . . . 79

2.3.2 Kooperation und Konflikt: Das Verhältnis zwischen Grimm und Stapel . . . . . 90

3. Ebenen gesellschaftlicher Tiefenwirkung

3.1 Die Hofierung der „Totgeschwiegenen“: Grimm und Kolbenheyer im Spiegel der rechtsgerichteten Presse nach 1918 . . . . . 105

3.1.1 Selektive Wahrnehmung und Larmoyanz: Totschweigen und totgeschwiegen werden im Buchmarkt der Weimarer Republik . . . . . 105

3.1.2 Das Verhältnis Kolbenheyers zur Weimarer Presse . . . . . 115

3.1.3 Grimms Beziehungen zur Deutschen Allgemeinen Zeitung . 130

3.1.4 Hans Grimm als „Auslandsexperte“ . . . . . 138

3.15 Beflissene Auftragsrezensenten: Conrad Wandrey und Helmut Wocke… . . . . . 144

3.2 Wilhelm Stapel als Referenz eines „sachlichen“ Antisemitismus . . . 150

3.2.1 Kernelemente der von Stapel vertretenen Haltung zur „Judenfrage“ . . . . . 150

3.2.2 Rezeption der Schriften Stapels im Lager der Gleichgesinnten und der politischen Gegner ..... 160
3.3 Kolbenheyers biologistisches Weltbild und seine Rezeption 1925–1945 ..... 170
3.3.1 Grundzüge der Philosophie der „Bauhütte“ ..... 170
3.3.2 Öffentliche und private Rezeption der „Bauhütte“ ..... 180
3.4 Zum Stellenwert Grimms und Kolbenheyers an den Universitäten Göttingen und Tübingen ..... 192
3.5 Kolbenheyers „Aufruf der Universitäten“ und seine Resonanz ..... 202
3.5.1 Kerninhalte des Aufrufs und Motive Kolbenheyers ..... 202
3.5.2 Vervielfältigung und Rezeption des Aufrufs ..... 207
3.5.3 Der Amtsweg als Sackgasse: Zum universitätsinternen Umgang mit Kolbenheyers Aufruf ..... 217

4. Völkisches Denken in Publikationen ideologisch wahlverwandter Professoren. Drei Fallbeispiele
4.1 Felix Krueger und die „Selbstbesinnung in deutscher Not“ ..... 225
4.2 Andreas Thomsen und „Der Völker Vergehen und Werden“ ..... 237
4.3 „Rassegedanke“ und „völkischer Gedanke“ bei Adalbert Wahl ..... 247

5. Große Erwartungen und bittere Enttäuschung: Grimm, Kolbenheyer und Stapel in ihrem Verhältnis zur NSDAP
5.1 Frühe Unterstützung und erste Fühlungnahme 1923–1930/31..... 261
5.2 Verhinderte Mentoren: Versuche zur Lenkung der NS-Bewegung und ihre Zurückweisung ..... 273
5.2.1 Versuche der Einflussnahme auf die NS-Bewegung 1932/33..... 273
5.2.2 Vorbehalte gegen Grimm, Kolbenheyer und Stapel im „Dritten Reich“..... 290
5.2.3 Verschleppter Generationenkonflikt: Zum Verhältnis Hans Grimms zur „Kriegsjugendgeneration“ ..... 306
5.2.4 Von Freundschaft zu Feindschaft: Hans Grimm und Joseph Goebbels ..... 320
5.3 Gefühlte Alternativlosigkeit: Publizistik und Emotion im „Dritten Reich“ ..... 328
5.3.1 „Treue ohne jede Hoffnung“? Enttäuschungserfahrungen nach 1933..... 328
5.3.2 Bereitschaft zur Propaganda ..... 337

6. Restöffentlichkeit und gesellschaftliche Ausgrenzung: Grimm, Kolbenheyer und Stapel nach 1945

6.1 Trotziges Aufbäumen oder Selbstaufgabe? Psychologische Befindlichkeiten und Kommunikation unter dem Vorzeichen gefühlter Schicksalsgemeinschaft . . . . . 353

6.2 Die Versuche zu einer Ehrenrettung des Nationalsozialismus durch Grimm und Kolbenheyer. . . . . 364

6.3 Kooperationswillige Zeitschriften in den 1950er Jahren . . . . . 380

6.4 Schleichende Dekanonisierung: Zum Stellenwert Grimms und Kolbenheyers in literaturhistorischen Standardwerken der frühen Bundesrepublik . . . . . 394

Zusammenfassung . . . . . 409

Dank . . . . . 423

Abkürzungsverzeichnis . . . . . 425

Ungedruckte Quellen. . . . . 427

Gedruckte Quellen und Literatur. . . . . 429

Personenregister . . . . . 465

*Nicht bloß die Vielen, die andere für sich denken lassen, auch Menschen ganz selbstständigen Geistes und Charakters sind den Behexungen der Zeit untertan.*

Golo Mann

# 1. Einleitung

## 1.1 Thema und Fragestellungen

Im Jahr 2004 sorgte ein wissenschaftlicher Aufsatz für Aufsehen. Thema war die Korrespondenz zwischen Houston Stewart Chamberlain, einem der „wichtigsten Wegbereiter der völkischen Weltanschauung“[1], und Prinz Max von Baden, dem letzten Reichskanzler des deutschen Kaiserreichs.[2] Überraschend, ja völlig unbekannt war der hohe Grad an ideologischer Übereinstimmung zwischen Chamberlain und Max von Baden, der bis dahin in dieser Hinsicht als unbelastet gegolten hatte. Zwischen den beiden bestanden nicht nur antisemitische Grundüberzeugungen, sie stimmten auch in der Ablehnung der „westliche[n] Zivilisation“ und in der „Verdammung“ des Materialismus und Parlamentarismus überein. Charakteristisch für beide war zudem eine profunde „Skepsis gegenüber der Industrialisierung“, einhergehend mit einer agrarromantischen „Idealisierung des Landlebens“. Insgesamt, so bilanzierten die Autoren Karina Urbach und Bernd Buchner, sei Max von Baden der „Melange aus modernen und antimodernistischen Zügen“ in Chamberlains Werk und Persönlichkeit mit einer an Verehrung grenzenden Bewunderung begegnet.[3]

Der Aufsatz hat in zweierlei Hinsicht Schlaglichter auf Desiderate der historischen Forschung geworfen: Erstens wies er auf die Frage nach dem Verhältnis prominenter völkischer Schriftsteller zu gesellschaftlichen Eliten hin, die bis heute nur wenig thematisiert worden ist. Zweitens erweiterte er die in den bisherigen Studien zur Geschichte der völkischen Bewegung herangezogene Quellenbasis, indem er sich auf Nachlassmaterialien, konkret: Privatkorrespondenzen, stützte.[4] Durch die systematische Erschließung von Nachlässen wird auch eine (qualitativ) neue Fragestellung nach der privaten Interaktion und Zusammenarbeit völkischer Schriftsteller möglich, die sich als drittes Forschungsdesiderat aus den beiden vorherigen ergibt: Während ideologisches Kompetenzgerangel und gegen-

[1] Puschner, Bewegung, S. 280. Zur Person und Ideologie Chamberlains (1855–1927) vgl. Field, Evangelist; Lobenstein-Reichmann, Chamberlain [2008]; Dies., Chamberlain [2009].

[2] Vgl. Urbach/Buchner, Prinz Max von Baden. Zur öffentlichen Reaktion auf den Aufsatz vgl. Claus Donath, Junge Historiker kratzen am Image von Prinz Max von Baden. Briefwechsel mit Rasseideologen Chamberlain entdeckt: War der liberale Reichskanzler eine „gespaltene Persönlichkeit“?, in: Badische Neueste Nachrichten, 15. März 2004.

[3] Urbach/Buchner, Prinz Max von Baden, S. 130.

[4] Die Forschung zur völkischen Bewegung war bis dahin – und ist es bis heute – weitgehend auf die Auswertung publizierter Quellen konzentriert. Zwar erlaubt die Überlieferungslage längst nicht bei allen maßgeblichen Vertretern der völkischen Bewegung des wilhelminischen Kaiserreichs eine Arbeit mit Nachlässen (vgl. Puschner, Bewegung, S. 22), von einem systematischen Fehlen von Nachlässen lässt sich jedoch nicht sprechen. Verwiesen sei hier nur auf die umfangreichen Nachlassbestände des völkischen „Literaturpapsts“ Adolf Bartels (1862–1945) im Weimarer Goethe- und-Schiller-Archiv und in der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek, die bis dato kaum Beachtung gefunden haben.

seitige Beargwöhnung im heterogenen Lager der Völkischen von der Forschung vielfach anschaulich aufgezeigt worden sind, ist die Frage nach Formen konstruktiver Kooperation bislang unterbelichtet geblieben.

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht die Beschreibung eines Netzwerks[5] völkischer Autoren und die Frage nach ihrer übergreifenden gesellschaftlichen Relevanz jenseits der engeren Grenzen des völkischen Vereins- und Verbandslebens.[6] Um die Struktur dieses Netzwerks und die Beziehungen der in ihm eingebetteten Personen über einen längeren Zeitraum sichtbar zu machen, wird ein dezidiert akteursorientierter Zugriff und ein langer Untersuchungszeitraum gewählt, der vom Ende des Ersten Weltkriegs bis in die späten 1950er Jahre reicht. Dieses lange Zeitfenster und die hohe archivalische Überlieferungsdichte machen es notwendig, mit einem exemplarischen Kreis einschlägiger Autoren zu operieren, deren Wirken es dicht zu beschreiben und detailliert auszuleuchten gilt. Die Wahl fiel dabei auf die Schriftsteller und Publizisten Hans Grimm (1875–1959), Erwin Guido Kolbenheyer (1878–1962) und Wilhelm Stapel (1882–1954).[7]

Es handelt sich bei ihnen um drei Autoren, deren Denken zwar – wenn auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten – stets der völkischen Ideologie verpflichtet blieb[8], die aber nicht zum Kreis radikaler Völkischer gehörten. Der Fokus auf gleichsam gemäßigte Völkische ist primär der Beobachtung geschuldet, dass völkisches Ideengut – insbesondere nach dem Ende des Ersten Weltkriegs – durch vergleichsweise distinguierte und subtile Vortragsweisen auch unter gesellschaftlichen Eliten diskutabel und anschlussfähig werden konnte, die sich von maß- und geschmacklos übertriebenen, aggressiv-vulgären Darstellungsweisen etwa in Gestalt von „hetzerische[n] Propagandaparolen im ‚Stürmer'-Stil kaum hätte[n] gewinnen lassen"[9]. Auch in dieser Hinsicht hat die eingangs erwähnte Untersuchung der Beziehung zwischen Prinz Max von Baden und Houston Stewart Chamberlain interessante Perspektiven geöffnet. Denn auch in Chamberlains Hauptwerk, dem rassenideologischen Bestseller *Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts*, finden sich einschlägige Passagen, in denen sich der Autor ausdrücklich gegen radikalere Segmente und Protagonisten der völkischen Bewegung, mit denen er nicht assoziiert oder gar gleichgesetzt werden wollte, distanziert.[10] Seinem hohen Ansehen bei Max von Baden dürfte dies nur zuträglich gewesen sein.

[5] Zum Netzwerkbegriff und dem Verhältnis von Netzwerkanalyse und Geschichtswissenschaft vgl. Kap. 1.3.

[6] Die Forschung zur Geschichte der völkischen Bewegung zwischen 1871 und 1933 ist bis dato in aller Regel einem institutionsorientierten Zugriff gefolgt. Einen Forschungsüberblick zu völkisch orientierten Organisationen nach 1918 bietet: Jung, Voraussetzungen, S. 11–21. Die Dissertation ist abrufbar unter URL: http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2003/jung/jung.pdf, zuletzt aufgerufen am: 8. Juni 2015. Auch Stefan Breuers 2008 erschienene Studie *Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik* operiert institutionsorientiert.

[7] Zu den Lebenswegen der drei Autoren bis zum Ende des Ersten Weltkriegs vgl. Kap. 2.1.

[8] Zum Begriff des „Völkischen" vgl. Kap. 1.2. Zum spannungsreichen Verhältnis Grimms, Kolbenheyers und Stapels zu radikalen Völkischen nach 1918 vgl. Kap. 2.2.2.

[9] Pinn, „Verwissenschaftlichung", S. 91f.

[10] Konkret gegen Theodor Fritsch und dessen *Antisemiten-Katechismus*, einer selbsterklärten „Zusammenstellung des wichtigsten Materials zum Verständnis der Judenfrage", richtete sich

Die vorliegende Untersuchung folgt also zwei zentralen Fragestellungen: Gefragt wird, erstens, nach den Formen und Grenzen konstruktiver Kooperation, die sich in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich" und in der frühen Bundesrepublik zwischen Grimm, Kolbenheyer und Stapel nachweisen lassen. Zweitens soll analysiert werden, auf welche Weise und mit welchem Erfolg die drei Autoren die von ihnen intendierte Anschlussfähigkeit unter bildungsbürgerlichen Eliten der deutschen Gesellschaft zu realisieren versuchten. Der Fokus liegt hier auf ihren Beziehungen zu Universitätsprofessoren, Journalisten und Redakteuren, mithin also zu jenen bildungsbürgerlichen Berufsgruppen[11], die sich aufgrund ihrer jeweiligen Arbeitsfelder durch besonders große politisch-ideologische „Multiplikator"-Eigenschaften und hohe Deutungsmacht auszeichneten.

In diesem Kontext wird neben der Art und Dauer der Beziehungen auch danach gefragt, inwieweit die mit Grimm, Kolbenheyer und Stapel in Verbindung stehenden Professoren in ihren eigenen Forschungsarbeiten und außeruniversitären Tätigkeiten selbst völkisches Gedankengut verbreitet haben. Aufgrund der sehr hohen Zahl der mit Grimm, Kolbenheyer und Stapel persönlich bekannten und befreundeten Professoren wird auch hier exemplarisch gearbeitet. Im Zentrum stehen dabei die Publikationen dreier Hochschullehrer: Erstens der Leipziger Ordinarius für Philosophie und Direktor des Instituts für experimentelle Psychologie Felix Krueger; zweitens der Münsteraner Strafrechtsprofessor Andreas Thomsen; drittens der Tübinger Ordinarius für Neuere Geschichte Adalbert Wahl.[12]

etwa Chamberlains Aussage: „Man hat ‚Antisemitenkatechismen' herausgegeben, in denen Hunderte von Aussagen bekannter Männer gesammelt sind; abgesehen davon aber, dass mancher Spruch, aus dem Zusammenhang gerissen, nicht ganz redlich die Absicht des Verfassers wiedergibt, und dass aus manchen anderen ignorantes, blindes Vorurteil spricht, ist doch offenbar ein eigenes Urteil mehr wert, als zweihundert nachgeplapperte" (Chamberlain, Grundlagen, Bd. 1, S. 405). An anderer Stelle bemühte sich Chamberlain, wiewohl selbst offen antisemitisch orientiert, um eine Distanzierung von verrannten Judenhassern, indem er erklärte, „der Jude" sei „wie andere Menschen" auch, „klug oder dumm, gut oder schlecht"; wer dies leugne, sei „nicht wert, dass man mit ihm rede" (Chamberlain, Grundlagen, Bd. 1, S. 536). Diese bezeichnende Ambivalenz zeigt sich auch in einem Briefwechsel mit dem Münchner Verleger Julius Friedrich Lehmann aus dem Jahr 1904, in dem Chamberlain zwar das Judentum als „Krebsschaden des Christentums" diffamierte, sich zugleich aber von jedem „aggressiven Antisemitismus" abzugrenzen suchte. Zitiert nach: Wiede, Rasse, S. 47.

[11] Unter der sozialen Formation des Bildungsbürgertums werden gemeinhin Universitätsprofessoren, Juristen, evangelische Geistliche, Ärzte, Lehrer, Schriftsteller, Künstler, Journalisten und Redakteure gefasst (Vondung, Lage). Als das verbindende Element des Bildungsbürgertums wird ein „Gemeinsamkeit […] stiftendes Bildungswissen" angenommen, durch das „Gleichheit nach innen" und „Abgrenzung nach außen" gewährleistet wird. Verbindend wirkte zugleich ein gemeinsamer „Anspruch auf soziale Sonderstellung", der sich durch die Annahme legitimierte, „Werte und Verhaltensorientierungen zu repräsentieren, denen eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung zukomme" (Lepsius, Bildungsbürgertum, S. 10). Nicht bloß der obligatorische akademische Hintergrund war spezifisch kennzeichnend für das Bildungsbürgertum, sondern der Sachverhalt, dass die „Lebenslage und Lebenschancen" seiner Vertreter „primär durch den Besitz und die Verwertung von Bildung" gekennzeichnet waren (Kocka, Bildungsbürgertum, S. 9).

[12] Vgl. Kap. 4. Zur Begründung dieser Auswahl siehe die dortigen einführenden Bemerkungen.

Mit Blick auf die politisch-ideologische Publizistik Grimms, Kolbenheyers und Stapels gilt es die rein inhaltliche Deutung um eine – soweit es die Quellenlage erlaubt[13] – Beschreibung der persönlichen Beziehungen zu den jeweiligen kooperationswilligen Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen zu ergänzen. Von Interesse ist dies primär bei Grimm und Kolbenheyer, da Stapel zumeist in seiner eigenen Zeitschrift, dem *Deutschen Volkstum*, publizierte. Literarische Werke werden demgegenüber nur am Rande thematisiert. Die Hauptwerke Grimms (*Volk ohne Raum*, 1926) und Kolbenheyers (*Paracelsus*-Trilogie, 1917–1925) werden zwar zur inhaltlichen Orientierung knapp erläutert[14], auf eine literaturwissenschaftliche Analyse wird jedoch ausdrücklich kein Anspruch erhoben. Bei Grimm fällt diese Entscheidung umso leichter, als er nach der Veröffentlichung von *Volk ohne Raum* ganz in der Rolle eines Kommentators politischer Themen und Tagesereignisse aufging. Und auch Kolbenheyer trat neben seinem umfänglichen schriftstellerischen Schaffen immer wieder als Publizist in Erscheinung, gab sich mit seiner Rolle als „Dichter" also keineswegs zufrieden. In ihrem publizistischen Wirken und Selbstverständnis lassen sich Grimm und Kolbenheyer als Musterbeispiele des von Wolfram Pyta beschriebenen Typus intellektueller Literaten verstehen, die nach dem Ersten Weltkrieg die „Sphäre der Kultur mit dem Feld der Politik" zu verbinden trachteten, um auf Grundlage ihrer „im autonomen Feld der Kultur erworbenen Autorität" – und durch den „Rekurs auf normative Grundlagen des Politischen" – öffentlichen Einfluss auf politische und weltanschauliche Debatten zu gewinnen.[15]

Detailliert wird ferner der Frage nachgegangen, wie stark Stapel das *Deutsche Volkstum* und seine Verbindungen zu anderen Zeitschriften- und Zeitungsredaktionen dazu nutzte, um die Werke Grimms und vor allem Kolbenheyers als Literaturkritiker zu fördern und einem breiteren Publikum zur Kenntnis zu bringen.[16] Diese Rezensions- und Werbetätigkeit erhellt zum einen exemplarisch ein in der Forschung hervorgehobenes Desiderat der Geschichte der völkischen Bewegung[17], zum anderen kann mit ihr das nach 1918 von Grimm und Kolbenheyer immerwährend aufrechterhaltene, identitätsstiftende Narrativ, vermeintlich stets zu kurz gekommene und benachteiligte, ja „totgeschwiegene" Autoren zu sein, kritisch geprüft und relativiert werden.[18]

Mit Blick auf das Verhältnis Grimms, Kolbenheyers und Stapels zum Nationalsozialismus werden anschließend zunächst die frühesten Berührungen mit der NS-Bewegung nachgezeichnet[19], ehe danach gefragt wird, inwiefern und über welche Wege die drei Autoren versuchten, in den frühen 1930er Jahren Einfluss

[13] Vgl. Kap. 1.5.
[14] Vgl. den Exkurs im Anschluss an Kap. 2.2.1 sowie Kap. 2.3.1 und 3.1.2.
[15] Pyta, Weltkrieg, S. 24.
[16] Vgl. Kap. 2.3.
[17] Vgl. Ulbricht, „Von deutscher Art und Kunst", S. 112.
[18] Vgl. Kap. 3.1.
[19] Vgl. Kap. 5.1.

auf die Entwicklung des Nationalsozialismus auszuüben.[20] Das wiederum bildet die Basis für die Zeit des „Dritten Reichs", für die einerseits erhebliche private Enttäuschungserfahrungen zu konstatieren sind, andererseits eine ungebrochene Bereitschaft zur öffentlichen Propaganda für das NS-Regime. Die widerspruchsvolle Mentalität völkischer Autoren, die 1933 bereits gesellschaftlich etabliert waren, sich im „Dritten Reich" jedoch um die Früchte ihrer vermeintlichen Verdienste im Kampf gegen die Weimarer Republik gebracht sahen, lässt sich an Grimm, Kolbenheyer und Stapel überaus plastisch nachvollziehen.[21] In diesem Kontext wird zugleich nach den Vorbehalten gefragt, die sowohl maßgebliche Funktionseliten des Nationalsozialismus als auch nationalsozialistische Parteigänger aus der Alterskohorte der „Kriegsjugendgeneration" gegen Autoren wie Grimm, Kolbenheyer und Stapel hegten.[22]

Für die Zeit der frühen Bundesrepublik interessieren schließlich zunächst mentalitätsgeschichtliche Fragen. Es gilt zu zeigen, wie es schon bald nach Ende des Zweiten Weltkriegs zu neuerlichen Solidarisierungsbestrebungen kam, welche die persönlichen Animositäten, die am Ende des „Dritten Reichs" vorhanden waren, rasch überformten und schließlich weitestgehend revidierten.[23] Auch soll beschrieben werden, wie Grimm, Kolbenheyer und Stapel ihren jähen gesellschaftlichen Bedeutungsverlust nach 1945 persönlich verarbeiteten. Parallel zu dieser privaten Ebene werden die unterschiedlich erfolgreichen Versuche der drei Autoren beleuchtet, in den 1950er Jahren verbliebene oder neue Formen von Öffentlichkeit zu erschließen. Aufschlussreich ist dabei vor allem ihre öffentliche Ausdeutung des Nationalsozialismus wie auch das entsprechende Echo in der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht hierbei Hans Grimm, der im Vergleich zu Kolbenheyer und Stapel nach dem Zweiten Weltkrieg die mit deutlichem Abstand prominenteste und hinsichtlich der Verbreitung apologetischer Interpretationen des Nationalsozialismus auch einflussreichste Figur des öffentlichen Lebens war.[24] Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die Begrenzung des Untersuchungszeitraums der vorliegenden Arbeit auf das Jahr 1959, das Todesjahr Grimms.[25]

Die Schlussbetrachtung soll schließlich resümieren, durch welche Überzeugungen, Ziele und Gemeinsamkeiten die drei Autoren sowie zahlreiche der von ihnen direkt angesprochenen Vertreter des deutschen Bildungsbürgertums während der Weimarer Republik, des „Dritten Reichs" und der frühen Bundesrepublik verbunden waren. Zunächst gilt es jedoch, den nun schon mehrfach verwendeten Begriff des „Völkischen" näher in den Blick zu nehmen.

[20] Vgl. Kap. 5.2.1.
[21] Vgl. Kap. 5.3.1.
[22] Vgl. Kap. 5.2.2 und 5.2.3.
[23] Vgl. Kap. 6.1.
[24] Vgl. Kap. 6.2 und 6.3.
[25] Kolbenheyer überlebte Grimm zwar um zweieinhalb Jahre, wurde in seinen letzten Lebensjahren aber öffentlich praktisch nicht mehr wahrgenommen.

## 1.2 Zum Begriff des „Völkischen“

Die Debatte über den Begriff des „Völkischen“ ist ebenso alt wie die Etablierung des schillernden Begriffs im deutschsprachigen Raum im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts.[26] Ein Konsens, der die divergierenden zeitgenössischen Meinungen verbinden würde, ist nur schwer möglich. Dies gilt besonders für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als die „zahlenmäßige Explosion des völkischen Lagers“[27] die bereits bestehende Heterogenität der Auffassungen noch zusätzlich steigerte. Die Feststellung Martin Broszats aus dem Jahr 1958, der Begriff des „Völkischen“ habe in der Weimarer Republik als „programmatische[s] Schlagwort“ zahlreicher sehr unterschiedlicher „politischer Kräfte, kulturkritischer Theorien und literarischer Richtungen“[28] gedient, ist immer noch gültig. Das ist kein Zufall: Den Völkischen selbst gelang es weder im wilhelminischen Kaiserreich noch in der Weimarer Republik, eine „einheitliche, systematische und für die Bewegung allgemein verbindliche Ideologie“[29] zu formulieren. Der Begriff blieb auch für die Zeitgenossen deutungsoffen. Charakteristisch für die Geschichte der völkischen Bewegung ist die Gleichzeitigkeit „verschiedene[r], sich teils überlappende[r] – schwerpunktmäßig antisemitisch, (lebens)reformerisch, eugenisch/rassenhygienisch, kulturell und religiös ausgerichtete[r] – Teilbewegungen“[30]. Die „Grenzen des völkischen zum deutschnationalen und kulturkonservativen Milieu“ blieben dabei ausdrücklich „offen“[31].

Begriffsbestimmungen von Stefan Breuer und Uwe Puschner – Ideengeschichtliche Annäherungen an den Begriff des „Völkischen“ müssen sich vor diesem Hintergrund stärker der Abstraktion und der Bildung von Idealtypen widmen als der Rekonstruktion eines möglichst vollständigen Gesamtpanoramas der divergierenden Meinungen völkisch orientierter Einzelpersonen und -gruppen. Die Gefahr, dabei lediglich die zeitgenössische „Verwirrung [zu] reproduzieren“[32], wäre groß. Den bis dato überzeugendsten Versuch, aus dem Ideenhaushalt der Völkischen jene fundamentalen Merkmale herauszuarbeiten, welche die Bewegung gleichsam im Innersten zusammenhielten, hat nach Ansicht des Verfassers

[26] Für eine begriffsgeschichtliche Herleitung von „völkisch“ vgl. Hartung, Ideologie, S. 23–25. Demzufolge kam der Begriff „um 1880 in österreichischen, um die Jahrhundertwende auch in reichsdeutschen Umlauf“ (ebd., S. 23).

[27] Gerstner, Erlösung, S. 80. Augenfälligster Ausdruck des Anwachsens des völkischen Lagers war der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund, der zwischen seiner Gründung 1919 und seinem Verbot im Sommer 1922 zu einem rund 170 000 Mitglieder zählenden Massenverband anwuchs. Zur Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbunds vgl. Lohalm, Radikalismus; Breuer, Völkischen, S. 150–160.

[28] Broszat, Ideologie, S. 56.

[29] Puschner, Völkisch [2007], S. 57. Zu den Versuchen der zeitgenössischen Begriffsbestimmung vgl. ebd., S. 53–56.

[30] Ebd., S. 57.

[31] Ulbricht, „Von deutscher Art und Kunst“, S. 98.

[32] Breuer, Bewegung, S. 499.

Stefan Breuer vorgelegt.[33] Breuer hat sich dabei kritisch mit der im Jahr 2001 von Uwe Puschner vorgeschlagenen Interpretation auseinandergesetzt, das völkische Denken lasse sich auf drei zentrale Ideen- und Diskursfelder zurückführen: „Sprache“, „Rasse“ und „Religion“[34].

Besonders der These Puschners, die Entwürfe „arteigene[r], d. h. rassespezifische[r] und auf der völkischen Germanenideologie fußende[r] Religionen“ würden in das „Zentrum der völkischen Weltanschauung“[35] führen, hat Breuer entschieden widersprochen. Eine derart starke Gewichtung des religiösen Elements ignoriere, so Breuer, eine Vielzahl dezidiert „naturalistisch“ orientierter, völkischer Denker, denen „der Prozeß der Natur als ‚die einzige und die ganze Wirklichkeit‘“ gegolten habe und die sich dementsprechend „in beständigem Gegensatz mit religiösen Auffassungen“[36] befanden. Dieser Hinweis ist auch für die vorliegende Arbeit von Bedeutung, da etwa Erwin Guido Kolbenheyer genau jenem Segment der völkischen Bewegung zuzurechnen ist.[37] Breuer hat des Weiteren argumentiert, dass „der Weg über die Religion“ bei der Herleitung der völkischen Ideologie in eine „undurchdringliche Gemengelage“ differierender, „materialistische[r] und monistische[r], aber auch theo-, ario- und biosophische[r]“ sowie „deutschchristliche[r], gnostische[r] und polytheistische[r]“[38] Anschauungen und Motive führe; durch eine Begriffsbildung des „Völkischen“ an diesen Elementen würde „die Peripherie für das Zentrum“ und „die Ausnahme für die Regel“ genommen werden. Außerdem sei dadurch eine „Überbetonung der bizarren und verstiegenen Züge“ zu befürchten, die in der völkischen Bewegung zwar „zweifellos in hoher Blüte“ standen, von denen aber in der Tat unbewiesen ist, ob sie „für das durchschnittliche Mitglied“ völkischer Organisationen tatsächlich „verbindlich“ waren. Ein primär religionsorientierter Zugriff, so Breuer, verfehle zudem gerade das, „was die völkische Bewegung in sozialer Hinsicht“ ausgemacht habe: „ihre Verankerung im *juste milieu*“[39].

Größere Bedeutung als den „arteigenen“ Religionsentwürfen hat Puschner indes der Rassenideologie zugesprochen. Sie habe als Kern der völkischen Weltanschauung „sämtliche Ideologeme von der Germanen- über die Volkstums- und Heimatideologie bis hin zum Antisemitismus und zur Religionsideologie“[40]

[33] Vgl. Ders., Völkischen, S. 722.
[34] Vgl. Puschner, Bewegung, S. 27–261.
[35] Ders., Weltanschauung und Religion, S. 1. „Religion und vor allem Religiosität“, so Puschner, hätten „die entscheidenden Antriebskräfte für völkisches Denken und Handeln“ gebildet (ebd., S. 9).
[36] Breuer, Völkischen, S. 10.
[37] Für Kolbenheyers „naturalistische“ Weltanschauung vgl. Kap. 3.3.1.
[38] Breuer, Völkischen, S. 10.
[39] Ebd., S. 10 f. (Herv. i. Orig.). Hier muss allerdings betont werden, dass Puschner durchaus zwischen den Befürwortern „einer ‚arteigenen‘ […] Religion“ auf der einen Seite und einer „völkische[n] Mehrheit“ auf der anderen Seite unterschieden hat, „die unter dem Schlagwort ‚Deutschchristentum‘ ausgehend vom Protestantismus ein von seinen alttestamentlich-jüdischen und paulinischen Fundamenten gelöstes, arisiertes und germanisiertes Christentum konstruierten“ (Puschner, Völkisch, S. 66).
[40] Puschner, Völkisch, S. 61.

durchdrungen. Diese Deutung hat Breuer – bei weitgehender Zustimmung – insofern zu relativieren versucht, als die Völkischen „trotz aller Konzessionen an die Rassenlehren in letzter Instanz stets Volk und Nation den Vorzug gegeben“[41] hätten. Während dieses Gegenargument nur bedingt zu überzeugen vermag[42], hat Breuer überdies – und mit Recht – auf die „höchst divergenten Auslegungen des Rassenkonzepts“ unter völkischen Autoren hingewiesen, die von rein „biologistischen“ bis zu rein „spiritualistischen Auffassungen“[43] reichten. Bei dem im völkischen Lager populären Konzept der „Volksnation“ (unter Abgrenzung von dem Modell der „Staatsnation“) sei etwa das biologistische Konstrukt der „Abstammungsgemeinschaft“ ebenso nachweisbar wie Konzepte, die das Volk „primär als Geist, Seele oder ‚Gestalt‘“[44] auffassten. Dass sich beide Konzepte nicht gegenseitig ausschlossen, zeigt exemplarisch die Volksnomoslehre Wilhelm Stapels, die zugleich für das biologistische Element des „Ahnenerbes“ wie für metaphysische Ideen von „Volksgeist“ und „Volkssittlichkeit“ offen war.[45]

Bei einer historischen Bewertung der rassistischen Ordnungsvorstellungen der völkischen Bewegung gilt es stets zu bedenken, dass Rassenlehren gerade in dem Vierteljahrhundert vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine Wirkmächtigkeit und Virulenz besaßen, die weit über das letztlich eng begrenzte Segment völkischer Vereine und Verbände hinausreichten. Die „anthropologische Kategorie ‚Rasse‘“ galt in dieser Zeit nicht zuletzt „in verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen als ein zukunftsweisendes Forschungsparadigma“, von dem man sich mittels der Identifikation vermeintlich „rassespezifischer Erbmerkmale […] grundlegende Erkenntnisse über Individuum, Kultur und Gesellschaft“[46] versprach. Schon deshalb muss, wenn von einer spezifisch völkischen Weltanschauung gesprochen wird, der Blick über den Aspekt der Rasse hinaus erweitert werden.

Als drittes Ideen- und Diskursfeld, um das sich die völkische Ideologie gruppiert habe, hat Uwe Puschner auf die Sprache verwiesen. Nach dieser Lesart erhielt die völkische Bewegung und Weltanschauung „wichtige Impulse“ aus der „Sprachbewegung des frühen Kaiserreichs“, konkret aus deren Verdeutschungskampagnen, Sprachpurismus sowie deren Perzeption von Sprache als „Ausdruck

[41] Breuer, Völkischen, S. 10.

[42] Das Argument setzt eine Trennschärfe der Begriffe „Volk“, „Nation“ und „Rasse“ voraus, die so höchstens bei einem Teil der zeitgenössischen völkischen Autoren nachzuweisen ist. Typisch für viele ihrer Texte ist vielmehr eine synonyme Verwendung.

[43] Breuer, Bewegung, S. 523.

[44] Ders., Völkischen, S. 9.

[45] Die Volksnomoslehre Stapels ist in der Forschung bereits ausführlich beschrieben worden, vgl. v. a. Schmalz, Kirchenpolitik, S. 62–69; Haar/Berg (Hg.), Handbuch, S. 721–729. In seiner Schrift *Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus* fasste Stapel den Kerngedanken seiner Volksnomoslehre zusammen: „Jedes Volk wird zusammengehalten durch ein Gesetz des Lebens, das, entsprechend seiner Natur, seine innere und äußere Form, seinen Kult, seinen Ethos, seine Verfassung und sein Recht bestimmt: durch den Nomos. Der Nomos macht das Volk, das ursprünglich Kultgemeinde ist, zum Volke […]. Jedes Volk hat seinen besonderen Nomos“ (Stapel, Staatsmann [1932], S. 174).

[46] Pinn, „Verwissenschaftlichung“, S. 83.

des deutschen Wesens“[47]. Durchsetzen konnte sich diese These indes nicht und das mit guten Gründen: Für das Gros völkischer Rassenideologen war die „Sprache“ kein wesentlicher Faktor ihrer politisch-ideologischen Ordnungsvorstellungen und konnte es nach ihrer eigenen Logik auch schwerlich sein. An die biologisch-organische bzw. „rassische“ Essenz des Volks reichte die Sprache als ein auch von (rasse-)fremden Personen erlernbares, äußerliches Merkmal nicht heran. Ausdruck verlieh diesem Gedanken unter anderem der Eugeniker und spätere Inhaber des ersten, 1923 eingerichteten Lehrstuhls für „Rassenhygiene“ an der Universität München, Fritz Lenz, im ersten Jahrgang der einflussreichen völkischen Zeitschrift *Deutschlands Erneuerung* (1917)[48]: „Die Sprache kann wechseln, und sie ist vergänglich; der organische Kern des Volkes aber hat Ewigkeitsbedeutung“. Ein Mensch könne zwar, so Lenz, „die Sprache eines Volkes als Muttersprache sprechen“, gleichzeitig jedoch „der Volksseele fremd gegenüberstehen“[49] – ein weitreichender Konsens des völkischen Rassendenkens, der 1921 in derselben Zeitschrift etwa in einer Kritik gegen den jüdischen Staatsrechtslehrer und „Vater“ der Weimarer Verfassung, Hugo Preuß, aufgegriffen wurde[50] und den auch Hitler 1925/26 in *Mein Kampf* wiederholt reproduzierte.[51]

Völkische Antworten auf die „Moderne“ – Ein wohlbegründeter Forschungskonsens besteht mittlerweile darüber, dass ein pauschaler Antimodernismus nicht zu den konstitutiven Elementen der völkischen Ideologie gehörte.[52] Eine grundsätzlich skeptische oder gar prinzipiell ablehnende Haltung gegenüber dem wissenschaftlich-technologischen Fortschritt ist unter ihren Vertretern zwar mitunter nachweisbar, jedoch eher selten. Keinesfalls kann diese Position als repräsentativ für „die“ Völkischen gelten. Ebenso wie der Nationalsozialismus zielte die völkische Bewegung nicht auf eine „Alternative zur Moderne“, sondern bemühte sich um „Entwürfe einer alternativen Moderne“, so die klassische wie treffende For-

[47] Puschner, Bewegung, S. 15.

[48] Vgl. Auerbach, Lehrjahre, S. 7; Müller, Westen, S. 169 f.; Leicht, Erneuerung. Eine detaillierte Aufarbeitung der Zeitschrift *Deutschlands Erneuerung* ist ein Desiderat der Forschung.

[49] Lenz, Erneuerung, S. 37.

[50] Vgl. Friedrich, Sprache, S. 620: „Preuß spricht eben die Sprache der Juden: deutsche Worte, aber jüdische Gedanken und Ziele.“

[51] Mit kritischem Blick auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg heißt es dort: „Denn was man im allgemeinen unter diesem Wort [gemeint: Germanisation] verstand, war nur die erzwungene äußerliche Annahme der deutschen Sprache. Es ist aber ein kaum faßlicher Denkfehler, zu glauben, daß, sagen wir, aus einem Neger oder einem Chinesen ein Germane wird, weil er Deutsch lernt und bereit ist, künftighin die deutsche Sprache zu sprechen und etwa einer deutschen politischen Partei seine Stimme zu geben. Daß jede solche Germanisation in Wirklichkeit eine Entgermanisation ist, wurde unserer bürgerlichen nationalen Welt niemals klar“ (Hitler, Kampf, Bd. 2, S. 19). Auch im Kapitel *Volk und Rasse* betonte Hitler: „Nun liegt aber die Rasse eben nicht in der Sprache, sondern ausschließlich im Blute […]. Man kann einem Menschen ohne weiteres die Sprache ändern [sic!], d. h. er kann sich einer anderen bedienen; allein er wird dann eben in seiner neuen Sprache die alten Gedanken ausdrücken, sein inneres Wesen wird nicht verändert“ (Hitler, Kampf, Bd. 1, S. 330).

[52] Zu dem ambivalenten, partiell bejahendem Verhältnis der Völkischen gegenüber der Moderne vgl. Breuer, Völkischen, S. 11, und Puschner, Weltanschauung [2002], S. 127.

mulierung Rolf Peter Sieferles.[53] Eine per se technik- und wissenschaftsfeindliche Haltung wäre auch in der Eigenlogik des völkischen Denkens letztendlich abwegig gewesen, wäre mit ihr doch unweigerlich die Preisgabe militärischer Konkurrenzfähigkeit im Zeitalter der Hochindustrialisierung einhergegangen und folglich auch der Abschied von allen weitreichenden Vorstellungen von „Weltpolitik" und „Lebensraum".[54] Imperialistische Raumutopien waren im wilhelminischen Kaiserreich zwar keineswegs spezifisch „völkisch", wurden jedoch selbstredend auch innerhalb der völkischen Bewegung gepflegt und befördert. Darüber hinaus zeugen die von den Völkischen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert euphorisch vertretenen Ideale der „Rassenhygiene" und „Menschenzucht"[55] eher von einer Offenheit gegenüber damals modernen Vorstellungen und Ideen, die vielen als „wissenschaftlich begründet" schienen.

Kann also von einem grundsätzlichen Antimodernismus der Völkischen keine Rede sein, so besaßen sie doch eine erhöhte Sensibilität für die aus ihrer Perspektive „unerwünschten Folgen"[56] der „zweiten Moderne"[57]. Die entsprechende Kritik richtete sich hier in „sozialer Hinsicht" auf den „Niedergang der bürgerlichen Lebensform und den Aufstieg der Massendemokratie" und in „kognitiver Hinsicht" auf die – um eine Formulierung Stefan Breuers aufzugreifen – Verdrängung der „synthetisch-harmonisierenden" durch die „analytisch-kombinatorische Denkfigur"[58]. Der hierin angelegte antirationalistische Affekt kommt gerade in den Schriften Hans Grimms immer wieder zum Tragen – etwa in Form seiner Klage über das gesellschaftlich „zersetzende" Wirken individueller, intellektueller „Auseinanderschwätzer"[59]. Gemeinsam mit der von ihm propagierten und popularisierten Lebensraum-Ideologie bildete dieser Affekt einen der Grundpfeiler von Grimms politischem Denken.

Die Sensibilität für die unerwünschten Folgen der „zweiten Moderne" manifestierte sich ferner in unterschiedlichen „Suchbewegung[en]"[60] nach vermeintlich verloren gegangener „Ganzheit" und „Harmonie".[61] Stefan Breuer hat hier von

[53] Sieferle, Revolution, S. 221. Vgl. auch Puschner/Schmitz/Ulbricht, Vorwort, S. XIV.
[54] Vgl. Laak, Afrika, S. 95–112; Smith, „Weltpolitik", S. 29–48.
[55] Vgl. Sieferle, Rassismus, S. 436–448.
[56] Breuer, Völkischen, S. 11.
[57] Während mit der „ersten Moderne" der gegen die „traditionelle Gesellschaft" gerichtete „Modernisierungsschub" des frühen 19. Jahrhunderts gemeint ist, meint die „zweite Moderne" die im europäischen Vergleich verspätete „ökonomische Modernisierung", die „das kapitalistisch-industrielle System aus eigenem Antrieb und mit eigenen Methoden" entfaltet hat, vgl. Nipperdey, Probleme, S. 50f.
[58] Breuer, Völkischen, S. 13. Breuer erklärt die divergente „Vielgestaltigkeit" der Völkischen damit, dass sie in dem Bestreben der Eindämmung der „analytisch-kombinatorischen Denkfigur" mit unterschiedlichsten „Bündnispartner[n]" kooperiert hätten, etwa in „kirchenkritischen oder gar neuheidnischen Strömungen", unter „Vertretern eine anti-avantgardistischen Heimatkunst" oder auch unter „Gegnern einer zu starken […] Rezeption des römischen Rechts". Hierdurch habe sich um den völkischen „Gesinnungskern" eine Fülle verschiedener „Interessentenideologien" angelagert (Breuer, Bewegung, S. 501).
[59] Grimm, Aufgabe [1925], S. 60.
[60] Puschner/Schmitz/Ulbricht, Vorwort, S. XVIII.
[61] Vgl. hierzu Harrington, Suche.

einer „Projektion der ‚synthetisch-harmonisierenden Denkfigur‘“ auf das als „handlungsfähig gedachte Kollektiv“[62] des Volks gesprochen. Weiterhin kam jene Sensibilität in verschiedenen „Gegenbewegung[en]“[63] zu allen Formen des Internationalismus zum Ausdruck, die von antisemitischen, antislawistischen, antiromanistischen wie auch – insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg – amerikafeindlichen Ressentiments getragen waren. Kulturelle Einflüsse anderer Nationen wurden pauschal als Bedrohungen der erhofften „Wirklichkeit des zu schaffenden völkischen Staates“[64] erlebt und entsprechend diskreditiert. Aus Perspektive der Völkischen waren ohnehin die „ursprünglichen Wesens- und Charaktermerkmale des Deutschen“ infolge „jahrhundertelanger Überfremdungsprozesse“[65] – insbesondere seit der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs – weitestgehend verschüttet.

Mit Blick auf diese Abgrenzung gegenüber anderen Nationen hat Stefan Breuer zudem auf die unter völkischen Autoren selbstverständliche „Präferenz für dasjenige“ verwiesen, „was die Menschen ungleich statt gleich macht“[66]. Unbestritten ist, dass die Völkischen das egalitäre und kosmopolitische Denken der Aufklärung vehement ablehnten und mit einer „Bekräftigung des Glaubens an die natürliche Ungleichheit“ der Menschen beantworteten. Im „Unterschied zu den „Konservativen der Vormoderne“ bezog sich dieser Glaube in ihrem Fall jedoch „nicht mehr auf einen [sozialen] Stand“[67], sondern auf das gesamte Volk bzw. die eigene „Rasse“. Mit dieser Verlagerung und Erweiterung des Bezugsrahmens ging unweigerlich eine erhöhte Affinität für sozialdarwinistisches Denken einher. Entsprechend kennzeichnete die völkische Weltanschauung denn auch eine dezidierte Ablehnung des Pazifismus, insbesondere nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg. Die schon vor 1914 nachweisbare, sozialdarwinistisch aufgeladene Vorstellung von der – so 1912 der Militärhistoriker Friedrich von Bernhardi – „biologische[n] Notwendigkeit“[68] des Krieges und dessen angeblich regenerativer Kraft[69] wurde nach 1918 zur „polemischen Gleichsetzung von Pazifismus, Vaterlandslosigkeit und Landesverrat“[70] zugespitzt. Diese Haltung prononcierte nicht zuletzt Wilhelm Stapel in seiner Zeitschrift *Deutsches Volkstum*. Während es, so Stapel 1923, „in einem siegreichen Volke“ eine „Ehre“ sei „Pazifist zu sein“, bedeute es „in

[62] Breuer, Völkischen, S. 17.
[63] Puschner/Schmitz/Ulbricht, Vorwort, S. XVIII.
[64] Vopel, Nationalismus, S. 175.
[65] Puschner/Schmitz/Ulbricht, Vorwort, S. XVIII.
[66] Breuer, Völkischen, S. 18.
[67] Ebd., S. 18f.
[68] Bernhardi war der Überzeugung, dass ohne Kriege „minderwertige oder verkommene Rassen die gesunden, keimkräftigen Elemente überwuchern“ würden (Bernhardi, Krieg, S. 11, 14).
[69] Dieses Denken war unter anderem im Umfeld des Alldeutschen Verbands verbreitet, vgl. Chickering, Alldeutschen. Entsprechendes findet sich auch in Heinrich Claß’ Pamphlet *Wenn ich der Kaiser wär’*, wo es etwa heißt: „Heilig sei uns der Krieg, wie das läuternde Schicksal, denn er wird alles Große […] wecken in unserem Volke und seine Seele reinigen von den Schlacken der selbstischen Kleinheit. […] Willkommen sei er uns als der Arzt unserer Seelen, der mit stärksten Mitteln uns heilen wird“ (Frymann, Kaiser, S. 182f.).
[70] Odenwald, Kampf, S. 28.

einem unterlegenen Volke […] eine Schmählichkeit". Der deutsche Pazifismus nach Kriegsende sei demnach eine „Sammelbecken" für „geringere Naturen", für „Spießer", „Aestheten" und „Schwätzer", ja für die „moralisch und geistig Erbärmlichen"[71].

Freilich kann nicht jede Arbeit, die sich mit der Geschichte der völkischen Bewegung beschäftigt, ihren Schwerpunkt auf eine weitere Vertiefung der skizzierten Forschungsergebnisse über den Begriff und die Idee des „Völkischen" legen. Wird – wie in der vorliegenden Arbeit der Fall – anderen Fragestellungen nachgegangen, liegt es nahe, unter die völkische Weltanschauung ein Set von Ideologemen zu fassen, für deren Klassifikation als „völkisch" ein breiter Forschungskonsens bilanziert werden kann.[72] Uwe Puschner, Walter Schmitz und Justus H. Ulbricht haben hier von einem „ideologischen Feld mit festen Koordinaten" gesprochen, in welchem das „weltanschauliche Programm"[73] der völkischen Bewegung eingebettet gewesen sei. Die drei Autoren verwiesen dabei zuvorderst auf den „Glaube[n] an eine alldeutsch oder pangermanisch begründete deutsche Eigenart" sowie an „die Auserwähltheit und Mission des deutschen Volkes" – ein Glaube, der durch „rassische, insbesondere antisemitische und antislavistische Begründungen"[74] untermauert worden sei. Dabei gilt es zu beachten, dass der für die Völkischen obligatorische, in vielen „verschiedenen Schattierungen" vorhandene Antisemitismus zwar fraglos „ein integrales Element" dieser Bewegung war, sich ihre Ideologie in ihm jedoch keinesfalls erschöpfte.[75]

## 1.3 Netzwerktheorie und Geschichtswissenschaft

Das enorme Anwachsen der sozialwissenschaftlichen Forschungsliteratur zur Netzwerkanalyse in den vergangenen Jahrzehnten hat neben der Entfaltung immer elaborierterer methodischer Instrumentarien auch dazu geführt, dass eine Übereinkunft darüber, was unter einem „Netzwerk" im Detail verstanden werden kann und soll, recht schwierig geworden ist. Die Vieldeutigkeit des Begriffs hat auch den Vorwurf der Beliebigkeit seiner Verwendung hervorgerufen.[76] Dabei wurde mit Blick auf die Geisteswissenschaften insbesondere eine rein „metaphorische", von den sozialwissenschaftlichen Theorieangeboten abgekoppelte Begriffsverwendung kritisiert.[77] Dieser Vorwurf ist insofern nachvollziehbar, als in den Geisteswissenschaften – und insbesondere in der Geschichtswissenschaft –

[71] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 452.
[72] So hat etwa Walter Jung in seiner Dissertation über die außenpolitischen Konzeptionen des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbunds mit den „konsensfähigen Kernen" der völkischen Ideologie operiert, vgl. Jung, Voraussetzungen, S. 9.
[73] Puschner/Schmitz/Ulbricht, Vorwort, S. XXI.
[74] Ebd., S. XXIf.
[75] Vgl. ebd., S. XVII.
[76] Vgl. bspw. Gorißen, Netzwerkanalyse, S. 159f.
[77] Vgl. Lemercier, Methoden, S. 18.

„Netzwerke" gegenwärtig zwar in aller Munde sind, über die Möglichkeiten einer Berücksichtigung sozialwissenschaftlicher Theorien und Methoden jedoch nicht immer konkret nachgedacht worden ist.

Als konsensfähiger Ausgangspunkt abweichender Einzelüberlegungen über den Begriff des „Netzwerks" darf nach wie vor die klassische Begriffsbestimmung des britischen Ethnologen James Clyde Mitchell gelten. Nach dessen bewusst allgemein und knapp gehaltener, bis heute immer wieder aufgegriffener Definition gilt ein Netzwerk als „eine durch Beziehungen eines bestimmten Typs verbundene Menge von sozialen Einheiten"[78]. Die Stärke dieser Definition liegt in ihrer Anwendbarkeit in sehr unterschiedlichen Detailstudien: So können unter „sozialen Einheiten" (oder „Akteuren") sowohl Einzelpersonen als auch Körperschaften und Organisationen verstanden werden, während unter die „Beziehungen eines bestimmten Typs" unterschiedlichste Formen der Interaktion fallen können. Zu denken ist sowohl an emotionsgetragene „Verwandtschaft und Freundschaft" als auch an einen rein funktionalen, professionell distanzierten „Austausch von Informationen oder materiellen Ressourcen" oder auch an „Transaktion[en] von Dienstleistungen oder Unterstützung in Krisensituationen"[79].

Ähnlich vielfältig können die Faktoren sein, welche die Grenzen eines Netzwerks bestimmen. Die Netzwerken zugesprochene Fähigkeit, sich durch das jederzeit mögliche Knüpfen neuer Kontakte potenziell ins Unendliche ausweiten zu können, da am Horizont „jeder analysierten Beziehung weitere Relationen sichtbar" werden, welche „den Radius des Netzwerkes erweitern"[80], ist nicht viel mehr als ein theoretisches Gedankenspiel. Zwar dürfen die Grenzen von Netzwerken als – im Vergleich zu sozioökonomischen „Klassen" – dezidiert weichen sozialen Figurationen „in sachlicher und sozialer Hinsicht" als „fließend"[81] gelten; durch die unvermeidliche Endlichkeit der Ressourcen Zeit und Vertrauen[82] bleibt die Anzahl der praktisch realisierten Beziehungen jedoch zwangsweise begrenzt. Auch kann die Teilhabe an Netzwerken an konkrete äußere Voraussetzungen geknüpft sein, die nur von einem überschaubaren Personenkreis eingelöst werden kann. Zu denken ist etwa an Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden, an das Angestelltenverhältnis bei ein und demselben Arbeitgeber, an die Beteiligung an zukünftigen oder vergangenen Ereignissen oder auch an geografische Nähe. Auch gemeinsame weltanschauliche Gewissheiten und politisch-ideologische Wertesysteme können ausschlaggebende integrierende oder aber exkludierende Faktoren sein. Vor diesem Hintergrund wäre es also ein Fehler, die vergleichsweise hohe Fluidität von Netzwerkgrenzen mit einer Abwesenheit von Ausschlusskriterien zu verwechseln. Niemals verwirklicht ein soziales Netzwerk die ganze ihm theore-

[78] Mitchell, Concept [1969], hier in Übersetzung zitiert aus: Pappi, Netzwerkanalyse, S. 13.
[79] Liedtke, Rothschild, S. 5.
[80] Gorißen, Netzwerkanalyse, S. 164.
[81] Bommes/Tacke, Allgemeine, S. 57.
[82] *Vertrauen* bezieht sich in Kontext der Netzwerkanalyse auf eine „rationale, d. h. durch Erfahrung und Reflexion […] begründete Erwartung der Verlässlichkeit anderer Akteure und der Berechenbarkeit ihres Verhaltens", vgl. Boyer, Netzwerke, S. 50.

tisch mögliche Verbreitung. Zwar können Netzwerke „weit reichen", doch schließen sie „innerhalb ihrer Reichweite nicht alles ein. Sie bleiben per definitionem partiell und spezifisch"[83].

Kernelemente der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse – Eine der zentralen Prämissen der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse besteht darin, dass sich das Handeln von Akteuren ohne Berücksichtigung ihrer spezifischen Einbettung („Embeddedness"[84]) in soziokulturelle Beziehungssysteme nicht erklären lässt. Das primäre Interesse der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse konzentriert sich auf das Netzwerk als soziales *System*, als eine „Struktur interpersoneller Beziehungen"[85]: Den hauptsächlichen Untersuchungsgegenstand bilden die Qualität und Beschaffenheit der Beziehungen zwischen den gewählten Netzwerkakteuren, wohingegen die individuellen Merkmale und Fertigkeiten der Akteure selbst meist gänzlich ausgespart werden, in jedem Fall aber sekundär bleiben. Untersuchungen großer Netzwerke gehen dabei von der Voraussetzung aus, dass kein Akteur das Netzwerk, in das er integriert ist, in seiner Gesamtheit überschauen oder gar mitgestalten kann. Demzufolge ist „gegenüber strategischer Überinterpretation von Netzwerkmustern" Vorsicht geboten, die der Annahme folgen, „dass Akteure sich vollständig ihrer Bindungen und Kontakte bewusst wären, dass sie ihre Bindungen und Kontakte bewusst managten, um eine bestimmte Position im Netzwerk zu erringen"[86].

Die strukturorientierte, sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse greift bei der Auswertung ihrer vornehmlich durch Interviews, schriftliche Befragungen und statistische Datenbanken gewonnenen Informationen auf *quantitative* Vorgehensweisen zurück.[87] Mit Blick auf das gesamte Netzwerk wird hierbei nach Orten hoher und niedriger *Dichte* differenziert, wobei das Verhältnis der theoretisch möglichen zu den tatsächlich verwirklichten Kontakten ausschlaggebend ist. An Orten hoher Dichte werden ein effektiverer Informationsfluss sowie ein höheres Maß an wechselseitigem Vertrauen und „sozialem Kapital"[88] postuliert. Die verschiedenen im Netzwerk begriffenen Akteure werden zudem gleichsam hierarchisierend nach dem Faktor ihrer *Zentralität* unterschieden, wobei meist die Summe der direkten Beziehungen („Degree-Zentralität") als ausschlaggebender Bewertungsmaßstab gilt.[89] Vereint ein Akteur eine besonders hohe Zahl von Kontakt-

[83] Becker, Netzwerke, S. 317.
[84] Das netzwerkanalytische Theorem der *Embeddedness* wurde ursprünglich für wirtschaftswissenschaftliche Fragestellungen entwickelt, vgl. Granovetter, Action.
[85] Neurath/Krempel, Geschichtswissenschaft, S. 68.
[86] Lemercier, Methoden, S. 20.
[87] Zu den quantitativen Verfahrensweisen der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse vgl. Jansen, Einführung in die Netzwerkanalyse.
[88] Vgl. Bourdieu, Kapital. Zur Berücksichtigung der Theorie des sozialen Kapitals in der Netzwerkanalyse vgl. Jansen, Einführung, S. 26–33.
[89] Als weitere Maßstäbe von Zentralität hat die Netzwerktheorie auf die *Closeness-Zentralität* sowie auf die *Betweenness-Zentralität* hingewiesen. Für ausführlichere Informationen vgl. ebd., S. 129–141.

aufnahmen durch andere Akteure („Indegrees") auf sich, wird dies als Kennzeichen von hohem *Prestige* innerhalb des Netzwerks gewertet.[90] Ein weiteres quantitatives Kriterium für die Beschaffenheit von Beziehungen bezieht sich auf den Aspekt der *Reziprozität*. Hierbei wird danach gefragt, ob der Informations- und Ressourcenfluss zwischen Akteuren ungleichmäßig und einseitig oder aber ausgeglichen ausgefallen ist. Das Kriterium der *Multiplexität* meint hingegen die Vereinigung verschiedener Einzelfunktionen in einer Beziehung. So kann ein Akteur etwa zugleich Informant, Vertrauensperson, Rat- und Geldgeber eines anderen Akteurs sein.

Hinsichtlich der Häufigkeit und Regelmäßigkeit von Kontaktaufnahmen zwischen Akteuren wird darüber hinaus zwischen *strong ties* und *weak ties* unterschieden. Beiden Beziehungsarten werden spezifische Vor- und Nachteile zugeschrieben, wobei gerade die Qualität von *strong ties*, das heißt „enge[n] und häufige[n] Beziehungen mit hoher Überlappung und Reziprozität"[91], in der Netzwerktheorie kritisch betrachtet wird: Hervorgehoben wurde hier insbesondere die Problematik eines hohen Zeit- und Energieaufwands, der bei intensiven und emotionsgetragenen Verbindungen für die „Beziehungspflege selbst" aufgewendet werden müsse, ohne dabei dem eigentlichen „Informationsfluss zugute[zukommen]"[92]. Nun müsste man sich bei der in dieser Kritik implizit angelegten Vorstellung des stets Zeit sparenden und Emotionen meidenden, idealen „Netzwerkers" an graue, Zigarre rauchende Michael-Ende-Figuren erinnert fühlen, würde die Netzwerktheorie nicht auch zugleich die spezifischen Stärken von *strong ties* betonen: Engen, intensiv gepflegten, emotional aufgeladenen Beziehungen wird das Potenzial zu hohem „sozialen Kapital" zugesprochen, das primär in wechselseitigem Vertrauen, gegenseitiger Hilfe und Beistand in Krisenzeiten zum Ausdruck komme. Beispiel eines solchen *strong tie* ist etwa die Beziehung zwischen Erwin Guido Kolbenheyer und Wilhelm Stapel.[93] Insgesamt sieht die Netzwerktheorie den Idealfall eines ausgewogenen Nebeneinanders starker und schwacher Beziehungen der Akteure vor. Als „entscheidend für die erfolgreiche Nutzung der Ressourcen eines Netzwerks" gilt demnach nicht nur „die

[90] Ausführliche Informationen zu diesem und anderen Prestige-Konzepten in: Ebd., S. 142–162.
[91] Ebd., S. 28.
[92] Lenger, Netzwerkanalyse, S. 184. Für eine Skizze der strategischen Stärken schwacher Beziehungen vgl. klassisch: Granovetter, Strength. Granovetters Konzept entstammt ursprünglich der Wirtschaftssoziologie. Zur Illustration seiner Überlegungen zur Stärke „schwacher" sozialer Beziehungen wählte Granovetter das Beispiel der Suche nach einem neuen Arbeitsplatz. Aus der Befragung von Arbeitnehmern, über welche informellen Kontakte sie die entscheidenden Informationen bekommen hatten, die letztlich zur Erlangung ihres Arbeitsplatzes geführt hätten, formulierte Granovetter die These, dass jene entscheidenden Informationen vielfach von Personen kommuniziert worden waren, die gerade nicht aus dem engen persönlichen Umfeld der Befragten stammten, sondern mit diesen nur eher flüchtig bekannt waren. Zur Erklärung seiner Untersuchungsergebnisse verwies Granovetter auf die Redundanz der Informationslage sozial eng miteinander verkehrender Personengruppen, wohingegen über *weak ties* häufig Information erschlossen werden könnten, die in dem engsten Bekanntenkreis (*strong ties*) nicht zur Verfügung gestanden hatten.
[93] Vgl. Kap. 2.3.1.

bloße Menge der Beziehungen […], sondern zusätzlich auch deren Unterschiedlichkeit“[94].

Fragen der Interdisziplinarität – Bei der Absicht, netzwerkanalytische Elemente in eigene Forschungsarbeiten zu integrieren, sind Historiker dazu angehalten, zur Erstorientierung die methodologische und theoretische Literatur der Sozialwissenschaften heranzuziehen. Wissenschaftsgeschichtlich betrachtet besitzt die Netzwerkanalyse zwar verschiedene Wurzeln[95], spätestens seit den 1970er Jahren dominiert jedoch die *social network analysis* als das mit Abstand am häufigsten betriebene sowie konzeptionell ausdifferenzierteste und reflektierteste Verfahren. Die Potenziale der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse für die historische Forschung wurden in den vergangenen Jahren intensiv diskutiert.[96] Die bedeutendsten Impulse sind dabei von dem im Herbst 2005 an der Universität Trier initiierten Forschungscluster „Gesellschaftliche Abhängigkeiten und soziale Netzwerke“ ausgegangen. Als ein besonders gelungener Beitrag für einen praxisorientierten Umgang mit den sozialwissenschaftlichen Methodenangeboten in der Geschichtswissenschaft darf der 2011 veröffentlichte Aufsatz *Netzwerkansätze in der Geschichtswissenschaft* von Morten Reitmayer und Christian Marx gelten. In ihm argumentieren die Autoren mit vollem Recht dafür, dass die historische Netzwerkforschung bei einer nur partiellen Übernahme jener Methodenangebote nicht von „Netzwerkanalysen im strengen sozialwissenschaftlichen Sinne“ sprechen solle, sondern „von der Verwendung von Netzwerk*ansätzen*“[97]. Diesem Ansatz fühlt sich auch die vorliegende Arbeit verpflichtet.

Dass es für den Historiker in aller Regel nicht darum gehen kann, das sozialwissenschaftliche Verfahren der Netzwerkanalyse in seiner Gesamtheit zu kopieren, geht schon aus der unterschiedlichen Quellenlage beider Disziplinen hervor.[98] Der Vorteil der Sozialwissenschaftler, sich in ihren gegenwartsbezogenen Netzwerkanalysen etwa durch Interviews und Umfragen eine Quellengrundlage von fast beliebiger Dichte selbst schaffen zu können, ist dem Historiker durch archivalische Überlieferungslücken und -zufälle naturgemäß verwehrt. Indes sollte die Bedeutung dieses Sachverhalts nicht überbetont werden: Auch Sozialwissenschaftler erhalten im Zuge ihrer Befragungen „kaum jemals ‚vollständige

[94] Liedtke, Rothschild, S. 8.

[95] Ursprünglich ist sie „methodisch und theoretisch […] aus ganz unterschiedlichen Disziplinen wie Soziologie, Anthropologie, Mathematik, Psychologie und Physik erwachsen“ (Haas/Mützel, Netzwerkanalyse, S. 49). Über die ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Wurzeln des vermeintlich so modernen „Netzwerk“-Denkens informiert: Gießmann, Netze.

[96] Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang etwa auf die mittlerweile bereits sieben Mal organisierten Workshops Historische Netzwerkforschung. In diesem Zusammenhang sollte nicht vergessen werden, dass erste Überlegungen zu einer unmittelbar von der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse inspirierten „Verflechtungsgeschichte“ bereits Ende der 1970er Jahre von Wolfgang Reinhard angestellt worden sind, vgl. Reinhard, Freunde.

[97] Reitmayer/Marx, Netzwerkansätze, S. 869 (Herv. i. Orig.).

[98] Vgl. ebd.

Informationen‘“[99] und sind darüber hinaus vor die Herausforderung einer häufig nur teilweise authentischen Auskunftsbereitschaft der befragten Personen gestellt. Zudem ist es für den Geschichtswissenschaftler von entscheidender Bedeutung, sich nicht nur die Nachteile, sondern stets auch die spezifischen Vorteile der Arbeit mit historischen Quellen vor Augen zu führen, lassen sich doch gerade durch schriftliche Überlieferungen „Spuren tatsächlichen Austausches und Interaktionen verschiedenster Art“ nachverfolgen, die nicht auf „bewusst ausgeformte Diskurse über soziale Beziehungen“[100] begrenzt bleiben.

Erst seit Kurzem ist innerhalb der Sozialwissenschaft der Ruf laut geworden, die Netzwerkanalyse in ihrer klassischen, strukturorientierten und quantitativen Form um *qualitative* Fragestellungen zu ergänzen und zu bereichern – etwa um eine stärkere Berücksichtigung „kulturelle[r] Aspekte wie Bedeutungen, Sinnzusammenhänge und Diskurse“[101]. Erklärtes Ziel ist hierbei die bislang vernachlässigten oder gar völlig ausgesparten „Akteursstrategien zu identifizieren“, um damit „Netzwerksstrukturen, -effekte und -dynamiken besser erklären und verstehen“[102] zu können. Durch diese Öffnung hat sich die Attraktivität und Anschlussfähigkeit der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse insbesondere in der Geschichtswissenschaft mit ihrem angestammten Interesse am historischen Individuum deutlich erhöht. Daher ist Morten Reitmayer und Christian Marx darin beizupflichten, dass „gerade in der Akteursorientierung der Netzwerkansätze deren größtes Potential für die historische Forschung“[103] liegt. Rein quantitative Herangehensweisen erlauben es jedenfalls kaum, „das Vorhandensein von bewussten Strategien in einem Netzwerk festzustellen“. Dieser für das historische Interesse essenzielle Aspekt „kann nur durch qualitative Untersuchungen ermittelt werden“[104].

Für die vorliegende Studie ist jene „Strömung“ der Netzwerkforschung von besonderem Interesse, die primär die „kulturgeschichtliche Dimension der Konstruktion und Wirkung von Deutungsmustern und Normen in der Existenz und Funktion sozialer Netzwerke“[105] in den Blick nimmt. Hauptsächlich untersucht werden dabei „die Handlungsformen und -möglichkeiten individueller und kollektiver Akteure“, wobei im „Unterschied zu älteren Formen der Biographie“ die untersuchten Akteure „nicht isoliert behandelt, sondern in die sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Kontexte eingebettet“[106] werden. Diese gestalten sie einerseits aktiv mit, andererseits werden ihre Handlungsspielräume und ihre Entscheidungen durch sie beeinflusst. Zugleich werden in dieser Arbeit die Beziehungen Hans Grimms, Erwin Guido Kolbenheyers und Wilhelm Stapels

[99] Lemercier, Methoden, S. 25.
[100] Ebd.
[101] Haas/Müntzel, Netzwerkanalyse, S. 59.
[102] Franke/Wald, Möglichkeiten, S. 172.
[103] Reitmayer/Marx, Netzwerkansätze, S. 876.
[104] Lemercier, Methoden, S. 20.
[105] Reitmayer/Marx, Netzwerkansätze, S. 870.
[106] Ebd.

nicht nur auf ihren weltanschaulichen Gehalt hin befragt, sondern auch – soweit es die Quellenlage erlaubt – auf ihre „Zeitlichkeit“[107]: Die Frage, wann und unter welchen Umständen Kontakte geknüpft wurden, ist dabei ebenso von Interesse wie die Dauer der einmal etablierten Beziehungen. Bei einer seit jeher heterogenen, von zahlreichen Binnenkonflikten gekennzeichneten Bewegung wie jener der „Völkischen“ lässt sich häufig die Beobachtung machen, wie bestehende Beziehungen aufgrund von Meinungsverschiedenheiten zu Bruch gehen, nur um unter veränderten Rahmenbedingungen zu einem späteren Zeitpunkt wieder neu etabliert zu werden. Die Beziehung zwischen Wilhelm Stapel und Hans Grimm ist hierfür ein mustergültiges Beispiel.[108] Bei aller in der bisherigen Forschung mit Recht betonten notorischen Zerstrittenheit der völkischen Bewegung sollte ihre Befähigung zur Aussöhnung – aus Netzwerkperspektive könnte hier von Selbstheilungskräften gesprochen werden – nicht aus den Augen verloren werden.

## 1.4 Forschungslage zu Leben und Werk Hans Grimms, Erwin Guido Kolbenheyers und Wilhelm Stapels

Forschungslage zu Erwin Guido Kolbenheyer – Es war keine Übertreibung, als der Literaturwissenschaftler Hans-Edwin Friedrich im Jahr 2000 die Forschungslage zu Erwin Guido Kolbenheyer als schlechterdings „desolat“ bezeichnete.[109] Diese Feststellung gilt noch heute: Wissenschaftliche Monografien, in denen der Person Kolbenheyers mehr als nur ein flüchtiger Blick zuteilwird, sind nach wie vor eine Rarität. Unter Historikern geht die Unbekanntheit Kolbenheyers sogar so weit, dass im Jahr 2007 in einem ansonsten verdienstvollen Sammelband über *Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik*[110] ein Bild abgedruckt wurde, auf dem der Bildunterschrift zufolge Wilhelm Stapel und Erwin Guido Kolbenheyer abgelichtet sein sollen, das in Wirklichkeit jedoch Stapel und einen nicht näher bekannten Mann zeigt, der mit Kolbenheyer äußerlich nicht die geringste Ähnlichkeit besitzt.[111] Zwar wurden in den vergangenen Jahrzehnten einige wenige Aufsätze zu Detailaspekten von Leben und Werk Kolbenheyers veröffentlicht[112], insgesamt kann ein Forschungsüberblick zu Kolbenheyer gegenwärtig jedoch kaum mehr bilanzieren als den fast vollständigen

[107] Lemercier, Methoden, S. 26.
[108] Vgl. Kap. 2.3.2 und 6.1.
[109] Vgl. Friedrich, Lebensbilder, S. 83, Anm. 14.
[110] Ciupke/Heuer/Jelich/Ulbricht, Erwachsenenbildung.
[111] Vgl. Jelich, Verfassung, S. 157. Das Bild dürfte aus der Studie von Siegfried Lokatis übernommen worden sein, wo es sich mit der Bildunterschrift „Wilhelm Stapel an einem Büchertisch mit Titeln von Kolbenheyer (nach 1945 aufgenommen)“ findet, vgl. Lokatis, Verlagsanstalt, S. 12.
[112] So hat etwa Wolfgang Höppner in seinen Arbeiten über den Germanisten und engen Freund Kolbenheyers Franz Koch deutlich den Einfluss nachgewiesen, den Kolbenheyers Weltanschauung auf die literaturwissenschaftlichen Arbeiten Kochs ausgeübt hat, vgl. Höppner, Germanist; Ders., Koch.

Mangel einschlägiger Arbeiten. Seitens der Germanistik hat Christian Jäger die bis dato umfangreichste Beschäftigung mit Kolbenheyers Werken vorgelegt; von einer erschöpfenden Analyse und literaturhistorischen Verortung des umfangreichen Œuvres kann jedoch auch hier keine Rede sein.[113] Eine systematische, historisch-kritische Verortung des Lebens und der Weltanschauung Kolbenheyers ist folglich bis heute ein Desiderat der Forschung geblieben.

Angesichts dessen, dass Kolbenheyer einer der prominentesten Autoren des „Dritten Reichs" war, mag dieser Befund zunächst überraschen. Er hat jedoch seine Gründe: Nach Ende des Zweiten Weltkriegs hatte die literatur- wie auch die geschichtswissenschaftliche Forschung über Jahrzehnte spürbar ein Desinteresse daran, den zentralen Erfolgsautoren des NS-Regimes nähere Aufmerksamkeit zu schenken. Selbst über einen so einflussreichen Funktionär wie Hanns Johst, den von 1935 bis 1945 amtierenden Präsident der Reichsschrifttumskammer, wurde erst 2004 eine wissenschaftliche Monografie vorgelegt.[114] Zwar erschienen vor allem in den 1970er und 1980er Jahren zahlreiche literaturhistorische Arbeiten, in denen die Werke prominenter Autoren der Weimarer Rechten auf nazistische Inhalte durchleuchtet wurden[115]; intensive biografische Auseinandersetzungen mit den Verfassern wurden dabei jedoch nicht angestrebt und in aller Regel nicht für nötig befunden. So blieben die Menschen hinter den Wörtern blass. Dies gilt nicht nur für Kolbenheyer. Verwiesen sei hier nur auf den Schriftsteller und Literaturkritiker Will Vesper, dessen Leben und Wirken bislang nur vergleichsweise oberflächlich untersucht worden ist.[116]

Forschungslage zu Hans Grimm – Noch vor etwas mehr als einem Jahrzehnt hätte für Hans Grimm ein sehr ähnliches Fazit gezogen werden müssen wie für Kolbenheyer. Annette Gümbel hat in ihrer 2003 vorgelegten Doktorarbeit *„Volk ohne Raum". Der Schriftsteller Hans Grimm zwischen national-konservativem Denken und völkischer Ideologie* jedoch das Leben des Dichters erstmals genauer beschrieben. Gümbel hat sich in ihrer Arbeit primär den Fragen gewidmet, „welche Ausprägung" Grimm „der völkischen Lebensraumideologie bereits vor der

[113] Vgl. Jäger, Literatur, S. 119–178.

[114] Vgl. Düsterberg, Johst.

[115] Vgl. pars pro toto das Kapitel *Der Mythos von der deutschen Seele* in: Westenfelder, Genese. Zu Kolbenheyer hier bes. S. 101–111.

[116] Eine Studie über Will Vesper (1882–1962) wäre schon deshalb von Interesse, da er nach den Übergang seiner Zeitschrift *Die schöne Literatur* in den Besitz des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbands im Jahr 1928 (vgl. Meyer, Verlagsfusion, S. 5), spätestens jedoch nach seinem Eintritt in die NSDAP im Jahr 1931 ganz in der Rolle eines Organisators aufging, der, so Uwe Day, „die völkisch-nationalen Schriftsteller am rechten Rand" zu einer „nazistischen Kampfreihe gegen die Demokratie Weimars und gegen die Metropole Berlin" (Day, Hohepriester, S. 68f.) auszurichten versuchte. Die von Will Vespers Sohn Bernward beschriebene Verbrennung von Büchern und persönlichen Papieren durch seinen Vater in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs (vgl. Koenen, Vesper, S. 54f.) sollte nicht dazu verleiten, eine Studie über Will Vesper vorauseilend als wenig vielversprechend oder gar aussichtslos zu erachten. Im Deutschen Literaturarchiv Marbach lagern umfangreiche Nachlassmaterialien Vespers, die in der Forschung bislang kaum berücksichtigt worden sind.

NS-Diktatur“ geben konnte und welche Veränderungen dessen „Raumdenken von den zwanziger bis zum Ende der fünfziger Jahre“[117] durchlief. In ihren chronologisch angelegten Hauptkapiteln zum deutschen Kaiserreich, zur Weimarer Republik, zum „Dritten Reich“ sowie zur frühen Bundesrepublik ist Gümbel einer strikten Dreiteilung gefolgt: In einem ersten Schritt fasst sie die Biografie Grimms im entsprechenden Zeitfenster zusammen, um anschließend die in ihnen veröffentlichten „literarische[n] Erzeugnisse“ sowie – in einem dritten Schritt – die „Rezeption der Werke“[118] zu untersuchen.

Die größte Stärke der Studie besteht in dieser Rezeptionsanalyse. Hier gelingt Gümbel durch die Auswertung von Presseartikeln und einer Vielzahl privater Leserbriefe ein komplexes und plastisches Bild. Bezüglich der „Raumideologie“ des Dichters weist Gümbel nach, dass es erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer einschneidenden „Modifikation“ gekommen ist: Während Grimm bis 1945 primär in kolonialen Kategorien dachte, wandte er seine Aufmerksamkeit in der Bundesrepublik ganz „den verlorenen deutschen Ostgebieten“[119] zu. Dies verknüpft Gümbel mit Ausführungen über den „thematische[n] und rezeptionelle[n] Wandel der Raumideologie im 20. Jahrhundert“[120]. Selbst wenn dies weniger überzeugend wirkt und auch die sich aufdrängende Frage nach den Vordenkern und Vorbildern Grimms in der völkischen Bewegung des wilhelminischen Kaiserreichs unterbelichtet bleibt[121], hat Gümbel eine verdienstvolle Pionierstudie über einen Autor vorgelegt, von dem außerhalb germanistischer Expertenzirkel zuvor nicht viel mehr bekannt war als die Autorenschaft seines häufig schlagwortartig zitierten literarischen Hauptwerks *Volk ohne Raum.*[122]

Neben der Studie Gümbels ist ferner die an den „Ambivalenzen im politischen Denken und Handeln“ Grimms interessierte Arbeit Manfred Frankes zu nennen.[123] Nach einem einleitenden Kapitel über Grimms schriftstellerisches Selbstverständnis konzentriert sich Franke ganz auf die Darstellung von dessen Verhältnis zum Nationalsozialismus. Die vor allem in diesem Teilaspekt einschlägige Studie ist auch deshalb lesenswert, da Franke seine gedankenreichen Analysen mit Abschriften klug ausgewählter, aussagekräftiger Quellen aus dem Nachlass des Dichters angereichert hat. Zeitlich gilt das Interesse des Autors primär dem „Drit-

117 Gümbel, Volk, S. 16.
118 Ebd., S. 16f.
119 Ebd., S. 344.
120 Ebd., S. 16.
121 Gümbels Text hält sich durchgehend streng an Hans Grimms Biografie und dessen politisch-ideologisches Denken. Einen systematischen Vergleich zu anderen einflussreichen „Raumdenkern“ der Jahrhundertwende und der Weimarer Republik wird nicht unternommen. Zwar kann Gümbel an zahlreichen Beispielen Erfolge Grimms nachweisen, nach der Veröffentlichung von *Volk ohne Raum* (1926) die in seinem Roman angelegte Kolonial- und Lebensraumideologie in die Öffentlichkeit zu tragen; aufgrund des weitgehenden Verzichts auf Vergleiche mit anderen Autoren bleiben die Fragen nach der Repräsentativität und möglichen Epigonalität der einschlägigen Texte Grimms aber offen.
122 Zu den Inhalten des Romans vgl. den Exkurs im Anschluss an Kap. 2.2.1.
123 Vgl. Franke, Grimm.

ten Reich“ und der frühen Bundesrepublik. Noch stärker als Gümbels Studie bleibt Frankes Darstellung indes auf Grimm fixiert; politik-, kultur- und sozialgeschichtliche Kontextualisierungen bleiben auch hier weitestgehend ausgespart.

Frühere germanistische Arbeiten über das literarische Werk Grimms sollen an dieser Stelle aufgrund ihrer geringen Relevanz für die hier interessierenden Fragestellungen nicht einzeln referiert werden.[124] Seit der Veröffentlichung der Studie Gümbels hat sich nicht nur ein wiedererstarktes Interesse an Grimms Kolonialliteratur eingestellt.[125] Darüber hinaus wurde an zwei ausgewählten Beispielen das Verhältnis Grimms zu zeitgenössischen Schriftstellerkollegen analysiert: Während sich Tim Lörke mit dem Briefwechsel zwischen Grimm und Ernst Jünger auseinandergesetzt hat, beschäftigte sich Claudia Scheufele eingehend mit der Korrespondenz zwischen Grimm und Gottfried Benn.[126] In der literaturwissenschaftlichen Forschung erfreut sich Grimm also, verglichen zumal mit anderen Autoren der deutschen Rechten nach 1918, eines durchaus regen Interesses.

Forschungslage zu Wilhelm Stapel – Die vorhandenen Forschungsarbeiten zu Wilhelm Stapel lassen sich im Wesentlichen in zwei übergreifende Kategorien ordnen: Zum einen ist den theologischen und kirchenpolitischen Konzepten und Einflüssen Stapels nachgespürt worden, zum anderen standen der Gehalt und Charakter von Stapels politischer Publizistik im Zentrum des Interesses.

Die erste Forschungsrichtung geht auf die 1966 veröffentlichte Studie *Volksnomostheologie und Schöpfungsglaube. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenkampfes* zurück, in der Wolfgang Tilgner die „Übernahme völkischer Traditionen in der evangelischen Theologie“ während der Zwischenkriegszeit untersucht hat.[127] Dabei kam Tilgner zu dem Ergebnis, dass „gerade Stapel“ mit seinen Schriften „zu einer weiten Verbreitung deutsch-völkischer, nationalistischer und pseudo-christlicher Thesen beigetragen“ habe – ein „theologische[r] Irrweg“, der von Stapel nie „revidiert“[128] worden sei. Weiteren und weiterführenden Erkenntnisgewinn im Hinblick auf Stapels kirchenpolitisches Denken und Wirken im „Dritten Reich“ hat insbesondere die 2004 vorgelegte Doktorarbeit *Kirchenpolitik unter dem Vorzeichen der Volksnomoslehre. Wilhelm Stapel im Dritten Reich* von Oliver Schmalz gebracht. Schmalz' Interesse galt insbesondere „Stapels Engagement für die *Deutschen Christen* und seine Mitarbeit in den Projekten des Reichskirchenministers [Hanns] Kerrl“[129], die in seiner Studie auf breiter Basis veröffentlichter und nichtveröffentlichter Quellen dargestellt wird.[130] Stapels kirchenpolitisches Enga-

[124] Für eine Auflistung der einschlägigsten literaturwissenschaftlichen Arbeiten über Grimm vgl. Gümbel, Volk, S. 21.
[125] Vgl. exemplarisch Kreutzer, Heimat; Lennox, Race; Hermes, Colonising.
[126] Vgl. Lörke, „Schwierig und ablehnend“; Scheufele, Dokumentation.
[127] Tilgner, Volksnomostheologie, S. 88–211.
[128] Ebd., S. 130.
[129] Schmalz, Kirchenpolitik, S. 248 (Herv. i. Orig.).
[130] Aufgrund dieser verdienstvollen Studie wird in der vorliegenden Arbeit auf die Frage nach Stapels kirchenpolitischen Konzepten und Einflüssen nicht ausführlich eingegangen.

gement zielte, so der zentrale Befund des Autors, primär darauf ab, „der Kirche und dem Christentum einen Platz innerhalb des totalitären [NS-]Staates zu sichern". Mit dieser Absicht sei Stapel letztlich jedoch gescheitert, da er „zu spät" erkannt habe, dass „weite Teile der nationalsozialistischen Partei auch an einer auf eine kerygmatische Minimalfunktion reduzierten Kirche allenfalls als Trostspenderin während des Krieges interessiert"[131] gewesen seien.

Die Reihe der ideengeschichtlichen Arbeiten über das publizistische Schaffen Stapels beginnt mit Heinrich Keßlers 1967 veröffentlichter Studie *Wilhelm Stapel als politischer Publizist*. Keßler hat sich in ihr um eine Darstellung der außen- und innenpolitischen Konzeptionen und Überzeugungen Stapels bemüht, auf eine „Diskussion seiner theologischen, philosophischen, überhaupt: theoretischen Auffassungen"[132] hingegen vollständig verzichtet. Obgleich Keßler in seiner Darstellung vereinzelt Nachlassmaterialien und auch Zeitzeugeninterviews herangezogen hat, bleibt seine Arbeit weitestgehend auf eine isolierte Betrachtung Stapels begrenzt; Stapels ideologischen Austauschprozessen mit Zeitgenossen ist Keßler nur am Rande nachgegangen, ebenso wie dessen Verhältnis zu seinem Verlag und Arbeitgeber, der vom Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband[133] (DHV) getragenen Hanseatischen Verlagsanstalt (HVA). Keßlers Kernanliegen war es, Kurt Sontheimers (mittlerweile) klassische Kritik an der deutschen Rechten nach 1918[134] am Beispiel Stapels auf ihre Berechtigung zu prüfen. Sein Gesamturteil über Stapel ist dabei zwar durchaus differenziert ausgefallen, von apologetischen Zügen jedoch nicht frei geblieben.[135]

Mit den Thesen Keßlers hat sich 1973 denn auch Helmut Thomke in seiner vor dem Hintergrund der westdeutschen Studentenbewegung entstandenen (und zu verstehenden) Doktorarbeit *Politik und Christentum bei Wilhelm Stapel* auseinandergesetzt.[136] Thomke interessierte sich erstens für Stapels „politische Stellungnahmen" während der Zwischenkriegszeit, zweitens für die „ethischen Grundlagen" seines Denkens und drittens für Stapels Religiosität. Thomkes stark moralisierendes Gesamturteil über den Publizisten fiel insgesamt vernichtend aus: Stapel habe „weder eine qualitativ ersprießliche […] soziale Integration noch […] genügend Distanzfreiheit gegenüber dem Zeitgeist (d. h. gegenüber dessen unguten

131 Schmalz, Kirchenpolitik,, S. 257 f.

132 Keßler, Stapel, S. 10.

133 Zur Geschichte dieses während seines Bestehens (1893–1933) überaus einflussreichen, völkisch-antisemitisch ausgerichteten Verbands vgl. Hamel, Verband. Über das Spannungsverhältnis des DHV zum Nationalsozialismus informiert anschaulich: Rütters, Handlungsgehilfen-Verband. Eine moderne, die Forschungsergebnisse der vergangenen Jahrzehnte basierte Gesamtdarstellung des DHV ist ein Desiderat der Forschung.

134 Vgl. Sontheimer, Denken.

135 So vertrat Keßler etwa – ungeachtet der strikt antidemokratischen und antisemitischen Einstellung Stapels und in euphemistischem Rekurs auf einen angeblich systemstabilisierenden „Konservatismus" – die Auffassung: „Geht man davon aus, daß die moderne Demokratie des konservativen Beitrags nicht entbehren kann, so darf man wohl sagen, daß Stapels ‚Deutsches Volkstum' in mancher Hinsicht eine notwendige Funktion erfüllte und teilweise beste, ja vorbildliche konservative Publizistik bot." Vgl. Keßler, Stapel, S. 242.

136 Vgl. Thomke, Politik.

Strebungen)“ gewonnen; auch habe er sich als „unfähig“ erwiesen, Eigen- und Gruppeninteressen aus dem Blickwinkel „einer glaubwürdigen Solidarität in dialektisch ergänzender Spannung“ zu betrachten. Darüber hinaus sei der „Wahrheitsbegriff“ Stapels durch einen tiefen „Irrationalismus“ „korrumpiert“ gewesen, was ihn gar zu „publizistischen Vorentwürfen totalitär-imperialistischen Selbst- und Massenmordes“ getrieben habe.[137] Überzeugt davon, dass „psychologische“ Perspektiven für eine Beurteilung der Publizistik seines Protagonisten „unerläßlich“[138] seien, hat Thomke zudem einige Energie darauf verwendet, angeblich „pathologische“ Züge an der Persönlichkeit Stapels nachzuweisen.[139] Da Thomke hierbei ausschließlich publizierte Quellen herangezogen hat, ohne ihren jeweiligen persönlichen und politischen Entstehungskontext ausreichend zu reflektieren, verwundert es nicht, dass dieser Deutungsansatz in späteren Forschungen nicht wieder aufgegriffen wurde.

Die Reihe der Arbeiten über Stapels politische Publizistik wurde 1993 mit der Dissertation des Politologen Willi Keinhorst zum Thema *Wilhelm Stapel, ein evangelischer Journalist im Nationalsozialismus. Gratwanderer zwischen Politik und Theologie* fortgesetzt. Keinhorst bemühte sich in seiner Arbeit darzustellen, wie sich Stapel als Publizist „verhielt, als die von ihm gewünschte ‚Machtergreifung‘ des Nationalsozialismus vollzogen war“. Methodisch folgte Keinhorst dem Ansatz, „ausführlich“ aus den Texten Stapels zu zitieren, um „das[,] was Stapel geschrieben hat, so exakt wie möglich darzustellen“[140]. Entsprechend deskriptiv ist seine Arbeit ausgefallen: Mit Ausnahme von drei ungedruckten Manuskripten hat Keinhorst keine nichtpublizierten Quellen berücksichtigt. Dies hat Keinhorst durch die Prämisse zu legitimieren versucht, eine Sichtung des Nachlasses sei „nur dann sinnvoll“, wenn Stapels private Äußerungen „von seiner öffentlichen Rede abwichen“; „nach dem bisherigen Kenntnisstand“ deute jedoch „alles darauf hin“, dass dies „nicht der Fall“[141] sei. Diese nicht näher begründete, arbeitsökonomisch freilich bequeme Annahme hält indes einer kritischen Prüfung nicht stand: Gerade für die Zeit des „Dritten Reichs“ muss deutlich zwischen privater Enttäuschung und öffentlicher Propagandabereitschaft differenziert werden, wenn kein oberflächliches Porträt Stapels produziert werden soll.[142]

Ähnliches wie über die Studie Willi Keinhorsts lässt sich auch von der 2007 publizierten Dissertation *Nationalprotestantisches Denken in der Weimarer Republik* von Roland Kurz sagen. Allerdings treten die Mängel hier noch deutlicher zutage. Kurz hat es sich zur Aufgabe gemacht, den „‚Nationalprotestantismus‘ ideengeschichtlich zu erfassen“, wobei er den Fokus auf die „Idee eines ‚deutschen Gottes‘“ legt. Ergänzende und vertiefende mentalitätsgeschichtliche Fragen stellt

137 Ebd., S. 414f.
138 Ebd., S. 7.
139 Vgl. ebd., S. 490–568.
140 Keinhorst, Stapel, S. 2f.
141 Ebd., S. 3.
142 Vgl. Kap. 5.3.

er hingegen explizit zurück.[143] Nach ausführlichen Exkursen über die „Voraussetzungen des nationalprotestantischen Denkens“ seit 1806 wendet sich Kurz den „Ausprägungen nationalprotestantischen Denkens“ in den Schriften von Wilhelm Stapel, Otto Dibelius und Paul Althaus zu. Die Ausführungen des Autors, der ebenfalls auf eine Berücksichtigung archivalischer Quellen verzichtet hat, erinnern dabei bisweilen mehr an eine Anthologie als an eine analytische Durchdringung des Untersuchungsgegenstands: Seiten, auf denen das Verhältnis zwischen Quellenzitaten und selbstständigem Text 3:1 oder gar 4:1 beträgt, sind keine Seltenheit. Infolgedessen ist mit dieser Arbeit auch keine Vertiefung des schon vorhandenen Forschungsstands zur Person Stapels und seiner Bedeutung als Publizist und Schriftsteller einhergegangen.

## 1.5 Verwendete Quellen und Quellenlage

Zwar erwies sich die Prognose Kolbenheyers vom Mai 1944, dass nach Kriegsende seinetwegen „ein eigenes Archiv“ gegründet werden würde, als zutreffend; Kolbenheyers Vermutung aber, „spätere Zeiten“ würden auf die dort aufzubewahrenden Bestände „nicht leicht […] verzichten können“[144], wird man ein halbes Jahrhundert nach dem Tod des Dichters schwerlich beipflichten können: Nur wenige Forscher haben sich in den vergangenen 50 Jahren in das bei München gelegene Städtchen Geretsried begeben, um den im Archiv der Kolbenheyer-Gesellschaft aufbewahrten Nachlass Kolbenheyers zu sichten und auszuwerten. Dass dies nicht nur der geografischen Abseitigkeit des Archivs, sondern einem langanhaltenden Desinteresse der geschichts- und literaturwissenschaftlichen Forschung an den Erfolgsautoren der Weimarer Rechten und des „Dritten Reichs“ geschuldet ist, wurde bereits erwähnt.[145] Dabei bietet das Archiv für eine Beschäftigung mit dem Dichter insbesondere nach einer vor wenigen Jahren unternommenen Renovierung der Archivräumlichkeiten gute Voraussetzungen: Neben der vollständigen, wohlgeordneten Korrespondenz des Dichters umfassen die Bestände in Geretsried vor allem eine umfangreiche Sammlung von Zeitungsausschnitten, zahlreiche Manuskripte sowie die vollständige Handbibliothek des Dichters.

Für die vorliegende Arbeit, die sich weniger für das literarische Werk Kolbenheyers als für dessen gesellschaftliche Stellung interessiert, sind die Korrespondenzen der entscheidende Quellenbestand. Der Wert dieser Bestände wird noch dadurch erhöht, dass Kolbenheyer von eigenen Briefen, denen er eine besondere Bedeutung zumaß, immer wieder Durchschläge anfertigte, die den jeweiligen Konvoluten beigelegt sind. Hierdurch ergibt sich die Möglichkeit, Gegenüberlieferungen Kolbenheyers miteinzubeziehen, die ansonsten nur schwer oder gar

[143] Kurz, Denken, S. 17.
[144] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Heinz Kindermann, 28. Mai 1944 (Durchschlag).
[145] Vgl. Kap. 1.3.

nicht zugänglich wären.[146] Die Briefe von Wilhelm Stapel an Kolbenheyer bilden den umfassendsten Korrespondenzbestand des Nachlasses und werden aufgrund ihrer herausragenden Bedeutung für diese Studie weiter unten separat vorgestellt und kommentiert.

Die umfangreiche, im Folgenden erstmals systematisch untersuchte Briefkorrespondenz Kolbenheyers wird ergänzt durch die dreibändige, über 1500 Seiten umfassende Autobiografie des Dichters: *Sebastian Karst über sein Leben und seine Zeit*. Die Figur des „Sebastian Karst" tritt in den Texten Kolbenheyers nach dem Zweiten Weltkrieg „stets als Stellvertreter" des Dichters sowie „in der Rolle des Meisters auf, der Adepten in der Bauhüttenphilosophie unterweist"[147]. Der Name „Sebastian" ist mit Blick auf die Heiligengestalt gleichen Namens sprechend gewählt: „der von Pfeilen durchbohrte Märtyrer" sollte „Kolbenheyers geächtete Stellung in der Nachkriegsöffentlichkeit"[148] symbolisieren. In seinem Kern ein Werk von nimmermüder Selbstgerechtigkeit, bietet *Sebastian Karst über sein Leben und seine Zeit* doch eine Fülle von Details, an der keine wissenschaftliche Beschäftigung mit Kolbenheyer achtlos vorübergehen kann. Ausführliche Betrachtungen zur eigenen Lebensgeschichte wechseln sich in der Autobiografie mit zeithistorischen Deutungen des „Dritten Reichs" und der alliierten Besatzungspolitik ab, welche unter Inkaufnahme großer Redundanz immer wieder als „Satansspiel" perfider „Feindmächte" angeprangert wird.[149] Hierdurch erhält die Autobiografie zugleich den Charakter einer revanchistischen Kampfschrift, deren polemische, zum Teil hasserfüllte Verdikte sich aus Kolbenheyers Überzeugung erklären, nach 1945 wider jedes Recht Opfer der neuen politischen und gesellschaftlichen Ordnung geworden zu sein.[150] Neben Kolbenheyers Beschreibungen des eigenen Werdegangs, die im Folgenden zuvorderst interessieren, wird auch seine Perzeption der NS-Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eigens thematisiert.[151] Die ausführlichen, der Besatzungszeit gewidmeten Passagen, in denen sich Kolbenheyer ein ums andere Mal in Rage schrieb und auch zu prekären geschichtsklitternden Aussagen verstieg[152], werden demgegenüber nicht systematisch untersucht.

Eine weitere bedeutende Quelle ist die während der Weimarer Republik und im „Dritten Reich" verfasste politische und philosophische Publizistik Kolbenheyers. An dieser Stelle ist im Hinblick auf mögliche künftige Arbeiten über Kolbenheyer der Hinweis notwendig, dass der Dichter gerade jene Texte, die in den Band *Vor-*

146 Nachlässe der entsprechenden Korrespondenzpartner sind bei Weitem nicht immer nachweisbar.

147 Friedrich, Lebensbilder, S. 84. Zu den Kerninhalten der Philosophie der *Bauhütte* und ihrer Rezeption in der Zwischenkriegszeit vgl. Kap. 3.3.

148 Friedrich, Lebensbilder, S. 85.

149 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 49, 51.

150 Vgl. hierzu Kap. 6.1.

151 Vgl. Kap. 6.2.

152 So bezeichnete Kolbenheyer etwa den „Judenmord" zwar als „Verbrechen an der Natur und Menschheit", betont aber sogleich, dass er seinem „Umfange" nach „nur einen Bruchteil dessen" bedeute, was nach 1945 „an dem deutschen Volke verübt worden" sei (Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 291).

*träge, Aufsätze, Reden* seiner „Gesamtausgabe letzter Hand" aufgenommen worden sind, nach dem Zweiten Weltkrieg einer intensiven Revision unterzogen und sie auf diesem Weg unterschiedlich stark verändert, mitunter auch bewusst manipuliert hat. Zahlreiche in dem Band abgedruckte Texte weichen von ihrem ursprünglichen Wortlaut ab, zum Teil sehr erheblich. Bei einer (geschichts-)wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Leben und Werk Kolbenheyers vor 1945 sollte daher auf eine Verwendung dieses Bands möglichst verzichtet werden. Unter den vorgenommenen Textveränderungen fällt neben Streichungen einzelner Sätze und mitunter ganzer Absätze auch der Austausch verschiedener verfänglicher Begriffe ins Auge. So setzte Kolbenheyer nach 1945 etwa mehrfach den Begriff „Menschheit"[153], wo ursprünglich von „Rasse"[154] die Rede war – ohne allerdings den Rassebegriff vollständig aus allen Beiträgen zu tilgen. Bei manchen Texten sind die Änderungen nur kosmetischer Art und keineswegs sinnentstellend[155], bei anderen ist der Wille des Dichters hingegen unverkennbar, die ursprüngliche ideologische Aufladung seiner Arbeiten zu kaschieren. Ein Beispiel kann dies veranschaulichen: Während Kolbenheyer in seiner Rede *Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland* (1933)[156] ursprünglich den „Führerrang" der „deutschen Lebenswelt […] in der Welt der weißen Rasse"[157] behauptete, stand in der Textfassung von 1966 der „deutschen Lebenswelt" nur noch ein neutral formulierter „Rang in der Welt" zu, ohne jede „rassische" Hierarchisierung.[158] Viele weitere Beispiele ließen sich aufführen, doch dürfte schon an diesem Beispiel die Dringlichkeit, bei der Publizistik Kolbenheyers die Originale zu verwenden oder mindestens einen sehr gewissenhaften Vergleich der Textfassungen vorzunehmen, evident geworden sein.[159]

Der 1981 erworbene vollständige Nachlass Grimms zählt zu den umfangreichsten Beständen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach am Neckar. In nicht weniger als 367 Kästen werden „neben Manuskripten, Entwürfen, Dokumenten verschiedenster Art, Tonbandaufzeichnungen und einer Unzahl von Zeitungsausschnitten […] vor allem die fast täglich von Grimm zur Post gegebenen Briefe bzw. die an ihn gegangenen Schreiben"[160] aufbewahrt. Nicht zuletzt durch die

[153] Kolbenheyer, Vorträge [1966], S. 136: „gegenwärtigen Endkampfe der weißen Menschheit um ihre übervölkische Anpassungsform".

[154] Ders., Befreiungskampf [1932], S. 13: „gegenwärtigen Endkampfe der weißen Rasse um ihre übervölkische Anpassungsform".

[155] So etwa bei dem Text *Lebenswert und Lebenswirkung der Dichtkunst in einem Volke*. Als Vergleichsgrundlage mit der Textfassung von 1966 diente hier die 1935 veröffentlichte Broschüre.

[156] Vgl. zu dieser Rede Kap. 5.2.1.

[157] Kolbenheyer, Lebensstand [1934], S. 21.

[158] Ders., Vorträge [1966], S. 323.

[159] In der vorliegenden Arbeit wird aus dem Band lediglich der Beitrag *Äußerung an die studentische Studienkommission des Nationalen Studentenbundes Tübingen zur Kenntnis der Lage der Deutschen in die Tschechoslowakei entsandt* aus dem Jahr 1922 verwendet (vgl. Kap. 3.3.1). Eine frühere Version dieses Texts konnte nicht gefunden werden.

[160] Franke, Grimm, S. 12.

umfassende Überlieferung sowohl der von Grimm empfangenen Schreiben als auch der von ihm verfassten Briefe (als Durchschläge) sind in Marbach ideale Arbeitsbedingungen für jegliche biografische Beschäftigung mit dem Dichter gegeben. Grimms überaus vielfältige Korrespondenzen mit Vereinen und Verbänden, Zeitungen und Zeitschriften, staatlichen Stellen und Einzelpersonen werden in dieser Arbeit intensiv herangezogen. Die Überlieferungslage lässt dabei praktisch keine Wünsche offen und darf als hervorragend bezeichnet werden.

Grimm verfasste nach dem Zweiten Weltkrieg einige Arbeiten, in denen – ähnlich wie in Kolbenheyers Autobiografie – Lebenserinnerungen und zeithistorisch-politische Reflexionen miteinander verwoben sind und in denen sich mitunter relevante Informationen für die Fragestellungen der vorliegenden Arbeit finden lassen. Hervorzuheben ist hier vor allem die erst kurz nach Grimms Tod publizierte Schrift *Suchen und Hoffen. Aus meinem Leben 1928 bis 1934.* Eine mit der Autobiografie Kolbenheyers vergleichbare Informationsdichte besitzt dieser Text indes nicht; meist lassen sich die in ihm dargestellten Zusammenhänge durch die einschlägigen Nachlassmaterialien detaillierter und authentischer wiedergeben, sodass die Schrift nur punktuell herangezogen wird. Größere Aufmerksamkeit wird hingegen der 1950 veröffentlichten *Erzbischofschrift* geschenkt, um Grimms fatalen Beitrag zur Verklärung und partiellen „Ehrenrettung" des Nationalsozialismus in der frühen Bundesrepublik nachvollziehbar zu machen.[161] Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Grimm ist zugleich die zwischen 1969 und 1980 in insgesamt 35 Bänden erschienene Gesamtausgabe seiner Schriften von hohem Wert. Sie umfasst nicht nur das gesamte literarische Werk und alle politischen Schriften Grimms, sondern auch eine umfangreiche Auswahl zeitgenössischer Aufsätze und Zeitungsartikel. Die für den Fall Kolbenheyers illustrierte Problematik sinnentstellender Veränderungen der ursprünglichen Textgestalt besteht hier nicht.

Die große Annehmlichkeit, welche die annähernde Vollständigkeit des Grimm-Nachlasses für die Forschung bedeutet, ist für den Nachlass Wilhelm Stapels im Deutschen Literaturarchiv bedauerlicherweise nicht gegeben. Gegenüberlieferungen Stapels zu den in Marbach aufbewahrten Briefbeständen sind nur sehr vereinzelt vorhanden. Hinzu kommen deutliche Lücken in der Überlieferung: Während die an Stapel (als Privatperson, nicht als Herausgeber des *Deutschen Volkstums*) adressierten Briefe für das Zeitfenster 1930 bis 1954 weitestgehend vollständig vorliegen, sind aus nicht näher geklärten Gründen für die 1910er und 1920er Jahre große Bestandslücken zu beklagen. Immer wieder setzten die überlieferten Korrespondenzen erst um das Jahr 1930 ein, wobei in den allermeisten Fällen ein Blick auf die ersten erhaltenen Schreiben genügt, um zu erkennen, dass der tatsächliche Beginn der jeweiligen Korrespondenzen (weit) früher eingesetzt haben muss.

[161] Vgl. Kap. 6.2.

Die Unterscheidung zwischen Stapel als Privatperson und als Herausgeber des *Deutschen Volkstums* ist für die Überlieferungslage von großer Bedeutung: Korrespondenzen, die ursprünglich an die Redaktion der Zeitschrift adressiert waren, sind aufgrund schwerer Bombenschäden[162] während des Zweiten Weltkriegs eine wahre Rarität. Stapel selbst sprach nach einem Bombenangriff auf Hamburg im Juni 1944 davon, dass infolge eines Feuers auch in seinem Zimmer „wohl alles verbrannt"[163] sei. Die im Nachlass von Hans Grimm vorhandenen Durchschläge seiner zwischen 1927 und 1934 an die Redaktion des *Deutschen Volkstums* adressierten Briefe dürfen folglich als eine glückliche Ausnahme der Überlieferung gelten. Allerdings belegt ein Schreiben Stapels an Grimm vom 2. August 1948, dass Stapel zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt während des Zweiten Weltkriegs Teile des „Briefwechsel[s] der Redaktion" in Erwartung alliierter Bombenangriffe auf Hamburg in Sicherheit gebracht hat. Ein Teil der Redaktionskorrespondenz, so Stapel, sei zwar „durch Bomben zerstört" worden, eine „Auswahl" von Briefen habe er zuvor jedoch „in der Altmark untergebracht", „um sie vor den Bomben zu schützen". Nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren ihm die in die elterliche Heimat gebrachten Briefe „wegen des ‚Eisernen Vorhangs'" dann jedoch „unerreichbar"[164], sodass sie nicht mit dem übrigen Nachlass vereinigt wurden. Für die vorliegende Arbeit, wie überhaupt für alle künftigen Arbeiten, die sich mit Stapel beschäftigen, wären jene evakuierten Briefbestände von enormem Interesse. Ob die Briefe noch existieren, ist indes unklar; eine entsprechende Anfrage vom Mai 2009 unter Hinweis auf Stapels Brief vom 2. August 1948 an die Hinterbliebenen Stapels blieb leider unbeantwortet.

Vor dem Hintergrund der Bestandslücken im Nachlass Stapels gewinnt dessen äußerst umfangreicher, sich von 1919 bis 1954 erstreckender Briefwechsel mit Kolbenheyer eine umso größere Bedeutung. Zwar können die genannten Überlieferungslücken für die 1920er Jahre durch keine anderen Quellen vollständig aufgewogen werden. Stapels äußerst dichte und von tiefem gegenseitigem Vertrauen geprägte Korrespondenz mit Kolbenheyer bietet indes eine exzellente (und einzigartige) Möglichkeit, die Lücken der Nachlassüberlieferung zumindest teilweise zu kompensieren. Seit der Festigung ihrer Freundschaft Anfang der 1920er Jahre[165] ging Stapel dazu über, Kolbenheyer ebenso regelmäßig wie detailliert über die zum jeweiligen Zeitpunkt bedeutsamsten Ereignisse in seinem Leben zu unterrichten. Auch begründete und legitimierte er gegenüber dem Dichter immer wieder wichtige private und berufliche Entscheidungen. Mit vollem Recht hat Siegfried Lokatis bilanziert, dass Stapel in seinen Briefen an Kolbenheyer „völlig offen" zu Werke ging, da er wusste, sich auf die „Verschwiegenheit seines Freundes verlassen"[166] zu können – ein Vertrauen, dessen sich Kolbenheyer stets als

[162] Vgl. Lokatis, Verlagsanstalt, S. 163–172.
[163] Zitiert nach: Ebd., S. 166.
[164] DLA, A: Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 2. August 1948.
[165] Zum persönlichen Verhältnis zwischen Kolbenheyer und Stapel vgl. Kap. 2.3.1.
[166] Lokatis, Verlagsanstalt, S. 11.

würdig erwies. Dasselbe gilt im Umkehrschluss für die Briefe Kolbenheyers an Stapel.

Der hohe Informationswert der Korrespondenz ist auch von der großen räumlichen Distanz zwischen Kolbenheyer (ab 1919 Tübingen, ab 1932 Solln bei München) und Stapel (Hamburg-Altona) bedingt: Persönliche Treffen und Besprechungen unter vier Augen waren eine Seltenheit, sodass die Entwicklung ihrer Beziehung in dem Briefwechsel fast vollständig dokumentiert ist. Gerade Stapel dienten die Briefe an Kolbenheyer nicht nur in Zeiten persönlicher Krisen als „einzige Möglichkeit einer offenen Aussprache" und „einzige Möglichkeit der Herzenserleichterung"[167]. Wie von Stapel bei einer Gelegenheit wörtlich bestätigt, waren seine Briefe an Kolbenheyer für ihn lange Zeit praktisch das Äquivalent zu einem Tagebuch[168]: So begann Stapel im November 1935 einen seiner zahlreichen voluminösen Briefe, in denen er Kolbenheyer sein Herz ausschüttete, mit der vielsagenden Bemerkung: „Diesen Tagebuch-Brief gleich zu lesen, möchte ich Dir nicht zumuten. Das Wichtigste steht auf der Rückseite von Blatt 7 und der ersten Seite von Blatt 8"[169].

Für die vorliegende Arbeit sind die Briefe an Kolbenheyer auch insofern von großer Bedeutung, als Stapel in ihnen regelmäßig auf Personen in seinem näheren und weiteren Arbeitsumfeld zu sprechen kam, seine Beziehung zu ihnen in Gegenwart und Vergangenheit erläuterte, sie persönlich einschätzte und immer wieder auch vertrauliche Informationen über Gespräche mit ihnen weitergab. Durch diese Informationen können die Materialien in Stapels Nachlass gut ergänzt und ihre erwähnten Überlieferungslücken eine Strecke weit aufgewogen werden – zumal in ihnen mitunter auch Personen in Erscheinung treten, die im Nachlass kaum oder gar keine Spuren hinterlassen haben.

Pars pro toto sei hier auf den langjährigen Weimarer Reichswehrminister Otto Geßler verwiesen: Für die Zeit der Weimarer Republik erhält man durch den Nachlass lediglich Informationen über einen für das *Deutsche Volkstum* geplanten Aufsatz Geßlers zur „französische[n] Politik gegen das Deutschland des Wiener-Kongresses"[170] sowie über Geßlers politischen Pessimismus im Juni 1932[171]. Werden jedoch zusätzlich die Briefe an Kolbenheyer ausgewertet, erhält man ein

[167] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 14. Mai 1934. Kontext dieser Aussage waren die aufreibenden öffentlichen Kritiken, denen sich Stapel nach 1933 ausgesetzt sah, vgl. Kap. 5.2.2.

[168] Im Nachlass Stapels existiert zwar ein Tagebuch, es ist jedoch auf die Jahre 1943 bis 1946 begrenzt und besitzt damit für die vorliegende Arbeit keine große Bedeutung. Dass Stapel genau in jenem Zeitraum ein Tagebuch zu führen begann ist nicht zufällig: Es handelt sich um jene Zeit, in der es zu einer tiefen Entfremdung zwischen ihm und Kolbenheyer kam, die erst unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wieder bereinigt wurde, vgl. Kap. 6.1.

[169] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 3. November 1935.

[170] DLA, A:Stapel, Otto Geßler an Wilhelm Stapel, 25. Juni 1932.

[171] Vgl. ebd.: „Man hat jetzt nur den Trost von Friedrich dem Großen, daß es nie so schlecht kommt, als man befürchtet. Im Grunde muß man sich eben darüber klar sein, daß Deutschland mit dem parlamentarischen System der Demokratie nicht zu regieren ist. Ich bin davon mehr als je überzeugt". Weitere fünf Briefe Geßlers aus dem Nachlass Stapels datieren aus dem Zeitraum 1935–1943.

deutlich plastischeres Bild von Stapels Beziehung zu Geßler: Zutage tritt so etwa der Sachverhalt, dass die Bekanntschaft auf eine Festveranstaltung der Fichte-Gesellschaft im Januar 1929 zurückging[172], aus der sich eine freundschaftliche Beziehung mit Geßler als „regelmäßige[m] Leser" des *Deutschen Volkstums* entwickelte. Diese Beziehung konnte Stapel unter anderem dazu nutzen, um von Geßler sowie – durch Geßler vermittelt – von dem ehemaligen Chef der Heeresleitung, Hans von Seeckt, „freundliche Urteile" über seine Zeitschrift zu erhalten, die Stapel dann für „Reklame unter den Reichswehroffizieren"[173] gebrauchte. Des Weiteren erhält man Informationen über Geßlers Vertraulichkeit gegenüber Stapel sowie – gefiltert freilich durch die Augen des Publizisten – über seine kritischen Äußerungen über Adolf Hitler im November 1930.[174]

Mit anderen Worten: Die im Nachlass Kolbenheyers aufbewahrten Briefe Stapels bilden in ihrer Gesamtheit einen Quellenkorpus, der die Überlieferungslücken des Nachlasses und das Fehlen der Redaktionskorrespondenzen des *Deutschen Volkstums* zu einem erheblichen Teil aufwiegt. Kein Forschungsprojekt zu Stapel kann an dessen Briefe an Kolbenheyer vorübergehen, ohne ein eklatantes Informationsdefizit in Kauf zu nehmen. Dies gilt ausdrücklich auch für Forschungsarbeiten, die sich vor allem mit der Publizistik Stapels beschäftigen – kommentiert Stapel in seinen Briefen an Kolbenheyer doch auch immer wieder die Wirkungsabsichten und -strategien seiner Publikationen in und außerhalb seiner Zeitschrift.

172 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 29. Januar 1929. Geßler hatte Stapel nach dem Treffen in der Fichte-Gesellschaft sogleich einen kurze Zeit später veröffentlichten Aufsatz über „Die Reichsreform und Süddeutschland" für das *Deutsche Volkstum* zugesandt, was Stapel mit Freude, aber nicht ohne Verwunderung registrierte: „Ich wundere mich eigentlich, warum solche Leute zu einem so unbeholfenen Menschen, wie ich es bin, so freundlich sind".

173 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26./27. September 1930.

174 Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 16. November 1930: „Neulich war ich wieder mit […] Geßler zusammen, der mich immer zu sich einlädt, sobald er nach Hamburg kommt. Er muss irgend eine Vorliebe für mich haben, denn er spricht sehr offen mit mir. […] Von Hitler sagt er, er halte ihn für pathologisch, leider. Doch dies vertraulich."

# 2. Die Hauptfiguren: Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer und Wilhelm Stapel

## 2.1 Lebenswege bis zum Ende des Ersten Weltkriegs

Zur Biografie Hans Grimms bis zum Ende des Ersten Weltkriegs – Hans Grimm wurde am 22. März 1875 in Wiesbaden als Sohn des Juristen und späteren Landtagsabgeordneten der Nationalliberalen Partei, Julius Grimm (1821–1911)[1], geboren. 1894 begann Grimm, der infolge eines Unfalls in seiner Kindheit stark sehbehindert war, ein Studium der Literaturwissenschaft an der Universität Lausanne, brach dieses jedoch bereits nach einem Semester ab, um auf Anraten seines Vaters eine Großkaufmannslehre in London anzutreten. Nach abgeschlossener Ausbildung lebte Grimm von 1898 bis 1908 in der britischen Kapkolonie (heute Südafrika), wo er zunächst als Angestellter eines Handelsunternehmens in Port Elizabeth arbeitete. 1901 bezog er eine „versteckt gelegene Farm am Flusse Nahoon" in der Nähe von East London, wo er als selbstständiger Kaufmann tätig wurde.[2] 1908 gab Grimm diesen Beruf jedoch zugunsten der Schriftstellerei auf und kehrte nach Deutschland zurück. Im Auftrag der damals nationalliberal ausgerichteten *Täglichen Rundschau* reiste er 1910 als Korrespondent für einige Monate in die deutsche Kolonie Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia), ehe er im Herbst 1910 endgültig nach Deutschland übersiedelte.

Während seiner Jahre in Südafrika fühlte sich Grimm noch der nationalliberalen Partei zugehörig, wie er im Januar 1925 gegenüber dem Hauptinitiator des Deutschen Herrenklubs[3] und Herausgeber der Zeitschrift *Das Gewissen*, Heinrich von Gleichen-Rußwurm[4], betonte. Vor dem Weltkrieg, so Grimm, seien ohnehin fast alle „Auslandsdeutschen" der Überzeugung gewesen, „irgendwie demokratisch zu sein"[5]. Schon bald aber habe er in seiner „politischen Umgebung statt Echtheit […] Phrase" gespürt, sodass er sich nach seiner endgültigen Rückkehr nach Deutschland „als Nationalsozialist" verstanden habe. Gemeint war hier der „Nationalsozialismus Friedrich Naumanns", der dann durch das „streberische stolze Bürgertum" verkommen und „zu Grunde" gegangen sei.[6]

[1] Julius Grimm hatte vorübergehende Jura-Professuren in Bonn und Basel inne, ehe er 1857 in Wien zum Generalsekretär der österreichischen Südbahngesellschaft berufen wurde, ein Amt, das er bis 1868 ausübte. Im Vorfeld der deutschen Reichsgründung kehrte Julius Grimm ins Reich zurück, wo er sich „geschichtlichen und rechtsgeschichtlichen Forschungen" widmete und „in der frühen Kolonialbewegung und in der nationalliberalen Partei als Mitglied des Zentralvorstandes und als Abgeordneter" engagierte. Vgl. Grimm, Heimat [1930], S. 9–11.

[2] Informationen und Zitat aus: Grimm, Über mich selbst [1929], S. 17 f.

[3] Vgl. Schoeps, Herrenklub; Malinowski, „Führertum"; Kemper, „Gewissen", S. 166–169.

[4] Zur Person Heinrich von Gleichen-Rußwurms (1882–1959) und seiner Zeitschrift vgl. Kemper, „Gewissen".

[5] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Heinrich von Gleichen-Rußwurm, 12. Januar 1925.

[6] Ebd.

Nach seiner Rückkehr ins Deutsche Reich studierte Grimm seit 1911 Staatswissenschaften und Nationalökonomie an den Universitäten München und Hamburg. Sein eigentliches Interesse galt jedoch schon zu diesem Zeitpunkt der Schriftstellerei. 1913 gelang es Grimm durch die *Südafrikanischen Novellen* als Autor erstmals größere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.[7] Berühmtheit freilich sollte er erst dreizehn Jahre später mit der Publikation des Romans *Volk ohne Raum* erlangen.[8] Bis Anfang der 1920er Jahre war Grimm für die *Tägliche Rundschau*, die *Frankfurter Zeitung,* die *Vossische Zeitung* und die *Afrika-Post* als Südafrika-Korrespondent tätig[9] und veröffentlichte 1913 ein „praxisorientiertes Handbuch für Afrikaaussiedler"[10] mit dem Titel *Afrikafahrt West.* Während der rassistische Einschlag des letztgenannten Handbuchs evident ist[11], bestehen hinsichtlich der ideologischen Belastung der *Südafrikanischen Novellen* divergierende Auffassungen: So hat der Germanist Klaus von Delft die Erzählungen in Schutz genommen und hervorgehoben, „wie sehr Grimms dichterische Texte zu Grimms kolonialistischer und raumideologischer Publizistik im Widerspruch"[12] stünden. Im Gegensatz dazu hat die Historikerin Annette Gümbel zahlreiche rassistische und raumideologische Versatzstücke im Frühwerk Grimms herausgearbeitet[13] – ein Befund, der von Thomas Schwarz für den im Ersten Weltkrieg verfassten Roman *Der Ölsucher von Duala* bestätigt worden ist.[14] Nach Auffassung des Literaturhistorikers Uwe-Karsten Ketelsen war bei keinem der „Schriftsteller der politischen Rechten" vor Grimm „der Zusammenhang zwischen literarischem Anspruch und unmittelbarer politischer Wirkungsabsicht so groß"[15] gewesen wie bei dem Schöpfer von *Volk ohne Raum.*

Den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebte Grimm als einen „Kampf, in dem Deutschland Westeuropa gegen den Einfluss der slawischen Welt"[16] zu verteidigen habe. Der Glaube an einen immerwährenden, feindlichen Gegensatz zwischen den slawischen und germanischen Völkern – ein fester Topos völkischer Publizistik seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, der bis in höchste politische

[7] Zur Rezeption des Frühwerks vgl. Gümbel, Volk, S. 57–62.
[8] Zu den Inhalten des Romans vgl. den Exkurs im Anschluss an Kap. 2.2.1.
[9] Die von Grimm verfassten Berichte finden sich zusammengefasst in: Grimm, Südafrika [1978].
[10] Gümbel, Volk, S. 51.
[11] In dem Kapitel „Was Dich in der Kolonie erwartet" warnte Grimm seine auswanderungswilligen Leser etwa nachdrücklich vor der „schwere[n] Gefahr der Vermischung von Farbigen und Weißen". Als besonders verheerend erachtete Grimm geschlechtliche Beziehungen zwischen weißen Frauen und farbigen Männer: „Unsühnbar", so Grimm, sei in Afrika „nur ein Verbrechen", nämlich „wenn ein weißes Weib mit einem Farbigen in Geschlechtsverkehr tritt. Sie liefert die Ehre der ganzen Rasse aus, und kein Tod ist schnell und kein Grab ist tief und verschwiegen genug für solche Ungeheuerlichkeit" (ebd., S. 175).
[12] Delft, Erzählungen, S. 204.
[13] Vgl. Gümbel, Volk, S. 42–56. Zur Frequenz und Bedeutung rassistischer Aussagen in Grimms Werken auch: Frątczak, Problem.
[14] Vgl. Schwarz, Ekel, S. 43f. Der Autor betont hier primär die literarische Verarbeitung und Popularisierung „rassenhygienischen" Denkens.
[15] Ketelsen, Literatur [1992], S. 199, 201.
[16] Gümbel, Volk, S. 33.

Kreise das Denken der Zeit prägte[17] – schlug sich in zahlreichen Veröffentlichungen des Dichters nieder. Noch nach 1945 sollte er eines der Kernelemente in Grimms penetranten Versuchen bilden, das Erbe des Nationalsozialismus zu wahren und zu verteidigen.[18]

Während des Ersten Weltkriegs wurde Grimm nach einer kurzen militärischen Ausbildung im Elsass im Oktober 1916 zum Militärdienst einberufen. Als ein „ungedienter Landsturmmann" wurde er zunächst im Etappendienst als Telefonist hinter der Somme-Front eingesetzt. Bald jedoch wurde Grimm „in die Schreibstube einer Artilleriebrigade kommandiert", wo er – laut Eigenaussage – rasch zum „ersten Nachrichtenoffizier der Heeresgruppe [Kronprinz] Rupprecht in Mons"[19] aufstieg. Aufgrund seiner sehr guten Englischkenntnisse wurde Grimm in der Folgezeit zu vielen Dolmetscherarbeiten herangezogen; auch erstellte er auf Weisung Erich Ludendorffs einen Stimmungsbericht über ein Lager englischer Kriegsgefangener.[20] Im Anschluss daran verfasste Grimm „im Auftrag der Obersten Heeresleitung"[21] den Roman *Der Ölsucher von Duala*, der aufgrund von Papiermangel jedoch erst Ende 1918 veröffentlicht werden konnte. Der Roman folgt – nach der Einschätzung Uwe-Karsten Ketelsens – der Absicht, „die kolonialen Ambitionen des deutschen Reiches und seiner Führungsschichten"[22] zu propagieren. Grimm selbst hingegen verstand sein Werk als ein unpolitisches und historisch authentisches Zeugnis „über das Martyrium der aus Kamerun und Togo nach Dohomey verschleppten deutschen Zivilisten"[23]. Die im Jahr 1914 einsetzende Handlung des Romans schildert das Schicksal des Hamburger Kaufmannssohns Kersten Düring, der in die Kolonie Kamerun auswandert, um dort nach Öl zu bohren. Während des Krieges wird Düring zusammen mit anderen deutschen Kolonisten durch französische Truppen gefangengenommen und gewaltsam verschleppt, um schließlich in einem Kriegsgefangenenlager einen qualvollen Tod zu erleiden.[24] *Der Ölsucher von Duala* wurde in der späteren nationalsozialistischen Literaturgeschichtsschreibung zum „*Notbuch der weißen Rasse* überhaupt" erklärt und zu einem „Menetekel von mahnender Eindringlichkeit"[25] stilisiert; das 1933 neu aufgelegte Buch eignete sich für den Langen Müller Verlag (LMV) exzellent zur „Profilierung im nationalsozialistischen Deutschland"[26].

[17] Verwiesen sei nur auf die berüchtigten rassistischen Auslassungen Wilhelms II. aus dem Dezember 1912, wonach ein „Endkampf der Slaven und Germanen" bevorstehe, in dem sich die Briten auf die Seite der „Gallo-Slaven gegen die Germanen" schlagen würden (Röhl, Wilhelm II., S. 103).
[18] Vgl. Kap. 6.2.
[19] Grimm, Warum, S. 91 f.
[20] Vgl. Gümbel, Volk, S. 34.
[21] Ebd., S. 55.
[22] Ketelsen, Literatur [1992], S. 200.
[23] Grimm, Warum [1954], S. 95.
[24] Informationen zum Entstehungshintergrund von *Der Ölsucher von Duala* in: Gümbel, Volk, S. 55–57.
[25] Langenbucher, Dichtung, S. 77 (Herv. i. Orig.).
[26] Meyer, Verlagsfusion, S. 211.

Nach Abschluss seines Romans arbeitete Grimm bis Kriegsende in der Auslandsabteilung der Obersten Heeresleitung in Berlin. Seine Aufgaben konzentrierten sich hier auf das „Verfassen militärischer Propaganda, die die deutsche Unschuld am Krieg erklären sollte und für die Presse des neutralen Auslands gedacht war“[27]. Im Rückblick zeichnete Grimm seine Berliner Jahre in ausgesprochen düsteren Farben; er habe in der Reichshauptstadt mitansehen müssen, wie „den ganz wenigen vornehmen geistigen Führergestalten“ des deutschen Volks – zu denen er auch noch Mitte der 1920er Jahre Erich Ludendorff „unbedingt“ rechnete – fast alle Wirkungsmöglichkeiten „verdorben“ worden seien. Einerseits, so Grimm, durch die „gestörte, gerissene jüdisch-liberalistische Presse“, andererseits durch die „Masse der im Ehrgeiz gedrückten Dummköpfe, vom Stabsoffizier bis zum Feldwebel, vom Ministerialdirektor bis zum Sekretär“[28]. Nach dem militärischen Zusammenbruch des Kaiserreichs verließ Grimm die ungeliebte Metropole und ließ sich in Lippoldsberg an der Weser in dem Gebäude eines aufgelösten Klosters als freier Schriftsteller nieder. Von dort aus machte er als Autor zunächst kaum auf sich aufmerksam, was sich durch die Veröffentlichung von *Volk ohne Raum* im Jahr 1926 freilich schlagartig ändern sollte.

Zur Biografie Kolbenheyers bis zum Ende des Ersten Weltkriegs – Erwin Guido Kolbenheyer kam am 30. Dezember 1878 in Budapest zur Welt. Sein als Architekt tätiger Vater Franz Kolbenheyer war zuvor von dem ungarischen Kultusminister August Trefort in die Stadt berufen worden.[29] Nach dem frühen Tod des Vaters im Jahr 1882 wuchs Kolbenheyer im böhmischen Karlsbad auf, der Geburtsstadt seiner Mutter Amalie.[30] Nach dem Besuch des Gymnasiums in Eger studierte Kolbenheyer Philosophie, Psychologie, Kunstgeschichte und Zoologie an der Universität Wien, wo er 1905 mit der Arbeit *Die sensorielle Theorie der optischen Raumempfindung* promoviert wurde. Während seiner Studienjahre fand Kolbenheyer – der bereits 1903 mit dem (später nie aufgeführten) Drama *Giordano Bruno* erste literarische Gehversuche unternommen hatte[31] – unter anderem in Stefan Zweig einen „literarischen Jugendfreund“[32]. Nach seiner Promotion entschloss sich Kolbenheyer im April 1906 zur Heirat und lebte in der Folgezeit

[27] Gümbel, Volk, S. 34f. Nach Eigenaussage las Grimm während dieser Zeit „pflichtgemäß tagtäglich das Gift der englischen und feindlichen kolonialen Propaganda. […] Zuweilen war's fast unerträglich, da ich doch einst mit Engländern jung und froh war. Aber am meisten verzehrten uns die politisch-literarischen Ferkeleien einzelner deutscher Intellektueller“ (Grimm, Über mich selbst [1929], S. 20).

[28] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Heinrich von Gleichen-Rußwurm, 12. Januar 1925.

[29] Vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 314.

[30] Koch, Kolbenheyer [1953], S. 12.

[31] Später rechnete Kolbenheyer diese Arbeit zu seinen literarischen Jugendsünden und wollte sie nicht als Teil seines Gesamtwerks anerkennen. Vgl. KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hellmuth Langenbucher, 8. Dezember 1931 (Durchschlag).

[32] So jedenfalls die Darstellung Zweigs in: Zweig, Welt, S. 99: „Mit Erwin Guido Kolbenheyer, einem literarischen Jugendfreund, der heute daran vielleicht nicht gerne erinnert wird, weil er einer der offiziellen Dichter und Akademiker Hitlerdeutschlands geworden ist, büffelte ich die Nächte durch“.

weiterhin in Wien – eine Stadt, mit der ihm zeit seines Lebens eine enge emotionale Beziehung verband. Sein endgültiger Entschluss, sich von dem universitären Leben abzuwenden und ganz der Literatur zu widmen, war maßgeblich von dem respektablen Erfolg bedingt, den er mit seinem 1908 veröffentlichten Spinoza-Roman *Amor Dei* feiern konnte.[33] Auf das im Dezember 1907 beim Münchner Georg Müller Verlag (GMV) eingereichte Manuskript hatte der Verlagsgründer nach Aussage Kolbenheyers mit „begeisterte[r] Zustimmung"[34] reagiert, sodass *Amor Dei* rasch in das Verlagsprogramm aufgenommen wurde.

Auch in seinem nächsten Werk, dem „Gottsucherroman"[35] *Meister Joachim Pausewang* (1910), wandte sich Kolbenheyer der Welt des 17. Jahrhunderts zu. In dem Roman erzählt ein einfacher Breslauer Schuhmachermeister und Weggefährte des schlesischen Mystikers Jakob Böhme (1575–1624) von seiner Lebensgeschichte und seinem Seelenleben.[36] Für das Werk erhielt Kolbenheyer 1911 – zusammen mit Hans Müller, Adam Müller-Guttenbrunn und Ottomar Enking (später als Dozent für Geschichte und Literatur an der Dresdener Akademie für Kunstgewerbe ein Förderer Kolbenheyers[37]) – den mit 1000 Kronen dotierten Bauernfeld-Preis.[38] Sein dritter Roman *Montsalvasch* (1911), in dem sich Kolbenheyer erstmals thematisch seiner Gegenwart zuwandte[39], fand in der Öffentlichkeit hingegen kaum Beachtung.[40] Kolbenheyer selbst maß dem Roman vor allem insofern eine Bedeutung zu, als in ihm erstmals „biologische Grundthemen" angeklungen seien. Infolgedessen verstand er das Werk als „eine erste Regung"[41] seiner späteren *Bauhütten*-Philosophie.[42]

Vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs war Kolbenheyer aufgrund eines „eigentlich geringfügigen Fußleidens" für dienstunfähig erklärt und „aus der Reserve entlassen" worden, hätte 1914 jedoch „mit den Landsturmjahrgängen einberufen werden"[43] müssen. Die Mobilisierung blieb jedoch zunächst aus. 1915 wurde Kolbenheyer dann nach Linz kommandiert, wo er, begleitet von seiner Familie,

[33] Für eine ausführliche, kritische Zusammenfassung des Romans vgl. Jäger, Literatur, S. 119–128.
[34] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 84.
[35] Westenfelder, Genese, S. 52.
[36] Für eine Zusammenfassung des Romans vgl. Jäger, Literatur, S. 128–137.
[37] Vgl. KAG, Ottomar Enking an Erwin Guido Kolbenheyer, 11. Dezember 1932: „Mit großer Freude bin ich in mehreren Vorlesungen für Sie und Ihr Werk eingetreten und durfte das schöne Gefühl hegen, dass man Ihre starke und feine Art sehr liebt".
[38] Vgl. Amann, Leben, S. 313.
[39] Vgl. Sprengel, Geschichte, S. 148: Der „nach dem Namen der Gralsburg bei Wagner benannte" Roman „trägt ein Motto aus Wolframs Parzival, spielt aber […] in der unmittelbaren Gegenwart. Der ‚törichte Parzival' Ulrich Bihander sucht den Sinn des Lebens zeitweilig in einer Liebesbeziehung, wird aber von der emanzipierten jungen Frau, die eine Abtreibung vornehmen läßt, enttäuscht. ‚Wie eine Burg anzuschauen' zeigt sich am Schluß in Form einer leuchtenden Wolke das Ideal der unabhängigen Persönlichkeit".
[40] Vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 147–149.
[41] Ebd., S. 151.
[42] Zu Kolbenheyer Philosophie der *Bauhütte* vgl. Kap. 3.3.1.
[43] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 233.

bis Kriegsende Dienst in einem Kriegsgefangenenlager tat. Kolbenheyers Aufgaben in dieser Zeit waren administrativer Natur. Insbesondere hatte er eine „umfangreiche Melde- und Registerarbeit" über die Lagerinsassen zu leisten. Dieselben Aufgaben übernahm er auch 1916 während eines zweimonatigen Einsatzes im südtirolerischen Bozen. Bei weiteren medizinischen Prüfungen seiner „Fronttauglichkeit" wurde von Kolbenheyer „Abstand" genommen, sodass die Kriegserfahrungen des Dichters auf einen „Papierkrieg"[44] beschränkt blieben. Später sollten die genauen Hintergründe, aufgrund derer Kolbenheyer eigene Fronterfahrungen erspart blieben, beschämende Gefühle der Pflichtverletzung gegenüber dem eigenen Volk evozieren, die Kolbenheyer durch eine umso eindringlichere Konzipierung seiner literarischen Arbeit als „Dienst am Volk" kompensierte.[45] Bei Kriegsende traf Kolbenheyer zusammen mit seiner Frau die Entscheidung, nicht nach Wien zurückzukehren, da sich die „politischen Ordnungskämpfe", von denen Deutschland und Österreich „durchfiebert"[46] waren und denen sie aus dem Weg gehen wollten, in der Hauptstadt besonders stark niederschlugen. So entschlossen sie sich zu einem Neubeginn in Tübingen; 1919, nach dem Verkauf ihres Wiener Hauses, siedelte die Familie in die berühmte schwäbische Universitätsstadt um.

Werdegang Stapels bis zur Übernahme des „Deutschen Volkstums" (1919) – Wilhelm Stapel wurde am 27. Oktober 1882 in Calbe (heute: Kalbe) an der Milde westlich von Stendal als Sohn eines Uhrmachers geboren. Seit 1892 besuchte er das humanistische Gymnasium in Salzwedel, unterbrach 1898 seine schulische Ausbildung jedoch zugunsten einer Buchhändlerlehre. Nach Abschluss der Ausbildung kehrte Stapel ans Gymnasium zurück, absolvierte 1905 das Abitur und studierte anschließend in Göttingen, München und Berlin Kunstgeschichte, Philosophie sowie Volkswirtschaftslehre. Ein begonnenes Theologiestudium brach er ab. Im Jahr 1911 promovierte Stapel in Göttingen mit der kunsthistorischen Arbeit *Der Meister des Salzwedeler Hochaltars nebst einem Überblick über die gotischen Schnitzaltäre der Altmark*. Unter seinen akademischen Lehrern sticht Edmund Husserl hervor, dessen Philosophie eine langfristige Wirkung auf Stapel ausüben sollte.[47]

Unmittelbar nach seiner Promotion fand Stapel im April 1911 eine erste journalistische Anstellung als Mitarbeiter der Stuttgarter Tageszeitung *Der Beobachter. Ein Volksblatt für Schwaben* – eine Zeitung, die sich dem „von [Friedrich von] Payer und [Conrad] Haußmann geführten südwestdeutschen Flügel der Fortschrittlichen Volkspartei"[48] zuordnen lässt. Entsprechend standen auch die Ar-

[44] Ebd., S. 256–258.
[45] Vgl. Kapitel 2.2.1.
[46] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 287.
[47] Im September 1929 rechnete Stapel Husserl und Kolbenheyer zu jenen beiden Denkern, von denen er für sein Leben „entscheidende und tief bewegende Einsichten" empfangen habe, vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. September 1929.
[48] Keßler, Stapel, S. 15.

tikel, die Stapel für dieses Blatt verfasste, „unter ausgesprochen linksliberalen Vorzeichen". Stapel trat in ihnen „für ‚politischen Fortschritt im Sinne der Demokratie' und gegen die ‚politische Stagnation' ein, in die er Deutschland durch die ‚reaktionären Mächte' geführt sah"[49]. Die Frage, wie stark die parteinahe Schriftleitung des *Beobachters* in die Texte ihres jungen Mitarbeiters redigierend eingegriffen hat, muss dabei offen bleiben. Liberales Gedankengut lässt sich vor 1918 allerdings auch in Stapels theologischen Ansichten und Standpunkten finden. Dass er einer liberalen Theologie nahestand, zeigt sich nicht zuletzt „an seiner temperamentvollen Verteidigung der Freiheit des Einzelnen gegenüber landeskirchlichen Beschränkungen", welche „in der Gleichsetzung zwischen Evangelium und der Freiheit des Gewissens"[50] gipfelte. Diese Position steht freilich in einem eklatanten Spannungsverhältnis zu Stapels späteren kirchenpolitischen Haltungen im „Dritten Reich", die nicht nur auf ein „loyales Hinnehmen der staatlichen Eingriffe" hinausliefen, sondern „die aktive Parteinahme der Kirche für den nationalsozialistischen Staat und sein Ethos"[51] beinhalteten.

Stapels Arbeit für den Stuttgarter *Beobachter* währte indes nur kurz. Bereits im November 1911 wechselte Stapel nach Dresden in die ungleich prestigeträchtigere Redaktion des *Kunstwarts*, einer der einflussreichsten Kulturzeitschriften des wilhelminischen Kaiserreichs. Stapel war bis 1916 für die von Ferdinand Avenarius, dem Gründer des Dürer-Bunds, herausgegebenen Zeitschrift tätig.[52] Der *Kunstwart* stand seit seiner Gründung im Jahr 1887 in Verbindung mit der Lebensreformbewegung und bediente in vielen Artikeln deren zivilisationskritisches Unbehagen an dem fundamentalen Strukturwandel der deutschen Gesellschaft infolge von Industrialisierung, Urbanisierung und Massenpolitisierung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert.[53] Einem einzelnen politisch-ideologischen Lager lässt sich der *Kunstwart* hingegen kaum zurechnen – sein Mitarbeiterkreis reichte von dem völkischen „Literaturpapst" Adolf Bartels[54] bis hin zu Theodor Heuss. Auch Stapels politisches Denken war während des Kaiserreichs von starken Ambivalenzen gekennzeichnet und oszillierte zwischen einem nationalistisch-völkischen sowie einem nationalliberalen Pol. Dies geht auch aus einer 1938 veröffentlichten Selbstbeschreibung hervor, die Stapel in eine Besprechung der Biografie *Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit* (1937) von Theodor Heuss verwob. In ihr betonte Stapel, dass ihm Naumann in seinen „Primanerjahren" zum

[49] Ebd. Die beiden Artikel Stapels, auf die sich Keßler bezieht, lauten „Geborene Aristokratie" (19. April 1911) und „Demokratische Zeitstimmung" (23. Mai 1911).

[50] Kurz, Denken, S. 219.

[51] Keßler, Stapel, S. 189. Stapels kirchenpolitische Aktivitäten und Stellungnahmen im „Dritten Reich" sind ausführlich erläutert in: Schmalz, Kirchenpolitik, bes. S. 142–211.

[52] Zu Ferdinand Avenarius (1856–1923), *Kunstwart* und Dürer-Bund vgl. Bruch, „Kunstwart"; Kratzsch, „Kunstwart"; Leroy, Konstruktionen, bes. S. 33–38. Für die zwischen 1912 und 1915 im *Kunstwart* erschienenen Artikel Stapels vgl. Keßler, Stapel, S. 19–29.

[53] Ein Panorama der unter dem Oberbegriff der „Lebensreform" subsumierbaren Einzelbewegungen bieten die zahlreichen Beiträge in: Kerbs/Reulecke (Hg.), Handbuch. Ferner: Cluet/Repussard (Hg.), „Lebensreform".

[54] Vgl. Brändle, Literaturhistorik.

„politischen Lehrmeister geworden“[55] sei, sprach im selben Atemzug jedoch den radikal nationalistisch orientierten *Alldeutschen Blättern*[56] einen gleichermaßen prägenden Einfluss zu: „Zwischen diesen beiden Welten“, so Stapel, „stritten die Gefühle und Gedanken hin und her“[57]. Vor dem Ersten Weltkrieg lag der Schwerpunkt indes noch eindeutig auf Seiten der Schriften Naumanns, ehe sich dieses Verhältnis nach 1918 dann diametral umkehren sollte.[58]

Was sich hinter der „kurze[n] militärische[n] Tätigkeit“[59] verbirgt, von der Stapel in seinem 1938 verfassten Aufsatz *Zwanzig Jahre Deutsches Volkstum* mit Blick auf den Ersten Weltkrieg sprach, ist nicht näher bekannt. Da Stapel in dem Aufsatz keinerlei Details erwähnte, mit Erwähnungen seiner vor 1933 erworbenen, nationalen Verdienste im „Dritten Reich“ ansonsten aber alles andere als sparsam umging, wird man nicht fehlgehen, jene „kurze Tätigkeit“ als unwesentlich zu bezeichnen. Vom eigentlichen Militärdienst wurde der damals 31-jährige Stapel freigestellt, sodass er – im Unterschied zu „einem großen Teil der Vertreter eines neuen Nationalismus“ nach 1918 – „auf keine ‚Fronterlebnisse‘“[60] verweisen konnte.

Nach seinem Abschied vom *Kunstwart* übernahm Stapel 1917 zunächst die Leitung des Hamburger Volksheims, einer 1901 von dem Theologen Walther Classen (später während der ersten Hälfte der Weimarer Republik regelmäßiger Mitarbeiter im *Deutschen Volkstum*) gegründeten Bildungseinrichtung, die primär auf „eine Verständigung mit der Arbeiterschaft“ und ihrer Versöhnung „mit der Nation“ abzielte.[61] Bereits im Sommer 1919 erklärte Stapel jedoch seinen Rücktritt von diesem Amt, nachdem es infolge der Veröffentlichung eines von ihm verfassten Aufsatzes über den Antisemitismus[62] zu Protesten gekommen war.[63] Da es keineswegs zu den Charaktermerkmalen Stapels gehörte, bei Konflikten um seine Person rasch klein beizugeben, darf vermutet werden, dass Stapel die Möglichkeit zum Rücktritt, wie sie sich ihm durch die Beschwerden bot, nicht ungelegen kam. Seine Aufgaben als Leiter des Volksheims kollidierten zum damaligen Zeitpunkt jedenfalls bereits mit der zeit- und arbeitsaufwendigen Tätigkeit als Herausgeber der Zeitschrift *Deutsches Volkstum*. In der Arbeit für das Hamburger Volksheim erblickte Stapel zu keinem Zeitpunkt eine dauerhafte Lebensaufgabe.

[55] Stapel, Naumann [1938], S. 380.
[56] Zur ideologischen Ausrichtung der *Alldeutschen Blätter* vgl. Hering, Nationalismus.
[57] Stapel, Naumann [1938], S. 380.
[58] Vgl. das nachfolgende Kapitel. Unmittelbar nach dem Tod Friedrich Naumanns hatte Stapel im *Deutschen Volkstum* betont, dass Friedrich Naumann der „politische Erwecker und Erzieher“ seiner Jugend gewesen sei. Er sei Friedrich Naumann gefolgt, „bis im Laufe des Krieges ganz andere Gefühls- und Gedankenwelten in mir emporkamen“, vgl. Stapel, Naumann [1919], S. 281f.
[59] Stapel, Jahre [1938], S. 795.
[60] Schmalz, Kirchenpolitik, S. 47.
[61] Gossler, Publizistik, S. 104. Weitere Informationen zur Person Walter Classens und Geschichte des Hamburger Volksheims bei Hering, Christentum; Jenkins, Modernity, S. 90–101.
[62] Vgl. Stapel, Antisemitismus [1919]. Stapels Antisemitismus und seine Resonanz während der Weimarer Republik werden in Kap. 3.2 behandelt.
[63] Vgl. Stapel, Jahre [1938], S. 801.

Wie aber war es zur Übertragung der Herausgeberschaft des *Deutschen Volkstums* an Stapel gekommen? 1917 hatte der DHV die Zeitschrift *Bühne und Welt* erworben und in *Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das Kunst- und Geistesleben* umbenannt. Dass Stapel im Herbst 1918 die Herausgeberschaft dieser Zeitschrift angeboten wurde, geht auf seine „Beziehungen zu leitenden Männern“[64] des DHV, insbesondere Max Habermann, zurück, die er während seiner Arbeit beim *Kunstwart* geknüpft hatte. Parallel dazu hatte sich Stapel mit seiner 1917 erschienenen Schrift *Volksbürgerliche Erziehung* hohes Ansehen innerhalb des Verbands erworben: In dieser Arbeit plädierte Stapel für ein generelles Primat des Volks über den Staat[65] und versuchte vor dem Hintergrund des noch ungewissen Kriegsausgangs, „Volk“ als ein „von staatlichen Begrenzungen […] unberührtes, naturhaft-geschichtliches Phänomen, als die eigentliche Lebens- und Schicksalsgemeinschaft […] neu ins Bewußtsein zu rufen“[66] – Thesen und Argumente, mit denen Stapel im DHV auf Zustimmung und Unterstützung rechnen durfte.[67] Dass Stapel im Verband schon bald mit großem vorauseilendem Vertrauen begegnet wurde, lässt sich daran ablesen, dass ihm in seinem Arbeitsvertrag „völlige Selbstständigkeit“[68] für die Gestaltung der Zeitschrift gewährt wurde. Da das *Deutsche Volkstum* sich jedoch als ein notorisches Zuschussunternehmen[69] erweisen sollte und über Jahre hinweg von den finanziellen Zuwendungen des DHV abhängig blieb, bedarf die von Stapel vielbeschworene und verbissen verteidigte Behauptung seiner völligen Unabhängigkeit von dem Verband durchaus der Relativierung.[70] Seine Tätigkeit als Herausgeber trat Stapel 1919 schließlich mit dem Ziel an, das

[64] Keßler, Stapel, S. 34.

[65] „Volk ist ein primäres Phänomen, Staat ein sekundäres. Volk ist ein Stück Natur, Staat ein Stück Geschichte. Volk ist ein unmittelbares Gebilde aus Gottes Schöpferhand, es ist außer dem Bereich des menschlichen Willens gelegen, Staat ist ein Gebilde des menschlichen Willens. Volk ist das Schaffende, Staat das Geschaffene. Volk ist die grundlegende und umfassende Gemeinschaft, Staat nur die Ausprägung des politischen Willens oder der verschiedenen politischen Willen innerhalb der ursprünglichen Gemeinschaft des Volkes“ (Stapel, Erziehung [1917], S. 9) „Wir müssen, umgekehrt wie bisher, den lebendigen Organismus des Volkes als die höhere Einheit gegenüber dem menschlichen Gebilde des Staates anerkennen. Wir müssen einsehen, […] daß das Volk eine Lebensgemeinschaft, der Staat nur eine Arbeitsgemeinschaft ist“ (ebd., S. 34).

[66] Keßler, Stapel, S. 30.

[67] Zu den kulturpolitischen Vorstellungen des DHV vgl. Hamel, Verband, bes. S. 69–86, 123–157.

[68] Gossler, Publizistik, S. 91.

[69] Die finanziellen Krisenjahre des *Deutschen Volkstums* nahmen mit der Überwindung der Inflation (1923/24) kein Ende: Im März 1927 trug Stapel an Grimm in „strengster Vertraulichkeit“ die Information heran, dass seine Zeitschrift auch „nach acht Jahren Arbeit immer noch ein Zuschußunternehmen“ sei. Das *Deutsche Volkstum* habe sich „‚großgehungert‘, wenn man den jetzigen Zustand ‚groß‘ nennen“ wolle. Er selbst habe seiner Familie bisweilen „nichts auf den Tisch“ geben können, hätten „die Nachbarsleute uns nicht Kartoffeln geschenkt“ (DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 30. März 1927).

[70] Nach Eigenaussage Stapels vom Juli 1931 war es „von 1919 an meine Hauptsache […], das D[eutsche] V[olkstum] nicht als ‚ein Organ‘ eines Verbandes […] erscheinen zu lassen, sondern es auf Gewissen und Verantwortung der Herausgeber zu stellen, genauso wie die andren

„alte Bildungsgut unseres Volkes […] für die deutsche Nationalerziehung fruchtbar zu machen […] das volksechte und künstlerisch wertvolle Bildungsgut der Gegenwart herauszufinden und den Empfänglichen zu vermitteln […] Die defaitistischen und zersetzenden Mächte im Volk und Reich zu bekämpfen. […] Kräfte zu wecken, um die Sklavenkette von Versailles […] zu zerreißen – hier schied sich das deutsche Volk von einer trägen biologischen Lebensmasse, die, zwar durch Geburt nun einmal vorhanden, doch nicht die Autorität hatte, geschichtliche Entscheidungen zu treffen."[71]

Retrospektives zum „Augusterlebnis" – Schon während des Ersten Weltkriegs verklärte die deutsche Kriegspropaganda das sogenannte Augusterlebnis des Jahres 1914. Demnach war das gesamte deutsche Volk bei Kriegsausbruch von einer Welle der Begeisterung und Solidarisierung erfasst worden, die alle Konflikte der „Klassengesellschaft" nivelliert und dadurch erstmalig in der deutschen Geschichte eine wahre „Volksgemeinschaft" verwirklicht habe.[72] Dieses Bild, in dem der in erster Linie bürgerlich-städtisch geprägte Kriegsenthusiasmus fälschlicherweise auf das gesamte deutsche Volk projiziert wurde[73], zählte nach 1918 zu den populärsten Geschichtslegenden der deutschen Rechten.

Auf den ideologischen Radikalisierungsschub Grimms, Kolbenheyers und Stapels seit 1914, wie er im folgenden Kapitel näher betrachtet werden soll, wirkte das „Augusterlebnis" unterschiedlich stark. Für alle drei Autoren gilt jedoch, dass der Verlauf, vor allem aber der Ausgang des Krieges sowie seine unmittelbaren politischen Folgewirkungen weit mehr zu jener Radikalisierung beigetragen haben als eine etwaige bellizistische Begeisterung zu Kriegsbeginn. Am wenigsten lässt sich eine genuine Kriegsbegeisterung bei Kolbenheyer nachweisen, auf den der Ausbruch der Kampfhandlungen in erster Linie desorientierend wirkte. Die Frage nach dem Sinn des Krieges betrachtete der junge Familienvater – einer glaubwürdigen retrospektiven Selbstdarstellung folgend – kritisch, zumal er, wie so viele „Deutschösterreicher" zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der Habsburgermonarchie innerlich distanziert gegenüber stand:

großen Zeitschriften geistig selbstständig sind". Als seine Zeitschrift in der im GMV (1928 aufgekauft vom DHV) publizierten Studie *Deutsche Literatur im Kampfe um ihr Recht* (1931) von Rudolf Borchardt als „Organ" des DHV bezeichnet wurde, reagierte Stapel äußerst empfindlich und informierte Max Habermann (1885–1944) darüber, „alle bestandenen oder geplanten Beziehungen zwischen mir und dem G.M.V." abzubrechen und eine „öffentliche Erklärung gegen Herrn Borchardt bringen" zu wollen. Sollte die Erklärung von Seiten des DHV „beanstandet werden", sehe er sich nicht mehr „in der Lage, Herausgeber des ‚Deutschen Volkstums' zu sein" (zitiert nach: KAG, Schriftwechsel mit Wilhelm Stapel, Mappe 1930–1931: Wilhelm Stapel an Max Habermann, 25. Juli 1931, Abschrift). Von der Ankündigung, seine Beziehungen zum GMV (Stapel war Mitglied des Aufsichtsrats) abbrechen zu wollen, distanzierte sich Stapel jedoch schon kurze Zeit später. Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 30. Juli 1931.

[71] Diese 1937 von Stapel verfasste, retrospektive Darstellung hier zitiert nach: Keinhorst, Stapel, S. 8.

[72] Vgl. exemplarisch: Verhey, „Geist von 1914".

[73] Das holzschnittartige Konstrukt des „Augusterlebnisses" ist in der Forschung mittlerweile mehrfach relativiert worden. Gerade unter Arbeitern und in der bäuerlichen Bevölkerung kann von einer solchen Kriegsbegeisterung im August 1914 keine Rede sein. Vgl. Mai, August; Wirsching, „Augusterlebnis"; Schröder, Kriegsbegeisterung; Stöber, „Augusterlebnis".

„Für Österreich? Wer glaubte wissenden Herzens an Österreich, das innerlich zerrissene! An dieses Konglomerat widerstrebender Nationen war nicht mehr zu glauben. Eine sinkende Dynastie hielt es zusammen und der deutsche Volksbestand wurde von ihr dem unhaltbaren Gefüge geopfert […] Wo war das Ziel dieses Krieges für uns Österreicher? Weshalb das ungeheure, für Österreich vernichtende Opfer? […] Kein Deutscher in Österreich hatte ein konkretes Ziel für diesen Krieg vor Augen."[74]

Unklarer ist der Fall bei Stapel, der nach 1914 das Seine tat, um ein eindimensionales Bild der deutschen Gemütslage bei Kriegsausbruch zu verbreiten. In der Schrift *Volksbürgerliche Erziehung* verklärte er den August 1914 gar zur Initialzündung eines vertieften Volksbildungsprozesses der Deutschen: Als der Krieg begann, sei „ein Zittern durch des ganzen deutschen Volkes Seele" gegangen, ein „Erbeben des Volkskörpers" und „Schauer der Lebensnot", das auch die „Auslandsdeutschen" in den „Urwälder[n] Afrikas", den „weiten Steppen Amerikas" und in den „Städte[n] Asiens"[75] erreicht habe. Selbst die Seelen „der Vorfahren" und der noch „ungeborenen Enkel" seien „erbebt". „Einen Augenblick lang waren wir nicht mehr wir selbst […], sondern Glieder eines einzigen sich reckenden Riesenkörpers." Dieses „Erlebnis der Volksseele", so behauptete Stapel, werde „bleiben und fortwirken" und sei „die Bürgschaft dafür, dass unser Volk *ein Volk* werden wird."[76]

Von Stapel als einem prototypischen Propagandisten des „Augusterlebnisses" zu sprechen wäre dennoch zu einfach. Stapels Beiträge aus dem *Kunstwart* während der ersten beiden Kriegsjahre verraten ein durchaus kritisches Verhältnis zu dem Bild der inneren Einheit, wie es die deutsche Kriegspropaganda gebetsmühlenartig reproduzierte. So forderte Stapel 1915 von seinen Landsleuten, „nicht bei dem idealistischen Pathos der Augusttage" stehenzubleiben, sondern die Aufmerksamkeit darauf zu richten, „den ‚sittlichen Ertrag' jener Wochen lebendig [zu] erhalten und für die Zukunft praktisch fruchtbar"[77] zu machen. 1916 sprach er mit Blick auf die langfristige Wirkung des Augusts 1914 zudem relativierend davon, dass sich das deutsche Volk in der „Zeit der Mobilmachung" zwar der „größten Hoffnung auf eine seelische Befreiung der Menschen" hingegeben, sich an das damals verspürte „unmittelbare Leben" jedoch mittlerweile „wieder allerlei ‚Mittelbares an[gekrustet]'"[78] habe. Auch private Äußerungen, die eine Kriegsbegeisterung Stapels, der vom Militärdienst frühzeitig befreit worden war, belegen würden, sind nicht bekannt. Selbst in der äußerst umfangreichen, von persönlichen Erinnerungen übervollen Korrespondenz mit Kolbenheyer kam Stapel nie auf sein persönliches Erleben der Augusttage 1914 zu sprechen.

In seiner Publizistik wärmte Stapel nach dem Ersten Weltkrieg den Mythos des schichtübergreifenden „Augusterlebnisses" jedoch ohne jede kritische Reflexion wieder auf. „In den Augusttagen 1914", so behauptete er etwa im Jahr 1920, hätten sich alle Deutschen, wo auch immer sie „auf dem Erdenrund wohnten, als

[74] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 234f.
[75] Vgl. Stapel, Erziehung [1917], S. 46.
[76] Ebd. (Herv. i. Orig.).
[77] Zitiert nach: Keßler, Stapel, S. 24.
[78] Zitiert nach: Schmalz, Kirchenpolitik, S. 39, Anm. 85.

eine innerlich und wesentlich zusammengehörige Gemeinschaft" empfunden, inklusive der „Vorfahren und Enkeln". Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl sei über „Gesetze und Pflichten oder irgend ein Wollen" weit hinausgegangen: Erst unter den Vorzeichen des Krieges hätten die Deutschen – gleichsam als völkische Urerfahrung – in ihrem Volk ein untrennbares, „einheitliches Sein und Wesen" erkannt. Der Gefahr, durch solche Deutungen schlicht zum Epigonen der Kriegspropaganda zu verkommen, war sich Stapel zwar im Kern bewusst, wies sie jedoch strikt von sich: Seine Ansichten seien „nicht ‚Konstruktion' oder ‚Theorie', auch nicht ‚Mystik', sondern Wirklichkeit, die aller Erkenntnistheorie und Psychologie"[79] standhalte.

Auch Hans Grimm lässt sich schwerlich dem Lager der Enthusiasten über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs zurechnen.[80] Dass er nicht zu den „Begeisterten des Kriegsanfangs" gehört hatte, bekannte der Dichter in seinem bereits erwähnten Schreiben an Heinrich von Gleichen-Rußwurm vom 12. Januar 1925 auch selbst. Von der „offiziellen Aufmachung" und dem „Echogebrüll der Städte" hatte er sich demnach im August 1914 abgestoßen gefühlt. Die Vorbereitung auf seinen Fronteinsatz schilderte Grimm als eine Zeit der „Brutalitäten" durch das „niedere Ausbildungspersonal". Und auch seine Erfahrungen im Feld erscheinen als eine Zeit „vollkommene[r] Unkameradschaftlichkeit": An „der Front und in der Etappe" habe eine „ungeheuere Schieberei" vorgeherrscht, durch die der „gemeine Mann […] moralisch ruiniert" und – in völliger Ermangelung von „Seelsorge" – immer mehr „zum Lastträger-Sklaven des Krieges"[81] gemacht worden sei.

Im Kontrast zu dieser bemerkenswert offenen Kritik am Bild der „Frontgemeinschaft" äußerte sich Grimm – ähnlich wie Stapel – nach 1918 öffentlich jedoch sehr viel unreflektierter über den Ersten Weltkrieg. In dem autobiografischen Aufsatz *Heimat und Ahnen*, der 1930 in Will Vespers Zeitschrift *Die schöne Literatur* erschien, beschrieb Grimm beispielsweise, wie er 1910, nach seiner Rückkehr aus Südafrika nach Deutschland, zunächst entsetzt gewesen sei vom Mangel an „furchtlose[m] Rundumwissen um Deutschland" und „vaterländische[m] Wissen über Partei und Klasse und Beruf und Glaubensbekenntnis […] hinaus". Schlimmer noch: Seine Volksgenossen hätten vor 1914 ein solches Wissen nicht einmal angestrebt. Dieses eklatante Defizit sei indes durch den Ersten Weltkrieg, namentlich durch die „opfernde Jugend des Krieges"[82], behoben worden. Auch in dem 1932 veröffentlichten Artikel *Antwort und Aufruf an Deutsche*[83] betonte Grimm, erst „nach dem Weltkriege" begriffen zu haben, dass ohne die „unerhörte Leistung" und „den scheinbar verschwendeten Tod […] Millionen deutscher Männer" sowie ohne die „Schändung" der Deutschen nach dem Krieg eine „Schicksalsgemeinschaft" der Deutschen niemals habe „zum ersten Male *natürlich*"[84] entstehen kön-

[79] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 30.
[80] Vgl. dazu auch Gümbel, Volk, S. 32f.
[81] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Heinrich von Gleichen-Rußwurm, 12. Januar 1925.
[82] Grimm, Heimat [1930], S. 13.
[83] Für Details vgl. Kap. 5.1.
[84] Grimm, Antwort [1932], S. 15 (Herv. i. Orig.).

nen. Entsprechend groß war die Bedeutung, die Grimm dem Weltkrieg nun auch für seine eigene schriftstellerische Entwicklung und Karriere beimaß. Ohne seine „Teilnahme am Kriege als gemeiner Mann“ und ohne seine „Rückkehr in meine alte Geschlechtsheimat an der Oberweser in Verarmung und Inflation hinein“, so Grimm im Jahr 1929, hätte er wohl „ein ‚afrikanischer‘ Schriftsteller“ bleiben, „aber ein deutscher Schriftsteller niemals […] werden können“[85]. Sehr ähnlich wie bei Wilhelm Stapel gehen also auch bei Grimm die privaten und die öffentlichen Äußerungen zum Ausbruch des Krieges und seinem Verlauf weit auseinander.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass keiner der drei Autoren im August 1914 zum Lager der Kriegsenthusiasten gehörte. Hieraus abzuleiten, dass die Kriegsjahre eine unbedeutende Episode in der Herausbildung der Weltanschauungen Grimms, Kolbenheyers und Stapels gewesen seien, wäre indes grundfalsch. Vielmehr lässt sich, wie das folgende Kapitel zeigen wird, nach 1918 eine prekäre Verengung ihres politischen Denkens nachweisen, welche zur Basis und Grundvoraussetzung ihres schriftstellerischen und publizistischen Einflusses während der Weimarer Republik werden sollte.

## 2.2 Kriegsmentalität und Weltanschauung nach 1918

### 2.2.1 Radikalisierungsmoment Weltkriegsniederlage: Zur Verengung des politischen Denkens bei Grimm, Kolbenheyer und Stapel

> *Ich bin aber der Meinung, daß unsere Stellung sich durch den Krieg und seit dem Kriege sehr erheblich geklärt hat. […] Wenngleich der erste größere Aufsatz, den ich überhaupt veröffentlichte, schon erheblich auf [Johann Gottlieb] Fichte eingestellt war und auch Fichte zum Thema hatte, so bin ich doch den Intellektualismus wirklich erst […] durch die Gewalt der Erlebnisse los geworden.*[86]

Intellektuelle und Weltkriegsniederlage – In der wissenschaftlichen Diskussion über die mentalitätsgeschichtlichen Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf die Gesellschaft der Weimarer Republik hat Wolfram Pyta mit guten Gründen auf die grundstürzende Erschütterung der „herkömmliche[n] Vorstellung vom Intellektuellen als Treuhänder universaler Ideen“[87] hingewiesen. Demnach ging aus den Kriegserlebnissen ein „neue[r] Intellektuellentypus“ stark dezisionistischer Prägung hervor, der sich von den Intellektuellen der Vorkriegszeit signifikant unterschied, deren „Deutungsansprüche“ sich noch primär auf die „geistige Erb-

[85] Grimm, Heimat [1930], S. 13.
[86] DLA, A:Ernst, Wilhelm Stapel an Paul Ernst, 19. Dezember 1922.
[87] Pyta, Weltkrieg, S. 26.

schaft“ und Tradierung des Wertekanons der Aufklärung gegründet hätten. Von diesem Wertekanon, so Pyta, lösten sich jene „neuen“ Intellektuellen unter einem emphatischen „Bekenntnis zur vermeintlich befreienden Wirkung der Tat“ ab und ließen sich zu Formen des „politischen Aktionismus hinreißen“, die in ihren Reihen zuvor verpönt gewesen waren. Unter Preisgabe des traditionellen bildungsbürgerlichen Selbstverständnisses, „über dem politischen Meinungskampf zu stehen und als ‚Aristokratie des Geistes‘ einen universalistischen Humanismus zu verkünden“, verfestigte sich hier ein Politikverständnis, das eine kategorische „Scheidung zwischen Freund und Feind“ ebenso gebar wie die Akzeptanz „von Gewalt zur Verfolgung politischer Ziele“, welche wiederum „durch ihre Radikalität und Kompromißlosigkeit geheiligt erschienen“[88].

Die Radikalisierung des politischen Denkens von Grimm, Kolbenheyer und Stapel infolge des Ersten Weltkriegs war demnach Teil einer größeren Dynamik, die weite Teile der Weimarer Gesellschaft erfasste. Sie machte auch vor der politischen Linken nicht Halt[89] und lässt sich in anderen kriegsbeteiligten Ländern ebenfalls nachweisen, wiewohl freilich mit variierender Intensität.[90] Als mögliche Erklärung der „Bereitschaft, neue, radikale Sinndeutungen zu übernehmen“, wie sie nach 1918 in breiten Teilen der deutschen Bevölkerung zu beobachten ist, wurde auch auf die „psychosozial destabilisierend[e]“ Wirkung einer „qualitativ und quantitativ völlig neuartige[n]“ Kriegserfahrung hingewiesen, die einen „Zusammenbruch vertrauter Sinnzusammenhänge“[91] nach sich gezogen habe. Diese Interpretation ist tragfähig, sobald „Kriegserfahrung“ als ein mannigfaltiges Phänomen verstanden wird, das sich nicht allein auf den Aspekt unmittelbarer Fronterfahrung reduzieren lässt. Wie gezeigt, wies von den Hauptprotagonisten dieser Studie einzig Grimm entsprechende Erfahrungen auf, während Kolbenheyer und Stapel keine Kampfhandlungen am eigenen Leib erlebten. Eine weltanschauliche Radikalisierung und Transformation zuvor gültiger „Sinnzusammenhänge“ ist bei ihnen nach 1918 gleichwohl unverkennbar.

Ein entscheidendes Movens für die mentalen Radikalisierungsprozesse nach dem Ersten Weltkrieg war bei allen drei Autoren das „Bewusstsein einer existenziellen Bedrohung“ durch äußere und innere Feinde, das sich über die Dauer des Krieges hinaus in die Friedenszeit hinein erstreckte und als zentrale „Triebkraft“[92] totalitärer Ideologien sowohl rechts- als auch linksradikaler Couleur gelten darf. Politische Handlungsoptionen, die vor dem Krieg als zu hart und zu rücksichtslos abgelehnt worden wären, erschienen vor dem Hintergrund dieses Bedrohungs-

[88] Ebd., S. 26f.
[89] Zum politischen Linksradikalismus während der Weimarer Republik vgl. Wirsching, Weltkrieg [1999], bes. S. 197–268, 361–436; Bavaj, Weimar.
[90] Für die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf die Gesellschaften Großbritanniens, Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Sowjetrusslands vgl. die Beiträge von Adrian Gregory, Andreas Wirsching, Benjamin Ziemann, Dietrich Beyrau und Piotr Wróbel in dem Themenheft *Violence and Society after the First World War* in: Journal of Modern History 1 (2003), H. 1.
[91] Vopel, Nationalismus, S. 172.
[92] Wirsching, Weltkrieg [2002], S. 39.

szenarios zunehmend diskutabel. Die Deutung der Nachkriegszeit als einer historisch beispiellosen Not- und Ausnahmesituation ging zugleich mit einer demonstrativen Abwendung von dem untergegangenen wilhelminischen Kaiserreich einher, das in der Weimarer Rechten generell nur noch vereinzelt als Orientierungsmaßstab anerkannt wurde.[93]

Distanzierungen von der Vorkriegszeit – Grimm, Kolbenheyer und Stapel waren nach 1918 darum bemüht, sich und ihre Werke demonstrativ von der Zeit des Kaiserreichs und insbesondere von einem Vorkriegskonservatismus abzugrenzen, der nun als unzeitgemäß und überlebt galt.[94] In der Flugschrift *Wem bleibt der Sieg?*, mit der er 1919 erstmals als politischer Publizist in Erscheinung trat[95], plädierte Kolbenheyer mit Nachdruck dafür, die Lage des deutschen Volks vor 1914 nicht zu verklären. Anstatt in unkritischer und naiver Nostalgie nach hinten zu blicken, müsse das deutsche Volk nach dem verlorenen Krieg ein umso stärkeres „Bewußtsein von der Untilgbarkeit" seiner spezifischen „Art"[96] entwickeln und aus ihm Kraft für die Zukunft schöpfen. Eine Absage erteilte Kolbenheyer insbesondere jenen Stimmen, die dem deutschen Volk eine Zukunft verhießen, die an die „goldflirrende" und „machtklirrende" Zeit des Kaiserreichs anknüpfen sollte. Der hohle Pomp des „Kaiserstaat[s]" sollte gerade nicht als politischer Orientierungsmaßstab dienen, sondern mit dem Ende des Weltkriegs als unwiderruflich „überwunden" gelten. Nicht zufällig, so Kolbenheyer, sei das Kaiserreich schon vor 1914 „von den Besten des deutschen Volkes" mit tiefer Skepsis betrachtet worden. Der „Eigenwert deutschen Wesens" habe durch die oberflächliche, an „Treibhauspracht" gemahnende politische Kultur des Kaiserreichs „nur geschädigt werden" können. Wer angesichts des Zusammenbruchs des Kaiserreichs trauere, so Kolbenheyers Resümee, hinge „einem ungesunden Zustande nach", den das deutsche Volk „durch die Opfer und Leiden dieses Krieges"[97] hinter sich gelassen habe.[98]

Darüber hinaus rief Kolbenheyer in *Wem bleibt der Sieg?* dazu auf, sich von dem grassierenden politischen Pessimismus, der sich vor allem aus der internationalen Isolierung Deutschlands und seiner desolaten Versorgungslage nach dem Ende des Ersten Weltkriegs speiste, nicht anstecken und täuschen zu lassen. Seiner Vorstellung von biologistisch „jungen" und „alten" Völkern[99] folgend, erach-

[93] Dass nach dem Ersten Weltkrieg selbst in dem vor 1918 politisch und gesellschaftlich privilegierten Adel eine innere Distanzierung von Kaisertum und Monarchismus nachweisbar ist, wurde anschaulich herausgearbeitet in: Malinowski, König, bes. S. 198–258.

[94] Zur Transformation des politischen Konservatismus nach 1918 vgl. Bussche, Konservatismus, S. 68–90.

[95] Vgl. White, Use, S. 356.

[96] Kolbenheyer, Sieg [1919], S. 11.

[97] Ebd., S. 11 f.

[98] Diese Aufforderung zur bewussten Abwendung von der Vorkriegszeit ist auch das Motiv des erstmals 1920 veröffentlichten, in der Folgezeit vielfach gedruckten Kolbenheyer-Gedichts *Deutsches Leid*. Vgl. Kolbenheyer, Dichterischer Nachlass, S. 21 f.

[99] Vgl. Kap. 3.3.1.

tete Kolbenheyer seine politische Gegenwart als einen nur „vorübergehende[n] Tiefpunkt", dem der Wiederaufstieg der Deutschen „zu neuer innerer und äußerer […] Größe unausweichlich und fast naturgesetzlich folgen"[100] müsse. Wie mehrere andere Autoren aus dem Lager der Völkischen und des „Neuen Nationalismus"[101] lehnte Kolbenheyer die Idee eines bevorstehenden „Untergangs des Abendlandes" unmissverständlich ab, wie er nach Kriegsende von Oswald Spengler und dessen Epigonen beschworen wurde. Dem „Untergangskomplex" stellte er demonstrativ und in sozialdarwinistischer Manier „den Gedanken des Anpassungskampfes" zur Erlangung einer neuen „Lebensform der weißen Rasse" entgegen. Der Ausgang jenes „Anpassungskampfes" ließ sich zwar auch nach Auffassung Kolbenheyers nicht exakt vorhersehen, er lehnte es jedoch ab, „von Untergang zu sprechen, ehe der Endkampf ausgetragen"[102] sei. Kolbenheyer gehörte damit zu den frühesten Autoren des völkischen Lagers, die den suggestiven wie öffentlichkeitswirksamen, gleichwohl stets umstrittenen Thesen Spenglers[103] demonstrativ entgegentraten.[104]

Auch Wilhelm Stapel reagierte auf nostalgische Überhöhungen des Kaiserreichs ablehnend. Bereits 1920 machte er seine Vorbehalte im *Deutschen Volkstum* zum Gegenstand einer „Aussprache" mit dem nationalkonservativen, in Freiburg im Breisgau lehrenden Neuzeithistoriker Georg von Below über das Thema: *Die bewusste Pflege des deutschen Volkstums vor und nach der Revolution.*[105] In dieser kulturpolitischen Diskussion wies Stapel die These Belows zurück, dass die Weimarer Gesellschaft an „jene Bestrebungen" anknüpfen müsse, die bereits im Kaiserreich unternommen worden seien, um „Volkstum und Heimat […] zu lebendig empfundenen Werten"[106] zu machen. Stattdessen argumentierte Stapel,

[100] Lönnecker, „…Boden für die Idee Adolf Hitlers auf kulturellem Felde gewinnen", S. 129.

[101] Die Übernahme dieser Begrifflichkeit hier nach Stefan Breuers Alternativvorschlag zu dem von ihm abgelehnten Begriff der „Konservativen Revolution", vgl. Breuer, Anatomie, S. 180–202.

[102] Kolbenheyer, Befreiungskampf, S. 6.

[103] Vgl. hierzu einführend: Kiesel, Gläubige.

[104] Besonders hervorzuheben ist in diesem Kontext die 1921 von Otto Dickel veröffentlichte, als „Anti-Spengler" bekannt gewordene Schrift *Die Auferstehung des Abendlandes. Die abendländische Kultur als Ausfluß des planetarischen Weltgefühls Entwicklung und Zukunft*. Dass auch Hitler von Spenglers *Untergang des Abendlandes*, das er zu Beginn seiner Niederschrift von *Mein Kampf* las, wenig angetan war, illustriert ein Brief von Rudolf Heß an seine damalige Verlobte aus Landsberg vom 19. Mai 1924: „Den Spengler besorgen Sie um des Himmels Willen nicht; er ist wenigstens dreimal vorhanden. […] Der Tribun [gemeint: Hitler] ist nicht sehr erbaut von ihm" (Heß, Briefe, S. 328). Im „Dritten Reich" grenzte sich Hitler dann auch öffentlich von Spenglers Hauptwerk explizit ab und betonte in einer Rede vom 1. Mai 1935: „Soll also das wirklich das Ende unserer Geschichte und damit unserer Völker sein? Nein! Wir können daran nicht glauben! Nicht Untergang des Abendlandes muß es heißen, sondern Wiederauferstehung der Völker dieses Abendlandes! Nur was alt, morsch und schlecht war, stirbt. Und es möge sterben! Aber neues Leben wird entstehen." (Domarus, Hitler, Bd. 2, S. 502).

[105] Vgl. Below/Stapel, Pflege. Zum Werdegang Belows (1858–1927) vgl. Oexle, Historiker.

[106] Below/Stapel, Pflege, S. 266. Hinsichtlich der „verheißungsvollen Bestrebungen", die während des Kaiserreichs zur „Steigerung des Volksbewußtseins" unternommen worden seien, verwies Below primär auf Heinrich Sohnrey und dessen ländliche Wohlfahrtspflege, auf

dass es darum gehen müsse, den Blick auf das „erschütternde […] *Volkserlebnis*“ zu richten, das dem deutschen Volk erst durch den Krieg zuteil geworden sei. Ein echtes „Volkserlebnis“ hätten die Deutschen vor 1914 bestenfalls „erahnt“, keineswegs aber bewusst gelebt.[107]

Die Notwendigkeit einer Abgrenzung vom Erbe des Kaiserreichs versuchte Stapel darüber hinaus durch eine Gegenüberstellung der Begriffe „Staat“ und „Volk“ zu illustrieren: Im Kontrast zur Pflege des Volkstums, die vor 1914 gängig gewesen sei und die versuchte habe, „gesteigertes Volksbewußtsein in den Dienst des Staates“ zu stellen, forderte Stapel eine Umkehr der Prioritäten: Künftig sollte der Staat als Diener des „großen deutschen Volkes“[108] angesehen und entsprechend instrumentalisiert werden. Diesen Gedanken hatte Stapel bereits 1917 zu einem Hauptgegenstand seiner Studie *Volksbürgerliche Erziehung* gemacht.[109]

Sowohl Kolbenheyer als auch Stapel distanzierten sich also frühzeitig und demonstrativ von der Vorkriegszeit. Demgegenüber wies Hans Grimms Haltung zum Kaiserreich während der ersten anderthalb Jahre der Weimarer Republik noch sehr viel stärkere nostalgische Reminiszenzen auf. Der militärische Zusammenbruch des Deutschen Reichs rief in ihm zunächst eine resignative und depressive Stimmung hervor. Am 25. Dezember 1918 schrieb er, bar aller weihnachtlichen Gefühle, an seinen langjährigen Freund und Vertrauten, den Stettiner Bibliothekar und Volkshochschullehrer Erwin Ackerknecht: „Ich habe keine Hoffnung und keine Kampfeslust mehr in mir. Die Zeitungen, die ich doch einmal lesen muß, häufen sich, u[nd] ich drücke mich feige um sie herum. Mir ist eine Religion zerschlagen.“[110] Die Ursache dieser fundamentalen Verlusterfahrung führte Grimm auf seinen jahrelangen Aufenthalt in Südafrika und die mit ihm einhergegangene, spezifische Identität als „Auslandsdeutscher“ zurück. Zwar hätten auch die Reichsdeutschen infolge der Kriegsniederlage „alle möglichen Verluste“ erlitten, den Auslandsdeutschen sei es jedoch weit schlimmer ergangen: Während das den Reichsdeutschen Verlorengegangene „vielleicht“ wieder „aufgebaut werden“[111] könne, sei dies bei den Auslandsdeutschen unmöglich zu erwarten. Aufgrund dieser Stimmungslage las Grimm im Juli 1919 Kolbenheyers kämpferische und optimistische Flugschrift *Wem bleibt der Sieg?* zwar mit Be-

Georg Hansen und seine Studie *Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen* (1889, ²1915) sowie auf die 1912 von Friedrich von Schwerin gegründete Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation.

107 Below/Stapel, Pflege, S. 267. Als „Volkserlebnis“ stand Stapel konkret das Erlebnis vor Augen „nicht bloß Individuum in einem Staat oder in einem Volk, sondern *Teil und Glied des Volkes zu sein*. Und zwar sich nicht nur als solch ein Glied zu *denken*, sondern es fühlendwissend zu *sein*. Der Horizont des Individuums zerbricht plötzlich, wir empfinden uns als unlösbare Glieder in der *Kette* des Volkes, ein – ich sage betonend: *ungeheuerliches* Gefühl der Verantwortung vor den Augen der Vorfahren und der noch Ungeborenen unseres Volkes ergreift uns und reißt uns in den Dienst unseres Volkes“ (ebd., Herv. i. Orig.).

108 Ebd., S. 267f.

109 Vgl. Kap. 2.1.

110 DLA, A:Ackerknecht, Hans Grimm an Erwin Ackerknecht, 25. Dezember 1918.

111 Ebd.

wunderung für einzelne Gedankengänge und Reflexionen, aber mit Befremden über den anstandslosen Abgesang auf das Kaiserreich.[112]

Grimms depressive Stimmungslage blieb über geraume Zeit akut und er selbst betonte im Juni 1922 rückblickend, bis 1920 geradezu „seelisch krank" gewesen zu sein. Erst anschließend sei ihm klar geworden, „daß jetzt, wenn je" die „Stunde" des deutschen Volks gekommen sei.[113] Es lag in der Konsequenz dieses Stimmungswandels, dass der Dichter in jenem Jahr zwar nicht beschloss, Politiker zu werden, wohl aber jenen voluminösen Roman zu verfassen, mit dem er sechs Jahre später schlagartig Berühmtheit erlangen und zu einem der erfolgreichsten Romanciers der deutschen Rechten der Zwischenkriegszeit avancieren sollte: *Volk ohne Raum*.[114]

Auch distanzierte und emanzipierte sich Grimm nun von den zuvor noch so respekteinflößenden sozialen Eliten der Kaiserreichsgesellschaft. Konkret machte er es der „entfürstlichte[n]" „deutsche[n] Oberschicht"[115] zum Vorwurf, sich nach 1918 der notwendigen Kollektivierung und Nationalisierung des politischen Denkens verweigert zu haben. Die „Oberschicht" hatte es nach dieser Lesart bei Kriegsende verschlafen, sich „wiederum [zu] nationalisiere[n]" und darauf zu besinnen, dass „Volksführung und Volksdienst" auch für sie „die höchste Ehre" seien. Zu einer solchen Oberschicht habe das deutsche Volk nach 1918 kein Vertrauen gewinnen können. Dass es sich stattdessen blindlings dem „Internationalismus" und der „liberalistischen-jüdischen tatsächlichen Demagogie"[116] an den Hals geworfen habe, lastete Grimm ausdrücklich dem Verhalten des deutschen

[112] Vgl. DLA, A:Ackerknecht, Hans Grimm an Erwin Ackerknecht, 29. Juli 1919: „Den Schlüssel für meine eigenste Not fand ich ja in Kolbenheyers Schrift. ‚Uns fehlt in diesen schwersten Tagen das logische Fundament, auf dem wir die Zukunftshypothese unserer Nachwelt aufbauen können, das ist […] für den deutschen Menschen mit seinen ausgeprägten logischen Bedürfnissen eine tiefe Beunruhigung und schwere Entbehrung'. Ich war ganz starr, als ich diese tiefe Wahrheit las, *bodenlos* wie *ich* geworden bin. Aber dann sah ich mit Gram und Grauen, wie viel zu leicht K[olbenheyer] als *Binnendeutscher* das schätzt, was er den äußerlichen Glanz eines Kaiserreiches, den goldflirrenden, machtklirrenden Kaiserstaat, den Traum der Generäle […] nennt, Großhanserei, ungesunden Zustand. Wie viel zu gering er wertet, was hinter dem Allen urecht war, wie sehr dennoch das ureigenste Leben unseres Volkes getroffen ist, dadurch, daß eben dies urechte nun restlos ausgetilgt wird mit jedem Tage" (Herv. i. Orig.).

[113] Literaturarchiv der Monacensia, NL Eugen Kalkschmidt, B 33: Hans Grimm an Pfarrer Seyb, 24. Juni 1922. Bei Seyb handelte es sich offenbar um den Vater der damaligen Haushaltshilfe der Familie Grimm (Lien Seyb). Auf welchem Weg der Brief Grimms seinen Weg in den Nachlass Kalkschmidts gefunden hat, ist nicht zu rekonstruieren.

[114] Die Handlung des Romans wird im Anschluss an dieses Kapitel zusammengefasst.

[115] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Heinrich von Gleichen-Rußwurm, 12. Januar 1925.

[116] Ebd. In *Volk ohne Raum* findet sich ebenfalls eine Textpassage, die exakt diesen Vorwurf zur Sprache bringt: Hier äußert der Hauptprotagonist Cornelius Friebott an einer Stelle gegenüber Friedrich von Erckert: „Statt von Kampf habt ihr von gottgewollter Abhängigkeit geredet; vor der Not des Volkes ging euch die Fürstengunst; statt der Führerschaft war euch das Dienertum bequemer, ihr Kammerherren, ihr neuen Barone, ihr Geadelten, ihr geheimen Räte, ihr Ordensträger; und *in dieser Zeit eurer* Verwirrung sind die fremden Führer hereingekommen und haben sich zum Volke gestellt" (Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 49, Herv. i. Orig.).

Adels an. Grimm selbst, der die potenzielle gesellschaftliche Integrationskraft des Adels in der Weimarer Gesellschaft an dieser Stelle sehr stark überschätzte[117], wandte sich nach Eigenaussage angesichts der Unfähigkeit der alten Führungseliten, sich zu einem „aktiven Nationalismus" zu bekennen, in den 1920er Jahren ganz dem „Volk" zu. Dieses, so sein pathetisches Fazit, sei ihm zu einer „neue[n] Oberschicht"[118] geworden.

Stapels Abschied vom politischen Liberalismus – Die demonstrative Abgrenzung gegenüber der politischen Kultur und den gesellschaftlichen Eliten des Kaiserreichs war bei Stapel von einer selbstkritischen Distanzierung von eigenen politischen Einstellungen der Vorkriegszeit begleitet. Diese hatten, wie gezeigt, ihren sprechendsten Ausdruck in einer hohen Affinität für die Schriften Friedrich Naumanns gefunden.[119] Laut einer in diesem Fall plausiblen Selbstdarstellung aus dem Jahr 1938 begann Stapel jedoch bereits während des Ersten Weltkriegs, sich von dem Einfluss Naumanns zu lösen, um nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs dann endgültig mit diesem Erbe zu brechen. Den Weg, den Naumann durch seine Bereitschaft zur Mitarbeit in der Weimarer Nationalversammlung eingeschlagen hatte[120], konnte und wollte Stapel „nicht mitgehen". Stattdessen richteten sich seine politischen Hoffnungen zunächst „auf den Feldherrn Erich Ludendorff."[121] Diese Hinwendung war auch eine Begleiterscheinung der kurzzeitigen Euphorie, von der Stapel im Winter 1917/18 durch die deutschen militärischen Erfolge an der Ostfront, kulminierend in dem Frieden von Brest-Litowsk am 3. März 1918[122], erfüllt worden war. Aufzeichnungen aus dem Frühjahr 1918 weisen Stapel als einen „bedingungslosen Parteigänger der OHL"[123] aus. Für den Wechsel vom Lager Naumanns in jenes Ludendorffs, so betonte Stapel, sei er nach 1918 unter „Kopfschütteln" belächelt worden: „Ich war offenbar der Ungeistigkeit verfallen". Die Distanzierung zu Naumann sei für ihn jedoch notwendig und unvermeidlich gewesen: „Das Bild des einstigen politischen Lehrers verblaßte mir, Naumanns Lehre schien mir ein Irrtum gewesen zu sein"[124].

Stapel überhöhte Ludendorff, mit dem er auch persönlich bekannt war[125], noch im April 1924 in seiner Zeitschrift zu einer Lichtgestalt und „Schicksalsper-

117 Zu den Erfolgen und Misserfolgen des Adels, seine durch die Weimarer Reichsverfassung verlorene, elitäre Stellung nach 1918 zu kompensieren, vgl. Malinowski, König, S. 259–320.
118 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Heinrich von Gleichen-Rußwurm, 12. Januar 1925.
119 Vgl. Kap. 2.1.
120 Vgl. Beese, Staatsbekenntnis, S. 55–76.
121 Stapel, Naumann, S. 381.
122 Vgl. die Hinweise in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), Enzyklopädie, S. 506–508.
123 Keßler, Stapel, S. 26. Stapel beschrieb Ludendorff und Hindenburg hierbei als zwei über alle Kritik erhabene „Häupter, die in die Ewigkeit ragen" und deren militärischem „Genie" es sich auf Gedeih und Verderb anzuvertrauen gelte: „Lieber durch einen redlichen großherzigen Mann zugrunde gerichtet werden als durch einen unsauberen halben Menschen zu Glück gelangen" (zitiert nach ebd., S. 27).
124 Stapel, Naumann [1938], S. 381.
125 Vgl. Kap. 5.1.

sönlichkeit" der Deutschen. Ludendorff habe den Typus des „Politikers", der sich seit 1918 zur Lösung der deutschen Probleme als unfähig erwiesen habe, weit hinter sich gelassen: „Politiker" habe das deutsche Volk während der Republik „hinreichend gehabt" – könne es „einen besseren ‚*Politiker*' geben als Stresemann?"[126] Das deutsche Volk befand sich in den Augen Stapels seit der Kriegsniederlage jedoch „in einer Zeit", in der ihm „*Politiker* nicht mehr helfen" konnten, „sondern nur noch *Helden*". Der „ungebrochene Volksinstinkt" sehne sich daher „fort von den Politikern" und hin zu Ludendorff. Ob Ludendorff „eine glückliche oder tragische" Führer- und Schicksalspersönlichkeit werden würde, könne freilich erst die Zukunft erweisen. Folgen aber müssten ihm die Deutschen in jedem Fall, denn „wehe dem Volk, das mit seinem eigenen Genius nichts anzufangen" wisse! Das deutsche Volk, so behauptete Stapel, hätte „heute das Schwerste hinter" sich, wäre Ludendorff 1918 in jene Führerstellung gehievt worden, in die er „durch die Natur"[127] gehöre. Mit dieser geradezu grotesken Überhöhung knüpfte Stapel zum einen an seine Verteidigungskampagne zugunsten der Beteiligten des Hitler-Putschs an, mit der er im November 1923 im *Deutschen Volkstum* hervorgetreten war.[128] Zum anderen stellte er sich in eine Reihe rechter Autoren, die sich gegen die scharfe öffentliche Kritik wandten, die in den Jahren 1922–1924 gegen Ludendorff erhoben wurde.[129] In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre ging Stapels Liaison mit Ludendorff jedoch jäh zu Ende. Dessen sukzessives Versacken in kruden Verschwörungstheorien und pseudoreligiösen Heilslehren[130] begegnete Stapel mit tiefem Befremden und entschiedener Ablehnung.

Letzten Endes vermochte erst Carl Schmitt als ausschlaggebender Impulsgeber für das politische Denken Stapels in die Fußstapfen Naumanns zu treten. Schmitts „Begriff des Politischen"[131], der auf dem konstitutiven Element des Kampfes basierte und – in einem explizit unmetaphorischen Sinn – den „Freund-Feind-Gegensatz und damit in letzter Konsequenz den Krieg" zur „Substanz des Politischen"[132] erhob, wurde für Stapel seit den späten 1920er Jahren zur orientierungsstiftenden Leitvorstellung. Insbesondere die dem unversöhnlichen Freund-Feind-Gegensatz innewohnende Tendenz zu „negativistischer Identitätskonstruktion"[133] – die Tendenz also, den Wesenskern des eigenen politischen Lagers ex negativo von jenem der „Feinde" abzuleiten – ist in

126 Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 6 (1924), S. 182.
127 Ebd. (Herv. i. Orig.).
128 Vgl. Kap. 5.1.
129 Einflussreichster Kritiker Ludendorffs war der liberale Militärhistoriker Hans Delbrück, dessen Veröffentlichungen die Militärs und Vertreter der Dolchstoßlegende, Max Bauer (*Ludendorff oder Delbrück?*, Tübingen 1922) und Wilhelm Foerster (*Hans Delbrück, ein Porträtmaler???*, Berlin 1922), heftig attackierten. Vgl. die zahlreichen Hinweise in: Sammet, „Dolchstoss".
130 Vgl. die zahlreichen Hinweise in: Pfahl-Traughber, Verschwörungsmythos.
131 Zu Schmitts *Begriff des Politischen* (1927) vgl. Gangl, „Das Politische ist das Totale".
132 Wirsching, Weltkrieg [2002], S. 43.
133 Vgl. Thiele, „Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt".

Stapels Schriften mit Händen zu greifen. In einer 1931 auf der „Zweiten Konferenz zum Studium der jüdischen Frage" in Nyon bei Genf gehaltenen Rede über *Die Rolle der Juden im politischen Leben der Gegenwart*[134] stützte Stapel seine Argumentation etwa ausdrücklich auf die Lehren Schmitts. Gegenüber dem in Nyon versammelten Publikum, in dem sich zahlreiche jüdische Intellektuelle befanden, referierte Stapel zunächst ausführlich über den Politikbegriff Schmitts. Er tat dies in dezidiert oberlehrerhafter Manier, da „die" Juden in seiner Vorstellungswelt a priori „kein Verhältnis zum eigentlich Politischen"[135] besaßen. Schmitts „Begriff des Politischen" bildete hier die normative Säule seiner Erörterungen:

„Die erste Kategorie des Politischen ist die *Unterscheidung von Freund und Feind*. Das ist eine grundlegende Einsicht, die wir *Carl Schmitt* verdanken. Wie das sittliche Urteil durch den Gegensatz von gut und böse, das ästhetische Urteil durch den Gegensatz von schön und häßlich […] bestimmt wird, so das politische Urteil durch den Gegensatz von Freund und Feind – Feind nicht im Sinne von imicus, sondern von hostis. […] Sobald ‚Politik' als geschichtliches Phänomen entsteht, entsteht es nicht ohne das Urteil ‚Freund oder Feind'. […] *Der gegensatzlose Menschheitsgedanke ist also kein möglicher politischer Gedanke.*"[136]

Die Hinwendung zu Schmitt ist als Ausdruck und Konsequenz der „tiefreichenden weltanschaulichen wie historisch-politischen Umorientierung" Stapels nach dem Ersten Weltkrieg zu verstehen, die in erster Linie von einer umfassenden „Ausmerzung liberaler Geisteselemente"[137] gekennzeichnet war. Im Jahr 1928 bezeichnete Stapel den „Kampf gegen den Liberalismus" und damit auch gegen seine eigene „liberale Vergangenheit" gar als den „eigentliche[n] Sinn"[138] seiner ge-

[134] Den Hintergrund der Konferenz und seiner Einladung sowie seine Wirkungsabsichten erläuterte Stapel am 11. April 1931 in einem Brief an Kolbenheyer: „Der Vortrag in Genf, genauer: in Nyon bei Genf, Hotel Beaurivage, ist vom Weltstudentenwerk ausgegangen. […] Leiter: Prof. Dr. Pierre Bovet. Es sprechen Redner aus verschiedenen Ländern. Ich selbst bin von der ‚Deutschen Studentenschaft' als Redner präsentiert worden. Es scheint fast, dass ich der einzige Goi unter den Rednern bin. Mein Thema lautet: ‚Die Rolle der Juden im politischen Leben der Völker'. Man hat mir das Politische zugeschoben. […] Mein Korreferent ist der preußische Ministerialdirektor Dr. [Hermann] Badt (Zionist). Meine Aufgabe erfordert viel Umsicht. Ich werde ausgehen von dem Begriff des Politischen, der bei jüdischen Staatsrechtlern ([Hans] Kelsen) und Politikern ([Walther] Rathenau) und Journalisten ([Georg] Bernhard) in einer uns nicht befriedigenden Weise gefasst wird. Dann werde ich den Grund in den biologischen Verhältnissen zeigen, wobei ich auf Deine Lehre von der Relation innerhalb der biologischen Mächtigkeit rekurriere. Dann werde ich, vom Begriff der Symbiose aus, Punkt für Punkt die *Schwierigkeiten* der Symbiose erörtern. Eine *Lösung* werde ich *nicht* geben. Ich will die Hörer nur nachdrücklich zu einer klaren Anschauung des *Problems* zwingen. Dann wird man in der Debatte den Mangel einer Lösung beklagen und mit Lösungsversuchen anrücken. Dann kann ich im Schlusswort diese Versuche kritisieren und einen auf *vertieftes Wissen um das Problem* gegründeten *Takt* empfehlen." (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 11. April 1931, Herv. i. Orig.). Zu Stapels Haltung zur „Judenfrage" und seiner Bedeutung für die Antisemitismusdebatte während der Weimarer Republik vgl. Kap. 3.2.

[135] Stapel, Rolle [1931], S. 402.

[136] Ebd., S. 402 (Herv. i. Orig.).

[137] Keßler, Stapel, S. 23.

[138] Stapel/Niedergall, Weltanschauung [1928], S. 518.

samten Publizistik. Seine Zeitschrift verstand er explizit als eine „Kampfwaffe“[139] gegen den Liberalismus, der ihm nun – im Gegensatz zur Vorkriegszeit – als eine zu Unrecht zum alleinigen Maßstab zeitgemäßen politischen Denkens erhobene Fehlideologie galt, die in Wahrheit den Interessen und dem Naturell des deutschen Volks diametral entgegengesetzt sei. Es gehe nicht an, dass sich „der Liberalismus […] an die Tische der Götter“ setze, den Konservatismus jedoch selbstgefällig „ins dumpfe Tierreich“[140] verweise. Auch ging es Stapel ausdrücklich nicht um den Versuch, die widerstreitenden Pole Liberalismus–Konservatismus „durch ein freundliches Sowohl-als-auch zu verbinden“. Vielmehr musste der Liberalismus nach seiner Überzeugung „ausgerottet werden“, um das deutsche Volk durch die „Zeiten der Verwüstung des Leibes und der Seelen hindurchzuretten“, in die es seit 1918 hineingeraten sei. Wie so vielen anderen Autoren der deutschen Rechten galt es Stapel als eine Grundtatsache des sozialen und politischen Lebens, dass sich „alle devastierenden Mächte […] in den verderblichen Heroenmantel des Liberalismus“[141] hüllen würden.

Schon an der Ablehnung einer Versöhnung von Konservatismus und Liberalismus ist ablesbar, dass Stapel der in der Weimarer Gesellschaft weitverbreiteten Idealvorstellung einer „Volksgemeinschaft“ letztlich nur eine nachgeordnete Bedeutung zumaß.[142] Stapel ging es keineswegs um eine Annäherung oder gar Verbrüderung divergierender politischer Lager. Von viel größerer Relevanz für sein politisches Denken waren die Vorstellung des „Inneren Feindes“ sowie das in sozialdarwinistischer Manier auf die Gesellschaft übertragene Element des Kampfes, den er – ebenso wie Kolbenheyer – als eine Grundkonstante auch der menschlichen Natur verstand. „Der Kampf ist eben ein Naturzustand“, so resümierte er 1926 lapidar, durch den der Mensch „befreit und [ge]stärkt“[143] werde. Dieser Überzeugung gab er auch im *Deutschen Volkstum* Ausdruck.[144] Im DHV vertrat Stapel eine Buchmarktpolitik, die nicht nur auf eine bloße „Vergrößerung des Angebots an völkisch-nationalistischer Literatur“ hinauslief, sondern explizit „die Verdrängung bzw. Ausschaltung des literatur- und kulturpolitischen Konkurrenten und Gegners“[145] intendierte. Die aus einer „Verzweiflung am Parteiwesen“ erschallenden „Rufe, ‚alles Trennende zurückzustellen‘“, galten ihm als Wunsch-

[139] Universitätsbibliothek Frankfurt/M., Archivzentrum, NL Lienhard, EVSFL A 037: Wilhelm Stapel an Friedrich Lienhard, 17. Februar 1926.
[140] Stapel/Niedergall, Weltanschauung [1928], S. 520.
[141] Ebd.
[142] Vgl. hierzu auch Kap. 5.3.1, Anm. 410.
[143] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. Februar 1926.
[144] Vgl. exemplarisch: Stapel, Quall [1925], S. 883: „Weil die Natur eine Ueberfülle und eine Qual ist, darum ist sie voller *Kampf*. Alles, was aus dem Abgrund des Unerschaffenen emporquillt […], muß ‚sein‘. Um ‚sein‘ zu können, muß es ‚bleiben‘, also muß es sich behaupten gegen die andrängende Fülle. Um sich zu behaupten, muß es das ‚Andre‘ abwehren, und um Raum für sein Wachstum zu finden, muß es das ‚Andre‘ bedrängen und angreifen. Sonst kann es nicht ‚Natur‘ sein“ (Herv. i. Orig.).
[145] Meyer, Verlagsfusion, S. 63.

denken naiver Idealisten.[146] Zwischen diametral gegensätzlichen Anschauungen – etwa zum „Problem ‚Republik oder Monarchie'" oder zum „Rassenproblem" – schien ihm ein Kompromiss weder möglich noch wünschenswert. Wer „die Dinge *gestalten*" wolle, komme „um positive Stellungnahme zur konkreten Wirklichkeit nicht herum". Einigen könne man „sich nur entweder auf einen konkreten Gestaltungswillen oder auf einen Mann des Vertrauens". Dann siege „ein Wille oder ein Mann. […] Wir sinnen nach: ist jemals Weltgeschichte aus einem *Sich-einigen* entstanden oder immer nur aus einem *Sieg*?"[147]

Carl Schmitt nahm Stapels Orientierung an seinem „Begriff des Politischen" mit Freude zur Kenntnis. Im Dezember 1932 notierte er in sein Tagebuch: „[Friedrich Vorwerk[148]] erzählte, daß Stapel vorige Woche in der Universität mein Staatsrecht als einzig mögliche [Vorlesung] empfohlen hat. Freute mich sehr darüber"[149]. Zu einer persönlichen Begegnung zwischen Stapel und Schmitt war es bereits im September 1931 gekommen, auf einer vom DHV organisierten Konferenz zum Thema „Kirche und Staat" auf der Burg Lobeda bei Jena, die sich im Besitz des Verbands befand. Ein Kommentar Stapels nach der Tagung belegt, wie sehr er Schmitt bereits nach der ersten Begegnung als „glänzende Intelligenz"[150] zu schätzen lernte. Zwar äußerte er zugleich deutliche Kritik an Schmitts religionskritischer Einstellung[151], die Freundschaft, die sich in der Folgezeit zwischen den beiden Männern entwickelte[152], ließ Stapels Vorbehalte jedoch bald in den Hintergrund treten. Stapels Wertschätzung für Schmitts staatsrechtliches Denken wurden durch sie nicht getrübt.[153]

Dichtung als „Kampf ums Volk": Völkisches Kunstverständnis bei Grimm und Kolbenheyer – Kunst und Literatur genossen in der deutschen Rechten nach 1918 einen hohen Stellenwert. Vor dem Hintergrund der rigiden (macht-)politi-

146 Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 379.
147 Ebd. (Herv. i. Orig.).
148 Friedrich Vorwerk (1893–1969), der Berliner Korrespondent des *Deutschen Volkstums*. Vgl. Petzinna, Erziehung, S. 254.
149 Schmitt, Tagebücher 1930–1934, S. 244f.
150 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. September 1931.
151 Vgl. ebd.: Schmitt sei ein „Nihilist, der an nichts glaubt. […] Schmitt wollte uns Protestanten den Gebrauch der Worte konservativ und Reich wegeskamotieren. Aber seine Argumente waren unecht. Der wahre Grund war, daß ihm diese Begriffe auf Seiten der Protestanten, der Ketzer, anstößig waren".
152 Vgl. Lokatis, Stapel.
153 Im Zusammenhang mit einer Einladung Schmitts an Stapel, „bei ihm in Köln zu übernachten, damit ich den Vormittag mit ihm zusammen sei", bemerkte Stapel im Juni 1933: „Er ist ein sehr geistvoller jüngerer Gelehrter, der auch bei seinen Gegnern Ansehen genießt. Er ist Katholik, aber ohne Glauben, wie mir scheint. […] Es ist freilich so, daß diese ungläubigen Katholiken, die doch ihren Katholizismus nicht aufgeben, einen mephistophelischen Zug bekommen. Ich habe den Eindruck, daß Schmitt sich gerade wegen meines radikalen Luthertums für mich interessiert. Er kannte nichts von Luther und ist durch mein Luther-Kapitel im ‚Christl[ichen] Staatsmann' sehr beeindruckt. […] jedenfalls ist Schmitt eine höchst interessante und bedeutende Erscheinung" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 11. Juni 1933).

schen Beschränkungen, die der Versailler Vertrag dem Deutschen Reich auferlegte, wurden sie zu den „wenigen Sektoren" gerechnet, die den Deutschen „noch zur Selbstbestimmung"[154] geblieben seien. Sowohl Grimm als auch Kolbenheyer sahen sich subjektiv als Vertreter einer völkisch-nationalen *Dichtung* in einen Kampf gegen die liberal und „internationalistisch" eingestellte *Literatur* der Gegenseite versetzt. Zentrale Prämisse war es hierbei, dass Dichtung eine „hohe gesellschaftlich-integrative Funktion"[155] besitze, der Literatur hingegen ebendiese Funktion nicht nur fehle, sondern sie diese durch eine gezielt desintegrierende Wirkung in ihr Gegenteil kehre.

Dieses in der deutschen Rechten der Zwischenkriegszeit weitverbreitete Denken ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung vielfach thematisiert worden. Carl Otto Conrady hat die mystifizierende Überhöhung der Dichtung gegenüber der Literatur dabei treffend auf rhetorische „Leerformeln" zurückgeführt, die sich einer „rationale[n] Überprüfbarkeit" entzogen und die behauptete Bedeutung bestimmter Autoren als etwas schlicht „Hinzunehmende[s]"[156] darstellten. Öffentliche Stilisierungen eines Autors als „Dichter" sollten künstlerischen Mehrwert gegenüber bloßen „Literaten" suggerieren und wurden dementsprechend von völkisch-nationalistisch orientierten Autoren gerne und häufig betrieben. Für sie symbolisierten die Begriffe „Dichtung und Dichter das echte, wahre deutsche Schrifttum"[157], während Literatur als Sammelbegriff für alles „Unechte", „Gemachte" und in letzter Konsequenz „Undeutsche" firmierte. „Dichtung" und „Literatur" wurden auf diese Weise zu ideologisch aufgeladenen Kampfbegriffen, die allerdings nicht nur auf Seiten der politischen Rechten verwendet wurden. Bekannt wurde etwa die polemische Formulierung der „Literatur des total platten Landes", mit der Alfred Döblin – als Reaktion auf großstadtfeindliche Polemiken gegen die Berliner „Asphalt-Literatur" – die häufig regional orientierten Werke deutschvölkischer Autoren herabzusetzen versuchte.[158]

Kolbenheyer war überdies davon überzeugt, dass „Kunst als erbgeartete, gewachsene Erscheinung ihrem Ursprung nach nicht anders als national sein"[159] könne. Ob ein Text es verdiene, zur Dichtung gerechnet zu werden, entschied sich für ihn anhand der ihm innewohnenden „volksbiologischen Funktion". Von Dichtung konnte nach dieser Lesart nur dann die Rede sein, wenn ein Werk dazu beitrug, durch seine „ordnende" Wirkung die im Leser „zurückgestaute[n] Triebe der Selbsterkräftung" anzuregen. Der durch seine äußeren Lebensumstände „be-

154 Saldern, Überfremdungsängste, S. 214.
155 Meyer, Verlagsfusion, S. 165.
156 Conrady, Mystifikation, S. 64, 72. Walter Jens hat noch Anfang der 1960er Jahre die Wirkmächtigkeit der diametralen Gegenüberstellung von *arteigener* Dichtung und *artfremder* Literatur in der Literaturgeschichtsschreibung seiner Zeit beklagt, siehe: Jens, Literaturbetrachtung.
157 Wohlgemuth-Berglund, Kampf, S. 1.
158 Vgl. Mittenzwei, Untergang, bes. S. 95–130; Haß, „Aufstand der Landschaft gegen Berlin".
159 Koch, Kolbenheyer [1953], S. 115.

unruhigte" Leser musste (und wollte) nach der Vorstellung Kolbenheyers durch Dichtung „erlös[t]"[160] werden. Da über eine solche Wirkung freilich nur spekuliert werden konnte, reduzierte sich die Identität als Dichter letztlich auf ein bloßes Glaubensbekenntnis, was Kolbenheyer in vertrautem Umfeld auch durchaus eingestand.[161]

Die Abgrenzung von der politisch liberal orientierten, „internationalistischen" Literatur war jedoch nur eine Seite der Medaille. Kolbenheyer war gleichzeitig darum bemüht, sich auch innerhalb des rechten Autorenlagers von der „literarische[n] Volkstümelei" talentloser Dilettanten zu distanzieren. Niemand werde zum Dichter, indem er lediglich den „Schrei der Gasse in eine volksverständliche Kunstform" kleide. Nach diesem Credo durfte wahre Dichtung „nicht auf der Gasse" wandeln, sondern musste „von der Gasse zurück in das Haus, in das Werk, auf die inneren Lebensgründe des Menschentums" führen; hier „lös[e] und erlös[e] Dichtung". Da sie dies „nur auf lebendigem Volksboden" vermöge, wirke sie „aufbauend und befreiend, volksbiologisch und nicht volkstümelnd."[162]

Dieses Kunstverständnis hatte auch einen konkreten biografischen Hintergrund. Kolbenheyer hatte, wie gezeigt[163], in den Jahren 1915–1918 seinen Militärdienst in ausschließlich administrativer Funktion an der Heimatfront geleistet. Dass er im August 1914 aufgrund einer Bagatelle ausgemustert worden war, wohingegen viele Bekannte aus seinem Umfeld bereits ihre ersten „Gefechte" erlebten, hatte in Kolbenheyer das schlechte Gewissen evoziert, in der entscheidenden Stunde vor seiner Pflicht versagt zu haben: „Ich wagte kaum in den Spiegel zu sehen", schrieb er in seinen Erinnerungen. „Ich haßte mich."[164] Dieses schlechte Gewissen steigerte sich zu einem Gefühl persönlicher Schuld, als Kolbenheyer bei einer späteren Nachprüfung seiner Frontauglichkeit auf den Hinweis des Arztes, dass er – falls er dies wolle – „sofort an die Front" versetzt werden könne, keine Antwort gab und somit seine Einberufung aktiv verhinderte.[165] Noch nach dem

[160] Kolbenheyer, Dichtung [1927], S. 226f.

[161] Vgl. DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 25. Februar 1929: „Ich glaube daran, daß in mir ein Teil jener Kraft lebt, die dem deutschen Volke eine Kraft bewahren und halten soll bis zu jener Zeit, in der die [Tages?]literatur aufgehört haben werden, ihre Wirkungen in dem Maße auszuüben, wie in unserer Gegenwart. In diesem Glauben will ich stehen und bestehen". In den von den Kolbenheyer-Verehrern verfassten Rezensionen blieb freilich für relativierende Formulierungen eines persönlichen Glaubens kein Raum. Hier wurde die Zuordnung Kolbenheyers zur volksaufbauenden „Dichtung" im Gegensatz zur sittlich und moralisch destruktiv wirkenden „Literatur" als evidente Tatsache präsentiert, vgl. Kap. 3.1.2.

[162] Kolbenheyer, Dichtung [1927], S. 228.

[163] Vgl. Kap. 2.1.

[164] Ders., Sebastian Karst, Bd. 2, S. 234.

[165] Ebd., S. 236: „Der Arzt wartete, ich fühlte seinen Blick, obgleich ich abgewandt aus dem Fenster in den Vorgarten sah. Dann hörte ich: ‚Ich stelle Sie zurück, Sie haben zu lange mit der Antwort gezögert. […]' Und ich bin gegangen, tief belastet. In mir wachte das Gebot der Unbedenklichkeit in der Schicksalsstunde meines Volkes. Ich hatte nicht bestanden vor diesem Gebot."

Zweiten Weltkrieg sprach Kolbenheyer in diesem Kontext von einem „Gefühl unerfüllter Pflicht“ und davon, durch das selbst verantwortete Versäumnis eigener Fronterfahrung eine „ungetilgte Schuld“ seinem „Volke gegenüber“[166] auf sich geladen zu haben. Aus ihr leitete Kolbenheyer nach 1918 eine persönliche Verpflichtung ab, sein künstlerisches Schaffen gleichsam als Frontersatz umso stärker in den Dienst seines Volks zu stellen. Besonders eindrücklich geht dieses Deutungsmuster aus einem Brief Kolbenheyers an seinen Schweizer Schriftstellerkollegen Jakob Schaffner vom Dezember 1930 hervor. Es muss – aller pathetischen Zuspitzung zum Trotz – ernst genommen und bei einer Bewertung von Kolbenheyers Selbstbild als Schriftsteller berücksichtigt werden:

„Ich bin nicht an der Front gelegen und habe nicht das Leben eingesetzt, als das deutsche Volk von der Zivilisation und deren Hilfsvölker [sic!] hat umgebracht werden sollen; ich habe zwar nichts getan, um meine Kommandierung an die Front zu verhindern, aber ich habe auch nichts dafür getan, daß ich an die Front versetzt würde […] [E]s brennt mir heute noch auf der Seele. Die Frontkämpfer sind todesbefriedet oder sie haben die äußerste Lebenspflicht geleistet; ich bin nicht dienstentlassen. […] So steht die Sache in mir und mit mir und ich frage nicht danach, ob es eine tiefste Angelegenheit sei oder nicht, es ist meine Angelegenheit, die einzige die ich habe.“[167]

Auch an Aussagen Hans Grimms über das Wesen und die Beschaffenheit einer „volks-“ und „zeitgemäßen“ Kunst besteht kein Mangel. Bereits im Frühjahr 1919 sprach er gegenüber seinem engen Vertrauten Erwin Ackerknecht von der Notwendigkeit einer politikbedingten Reduktion der Gegenstände und Inhalte all seines künftigen künstlerischen Schaffens. In der Überzeugung, dass Deutschland mit dem Ende des Ersten Weltkriegs nicht nur außenpolitisch, sondern „auch innenpolitisch in Betrügerhände geraten“ sei, prognostizierte Grimm nicht ohne Bedauern, dass er in Zukunft „von nichts anderem mehr“ werde schreiben können, als von jenem angeblichen Betrug. Diese ihm vermeintlich aufgenötigte Komplexitätsreduktion erfüllte Grimm indes keineswegs mit Vorfreude: „Wenn das sein soll, dann in Gottes Namen – – –“[168].

Da freilich längst nicht allen Weimarer Autoren dieser Zusammenhang einleuchten mochte, kritisierte Grimm Mitte der 1920er Jahre pauschal das mangelhafte politische Bewusstsein seiner Berufsgenossen. Die deutschen Schriftsteller, so Grimm, hätten sich besonders „seit 1918“ – im Grunde jedoch schon „seit langem vorher“ – einer „geistigen Drückebergerei“ hingegeben und infolgedessen an der „völkische[n] Not“ und dem „gemeine[n] deutsche[n] Leid“ vorbeigeschrieben. Stattdessen sei eine Hinwendung „zur Menschheit und zum Himmel“ zur Mode und „erste[n] Empfehlung“ für Autoren geworden. Er selbst habe nach 1918 jedoch „begriffen“, dass seine Aufgabe als Autor nur darin bestehen könne, „zu gehorchen und zu bluten und mit meinen Gaben die deutsche Wunde blutig zu zeigen“, damit dies von seinen Volksgenossen als das „Wichtigste“ und

166 Ebd., S. 237.
167 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Jakob Schaffner, 3. Dezember 1930 (Durchschlag). Vgl. auch DLA, A:Hofmiller, Erwin Guido Kolbenheyer an Josef Hofmiller, 30. September 1931.
168 DLA, A:Ackerknecht, Hans Grimm an Erwin Ackerknecht, 27. Februar 1919.

„Ernsteste“[169] ihres gesamten Daseins erkannt würde. Sein literarisches Schaffen assoziierte Grimm zugleich mit einem „Auftrag“, der ihm vom deutschen Volk verliehen worden sei. Worin dieser „Auftrag“ nach seiner Vorstellung konkret bestand, skizzierte er in seinem 1929 veröffentlichten Artikel *Wofür und wogegen ich kämpfe*. In einem der schlimmsten Satzungetüme seines an ungelenken Formulierungen überreichen Œuvres heißt es dort:

„‚Gehe und lebe so viele deutsche Leben, wie Du vermagst, und versuche die Leben uns deutsch zusammenzusehen und zusammenzudenken und zusammenzugestalten, damit wir, von eigener Not Verwirrte und von Geschäftemachern des Ehrgeizes, des Neides, der Habsucht, des Unvermögens und des Antigermanismus Verwirrte und Getäuschte unser *gemeinsames* deutsches Leben verstehen und also den Blick auf Deutschland gewinnen.‘ Diesem Auftrage gehorsam, versuche ich, zu handeln. Und wenn solches Handeln Kampf genannt werden soll, so kämpfe ich gegen Dummheit und Enge und Bequemlichkeit und Neid und Ichsucht und Selbsterniedrigung und gegen die Auseinanderschwätzer und Antigermanen und Dilettanten, von denen unser raumloses Volk überlaufen ist, und kämpfe ich für die Steigerung zu uns selbst, und das heißt für ‚Das dritte Reich‘ als Reich eines seiner Pflichten und seines Ranges bewussten *Herrenvolkes* in der Welt.“[170]

Unter dem Eindruck dieses gefühlten Kunstauftrags entstand zwischen 1920 und 1926 Grimms literarisches Hauptwerk *Volk ohne Raum*. Zwar hatte Grimm schon vor 1914 mehrfach seine biografischen Erfahrungen in Südafrika literarisch bearbeitet, erst die „Zäsur des Weltkrieges“ und der „Verlust der deutschen Überseebesitzungen“ rückte jedoch die „Raumthematik“[171] ins Zentrum seines Schaffens. Die ideologische Aufladung des Romans ist in der (literatur-)historischen Forschung bereits mehrfach thematisiert worden[172], wobei zum Teil polemisch überspitzte[173], zum Teil apologetische[174] Urteile gefällt worden sind. Die eigentliche Handlung von *Volk ohne Raum* wurde dabei jedoch stets nur sehr gerafft dargestellt. Leicht erkennbar basierten manche Darstellungen lediglich auf der Lektüre weniger Seiten zu Beginn und Ende des Romans.[175] Auch sind manche Zusammenfassungen von sachlichen Fehlern nicht frei geblieben.[176] In der verdienstvollen Studie von Annette Gümbel wird der eigentliche Inhalt des Romans ebenfalls nur „knapp skizziert“[177]. Da hinsichtlich der konkreten Handlung des Romans also kaum auf hinreichende, moderne Literatur verwiesen werden kann, in der vorliegenden Arbeit aber noch häufig von *Volk ohne Raum* die Rede sein wird, soll die Handlung im Folgenden exkursorisch zusammengefasst werden.

169 Grimm, Aufgabe [1925], S. 60.
170 Abgedruckt in: Grimm, Arbeit [1975], S. 53 (Herv. i. Orig.).
171 Gümbel, Volk, S. 339.
172 Den besten Zugang bietet Gümbel, Volk, S. 87–108.
173 Vgl. Oswalt, Schlachtruf.
174 Vgl. Hartung, Volk.
175 Vgl. v. a. Zimmermann, Kampf.
176 So hat Vadim Oswalt Friedrich von Erckert zur „zweiten Hauptfigur des Romans“ erklärt (Oswalt, Schlachtruf, S. 204), obgleich Erckert lediglich auf 90 von insgesamt über 1300 Seiten in Erscheinung tritt.
177 Vgl. Gümbel, Volk, S. 87.

## Exkurs: Hans Grimms „Volk ohne Raum"

> *Schau um dich, schau vor dich und bedenke die Enkel und Neugeborenen! Es gibt eine Sklavennot der Enge, daraus unverzwungene Leiber und Seelen nie mehr wachsen können. Ich aber, mein Freund, ich weiß, daß meine Kinder und mein Geschlecht und das deutsche Volk ein und dasselbe sind und ein Schicksal tragen müssen.*[178]

In *Volk ohne Raum* erzählt Hans Grimm auf über 1300 Seiten die Lebensgeschichte von Cornelius Friebott, die sich von Anfang der 1880er Jahre bis zum November 1923 erstreckt. Das Geburtsjahr Friebotts, der einer niedersächsischen Bauernfamilie entstammt, fällt gemäß der semiautobiografischen Konzeption des Romans mit jenem Grimms (1875) zusammen. Zu Beginn des Romans unterstreicht der Autor durch ausführliche stammesgeschichtliche Exkurse indes unmissverständlich, dass dem eigentlichen Geburtsjahr seines Helden keine wesentliche Bedeutung zuzumessen sei. Durch die Verbundenheit des Einzelnen mit der Ahnenwelt seines Volks lasse sich der Beginn eines Menschenlebens im Grunde nicht festlegen: „Wann beginnt eines Menschen Geschichte? Das Schicksal kommt einen weiten Weg gegangen, und die Geschichte jedes Mannes fängt bei seinem Volke an."[179] Es war Grimms ausdrückliche Absicht, in dem individuellen Leben seines Helden das „gemeinsame deutsche Schicksal" zu spiegeln. Zuweilen geschehe es, dass „die Geschichte eines einfachen Mannes zugleich das Geschick seines Volkes"[180] enthülle. *Volk ohne Raum* ist vor diesem Hintergrund zu Recht als ein „völkische[r] Entwicklungsroman"[181] bezeichnet worden: Implizit erhob Grimm seinen eigenen Werdegang zum Abbild des Schicksals des gesamten deutschen Volks seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert.

Im ersten Teil des Romans („Heimat und Enge") zeigt die Familie Friebott deutliche Züge der Proletarisierung: Da die Landwirtschaft kein ausreichendes Auskommen bietet, ist der Familienvater Görge zur Arbeit in einem Steinbruch gezwungen, während Cornelius selbst das Tischlerhandwerk erlernt. Den Militärdienst leistet Cornelius bei der kaiserlichen Marine. Von seinem Ausbildungsoffizier gefragt, „wo er hinaus wolle und welches seine Vorliebe sei", wählt Friebott „die deutschen Kolonien"[182] in Afrika. Bald lernt er bei Inspektionsreisen auf dem Kreuzer *Seeadler* die Weiten des afrikanischen Raums kennen, die im Roman immer wieder scharf mit der heimatlichen „Enge" kontrastiert werden. Insbesondere wird Friebott während seines Militärdiensts die „Eingrenzung der deutschen Position durch die maritime Übermacht der Briten"[183] vor Augen geführt. Die

178 Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 11.
179 Ebd., S. 25.
180 Ebd., S. 10.
181 Oswalt, Schlachtruf, S. 202.
182 Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 176.
183 Gümbel, Volk, S. 85f.

Beobachtung, „daß die fremde Welt so englisch ist und so wenig deutsch“[184], quält den jungen Matrosen. Die koloniale Raumerfahrung stellt für seine Persönlichkeitsentwicklung insofern eine einschneidende Zäsur dar, als ihm territorialer Raumgewinn zum vordringlichen Rezept einer Lösung der sozialen und politischen Verwerfungen im Deutschen Reich zu werden beginnt. Die gesellschaftlichen Friktionen in der Heimat werden nicht als Wesensmerkmal moderner, hochpolitisierter Massengesellschaften verstanden, sondern auf das allgemein verständliche wie eindimensionale Erklärungsmodell deutscher „Raumnot“ zurückgeführt.

Vollständig internalisiert Friebott das Raumdenken zu diesem frühen Zeitpunkt des Romans indes noch nicht. Während seiner Zeit bei der Marine lernt er vielmehr Martin Wessel kennen, der ihn in die Gedankenwelt des Sozialismus einführt. Nach seiner Rückkehr aus dem Militärdienst geht Friebott dann kurzfristigen Tätigkeiten als Erntehelfer und Steinbrecher nach, ehe er – für die deutsche „Raumnot“ sinnbildhaft genug – in einem Bochumer Bergwerk Anstellung findet. Durch Gespräche mit „roten“ Arbeitern und den Besuch einer sozialdemokratischen Parteiversammlung vertieft sich zunächst der sozialistische Zug im politischen Denken Friebotts. Nachdem er auf der Beerdigung der Opfer eines verheerenden Grubenunglücks eine anklagende Rede über die prekären Lebensbedingungen der Arbeiter und das menschenverachtende Gewinnstreben der Besitzenden hält[185], wird er als Aufrührer verhaftet und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Direkt nach seiner Verurteilung erfährt Friebott vom Tod Bismarcks, der Haftantritt fällt demnach auf den 30. Juli 1898.

Hinsichtlich der Frage, wie es um die ideologische Aufladung von *Volk ohne Raum* jenseits der evidenten Lebensraum-Thematik bestellt ist, lohnt ein näherer Blick auf die Beschreibung der Untersuchungshaft und Gerichtsverhandlung Friebotts. Grimm nutzt diese Episoden unter anderem dafür, um durch die Figur des „kleine[n], jüdische[n], hämische[n]“[186] Strafverteidigers Dr. Levi antisemitische Topoi in die Handlung zu integrieren.[187] Levi ist an dem Schicksal Friebotts demonstrativ desinteressiert; erst „knapp, ganz knapp vor der Hauptverhandlung“ tritt er überhaupt mit seinem Klienten in Kontakt. Der in seinem äußeren Erscheinungsbild wie auch in seinem inneren Wesen als abstoßend beschriebene Levi behandelt Friebott mit anmaßender Arroganz: „Der Fremde sagte vielerlei im unangenehmen Tone einer hohen, überschrieenen Stimme. […] und er wirtschaftete mit den Händen und trampelte mit den Füßen und befahl und bestimmte von oben her“. Die innere Fremdheit zwischen dem deutschen Bauernsohn und dem jüdischen Rechtsanwalt unterstreicht Grimm nicht zuletzt durch

184 Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 198.
185 Ebd., S. 329f.
186 Ebd., S. 334.
187 Schon Ernst Keller hat darauf hingewiesen, dass 22 der insgesamt 32 Textstellen in *Volk ohne Raum*, in denen das Judentum thematisiert wird, eine klar negative Konnotation aufweisen, während acht der verbleibenden zehn Textstellen neutral und nur zwei positiv ausfallen. Vgl. Keller, Nationalismus, S. 129.

den vielsagenden Hinwies, Friebott habe erst nach dem Fortgang Levis überhaupt begriffen, dass dieser „zu seiner Verteidigung gekommen“[188] sei.

Während der Gerichtsverhandlung erfüllt Friebott dann das „bittere“ Gefühl, Spielball fremder Kräfte zu sein: „Es geht um eine ganz andere Sache. Diese Menschen, und der Jude an der Spitze […] wollen sich streiten, und ich, ich bin das Mittel.“[189] Bedenkt man, dass *Volk ohne Raum* unter anderem von Wilhelm Stapel aufgrund seiner vorgeblichen Erhabenheit über alle politische „Tendenz“ gefeiert wurde[190] und diese Legende mitunter bis in die frühe Bundesrepublik hinein reproduziert worden ist[191], ist es doppelt bedeutsam, sich diese antisemitischen Versatzstücke der Handlung vor Augen zu führen.[192] Nach der Haftentlassung verlässt Friebott schließlich – genötigt von seinem Vater, der von der Haftstrafe des Sohns beschämt ist[193] – seine Heimat und siedelt Ende 1898, wie einst Grimm selbst, in die britische Kapkolonie über.

Der zweite Teil des Romans („Fremder Raum und Irregang“) beginnt mit der Überfahrt nach Südafrika, auf der Friebott beschließt, „losgelöst und frei“ von allem bisherigen politischen Denken in der Kolonie „von vorne anzufangen“[194]. Konkret manifest wird diese Absicht in der Distanzierung Friebotts von allem sozialistischen Gedankengut. Grimm nutzt diese Situation, um drei englische Charaktere auftreten zu lassen, die Friebott unter anderem mit dem Ausruf beleidigen, das deutsche Volk sei „wahrhaftig noch schäbiger und sparsamer als die Schotten“[195]. Durch diese und andere, ausführlich geschilderte Diskriminierungen, die Friebott auch im Ostkap als Wanderarbeiter erlebt, wird der Romanheld gleichsam in einen defensiven Nationalismus getrieben. Bald muss er einsehen, in der englischen Kolonie als ein innerlich Fremder unmöglich „zu seiner Bestimmung finden“[196] zu können.

Als Friebott zu Beginn des Zweiten Burenkriegs (1899–1902) von der Bildung einer deutschen Kampftruppe erfährt[197], beschließt er sich ihr anzuschließen.[198] Während der Kampfhandlungen wird er verwundet und gerät in Gefangenschaft. Die Haftbedingungen in Simon's Town an der Südwestküste Südafrikas erweisen sich dabei als weit weniger großmütig, als „die Engländer in ihren Zeitungen und Geschichtsbüchern sich gegenseitig und der wohlgesinnten Welt glauben machen“; Friebott fristet in dem Gefangenenlager ein elendes Dasein „in Schmutz

188 Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 334.
189 Ebd., S. 337.
190 Vgl. Kap. 2.3.2.
191 Vgl. Kap. 6.4.
192 Für weitere antisemitische Textpassagen in *Volk ohne Raum* vgl. Gümbel, Volk, S. 91–93.
193 Vgl. Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 340–345.
194 Ebd., S. 349.
195 Ebd., S. 365.
196 Oswalt, Schlachtruf, S. 204.
197 Während des Zweiten Burenkrieg (1899–1902) kämpften tausende Freiwillige aus ganz Europa und den USA auf Seiten der Buren gegen die britischen Truppen. Deutsche und Holländer stellten dabei die größten Korps. Vgl. Lowry, Impact, bes. S. 212–215.
198 Vgl. Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 458.

und Würdelosigkeit“[199]. Nach einem Ausbruchsversuch einiger Insassen wird das Lager schließlich von „polnischen und deutschen Juden“ infiltriert, die als „Spitzel“ den Auftrag haben, die Gefangenen „aus[zu]horchen“. Sie haben sich zuvor „aus den Burenrepubliken fortgemacht […] um nicht Kriegsdienste leisten zu müssen und um […] der Gefahr auszuweichen“[200] – eine Anlehnung Grimms an die nach 1918 weitverbreitete rechtspopulistische Legende über jüdische „Drückebergerei“ im Ersten Weltkrieg.[201] Die letzten beiden Kriegsjahre verbringt Friebott in einem Kriegsgefangenenlager auf der Atlantikinsel St. Helena, ehe ihm nach Kriegsende die Rückkehr in die Kapkolonie gestattet wird. In den britisch gewordenen Burengebieten schlägt sich Friebott anschließend abermals mit Gelegenheitsarbeiten durch. Als Deutscher sind die Arbeitsbedingungen für ihn nun jedoch noch prekärer: Friebott sieht sich aufgrund seines „Deutschtums“ noch stärkeren Diskriminierungen ausgesetzt als zuvor. Infolgedessen beginnt sein Denken nun vollends um die „deutschen Notwendigkeiten“[202] zu kreisen.

„Deutscher Raum“, so der Titel des dritten Teils von *Volk ohne Raum*, steht von nun an im Zentrum der Wünsche und Hoffnungen Friebotts. Im Jahr 1907 beschließt er die Übersiedelung in die Kolonie Deutsch-Südwestafrika, wo er hofft, sich eine neue Existenz aufbauen zu können. Unmittelbar nach seiner Ankunft schließt sich Friebott der von Friedrich von Erckert geleiteten deutschen Strafexpedition gegen aufständische Nama („Hottentotten“) und deren Häuptling Simon Copper an.[203] Friebott stößt zur Truppe, da Erckert aufgrund der geplanten Errichtung eines Heliografenturms Bedarf an gelernten Handwerkern hat.[204] Bald entwickelt sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden Männern. Grimm stilisiert Erckert „zum ‚raumbewussten‘ Helden“ sowie zur „Führer- und

[199] Ebd., S. 513, 518. Die Kritik an der englischen Gefangenenpolitik während des Burenkriegs hatte dabei einige Berechtigung: In den errichteten „concentration camps“ starben im Verlauf des Krieges „at least 28 000 white and 23 000 (but probably many more) black civilians. The death in the internment camps, together with the trauma caused by the war in general, cast a long shadow over the history of twentieth-century South Africa“ (Wessels, Century, S. 32 f.).

[200] Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 518.

[201] Die antisemitische Legende der jüdischen „Drückebergerei“ ist in der Forschung vielfach widerlegt worden: Der Anteil jüdischer Kriegsteilnehmer, Frontkämpfer und Gefallener entsprach im Ersten Weltkrieg dem jüdischen Anteil an der deutschen Gesamtbevölkerung. Auf deutscher Seite dienten rund 96 000 jüdische Soldaten, etwa 12% davon als Kriegsfreiwillige. Knapp 80 000 jüdische Soldaten sammelten Fronterfahrungen; mehr als 12 000 von ihnen überlebten den Krieg nicht. Vgl. Zechlin, Politik, S. 516–543; Messerschmidt, Juden, S. 105–110; Rosenthal, Judenzählung, bes. S. 63–79, 203–206; Grady, Soldiers; Ullrich, Soldaten.

[202] Grimm, Volk [1927], Bd. 1, S. 579.

[203] Den Auftrag zu der Strafexpedition hatte Friedrich von Erckert (1869–1908) im Frühjahr 1907 erteilt bekommen. Nach monatelanger Ausbildung von 400 Freiwilligen und aufwendiger logistischer Vorbereitung (inkl. der Herbeischaffung von über 700 Kamelen aus dem Sudan) begann Erckert die Strafexpedition schließlich Anfang März 1908. Am 16. März 1908 starb Erckert bei der Stürmung des Lagers der aufständischen Nama in der Kalahariwüste (Walle, Truppen, S. 110). Zum Krieg gegen die Herero und Nama vgl. Zimmerer, Herrschaft, S. 31–55.

[204] Vgl. Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 24–26.

Vorbildpersönlichkeit“[205], nutzt ihn also im Wesentlichen als Sprachrohr seiner eigenen politisch-ideologischen Anschauungen. Im Roman zeichnet sich der Hauptmann durch eine beispielhafte „Leidenschaft für den bohrenden Gedanken und […] für die gründliche Tat“ aus; unter Aufwendung all seiner Kraft stemmt er sich gegen „jegliche Enge des Raumes und Geistes“[206]. Den politischen Zulauf der Sozialdemokratie in Deutschland erklärt Erckert mit dem unzureichenden Zugang der „Massen“ zu „Raum und Luft und Eigenbrot“. „Was“, so fragt er, „soll den Bauernenkeln helfen als frischer deutscher Boden?“[207] Weiterhin wirft Erckert den Juden – Grimm lässt den Hauptmann von „Fremdblütigen“, „die vor vielen hundert Jahren das eigene Staatswesen verloren und niemals wiedergewannen“ sprechen – die kollektive „Sucht“ vor, im deutschen Volk „gelten“ zu wollen und es dabei insgeheim „aufzulösen“[208] – eine Anlehnung an den antisemitischen Topos der „jüdischen Zersetzung“, wie er sich in zahllosen völkischen Pamphleten seit der Jahrhundertwende findet, von Heinrich Claß’ *Wenn ich der Kaiser wär’*[209] bis hin zu Adolf Hitlers *Mein Kampf*.[210]

Während des Erckert-Zugs gegen die aufständischen Nama lernt Friebott Sergeant Paul Rosch kennen, mit dem ihn bald eine enge Freundschaft verbindet, die gleichwohl von deutlichen Ambivalenzen gekennzeichnet ist. Ein Hauptgrund der Vorbehalte Friebotts verweist auf ein weiteres ideologisches Motiv von *Volk ohne Raum*, denn mehrfach betont Grimm, dass Friebott von der Entscheidung Roschs, sich eine „farbige Ehefrau“ zu nehmen, „abgestoßen“ ist:

„Wer viele Jahre in Südafrika gelebt hat […] weiß nicht nur, sondern lernt auch glauben aus festem Gefühle, daß die Rassen, die weiße und die farbige, sich nicht vermischen dürfen, wenn die weiße Rasse dauern soll in der geistigen Herrschaft und mit ihrem kleinen aber unersetzlichen Gute an Heiterkeit, Sachlichkeit und Mystik“[211].

Im weiteren Verlauf des Romans finden sich mehrere Textpassagen, in denen Grimm hinsichtlich sexueller Beziehungen von weißen Siedlern mit der indigenen Bevölkerung das Motiv der „Rassenschande“ in die Handlung integriert und literarisch bearbeitet: Als Rosch bei einem späteren Treffen mit Friebott seine „braune Frau“ nicht mitnimmt, vermerkt Grimm: „Cornelius Friebott fragte ihr nicht nach […], weil Rosch sie seit jenem Abend auf dem [Erckert-]Zuge nicht mehr erwähnt hatte, und weil man nun einmal in ordentlichem, gesundem Leben

[205] Oswalt, Schlachtruf, S. 204.
[206] Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 28.
[207] Ebd., S. 47 f.
[208] Ebd., S. 48.
[209] Frymann, Kaiser, S. 36–38.
[210] Vgl. unter zahlreichen Beispielen etwa folgende Typisierung des Juden aus dem Kapitel *Ostorientierung oder Ostpolitik*: „Er [der Jude] geht seinen Weg, den Weg des Einschleichens in die Völker und des inneren Aushöhlens derselben, und er kämpft mit seinen Waffen, mit Lüge und Verleumdung, Vergiftung und Zersetzung, den Kampf steigernd bis zur blutigen Ausrottung der ihm verhaßten Gegner“ (Hitler, Kampf, Bd. 2, S. 324).
[211] Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 60. Damit griff Grimm ein rassistisches Ideologem auf, das bereits in sein 1913 veröffentlichtes Kolonialhandbuch *Afrikafahrt West* eingeflossen war, vgl. Kap. 2.1.

nach farbigen Frauen nicht fragt."[212] Bei einem späteren gemeinsamen Abendessen mit Rosch stellt Friebott sichtlich zufrieden fest, dass sich die Gattin nicht dazu versteigt, sich „mit ihrem lieben Herrn und den fremden Herrn"[213] an einen Tisch zu setzen. Und an anderer Stelle lässt Grimm seinen Helden bei einer Verteidigungsrede für Rosch, der in Rechtsstreitigkeiten geraten ist, sagen: „Er hat doch die braune Frau, er möchte doch trotz der Frau ein wenig gelten. Er möchte doch auch einmal, daß er sichtbarlich was fertig bringt."[214]

Nach der Rückkehr vom Feldzug gegen die Nama, bei dem Erckert sein Leben verliert, begibt sich Friebott zunächst erneut in die Routine der Gelegenheitsarbeit. Aufträge findet er vor allem in der 1908 durch Diamantenfunde berühmt gewordenen Hafenstadt Lüderitz. Der Versuchung, sich selbst auf Diamantensuche zu begeben, widersteht Friebott zwar, „kurzzeitig berauscht"[215] stattet er jedoch Rosch, der in das Diamantengeschäft einsteigt, mit einer für seine kargen finanziellen Verhältnisse großen Geldsumme aus. Rosch kommt bei seinen weitgehend erfolglosen Anstrengungen nur knapp mit dem Leben davon, kann sich von seinem spärlichen Gewinn jedoch immerhin eine Farm kaufen. Auch Friebotts eigentliches Wunschziel in „Deutsch-Südwest" besteht darin, sich in der Kolonie als Landwirt niederzulassen. Er besinnt sich damit seiner familiären Wurzeln und beginnt schließlich, gemeinsam mit seinem Vetter George und dessen Gattin Greta eine Farm zu bewirtschaften.

Friebott ist nun ganz von der Überzeugung erfüllt und getrieben, „deutsche Not" könne „nur durch national gestützte Bauernarbeit in der Freiheit des afrikanischen Raums behoben werden"[216] – eine Kombination des Lebensraum-Ideologems und der romantisierenden Überhöhung des Landlebens, wie sie schon um die Jahrhundertwende in der konservativen Kulturkritik sowie in der Lebensreformbewegung kultiviert wurde.[217] Die überindividuelle Bedeutung, die Grimm dieser Rückfindung zu „Mutter Erde" beimisst, legt er einem für die behördliche Genehmigung des Betriebs verantwortlichen Bezirksamtsmann in den Mund:

> „Die Farm soll Gute Hoffnung heißen. Die Farm soll wie eine jede Farm, darauf ein Deutscher siedelt, eine Hoffnung sein für Deutschland. Denn es scheint unmöglich, daß wir uns in heimischer Gebundenheit erneuern, sondern die Geschlechter, die einmal helfen sollen, müssen in eigener Freiheit aufgewachsen sein und müssen gelernt haben, aus der Ferne das Große groß und das Kleine klein zu sehen. Und zwar aus deutscher Ferne. Anders kann es niemals werden!"[218]

Der mit „Das Volk ohne Raum" betitelte, vierte und abschließende Teil des Romans beginnt schließlich mit der erstmaligen Rückkehr Friebotts nach Deutschland im Jahr 1912 – unmittelbar nach dem großen Erfolg der Sozialdemokratie in

212 Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 96.
213 Ebd., S. 433.
214 Ebd., S. 243.
215 Ebd., S. 229.
216 Hartung, Volk, S. 124.
217 Vgl. Bergmann, Agrarromantik; Sieferle, Fortschrittsfeinde?, S. 161–205; Linse, Siedlungen.
218 Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 217f.

der Reichstagswahl vom 12. Januar 1912[219], die im völkischen Jargon als „Judenwahlen"[220] diffamiert wurde. Die Gesellschaft des Kaiserreichs ist für Friebott „nicht wiederzuerkennen". Primär ist es das Desinteresse „an wirklicher Erkenntnis"[221] kolonialer Sachverhalte, die der Heimkehrer seinen Landsleuten anlastet. Die in der Heimat herrschende territoriale „Enge" erscheint Friebott vor „dem Hintergrund seiner Afrikaerfahrung" nun „noch größer und bedrohlicher."[222]

Während eines Aufenthalts in Chemnitz besucht Friebott einen Parteitag der SPD, wo er den Parteiausschluss Gerhard Hildebrands miterlebt, der 1910 in der kontrovers diskutierten Studie *Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus* unter anderem den Erwerb weiterer Kolonien befürwortet hatte.[223] Friebott ist entsetzt von der Art und Weise der „Ausstoßung des Wahrheit suchenden Genossen". Dass die „Parteiabgesandten im Saale" nach Verkündigung des Ausschlusses „klatschen und jubeln", lässt Friebott „erbleichen" – und mit ihm andere Anwesende, „die aus Stimmen des Blutes, aus Erleben seiner Nöte, aus Kenntnis der Weltwirklichkeit, aber auch aus aufgezwungenem, gekämpften Kampfe für ihr Deutschtum heraus ihr Volk schwer liebhaben."[224] Eine anschließende Wiederbegegnung mit Martin Wessel, der ihn einst in die Gedankenwelt des Sozialismus eingeführt hatte, offenbart nun eine tiefe innere Kluft; zwar wisse er, so gibt Friebott zu verstehen, dass es keine politischen „Allgemeingültigkeiten" gebe, gleichwohl weist er das politische Denken seines früheren Weggefährten nun scharf zurück. Friebott kann nicht einsehen, dass die Deutschen „solche Esel sein" sollten, sich „um der Internationalität willen immer wieder vor fremde Karren zu spannen". Oder, so fragt Friebott (der hier durchaus mit Grimm gleichzusetzen ist), falle es den Politikern der Sozialdemokratie etwa ein „zu sagen: Die Erde muß endlich neu verteilt werden nach Zahl und Leistungsfähigkeit und außerhalb des Zufalls"? In Deutschland habe man diese Notwendigkeit „vor lauter Wortmacherei *nie* erkannt". Das deutsche Volk, geführt von der Sozialdemokratie, habe „in der Enge *jede* Sicht verloren."[225]

Desillusioniert und tief enttäuscht kehrt Friebott alsbald nach „Deutsch-Südwest" zurück. Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldet er sich als Freiwilliger, wird jedoch zunächst auf seine Farm zurückgeschickt. Den Weltkrieg deutet Friebott von Anfang an als „Krieg um Raum", auch wenn die Deutschen in seinen Augen „selbst nicht zu wissen scheinen, was ihnen fehlt und um was es geht". Die Kriegsziele der Feindmächte erkennt er darin, das deutsche Volk – als „das zahl-

[219] Die SPD vereinigte bei der Wahl 34,8% der abgegebenen Stimmen auf sich, weit vor dem Zentrum als zweitstärkster Partei mit einem Stimmenanteil von 16,4%.
[220] Frymann, Kaiser, S. 38.
[221] Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 298f.
[222] Gümbel, Volk, S. 87.
[223] Hildebrand hatte konkret „die gemeinsame Bemächtigung Afrikas" durch die westeuropäischen Staaten gefordert, „auch um der weltwirtschaftlichen Konkurrenz anderer Großwirtschaftsräume eine gemeinsame […] Politik entgegenzustellen". Vgl. Laak, Afrika, S. 105.
[224] Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 326.
[225] Ebd., S. 363 (Herv. i. Orig.).

reichste und tüchtigste und leistungsfähigste weiße Volk der Erde“[226] – davon abzuhalten, den Lebensraum zu erlangen, der ihm durch seine unvergleichlich hohe Begabung gleichsam naturrechtlich zustehe. 1915 trennt sich Friebott von seinem Vetter und bezieht die von Rosch bewirtschaftete, weiter nördlich gelegene Farm in Grootfontein. Hier wird er mit der Eroberung der deutschen Kolonie durch englische Truppen und einer marodierenden, aus „Buschleuten“ bestehenden „Räuberbande“[227] konfrontiert. Bei einer Verfolgungsjagd erschießt Friebott den Anführer der Bande, von dem er zuvor erfahren hat, dass dieser ihn ermorden wolle.[228] Hierfür wird Friebott in einem anschließenden, als Schauprozess geschilderten Verfahren im Juni 1917 von einem englischen Gericht zunächst als mutmaßlicher Raubmörder zum Tode durch den Strang verurteilt. Rasch wird das Urteil jedoch auf Totschlag abgeändert, sodass Friebott eine zehnjährige Zuchthausstrafe in Windhuk antritt.[229]

Im Gefängnis erlebt Friebott das Ende des Ersten Weltkriegs. Im Dezember 1918 gelingt es ihm, zusammen mit zwei weiteren Insassen aus dem Lager zu fliehen. Nach einer monatelangen, abenteuerlichen Flucht, die sie auch in die portugiesische Kolonie Angola führt, sehen sich die drei Männer im Oktober 1919 „plötzlich von Askaris, von schwarzen Soldaten, umstellt“, die sie „als Gefangene in das Fort Bonito“[230] in der Hafenstadt Loanda bringen. Im Juli 1920 wird Friebott dann zusammen mit einem Mitgefangenen der Anstiftung einer „Revolution gegen die bestehende portugiesische Regierung“[231] verdächtigt, nach Lissabon überführt, dort aber nach einigen Wochen endgültig auf freien Fuß gesetzt. Nach Deutschland zurückgekehrt, beschließt Friebott schließlich, sich ganz „in den Dienst kolonialer Propaganda“[232] zu stellen. Da er mit seiner Botschaft Volksgenossen aller politischen Lager erreichen will, wählt er öffentliche Vorträge als den „kürzeste[n]“ und „am wenigsten abhängige[n] Weg“[233]. Als Wanderprediger verkündet Friebott anschließend von Dorf zu Dorf ziehend seine Raumlehre. Anhand einer Rede Friebotts skizziert Grimm dabei eine seelische und körperliche Degeneration des deutschen Volks, die er als unvermeidliche Folge der nach 1918 zusätzlich verschärften Raumnot verstanden wissen will:

„Der als Bauer geboren wird, gehört an den Pflug auf sein Land und nicht in eine eingeschlossene Werkstube; und wer als Jäger geboren wird, gehört außen hin; und der Soldat, der es ist, gehört an die Waffen zum Schutze der Gemeinschaft […] Aber bei einem übervölkerten Volke, wie wir es sind, ist alles vertauscht, und wenn aus den Bauernenkeln Barrikadenkämpfer und Krakeeler, aus den Jägern Strauchdiebe und Wilderer und aus den Soldaten Totschläger und Säufer werden, dann gehört es zur Übervölkerung und ist wie Wasser bei verschütteten Graben und Dampf bei verstopften Rohren und wie jegliche vergewaltigte Kraft, sie muß heraus, weil sie

226 Ebd., S. 437.
227 Ebd., S. 442.
228 Vgl. ebd.
229 Gerichtsverfahren und Ausgang sind ausführlich geschildert in: Ebd., S. 454–478.
230 Ebd., S. 545, 547.
231 Ebd., S. 560.
232 Zimmermann, Kampf, S. 167.
233 Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 648.

da ist, und wo sie nicht dienen kann, da muß sie zerstören. Und bei einem übervölkerten Volke ist irgendwo jede Kraft und jeder Sinn und jede Gabe vergewaltigt, und wie bei allen Kranken gedeiht bei ihm das Ungeziefer und die Verschrobenheit."[234]

Aufgrund seiner Reden wird Friebott bald von nicht näher beschriebenen „Rote[n]" nachgestellt. Sie fürchten, ihre „Mitläufer" könnten durch Friebotts „Zeugnis" abspenstig gemacht und dazu gebracht werden, selbstständig „nachzudenken"[235]. Bald kommt es zu offener Aggression. Während einer Rede in einem schlesischen Dorf wird Friebott im November 1923 schließlich durch den Steinwurf eines 22-jährigen, sozialistischen Arbeiters tödlich verletzt. Indem Friebott gleichsam durch eine Steinigung zu Tode kommt, stellt Grimm seinen Helden implizit den vermeintlichen Märtyrern des Hitler-Putschs zur Seite, die zum selben Zeitpunkt als „Wagemutige und Sehnsüchtige in München zusammengeschossen wurden von anderen Deutschen."[236] Wie noch zu zeigen sein wird, stand diese heroisierende Referenz auf die Münchner Putschisten in der Kontinuität eines schon früheren öffentlichen Eintretens für die NS-Bewegung von Seiten Hans Grimms.[237]

### 2.2.2 Völkische Ideologie und bildungsbürgerliches Anspruchsdenken

> *Von anderen wie Adolf Bartels und Artur Dinter weiß ich nur, daß sie unsagbar einseitig eingestellte und verrannte Antisemiten sind, von wieder anderen wie Stefan George ist es unglaublich naiv eine Antwort zu erwarten, einer der Unterzeichner Theodor [sic!] Westerich hat mich gerade eben in einem ‚Fluchblatt' heftig angegriffen, weil ich ihm nicht antisemitisch genug bin. Denken Sie, ein deutsch-völkischer Autor greift den anderen in der Öffentlichkeit mit einem Flugblatt an! Und alles das, weil ich Westerich als das bezeichnet habe, was er ist, einen Dilettanten.*[238]

Wenige Äußerungen wie die hier zitierte des Balladendichters und persönlichen Freundes von Grimm und Kolbenheyer, Börries von Münchhausen[239], zeigen so deutlich die Möglichkeit einer betont „deutsch-völkischen" Gesinnung und einer zugleich kritischen Distanz gegenüber einem als zu radikal und primitiv

234 Ebd., S. 653.
235 Ebd., S. 670.
236 Ebd., S. 663.
237 Vgl. Kap. 5.1.
238 DLA, A:Grimm, Börries von Münchhausen an Hans Grimm, 19. Januar 1927 (Herv. i. Orig.).
239 Zu dem literarischen Programm des in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts berühmten Balladendichters Börries von Münchhausen (1874–1945) und seinen enormen Verkaufserfolgen vor allem während der Zwischenkriegszeit vgl. Schneider, „Heldisches Geschehen"; Mittenzwei, Münchhausen.

wahrgenommenen Flügel im eigenen politischen Lager. Der Hintergrund des Schreibens war die Aufforderung zur Beteiligung an der Gründung eines Vereins völkisch orientierter Schriftsteller aus dem Umfeld des „völkische[n] Dramatiker[s]“[240] Thomas Westerich gewesen, die sowohl an Grimm als auch Münchhausen ergangen war, letztlich aber von beiden Autoren abgelehnt wurde. Der Brief unterstreicht einerseits die bekannte, von gegenseitiger Herablassung und individuellem Geltungsbedürfnis geprägte Zerstrittenheit, welche die völkische Bewegung generell kennzeichnete und sie zur Bildung einer bestandsfähigen Dachorganisation unfähig machte.[241] Doch erschöpft sich Münchhausens Brief nicht in dem abschätzigen Kommentar über Bartels[242], Dinter[243] und Westerich. Sein Schreiben zeugt zugleich von dem Interesse Münchhausens an gemeinsamer Handlungskoordination, konkret: seinem Bemühen, unter Abstimmung mit Grimm zu einer gemeinsamen Entscheidung zu kommen – hier also die Entscheidung, von der vorgeschlagenen Vereinsgründung Abstand zu nehmen. Grundlage und Voraussetzung dieser Initiative war es, dass Münchhausen in Grimm einen sowohl an intellektuellen Fertigkeiten als auch künstlerischem Können gleichrangigen Autor erblickte, wohingegen er Bartels, Dinter und Westerich in dieser Hinsicht nicht zu seinesgleichen zählte. Während die Kommunikation zwischen Münchhausen und Grimm als zwei sich demonstrativ gleichstellende und auf Augenhöhe begegnende Männer funktionierte, offenbarte ihr subjektives Qualitätsempfinden und persönliches Anspruchsdenken zugleich eine deutliche Kluft zu einem als (diskussions-)unwürdig empfundenen Segment des deutsch-völkischen Autorenlagers.

Mit seiner Unterscheidung zwischen einem zur Kooperation würdigen und unwürdigen Flügel innerhalb der völkischen Bewegung rannte Münchhausen bei Grimm offene Türen ein. Das beide Autoren charakterisierende, identitätsstiftende Bekenntnis zu einer antiextremistischen völkischen Gesinnung ging freilich zugleich mit dem Bedürfnis einher, sich auch von Autoren der politischen Mitte zu distanzieren und also gleichsam nach links abzugrenzen. Aus diesem Grund ließ Münchhausen seiner Polemik gegen Bartels, Dinter und Westerich sogleich die Versicherung folgen, dass er als Autor und Künstler „ganz gewiß so deutsch wie nur einer“ sei und „im Judentum den furchtbarsten Feind unseres Volkes, seiner Sitte, seiner Ehre, seiner Kunst, seines Staates“[244] erkenne. Münchhausen wollte also nicht missverstanden werden: Den notwendigen „Kampf gegen das Judentum“ führte er nach seiner Vorstellung „ganz gewiß ebenso ehrlich […] als andere“, ja – so der selbsterkorene „Erneuerer“ der deutschen Ballade nicht ohne Stolz – wohl sogar noch „etwas wirkungsvoller“. Für Münchhausen war es jedoch

240 Gerstner/Hufenreuter/Puschner, Protestantismus, S. 409f.
241 Vgl. Puschner, Bewegung, S. 263–284; Puschner, Strukturelemente.
242 Zu Adolf Bartels (1862–1945) vgl. die weiteren Ausführungen in diesem Kapitel.
243 Artur Dinter (1876–1948) machte sich im völkischen Lager der Weimarer Republik insbesondere durch seinen antisemitischen Bestseller *Die Sünde wider das Blut* (1917) einen Namen. Zu Werk und Biografie Dinters vgl. Roelcke, Roman; Witte, Dinter.
244 DLA, A:Grimm, Börries von Münchhausen an Hans Grimm, 19. Januar 1927.

von hoher Bedeutung, dass er erstens „nur ritterlich und gerecht gegen Juda" kämpfe und sich zweitens nie auf Projekte einlasse, durch die er sich öffentlich „lächerlich mache[n]" könne. Durch eine Beteiligung an der geplanten Vereinsgründung aber, so Münchhausen an Grimm, würden „wir uns lächerlich" machen. Auch könne neben Hitzköpfen wie Dinter und Bartels „weder gerecht noch ritterlich"[245] gekämpft werden. Grimm, den mit Autoren wie Münchhausen, Kolbenheyer und Stapel eine dezidierte Sorge um intellektuelle Respektabilität in einem breiteren (bildungs-)bürgerlichen Publikum verband, überzeugte diese Argumentation.

Wie das Beispiel Max Robert Gerstenhauers zeigt, der seit 1921 als „Bundesgroßmeister" des Deutschbunds amtierte[246], wurde die Grenzziehung zwischen einem radikalen und gemäßigten Flügel innerhalb der völkischen Bewegung zeitgenössisch auch in umgekehrter Richtung vorgenommen: In seinen Erinnerungen *Der völkische Gedanke in Vergangenheit und Zukunft* (1933) verwies Gerstenhauer mit spürbarer Antipathie auf „gewisse Kreise" innerhalb der Weimarer Rechten, die sich nur für eine oberflächliche, nicht aber für eine „vertieft völkische Weltanschauung und Politik" hätten gewinnen lassen. Vergeblich habe der Deutschbund seine Bemühungen darauf gerichtet, jene Männer darüber aufzuklären, „daß sie, wenn sie nicht radikal (wurzelhaft) völkisch seien und noch in liberalen Anschauungen befangen blieben, unweigerlich nach links ins Internationale abrutschen würden"[247]. Zwar ist evident, dass sich Gerstenhauer mit dieser Selbstdarstellung im Jahr der nationalsozialistischen „Machtergreifung" vor den Augen der neuen Machthaber in ein vorteilhaftes Licht rücken wollte; die von ihm beschriebene Spaltung des völkischen Lagers ist im vorliegenden Argumentationszusammenhang gleichwohl von Interesse.

Wilhelm Stapels Perzeption der völkischen Bewegung war ähnlich ambivalent und spannungsreich wie jene von Grimm und Münchhausen. Dass Stapel im März 1930 von Walter Karsch, einem Mitarbeiter der *Weltbühne*, zu einer „völkische[n] Mordbestie"[248] stilisiert wurde, ändert nichts an der ironischen

[245] Ebd.

[246] Die Geschichte des 1894 von Friedrich Lange (1852–1918) gegründeten, 1945 verbotenen Deutschbunds wurde bis dato nicht systematisch erforscht. Eine knappe Einführung zur Geschichte des Bundes während der Weimarer Republik bietet Breuer, Völkischen, S. 161–171. Für die Zeit des Deutschen Kaiserreichs vgl. Fricke, „Deutschbund"; Gossler, Lange.

[247] Gerstenhauer, Gedanke, S. 73 f. Als nicht vertieft völkisch orientierte Gruppierungen verwies Gerstenhauer (ebd., S. 63) auf den Jungdeutschen Orden, die Konservative Volkspartei, den Alldeutschen Verband, den Stahlhelm, die Gesellschaft Deutscher Staat sowie auf die Fichte-Gesellschaft. Gleichzeitig distanzierte sich Gerstenhauer als einer der „alten Völkischen […] der Vorkriegszeit" von den nach 1918 emporstrebenden Geistesgrößen aus dem Umfeld der *Konservativen Revolution*. Sie, die alten Völkischen, hätten es nach Kriegsende „nicht nötig", auf geistigem Gebiete „von neuen Größen wie Moeller van den Bruck oder gar Oswald Spengler etwas zu lernen, die nicht einmal wirklich völkisch waren". Stattdessen habe man die alte „völkische Linie" beibehalten und „die Abirrungen der vielen neugegründeten nationalen Verbände nicht mit[gemacht]".

[248] Vgl. Karsch, Kriegsgegner, S. 369. Die einschlägige Textstelle lautet: „Als seiner Weisheit letzten Schluß ruft dieser Künder ‚deutschen Geisteslebens', geifernd vor Wut: An die Wand

Distanz, mit der Stapel den zahlreichen, meist kleinkarierten Scharmützeln zwischen einzelnen völkischen Autoren und Organisationen gegenüberstand. Ein Beispiel: Nachdem der dilettierende Wiener Rassentheoretiker Otto Hauser[249] im Jahr 1926 den völkischen Literaturhistoriker Adolf Bartels in der Zeitschrift *Die Sonne* offen attackiert hatte, kommentierte Stapel den Zwist in einem Brief an Friedrich Lienhard mit den Worten, Hausers Artikel sei als Racheakt dafür zu verstehen, dass er zuvor von Bartels als „blonder Jude"[250] bezeichnet worden war. „Eigentlich", so bemerkte Stapel süffisant, hätte Hauser aus Gründen persönlicher Glaubwürdigkeit und „zum Beweis der Echtheit seiner nordischen Seele" jedoch „*Blut*rache nehmen" müssen. Hausers „nordisches Blut" sei indes „*auch* schon so degeneriert, daß er sich mit *Tinten*rache" begnügt habe. Was solle nur „aus dem deutschen Volke werden, wenn selbst die Verfasser kolossalster Rassenwerke degeneriert" seien? In Wirklichkeit war Stapel überzeugt, dass die Ergüsse Hausers nicht einmal von „Pfarrerswitwen gelesen" würden, weshalb er auch Autor und Werk keinerlei Bedeutung zumaß. „Anspruchsvolle" Leser würden bei der Lektüre Hausers bereits „nach einigen Seiten" abwinken; man müsse auch „monoman" sein, um ihm zu „folgen"[251]. Schon dieses Beispiel zeigt, dass von einer spannungsfreien oder gar von einer, so die These Oliver Schmalz', „per se wohlwollend[en]"[252] Haltung Stapels zu der völkischen Bewegung keine Rede sein kann.

Dasselbe gilt für Kolbenheyer, der sich geradezu mit Grausen von den esoterischen und verschrobenen Welterklärungsmodellen abwandte, in die sich etwa Erich Ludendorff seit den 1920er Jahren unter dem Einfluss seiner zweiten Ehefrau Mathilde verfing.[253] Nach einer im Detail nicht mehr rekonstruierbaren, von

stellen und erschießen! Eine Salve statt eines Arguments. Statt sachlicher Auseinandersetzung: Erzeugung jenes Schwefeldunstes, in dem die Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Landauer, die Paasche, Erzberger, Gareis, Rathenau zu Volksverrätern verzerrt erschienen. Die völkische Mordbestie gelüstets nach neuem Schlachtvieh."

249 Knappe Hinweise zur Person Otto Hausers (1876–1944) in: Benz (Hg.), Handbuch, Bd. 2/1, S. 340 f.

250 Universitätsbibliothek Frankfurt/M., Archivzentrum, NL Lienhard, EVSFL A 037: Wilhelm Stapel an Friedrich Lienhard, 20. März 1926. Entscheidend für das Verständnis des Verdikts „blonder Jude" ist es, dass Hauser in seinen rassentheoretischen Schriften, so etwa in *Der blonde Mensch* (1921), eine geradezu fetischhafte Fixierung auf blondes Haar entwickelte. Ausführlichere Informationen dazu in: Junkerjürgen, Haarfarben, S. 159–182.

251 Universitätsbibliothek Frankfurt/M., Archivzentrum, NL Lienhard, EVSFL A 037: Wilhelm Stapel an Friedrich Lienhard, 20. März 1926 (Herv. i. Orig.). Über die Lektüregewohnheiten der Pfarrerswitwen in der Weimarer Republik vermochte die Forschung bis dato zwar noch keine Antworten zu liefern; dass Hauser jedoch etwa in Gottfried Feder, einer führenden Figur in der Frühgeschichte der NSDAP, einen begeisterten Leser fand, hat Othmar Plöckinger herausgearbeitet. Feder erkor Hauser in 1926 und 1927 entstandenen Tagebucheinträgen zu dem „geistig bedeutendste[n] Mensch", dem er in seinem Leben begegnete, und stellte Hausers Dichtungen als „absolutester Gipfel" „neben, eventuell über Dante und Homer" (Plöckinger, Geschichte, S. 347).

252 Schmalz, Kirchenpolitik, S. 88.

253 Einen Abriss der Biografie und bizarren Weltanschauung Mathilde Ludendorffs (1877–1966) bietet: Amm, Ludendorff-Bewegung, S. 92–134.

Kolbenheyer jedoch als „fürchterlich" empfundenen Begegnung mit Ludendorff berichtete der Dichter im Januar 1929 an Stapel, dass an dem ehemaligen Ersten Generalquartiermeister die ganze „Größe unserer Niederlage [ge]messen" werden könne. Die geistige Verfassung Ludendorffs sei geradezu ein „Triumph für alle Feinde des Deutschtums"; um ein möglichst schlechtes Bild auf das völkische Lager zu werfen, brauche man nichts anderes tun, als „den Mann u[nd] seine Gattin" einfach nur „reden zu lassen."[254]

Zum Umgang mit Doyens der völkischen Bewegung im „Deutschen Volkstum" – Besonders spannungsreich nahm sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs das Verhältnis Wilhelm Stapels zu Adolf Bartels aus.[255] Letzterer hatte seit der Jahrhundertwende insbesondere durch seine manisch antisemitische *Geschichte der deutschen Literatur* Bekanntheit erlangt, die nach ihrer erstmaligen Veröffentlichung (1901/02) über Jahrzehnte eine lange Reihe von Neuauflagen erlebte[256] und Bartels innerhalb der völkischen Bewegung den Rang eines „Literaturpapsts" sicherte.[257] Bartels ist in der Forschung zum Mitarbeiterkreis des *Deutschen Volkstums* gerechnet worden.[258] In dem von Heinrich Keßler zusammengestellten Mitarbeiterverzeichnis der Zeitschrift taucht sein Name jedoch nicht auf[259], sodass Bartels entweder unter einem nicht näher bekannten Pseudonym publizierte oder sich der Befund lediglich auf die Jahre 1917/18 bezieht, bevor Stapel die Herausgeberschaft der Zeitschrift übernahm; für dieses Zeitfenster ist Bartels' Mitarbeit nachgewiesen.[260] Doch auch für den Fall, dass Bartels unter einem Pseudonym im *Deutschen Volkstum* publizierte, kann nicht von einem guten Verhältnis zwischen ihm und Stapel gesprochen werden. Schon innerhalb der HVA wurde jener „harte Kern von Stammlesern", der sämtliche Werke, die in der hausinternen Buchreihe *Deutschen Hausbücherei* erschienen, akzeptierte und sich also bar jeder Kritik „von den DHV-Buchhändlern willig führen" ließ, „spöttisch als ‚Bartels-Klientel' bezeichnet"[261].

Die hierbei der Leserschaft des Literaturhistorikers und Heimatschriftstellers[262] unterstellte Anspruchslosigkeit und Unbildung projizierte Stapel nach 1918 auf die Arbeiten von Bartels selbst. Dessen Engagement für die Heimatkunstbewegung[263] in den Jahren 1890–1910 erkannte Stapel zwar nach wie vor als achtbare

254 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 1. Februar 1929.
255 Zur Biografie Bartels (1862–1945) vgl. Hufenreuter, „Denn alles, was er der Welt gab, predigt das Evangelium der Rasse"; Rösner, Bartels.
256 1943 erschien die 19. Auflage (siehe Bibliografie).
257 Vgl. Brändle, Literaturhistorik.
258 Vgl. Lönnecker, „Grundrauschen der völkisch-antisemitischen Publizistik", S. 21.
259 Vgl. Keßler, Stapel, S. 292–299.
260 Vgl. Gerstner, Zeitschrift, S. 204.
261 Lokatis, Verlagsanstalt, S. 98 f.
262 Zur Bedeutung der Heimatliteratur für die völkische Bewegung des Deutschen Kaiserreichs vgl. Dohnke, Literatur.
263 Zu Programm, Ideologie und Trägerschicht der Heimatkunstbewegung vgl. Rossbacher, Heimatkunstbewegung.

Leistungen an, alle anderen Arbeiten des Autors stimmten ihn jedoch skeptisch: „Adolf Bartels *war* einmal etwas", so bilanzierte er im Januar 1927 gegenüber Kolbenheyer. Zweifellos habe sich Bartels seinerzeit um Autoren wie Wilhelm Raabe, Klaus Groth und Friedrich Hebbel „Verdienste erworben", indem er deren Ansehen „in der Masse des Volkes" durch seine Veröffentlichungen „durchgesetzt" habe. Leider habe sich Bartels in der Folgezeit jedoch „verrannt" und gefalle sich nunmehr – verbittert über seine gescheiterten Bemühungen um eine akademische Karriere – „in der Rolle des dickköpfigen Märtyrers". Auch sei Bartels' an sich „kernige, gerade Art" nicht von „spießerliche[r] Selbstgefälligkeit"[264] frei geblieben.

Einerseits gefiel Stapel an den literaturhistorischen Arbeiten Bartels' zwar die „Aufrichtigkeit" und „Fähigkeit, gewisse Qualitäten sehr fein zu empfinden", andererseits stießen ihn jedoch „schauerliche Unglaublichkeiten" in einzelnen Urteilen ab. Insbesondere zur Literatur nach 1910 habe Bartels „kein klares Verhältnis mehr" gewonnen, auch weil er „zu viel" und „zu rasch" und folglich auch zu unreflektiert gelesen habe. Die Zeit von Bartels sei unwiderruflich „vorüber", zu den neuen politischen und kulturellen Herausforderungen nach dem Ende des Kaiserreichs habe er nichts Wesentliches beizutragen. Zu Trauer, so Stapel joviales Fazit, bestehe jedoch kein Anlass, schließlich habe Bartels „sein[en] Teil" bereits „in früheren Jahrzehnten […] in Ehren geleistet"[265]. Rund zwei Jahre später sollte Stapel gegenüber dem Schriftsteller Paul Ernst, einem der damaligen Mitarbeiter des *Deutschen Volkstums*, dem Sachverstand Bartels' indes noch deutlich engere Grenzen ziehen: Über die „Zeit des Naturalismus der achtziger Jahre" des 19. Jahrhunderts reiche das „literarische Verständnis" von Bartels „nicht hinaus"[266]. Eine Veranlassung dafür, in seiner Zeitschrift ein „zu großes Geschütz gegen den überalterten Bartels anzuführen", sah Stapel jedoch nicht. Im persönlichen Umgang mit Bartels sei es ausreichend, vorsichtig „deutlich zu machen, daß er seine Kompetenzen nicht über das Jahr 1890 hinaus ausdehnen" solle. Etwas bewirken, so Stapel mit Blick auf die notorische Unbelehrbarkeit des mittlerweile 66 Jahre alten Literaturhistorikers und selbstreferenziellen Vielschreibers, werde ein solches Zureden aber „freilich nichts"[267].

Im *Deutschen Volkstum* hatte Stapel seiner Haltung zu Bartels bereits im August 1923 in einem offenen Brief Ausdruck verliehen. In ihm verzichtete Stapel zwar darauf, den begrenzten Umfang der fachlichen Kompetenzen Bartels' näher zu erörtern, er stellte den Bedeutungsverlust der Schriften des Literaturhistorikers für sich persönlich jedoch klar heraus. Anlass zu dem offenen Brief war eine zuvor von Bartels veröffentlichte Kritik an der von Stapel herausgegebenen Sammlung *Deutsche Freiheitslieder* (1922) gewesen, in welche die (an)klagende Bemerkung eingeflochten war, Stapel betrachte „sich schon lange als die Autorität", die

[264] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. Januar 1927 (Herv. i. Orig.).
[265] Ebd.
[266] DLA, A:Ernst, Wilhelm Stapel an Paul Ernst, 31. Dezember 1928.
[267] Ebd.

ihn, Bartels, „zu ducken“[268] habe. Diesen Vorwurf wies Stapel zurück. Zum einen sei er „wohl zu selbstironisch“, um sich selbst als Autorität aufzuspielen, zum anderen gäbe es nach seinem Empfinden kaum etwas „Widerwärtigeres“, als jemanden „zu ‚ducken‘“, zumal „einen älteren verdienten Mann“. Seine persönliche Entfremdung zu Bartels’ Schriften machte Stapel gleichwohl deutlich, indem er Bartels zwar für „vieles“, das er „aus seinen Büchern gelernt habe“, dankte, zugleich aber betonte, im Laufe der Jahre „gegen einige seiner Urteile kritisch geworden“ zu sein. Weitere persönliche Vorwürfe von Seiten des Literaturhistorikers verbat sich Stapel ausdrücklich.[269]

Dass Bartels in seinen literaturhistorischen Betrachtungen und Urteilen stets „die Frage nach der Abstammung“ stellte, lobte Stapel indes ausdrücklich als „richtig“. Das „Individuum“, hier ging Stapel mit Bartels einig, sei „nichts für sich“. In einer Besprechung von Bartels’ Schrift *Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft* (1925) kritisierte Stapel denn auch allein die in seinen Augen mangelhafte praktische Umsetzung dieses Theorems: Bartels war demnach bei seiner Einbeziehung biologischer Faktoren nicht reflektiert und analytisch genug vorgegangen, habe also seine eigene „Forderung nicht so tief“ und „sorgfältig“ durchgeführt, wie dies „heute sicher möglich wäre“. Aus diesem Grund ließ Stapel das Buch „nur als unausgeschlackten Rohstoff gelten“ – ein Rohstoff indes, der bereits „allerlei Aufschlußreiches“ zutage gefördert habe.[270] Nicht die ideologischen Axiome also waren es, die Stapel eine distanzierte Haltung zu dem völkischen „Literaturpapst“ einnehmen ließen, sondern die Bartels nachgesagte, ungenügende intellektuelle Durchdringung und Umsetzung gemeinsamer weltanschaulicher Gewissheiten.

Mit Friedrich Lienhard, einer zweiten zentralen Figur der Heimatkunstbewegung im deutschen Kaiserreich[271], verband Stapel ein ähnliches Verhältnis. Lienhard hatte 1900 gemeinsam mit Bartels die Zeitschrift *Heimat* gegründet und sich in den folgenden zwei Jahrzehnten als vielgelesener Erfolgsautor etabliert.[272] Seit 1920 trat Lienhard zudem als Herausgeber der zwischen „protestantischem Idealismus und rassistischem Nationalismus“[273] oszillierenden Zeitschrift *Der Türmer* hervor. Die persönliche Bekanntschaft Stapels mit Lienhard ging mindestens bis auf das Jahr 1921 zurück. Im Juni jenes Jahres hatte Lienhard dem von ihm für seine publizistische Arbeit hochgeschätzten Stapel angeboten, in die Redaktion des *Türmers* zu wechseln – ein Angebot, das Stapel am 18. Juni 1921 jedoch dan-

[268] Zitiert nach: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 340.

[269] Ebd. Noch 1937 betonte Stapel seine frühe Prägung durch Bartels’ literaturhistorische Publikationen: „Durch Adolf Bartels’ Aufsätze lernte ich Hebbel und Ludwig, Keller und Mörike, Raabe und Klaus Groth kennen“. Vgl. Stapel, Ende [1937], S. 817.

[270] Vgl. Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 9 (1927), S. 85.

[271] Zur Bedeutung Friedrich Lienhards (1865–1929) für die völkische Bewegung des deutschen Kaiserreichs vgl. Châtellier, Lienhard [1996].

[272] Beispielsweise erschien die erstmals 1910 veröffentlichte Arbeit *Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit* 1918 in 52., 1924 gar in 151. Auflage. Der 1919 erschienene Roman *Westmark. Roman aus dem gegenwärtigen Elsaß* erreichte bereits nach sechs Jahren die 60. Auflage.

[273] Vgl. Parr, Türmer.

kend und respektvoll ablehnte. Das *Deutsche Volkstum*, so Stapel, sei mittlerweile „zu einer ganz persönlichen Zeitschrift" geworden, „um die herum sich ein Kreis, ja eine Art Bewegung gebildet" habe; dieser „angefangenen Arbeit" wolle und dürfe er „nicht untreu werden"[274].

Ähnlich wie bei Bartels äußerte sich Stapel nach dem Ersten Weltkrieg privat zwar anerkennend über einige vergangene Leistungen Lienhards, übte jedoch scharfe Kritik, wo dessen Wirken nach 1918 zur Debatte stand. Anders als bei Bartels verzichtete Stapel bei Lienhard jedoch auf öffentliche Kritik, da er es in diesem Fall für eine Frage des Anstands hielt, den alternden Doyen der Heimatkunstbewegung zu schonen. Privat sah die Sache indes anders aus. So berichtete Stapel im Oktober 1925 voller Unmut an Kolbenheyer über seine Lektüre der „vierbändige[n] erste[n] Serie von Lienhards Werken", zu deren Besprechung er sich als Herausgeber des *Deutschen Volkstums* genötigt sah. Stapel wollte es Lienhard, der schließlich „persönlich ein reiner, anständiger Mensch" sei und „seine Enttäuschungen gehabt" habe, „nicht antun", kommentarlos „an seinem sechzigsten Geburtstag vorüberzugehen". Jegliches überschwängliche Urteil verbot sich für Stapel jedoch, da er „in rebus aestheticis" nicht mehr sagen dürfe, als er auch „verantworten"[275] könne. Infolgedessen blieb Stapels Rezension im *Deutschen Volkstum* denn auch frei von Kritik, beschränkte sich allerdings weitgehend auf eine summarisch gehaltene Darstellung von Lienhards Werken aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.[276]

Im Frühjahr 1927 berichtete Stapel an Kolbenheyer von einem neuen Roman Lienhards, der damals im *Türmer* erschien und den er nur unter „Ächzen und Stöhnen" zu lesen vermochte. Es handelte sich dabei um den Roman *Meisters Vermächtnis* – laut Stapel ein „völlig unmögliches opus" voller „zuweilen unfreiwillige[r] Komik" und „ganz schlimme[r] menschliche[r] Unmöglichkeiten"[277]. Dass sich Stapel beim Lesen die Haare raufte, wird man ihm dabei ein Stück weit nachsehen dürfen, erging sich Lienhard in seinem Werk doch unter anderem in der Beschreibung von sich in Gebirgsbächen waschenden, von „Hirsebrei und Roggenbrot" ernährenden, „singend mit Hacken und Spaten zur Arbeit" ziehenden „nackte[n] Jünglingsgestalten"[278]. Angesichts der nach seiner Auffassung bodenlosen Qualität des Romans sah sich Stapel nun in die diffizile Lage versetzt, Lienhards Werk weder öffentlich kritisieren noch völlig ignorieren zu wollen. Hilfesuchend wandte er sich an Kolbenheyer: „Was macht man da bloß! Kritik nimmt Lienhard nicht mehr an, er wohnt längst auf dem Olymp. […] Sie wirkt auf ihn nur noch wie Kränkung. Vielleicht ist diese empfindliche Abwehr die einzige Möglichkeit für ein befriedetes Alter"[279].

274 Universitätsbibliothek Frankfurt/M., Archivzentrum, NL Lienhard, EVSFL A 037: Wilhelm Stapel an Friedrich Lienhard, 18. Juni 1921.
275 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 5. Oktober 1925.
276 Vgl. Stapel, Lienhard [1925].
277 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 17. März 1927.
278 Châtellier, Lienhard [1998], S. 173.
279 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 17. März 1927.

Anti-Extremismus als Diskursstrategie – Die verbissene und vielfach aggressive Propagierung abseitiger Welterklärungsmodelle, wie sie unter anderem die genannten völkischen Ideologen Adolf Bartels, Artur Dinter, Otto Höfler, Thomas Westerich wie auch das Ehepaar Ludendorff charakterisierte, widersprach also dem Selbstanspruch Grimms, Kolbenheyers und Stapels auf „affektlose Geistigkeit", „gehobene Umgangs- und Kommunikationsformen" sowie „bildungsbürgerliche Diskursstandards"[280]. Auch wenn dieser Anspruch selbstredend nicht immer eingelöst werden konnte, kennzeichnete und verband er gleichwohl alle drei Autoren. Das Bestreben um eine „objektivitätsheischende maßvolle Form geistiger Distinktion"[281] war dabei immer auch eine zielgruppenorientierte Selbstvermarktungsstrategie. Insbesondere Kolbenheyer – wiewohl selbst Verfechter einer hochspekulativen, leicht angreifbaren, biologistischen Weltanschauung[282] – betonte während der Weimarer Republik immer wieder mit Nachdruck die Notwendigkeit eines gemäßigten, möglichst leidenschaftslosen öffentlichen Auftretens. Die große Bedeutung, die er diesem Aspekt zusprach, kam nicht zuletzt dann zum Vorschein, wenn er in Artikeln Stapels aus dem *Deutschen Volkstums* polemische Spitzen und Übertreibungen entdeckte, von denen er eine Gefährdung der Anschlussfähigkeit und Deutungsmacht in jenen Kreisen ausgehen sah, auf die es in seinen Augen am meisten ankam: die akademischen Bildungseliten. So schwor er Stapel etwa im Mai 1930 eindringlich auf die Notwendigkeit eines maßvolleren Auftretens ein, wobei die zweckrationale Sorge um die Außenwirkung der von Kolbenheyer hochgeschätzten Zeitschrift im Vordergrund stand, weniger hingegen ein intrinsisches, habituelles Bedürfnis um besonnene Sachlichkeit:

„Eines aber *müssen* wir. Wir müssen gerade jetzt äußerst vorsichtig und taktvoll sein. Streng und klar in der Sache, aber nirgends auch nur die leiseste Nachlässigkeit des Sentiments, nirgends auch nur die geringste Ungerechtigkeit, nirgends auch nur den Schein einer *böswilligen* Schärfe. Wollen wir unserem Volke helfen, so dürfen wir uns keinerlei Blöße geben, worauf die andern deuten können: seht – wie brutal, wie verrannt"[283].

In einem ähnlichen Zusammenhang hatte Kolbenheyer bereits ein Jahr zuvor betont, wie sehr er sich bisweilen wünsche, näher bei Stapel zu wohnen. Nicht etwa – so versicherte Kolbenheyer, um seinen in Fragen der Eigenständigkeit überaus sensiblen Freund nicht vor den Kopf zu stoßen – weil Stapel „Beistand nötig" habe, sondern weil er es aus eigener Erfahrung wisse, wie „gut zuweilen ein beruhigendes Wort" tue. Zwar sei er sich bewusst, wie „wertvoll" Stapels „Geisteskraft" und „Energie im Kampfe" sei, von Zeit zu Zeit aber urteile er „unversöhnlich hart" und „tief verletzend", wodurch die eigenen und gemeinsamen Ziele letztendlich Schaden nehmen müssten. Bei Menschen, die ihn nicht persönlich kennen, könne oft der Eindruck entstehen, Stapel schlage „nicht mehr zu, um die Sache zu fördern, sondern aus der Lust am Schlagen, auch aus der Freude am

[280] Hambrock, Etablierung, S. 461 f.
[281] Ebd.
[282] Vgl. Kap. 3.3.1.
[283] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 23. Mai 1930 (Herv. i. Orig.).

Schmerz des anderen“[284]. Bei den „Anderen“, denen er keine unnötig leicht zu attackierende Angriffsfläche bieten wollte, dachte Kolbenheyer an liberal gesinnte, bürgerliche Intellektuelle. Von ihnen wollte Kolbenheyer sich selbst – sowie hochgeschätzte Vertraute aus seinem Umfeld, wie eben Stapel – nicht respektlos und vom angeblich hohen Ross liberaler oder „universalistischer“ Werte herab abfertigen lassen.

Stapel, der sich des schwer auszutarierenden Spannungsverhältnisses zwischen dem Anspruch auf hohen inhaltlichen Gehalt und der Konzeption des *Deutschen Volkstums* als „Kampfzeitschrift“ wohl bewusst war, verzichtete in diesem Fall auf eine Erwiderung. Angesichts seines evidenten Vergnügens, sein erhebliches Talent zur Polemik gegen ausgewählte Figuren des Weimarer Kulturlebens zu richten[285], dürfte ihm klar gewesen sein, dass Kolbenheyers Ermahnungen nicht aus der Luft gegriffen waren. Wenige Monate zuvor hatte Stapel sogar eingestanden, dass die Überlegung „Wie triffst du den Gegner am schmerzlichsten?“ für seine Publizistik bisweilen entscheidend war. Manchmal, so Stapel, jucke ihn schlicht „der Teufel, aber man will eben ‚siegen‘“[286]. Im *Deutschen Volkstum* war er zwar durchaus mit Erfolg darum bemüht, „bildungsbürgerliche Kreise“ zu adressieren, „die durch den bei völkischen Autoren häufigen Hang zum Bizarren und Kuriosen abgeschreckt worden wären“[287]; von einer grundsätzlichen Ausrichtung der Zeitschrift auf sachliche, emotionslose Erörterung konnte jedoch keine Rede sein. In der Publizistik Stapels wechseln sich Abhandlungen, die den skizzierten Vorgaben Kolbenheyers genügten, und höchst polemische, gezielt polarisierende Artikel ab. Stapels Wunschziel war es, eine „Kampfzeitschrift“ mit klarem politisch-ideologischen Standpunkt für ein elitäres, gebildetes Publikum zu redigieren. Anschaulich betonte er dies im September 1928 gegenüber Hans Grimm:

„Unsere Zeitschrift soll weder der Propaganda, noch der Unterhaltung dienen. Es ist eine *Kampf*zeitschrift, aber wir kämpfen um *Werdendes*. Daher stellen wir höchste Ansprüche an unsere Leser. Unser Einfluss beruht nicht auf Leser*massen*, sondern auf der Qualität unserer Leserschaft. In der Mehrzahl haben wir akademisch gebildete Leser, im übrigen solche, die sich geistig etwas erarbeiten wollen. […] Das sind eben *die* Kräfte, die geistig hinauf wollen, die sich nicht mit ‚Velhagen & Klasings Monatsheften‘, mit dem ‚Türmer‘ usw. zufrieden [geben]. Auch um dieser jüngeren Leute willen müssen wir Niveau halten.“[288]

Die Anschlussfähigkeit seiner Zeitschrift in einem akademischen Publikum erfüllte Stapel mit Stolz. Sobald er mit „Professoren […] zusammenkomme“, so Stapel im November 1927, zeige sich stets, dass das *Deutsche Volkstum* „immer recht genau“ gekannt werde. Stapel hoffte und vermutete, dass seine Zeitschrift noch „mehr als die streng wissenschaftlichen [Zeitschriften] in akademischen Kreisen

[284] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 16. April 1929.
[285] Stapels liebster Feind war dabei ohne Zweifel der unter anderem für das *Berliner Tageblatt* arbeitende, jüdische Literatur- und Theaterkritiker Alfred Kerr (eigentl. Alfred Kempner, 1867–1948). Zum Wirken Kerrs als Theaterkritiker vgl. Kamin, „Contra Rückwärtserei und Ichpfeifdraufismus“.
[286] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 2. November 1928.
[287] Gerstner, Zeitschrift, S. 216.
[288] DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 5. September 1928 (Herv. i. Orig.).

herum“[289] komme. Insgesamt ist der – gemessen an der Vielzahl anderer Zeitschriften des völkischen Lagers – in der Tat merklich höhere inhaltliche Anspruch des *Deutschen Volkstums* kaum zu bestreiten; bezeichnenderweise kam es bisweilen sogar zu Beschwerden über die vermeintlich zu geringe „Volkstümlichkeit“ des *Deutschen Volkstums*.[290]

Darauf, dass auch Kolbenheyer dem Anspruch auf hohe Diskusstandards nicht immer gerecht wurde, wies Stapel erst nach dem Zweiten Weltkrieg hin, als er im Rückblick die häufige Erfolglosigkeit der beabsichtigten Selbstdisziplinierung bilanzierte. Selbstkritisch wie selbstironisch stellte Stapel im Mai 1948 die (nicht ganz unberechtigte) These auf, dass die gegen ihn und Kolbenheyer erhobenen Vorwürfe seitens der Spruchkammern[291] auch auf ihr polemisch-cholerisches Naturell zurückgeführt werden könne. Dass sich nach 1945 sogar um ihn „‚armes Hascherl' […] unheimliche Legenden“ zu spinnen begannen, begründete Stapel damit, dass er in der Vergangenheit „manchen durch meine ‚Schärfe' auf die Nerven“ gefallen sei, er sich also nicht nur durch die Inhalte, sondern gerade auch durch die Art seines Auftretens Feinde gemacht habe. In der „Kunst, anderen Leuten auf die Nerven zu fallen“, sei aber nicht nur er, sondern auch Kolbenheyer „kein Geringer“ gewesen. Bei „aller wienerischen Liebenswürdigkeit“ diagnostizierte Stapel an Kolbenheyer eine verhängnisvolle Neigung, „bei möglichst unpassender Gelegenheit mit Volldampf“ auf seine Gegenüber loszugehen, ohne zu merken, „wie der Niedergebügelte nach Atem ringt“. Das sei „nun einmal bei den Paracelsussen so: sie machen sich ahnungslos Feinde und wissen nicht, warum“[292].

Grimms, Kolbenheyers und Stapels Distanzierungsgesten von besonders radikalen oder auch esoterischen Segmenten der völkischen Bewegung sollten also nicht immer für bare Münze genommen werden; ihre Bemühungen um Distinktion waren von Fall zu Fall unterschiedlich glaubwürdig und erfolgreich. Aufrichtige Distanzierung lässt sich ebenso beobachten wie das Eintreten für letztendlich ähnliches radikales Ideengut, welches lediglich im Schafspelz eines anspruchsvolleren, rhetorisch gewandteren, akademischeren Jargons präsentiert wurde – garniert mit eklektischen, Belesenheit suggerierenden kultur- und geistesgeschicht-

289 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. November 1927.

290 Als prominentestes Beispiel ist in diesem Zusammenhang der im Kaiserreich berühmt gewordene Agrarideologe Heinrich Sohnrey (1859–1948) zu nennen, der Stapel 1936 zwar für seine inhaltlich „immer gleich treffliche Zeitschrift“ lobte, jedoch zu einem bodenständigeren und weniger intellektuellen Umgang mit dem Thema „Volkstum“ mahnte: Stapel möge in Zukunft häufiger versuchen, über seine „große Geisttumsmauer [sic!] hinüber zu sehen in das ursprüngliche Gebiet deutschen Volkstums“, wie es von ihm selbst, Sohnrey, beschrieben worden sei. Andernfalls, so der augenzwinkernde Hinweis des Doyens der Heimatschutzbewegung, müsse er Stapel „mal eine richtige Epistel lesen, derowegen [sic!], daß das ‚Deutsche Volkstum' das eigentliche Volkstum, meinetwegen das primitive Volkstum“ bis dahin „im großen und ganzen völlig ignoriert“ habe. Offenbar fänden in Stapels „grundgelehrten Haupte […] diese ursprünglichen Dinge keinen Raum. Aber deswegen nichts für ungut“ (DLA, A:Stapel, Heinrich Sohnrey an Wilhelm Stapel, 6. April 1936). Zu Leben und Werk Sohnreys vgl. Stöcker, Agrarideologie.

291 Für deren Ausgang vgl. Kapitel 6.1.

292 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 24. Mai 1948.

lichen Kontextualisierungen. So spickte etwa Stapel seine Texte gerne mit Referenzen auf Johann Gottlieb Fichte, ohne sich jedoch um eine Erörterung der fundamentalen gesellschaftlichen Transformationen in Deutschland und der europäischen Staatenwelt seit dem frühen 19. Jahrhundert zu bemühen.

## 2.3 Formen und Grenzen symbiotischer Kooperation

### 2.3.1 Die Freundschaft zwischen Kolbenheyer und Stapel

> *Es verlohnt sich noch ein Deutscher zu sein. Denn es wurde in dieser Zeit die Geschichte des Paracelsus von Kolbenheyer geschrieben.*[293]

Erstkontakt und Begeisterung für „Paracelsus" – In einem Glückwunschschreiben anlässlich des 74. Geburtstags von Kolbenheyer ließ Stapel im Dezember 1952 die Anfänge seiner jahrzehntelangen Freundschaft mit dem Dichter Revue passieren. Demnach kam es schon „*vor* dem ersten Weltkrieg, also 1913 oder 1914"[294] zu einer ersten Begegnung zwischen den beiden Männern, namentlich als Kolbenheyer die Redaktion des *Kunstwarts* in Dresden besuchte, in der Stapel damals angestellt war.[295] Eine nähere Bekanntschaft ergab sich aus diesem Treffen jedoch nicht; während des Ersten Weltkriegs verloren sich Kolbenheyer und Stapel zunächst wieder aus den Augen.

Den Anlass zur Erneuerung der Bekanntschaft bot im Juli 1919 Kolbenheyers Flugschrift *Wem bleibt der Sieg?*[296], die der Dichter, neben zahlreichen anderen Schriftstellern, Publizisten und Journalisten, auch Stapel hatte zukommen lassen. Stapels Reaktion auf die Zusendung gibt ein Muster vor, das in den folgenden Jahrzehnten häufige Wiederholungen finden sollte: Sichtlich beeindruckt von der „sehr tief[en] und wahr[en]"[297] Argumentation Kolbenheyers griff Stapel zur Feder, um den Lesern seiner Zeitschrift den „noch allzu wenig gewürdigten Dichter"[298] näher zu bringen. Insbesondere beeindruckte Stapel die These und feste Überzeugung Kolbenheyers, dass nostalgische Reminiszenzen an das untergegangene Kaiserreich und eine zugleich pessimistische Einschätzung der Zukunft des deutschen Volks letztlich einem Volksverrat gleichkämen. Verkenne doch, so Kolbenheyers Kernaussage, ein solcher Pessimismus die „innerste Lebensgewißheit" des deutschen Volks: seine biologisch bedingte „Jugend".[299] Diese

[293] Stapel, Ingenium [1925], S. 923.
[294] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 28. Dezember 1952 (Herv. i. Orig.).
[295] Vgl. Kap. 2.1.
[296] Vgl. Kap. 2.2.1.
[297] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 18. Juli 1919.
[298] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 1 (1919), S. 255.
[299] Die entscheidende Stelle gab Stapel in seiner Zeitschrift wieder: „Wir müssen und können uns zu unserer eigenen Jugend bekennen. […] *Ein Deutscher aber, der am Grabe seines Volkes zu stehen meint, weil das Behagen seiner Generation vernichtet ist und die äußere*

Interpretation der deutschen Lage schien Stapel unmittelbar nach dem verlorenen Weltkrieg „das beste Wort in dieser Zeit“[300] zu sein.

In der Folgezeit begann Stapel „immer wieder in Kursen usw. über Volksbildung“[301] auf Kolbenheyer hinzuweisen. Eine engere persönliche Beziehung etablierte sich schließlich seit dem Frühjahr 1922, nachdem Stapel den zweiten Band von Kolbenheyers *Paracelsus*-Trilogie, *Das Gestirn des Paracelsus*, las. In ihm zeichnet Kolbenheyer die Entwicklung seines Helden, des Arztes und Mystikers Theophrastus Bombastus von Hohenheim, vom Klosterschüler bis ins Erwachsenenalter zu Beginn des 16. Jahrhunderts nach. Gegen Ende des Romans beschreibt Kolbenheyer das Entstehen eines kollektivistischen, „völkische[n] Bewußtsein[s]“[302] in der Weltanschauung und Lehre von Paracelsus: Als dieser in Basel eine Predigt in deutscher Sprache hält, „erblüht“ in ihm und in seinen Zuhörern ein inneres Zusammengehörigkeitsgefühl: „Deutscheigene[s] Wesen“ steigt „dem Heilande gleich […] aus seinem Steingrabe, das von der Kirche mit dem Fels falscher Dogmen bedeckt worden“ sei. Paracelsus selbst wird von einem „Bekenntnis zum deutscheigenen Wesen“ erfasst und erkennt, dass „zur Wahrheit und zu Gott“ nur jener finden könne, der zugleich auch „zu seiner Art“ finde; Erkenntnis könne nicht „aus andrer Art empfangen werden“, sondern müsse „entwachsen und erfahren sein in der lebendigen Tiefe“[303] des eigenen Volkstums.

Diese ideologische Aufladung, die dem ersten Band der Trilogie, *Die Kindheit des Paracelsus* (1917), noch weitgehend fehlt, ist auch als ein Ausdruck der Radikalisierung und Verengung des politischen Denkens Kolbenheyers infolge des Ersten Weltkriegs zu verstehen.[304] War Stapel schon vor der Publikation des zweiten Bands von den dichterischen Qualitäten des Autors angetan gewesen, so erkannte er in Kolbenheyer nun einen ideologisch nah verwandten Geist. Erst als der Dichter die zuvor individualzentrierte Beschreibung des „einmalige[n] Lebens“ von Paracelsus zur Darstellung einer „ewige[n] Bestimmung eines deutschen Typs“[305] ausgeweitet hatte, vermochte er die Aufmerksamkeit Stapels wirklich zu gewinnen. Stapel sah es ab diesem Zeitpunkt als seine Pflicht und Verantwortung an, Kolbenheyer in einer kontinuierlichen Reihe von Aufsätzen, Rezensionen und Vorträgen gezielt einem möglichst breiten Publikum bekannt

*Macht Deutschlands für absehbare Zeit gedrosselt wird, der verrät die heiligste, innerste Lebensgewißheit seines Volkes*“ (ebd., S. 255f., Herv. i. Orig.); zu Kolbenheyers Konzept „junger“ und „alter“ Völker vgl. Kap. 3.3.1.

300 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 18. Juli 1919.

301 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 5. Oktober 1921.

302 Jäger, Literatur, S. 153. Vgl. auch Travers, Critics, S. 123. Travers zufolge stellt die Trilogie eine „hagiography of a representative German mind“ dar. Kolbenheyer instrumentalisiere die Figur des Paracelsus, um eine „essential episode in the biological struggle between the peoples of the Germanic North and those of Mediterranean South“ zu schildern. Die Darstellung basiere dabei „on a scientific footing through a thinly disguised version of Social Darwinism“.

303 Zitiert aus: Jäger, Literatur, S. 152.

304 Vgl. Kap. 2.2.1.

305 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 12. März 1922.

zu machen. Über die Erfolge seiner Bemühungen im norddeutschen Haupteinzugsbereich seiner Zeitschrift zog er im April 1923 – einem der letzten Briefe mit formeller „Sie"-Anrede[306] – folgendes positives Fazit: „Es haben sich schon wiederholt bei mir Leute wegen Ihrer Bücher erkundigt. Es ist zweifellos, dass Sie in Bälde sehr stark durchdringen. Gerade auch in unseren Kreisen"[307]. Aufgrund der weitgehenden Zerstörung der Redaktionskorrespondenz im Zweiten Weltkrieg[308] kann diese Aussage leider nicht im Detail nachgeprüft werden. Doch noch 1938, als er die Herausgeberschaft des *Deutschen Volkstums* niederlegte, bemerkte Stapel, dass ihm in vielen Zuschriften „immer auch wieder der Dank dafür ausgedrückt" worden sei, seine „Leser zu Kolbenheyer geführt"[309] zu haben.

1925 erschien mit *Das dritte Reich des Paracelsus* der abschließende Band der *Paracelsus*-Trilogie. In ihm tritt die ideologische Aufladung noch deutlicher hervor als im zweiten Band: Der alternde Paracelsus wird nun – an der Schwelle zur Neuzeit stehend – zur Gänze zum Träger und zur idealtypischen Personifikation einer germanisch-nordischen Sonderart, die sich gegen die vermeintliche Übermacht einer romanisch-mediterranen „Überfremdung" seiner deutschen Heimat zur Wehr setzt. Der Ausruf „Ecce ingenium teutonicum", hervorgehoben in Schriftgröße und Schriftbild, beschließt die Trilogie. Ebenso wie zahlreiche andere Rezensenten[310] sog auch Stapel diesen Ausruf sowie die gesamte ideologische Konnotation des dritten Bands begierig auf. Im *Deutschen Volkstum* hob Stapel besonders hervor, dass es Kolbenheyer „geglückt" sei, die „ausgeprägte Individualität" seines Helden mit dem „allgemeinen ‚Wesen'"[311] des deutschen Volks in Einklang zu bringen. Jeden „Empfindende[n] deutschen Blutes" müsse Kolbenheyers Darstellung nicht nur zu Tränen rühren, sondern „in die Bestimmung seines Lebens" eingehen. Kolbenheyer hatte in den Augen Stapels durch seine Trilogie „eine unverlierbare Gemeinschaft errichtet" – eine Gemeinschaft indes, deren Zugehörigkeit exklusiv blieb: „Es ist ein Werk, das nicht gelesen, sondern empfangen werden will, und man muß geboren sein es zu empfangen"[312]. Jene, die Kolbenheyers Botschaft zu hören vermochten, könnten im *Paracelsus* ein Monument gegen alle politischen und gesellschaftlichen Zerfallserscheinungen der Gegenwart finden:

„In dieser Paracelsus-Trilogie, und nicht zum wenigsten in ihrem dritten Teil, ist unsrer Zeit ein der Zukunft unverlierbares Werk erwachsen. Grimmelshausens Simplicius [Simplicissimus] war

306 Erstmals im Sommer 1923 wählte Kolbenheyer die vertrauliche Anrede „Lieber Freund", um der entstandenen Sympathie und dem gewachsenen Vertrauen Ausdruck zu verleihen. Mit gespieltem Zögern übernahm Stapel die neue Anrede: „Lieber – Freund. Eine schwerwiegende Anrede. Sie haben das Wort zuerst ausgesprochen. Es ist ein Wort, das mir bei meinem schweren Blute schwer über die Zunge geht. Das aber, einmal ausgesprochen, mich bindet. Und ich wage es in diesem Fall niederzuschreiben" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 4. August 1923).

307 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. April 1923.

308 Vgl. Kap. 1.5.

309 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. Dezember 1938.

310 Vgl. Kap. 3.1.2.

311 Stapel, Ingenium [1925], S. 919.

312 Ebd., S. 919, 921.

die erste große Darstellung des Geistes unseres Volkes, seit es neu wurde. Wenige sind gefolgt. […] In der Zeit des großen Krieges und des Zusammenbruchs schuf Kolbenheyer den Paracelsus. […] Mögen die Betriebsamen die Ruinen des Bismarckreiches völlig zerstören, das Volk lebt. Es quillt und strömt. Es verlohnt sich noch ein Deutscher zu sein. Denn es wurde in dieser Zeit die Geschichte des Paracelsus von Kolbenheyer geschrieben."[313]

Die Häufigkeit und der hagiografische Pathos, mit der Kolbenheyers Werk von Stapel in der Öffentlichkeit angepriesen wurde, evozierte bei den Lesern freilich nicht immer ein stärkeres Interesse, sich mit dem Dichter näher zu beschäftigen. Manche reagierten vielmehr mit Unverständnis und Spott: Der Schriftsteller Paul Ernst etwa – selbst unregelmäßiger Mitarbeiter im *Deutschen Volkstum* – sprach in einem Brief an Hans Grimm vom 13. Juli 1931 gar von einer „grotesken Aufmöbelung" Kolbenheyers durch Stapel, die den „guten Kolbenheyer" früher oder später „zu Grund gehen"[314] lassen werde. Diese problematische Facette der begeisterten Einsatzfreude Stapels blieb Kolbenheyer im Übrigen nicht verborgen; schon im Oktober 1928 hatte er sie gegenüber Stapel vorsichtig angedeutet. Dieser zeigte daraufhin für Kolbenheyers „Wink, zu schweigen", durchaus Verständnis und betonte, dass es „wohl besser" sei, das Werk und den Namen Kolbenheyers „nicht zu sehr mit dem D[eutschen] V[olkstum] und meiner Person zu verbinden". Da seine Leser jedoch Anspruch darauf hätten, Kolbenheyers „Sachen besprochen"[315] zu sehen, delegierte Stapel die Rezension eines neu erschienenen Gedichtbands Kolbenheyers[316] an einen seiner Mitarbeiter, den Literaturhistoriker Franz Heyden. Dieser äußerte sich schließlich mit einem Enthusiasmus über Kolbenheyers Gedichte, den selbst Stapel schwerlich hätte übertreffen können.[317]

Mit welchem Nachdruck es sich Stapel auf die Fahnen geschrieben hatte, sein Möglichstes zu tun, um Kolbenheyer breiten Bevölkerungsschichten bekannt zu machen, zeigt sich nicht zuletzt an seiner Vortragstätigkeit. In Stapels Briefen an Kolbenheyer sind für den Zeitraum 1928 bis 1931 vier Vorträge über den Dichter nachgewiesen: Im Winter 1928/29 hielt Stapel zwei Vorträge über Kolbenheyers Dichtung und Philosophie in der Hamburger Fichte-Hochschule[318] und der Ver-

313 Ebd., S. 923.

314 DLA, A:Grimm, Paul Ernst an Hans Grimm, 13. Juli 1931 (maschinenschriftliche Transkription, S. 5).

315 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. Oktober 1928.

316 *Lyrisches Brevier* (1928).

317 Die Besprechung schließt mit den apodiktischen Worten: „Kolbenheyers ‚Lyrisches Brevier' beweist wie kein zweites seiner Werke, daß seine metaphysisch gegründete Welt- und Lebensanschauung mehr ist als ein vom einzelnen Menschenhirn und Menschenbewußtsein erdachtes und aufgebautes Gedankensystem. Ein Baum, der solche Früchte reift und abstößt, ist wahrlich tief im metaphysischen Urgrund der Welt und des Lebens verwurzelt und bestimmt, noch künftigen Geschlechtern Segen zu spenden. Wir aber und das kommende Geschlecht werden vorerst Wahrheit und Poesie seiner Metaphysik aus Kolbenheyers Werken lesen lernen *müssen*" (Heyden, Brevier, S. 926, Herv. i. Orig.). Zur „Welt- und Lebensanschauung" Kolbenheyers vgl. Kap. 3.3.1.

318 Zur Fichte-Hochschule vgl. Koch, Fichte-Gesellschaft. Die Fichte-Hochschule Hamburg „stand in direkter Zusammenarbeit mit der ‚Abteilung für allgemeines Bildungswesen' des DHV, die Max Habermann unterstand". Habermann saß darüber hinaus im Vorstand der Fichte-Gesellschaft. Vgl. Sieh, Nationalistenklub, S. 27.

einigung für Kunstpflege.[319] Im Januar 1929 veranstaltete die Berliner Gesellschaft für deutsches Schrifttum[320] einen großen „Kolbenheyer-Abend", für den Stapel als Festredner engagiert wurde. Nach seinem Vortrag, in dem er die „gemeindebildende Kraft der Kolbenheyerschen Dichtung"[321] in den Vordergrund rückte, zeigte sich Stapel von seinen Zuhörern sehr angetan: „Es war, den Gesichtern nach, ein ausgezeichnetes Publikum, sehr geistig. (Natürlich waren auch [Heinrich] Sohnrey und H[einrich] Schäfer da). Nicht *einen* Juden hab' ich gesehen"[322]. Für den Oktober 1931 ist ferner ein Vortrag über Kolbenheyer in der Hamburger Raabe-Gesellschaft belegt – laut Stapel „das erste Mal", dass dort „nicht über ein Raabe-Thema gesprochen"[323] wurde.

Neben der immer enger werdenden Freundschaft war Stapels Einsatz für Kolbenheyer auch davon motiviert, dass er seit den späten 1920er Jahren zunehmend unter dem Einfluss von Kolbenheyers *Bauhütten*-Philosophie stand.[324] Bereits im Dezember 1927 betonte er, Kolbenheyer unter anderem dafür „unendlichen Dank schuldig" zu sein, dass er ihn „bauhüttlich in die Mache genommen" habe. Das Werk habe ihm „Abende und Nächte bereitet", wie er sie seit seiner „Studentenzeit"[325] nicht mehr erlebt habe.

Zehnjährige Verteidigung gegen einen Verriss – Anders als es das von Kolbenheyer konstruierte Klischee und Trugbild des „totgeschwiegenen" Autors glauben machen wollte[326], fiel die Rezeption seiner Werke während der Weimarer Republik durchaus lebhaft aus. Gerade nach dem Abschluss der *Paracelsus*-Trilogie überbot sich eine stattliche Anzahl von Rezensenten geradezu gegenseitig an Überhöhungen des Dichters. Negative Besprechungen oder gar handfeste Verrisse blieben hingegen eine Rarität. Gewiss: Dem Lager der Bewunderer standen viele desinteressierte Feuilletonisten gegenüber, die sich bei Neuerscheinungen Kolben-

[319] Vgl. die Ankündigungen in: KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. Oktober 1928.

[320] Die Geschichte der 1926 von Franz Alfons Gayda (1896–1970) gegründeten und als Geschäftsführer geleiteten Gesellschaft für deutsches Schrifttum ist ein Forschungsdesiderat. Nach einer Mitteilung Gaydas an Hans Grimm vom April 1928 bestand der „leitende Gedanke" der Gesellschaft darin, eine „Vereinigung, Erstarkung und Beseelung des deutschen Volkstums" zu erreichen. Um „das vom Amerikanismus und von der wahllosen Einfuhr überflüssiger ausländischer Literatur verwirrte Volk" vor weiteren Fremdeinflüssen zu schützen, wollte Gayda auf Dichter wie Grimm, „[Wilhelm] Schäfer, [Hans Friedrich] Blunck, Kolbenheyer und andere" setzen, die er für „die eigentlichen Volksführer" hielt. Gayda ging es darum, „aus dem Artistischen und Literarischen ins geistige und seelische Bewußtsein der Volksgemeinschaft" vorzustoßen (DLA, A:Grimm, Gesellschaft für Deutsches Schrifttum an Hans Grimm, 21. April 1928).

[321] Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 15. Januar 1929.

[322] Ebd. (Herv. i. Orig.).

[323] Vgl. die Ankündigungen in: KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. September 1931.

[324] Die Kernelemente der *Bauhütten*-Philosophie werden weiter unten dargestellt. Vgl. Kap. 3.3.1.

[325] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. Dezember 1927.

[326] Weitere Hinweise zur identitätsstiftenden Vorstellung des „Totgeschwiegenwerdens" und zur Rezeption von *Das dritte Reich des Paracelsus*, vgl. Kap. 3.1.1 u. 3.1.2.

heyers nicht dafür interessierten, Rezensionen zu verfassen. Im Umkehrschluss wurde freilich auch von der Rechtspresse[327] nichts oder nur Despektierliches berichtet, wenn etwa neue Werke Alfred Döblins, Lion Feuchtwangers oder Jakob Wassermanns auf den Markt kamen. Diese leicht begreifliche Dynamik wurde vor dem Hintergrund eines erbitterten politischen Freund-Feind-Denkens von Autoren wie Stapel indes mit großer Bedeutung aufgeladen. Als im Frühjahr 1927 in der *Frankfurter Zeitung*, dem zentralen Sprachrohr des liberalen Bürgertums, das in völkischen Pamphleten des Kaiserreichs und der Weimarer Republik seit jeher besonders angefeindet wurde[328], einer jener seltenen Verrisse gegen Kolbenheyer erschien, fiel Stapels Reflex entsprechend heftig aus.

Konkret war im „Literaturblatt" der *Frankfurter Zeitung* ein Artikel erschienen, in dem sich der Publizist und Dramaturg Ernst Glaeser abschätzig zu Kolbenheyers Œuvre geäußert hatte. Glaeser – der in den Folgejahren von der deutschen Rechten für seine pazifistischen Romane geächtet werden sollte[329] – bescheinigte Kolbenheyer, seine historischen Stoffe zwar mit „Ernsthaftigkeit" behandelt und „akademisch getreu wiedergegeben" zu haben, jedoch nicht das ausreichende „Talent" zu besitzen, um „ursprüngliche Menschen zu bilden". Kolbenheyer fehle schlicht „der schöpferische Hauch". Auch in seiner *Paracelsus*-Trilogie habe der Dichter zwar „eine beispiellose Museumsarbeit geleistet", in der oftmals jedoch „der erhobene Finger sichtbar" werde und sich auch „Teuschtümelei […] peinlich breit" mache.[330] In seinem neusten Werk – dem in der Inflationszeit nach 1918 handelnden Roman *Das Lächeln der Penaten* (1927)[331] – habe Kolbenheyer schließlich in einer geradezu bedrückenden „Ahnungslosigkeit" an der Gegenwart „vorbeigeschrieben". In dem Roman tobe sich „der ‚ehrliche Zorn' eines Kleinstädters" aus, „dem die Ideale verstauben". Glaesers süffisantes Gesamtfazit lautet schließlich, dass Kolbenheyer einer „der wenigen Dilettanten" sei, vor deren Fleiß man „den Hut abziehen"[332] müsse.

[327] Mit der Verwendung der Begriffe „Rechtspresse" und „Linkspresse" werden hier und im Folgenden zwei „zeitgenössische Kampfbegriffe" aufgegriffen, „mit denen die Parteipresse bzw. politisch nahestehende Zeitungen des jeweiligen politischen Gegners abqualifiziert wurden". Vgl. Siemens, „Vertrauenskrise der Justiz", S. 145, Anm. 31.

[328] Die Nationalsozialisten griffen diese Tradition schon früh auf. Entsprechend stellte Alfred Rosenberg die *Frankfurter Zeitung* gemeinsam mit dem *Berliner Tageblatt* in seinem 1924 veröffentlichten Pamphlet *Der völkische Staatsgedanke. Überlieferung und Neugeburt* als die einflussreichsten Träger „deutschfeindliche[n] Geist[es]" in der deutschsprachigen Zeitungslandschaft dar sowie als „Instrument[e] jüdischer Weltpolitik" (Rosenberg, Staatsgedanke, S. 19).

[329] Erhebliche Erfolge feierte Glaeser (1902–1963) mit den Romanen *Jahrgang 1902* (1928) und *Frieden 1919* (1930). Zu letzterem Roman vgl. Zeller, Revolution. Zum Werk Glasers während der Zwischenkriegszeit vgl. die zahlreichen Hinweise in: Lindner, Leben.

[330] Zitiert nach der ausführlichen Wiedergabe des Artikels in: Stapel, Grimm [1927], S. 323.

[331] Der Roman beschreibt die Geschichte des Komponisten Eduard Bruckmeier und dessen Gattin. Konkret werden die krisenhaften familiären und gesellschaftlichen Umstände der Entstehung einer Symphonie bis zu ihrer triumphalen Aufführung am Ende des Romans erzählt. Knappe Hinweise zu dem Roman in: Jäger, Literatur, S. 162 f.

[332] Zitiert nach: Stapel, Grimm [1927], S. 323.

Besonders aufreizend wirkte dieser Verriss auf Stapel dadurch, dass Glaeser zum Zeitpunkt seiner Rezension erst 24 Jahre alt und selbst erst mit einem einzigen Werk hervorgetreten war: dem Drama *Überwindung der Madonna* (1924). Stapel, der zunächst damit beschäftigt war, seine „Ruhe wieder[zu]gewinnen", gelobte Kolbenheyer, dass die *Frankfurter Zeitung* für ihre „Gemeinheit" nicht „ungezüchtigt bleiben" werde. Zugleich gab er seiner insgeheimen Freude Ausdruck, dass sich das Blatt endgültig als „Schurke demaskiert" habe, den man „in Zukunft behandeln" könne, wie er es verdiene, „ohne daß die deutschen gebildeten Esel über ‚Ungerechtigkeit' jammern"[333] dürften. Stapel kontaktierte auch Hermann Ullmann, den Schriftleiter der Zeitschriften *Deutsche Arbeit* und *Politische Wochenschrift*, mit dem Kolbenheyer eine bis vor den Ersten Weltkrieg zurückreichende Freundschaft verband[334], um eine koordinierte Aktion gegen die *Frankfurter Zeitung* zu diskutieren. Bevor er seine Replik auf Glaesers Verriss schließlich in den Druck gab, sandte Stapel sein Manuskript an Kolbenheyer mit der Bitte um Rückmeldung, ob dieser noch „etwas geändert" wünsche. In welcher Stimmung er den Text verfasst hatte, unterstreicht bereits seine Bemerkung: „Schmerz um Schmerz, Gift um Gift, so will es das Gesetz Mosis"[335].

Neben einer ausführlichen, wortwörtlichen Wiedergabe der Aussagen Glaesers, die für sich selbst sprechen sollten, versuchte Stapel in seinem Artikel vor allem, Glaeser aufgrund mangelnder „Lebensreife" die Befähigung und Berechtigung zur Kritik an Kolbenheyer abzusprechen. Er ignorierte dabei geflissentlich den Sachverhalt, dass Autoren wie Kolbenheyer und Grimm von nationalistisch orientierten Vertretern der „Kriegsjugendgeneration" während der Weimarer Republik sehr häufig öffentlich hochgelobt wurden, was sich die Dichter gerne gefallen ließen, ohne über eine ausreichende „Lebensreife" ihrer jungen Verehrer zu reflektieren.[336] Stapel attackierte Glaeser als „kleine[n] Literaturmoritz der Frankfurter Zeitung" mit „spitze[m] Judenhut"[337] und verdächtigte die *Frankfurter Zeitung*, absichtlich eine niederträchtige Polemik gegen Kolbenheyer in die Wege geleitet zu haben, weil sie den zunehmend bekannt werdenden Dichter als „Ge-

[333] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. März 1927.

[334] Vgl. KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Januar 1914: „Daß Ull[mann] bei Euch war u[nd] du so viel von ihm gehabt hast freut mich für dich. […] Als Kulturpolitiker u[nd] insbesondere als Führer der Jugendbewegung ist Ull[mann] sicher an seinem Platze. Hoffentlich gewinnt er soviel Einfluß auch auf die reichsdeutsche Entwicklung dieser Jugendbewegung".

[335] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 4. März 1927.

[336] Vgl. exemplarisch den nur wenige Wochen später erschienenen Artikel: Birkenfeld, Kolbenheyer. Birkenfeld (1901–1966) hielt in dem Artikel fest: „Tröstlich ist es, in einer solchen Zeit der Verwirrung und zivilisatorischen Nivellierung von einem Dichter zu wissen, dessen Romandichtungen, empfangen aus jener ewig deutschen, faustischen Seele, beherrscht von der Unersättlichkeit nach letzter Einsicht und Verbildlichung, kurz, dessen Innerlichkeit alle Programme und Tagestheorien hinter und unter sich läßt: von *Erwin Guido Kolbenheyer*. Uns braucht nicht zu bangen, solange wir noch Dichter von seiner Unerbittlichkeit und Berufung unter uns wissen" (Herv. i. Orig.). Zu dem besonders spannungsreichen Verhältnis zwischen Grimm und der „Kriegsjugendgeneration" vor und nach 1933 vgl. Kap. 5.2.3.

[337] Stapel, Grimm [1927], S. 323.

fahr" für das „Assimilationsjudentum"[338] zu erkennen beginne. Mit dieser Berechnung habe die „alt und schäbig" statt „alt und edel" gewordene Zeitung ihr wahres Gesicht gezeigt. Unabhängig davon stünde das deutsche „Urteil über Kolbenheyer" indes längst fest. Die *Frankfurter Zeitung*, so schlussfolgerte Stapel, habe mit ihrem „literarische[n] Zweckurteil jüdischer Herkunft" nichts ausgerichtet, als ihre „altgerühmte Objektivität"[339] selbst zu widerlegen.

Noch zehn Jahre später, in seiner Schrift *Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918 bis 1933* (1937), einer Auftragsarbeit des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, echauffierte sich Stapel über die *Frankfurter Zeitung*. Die 1927 noch ignorierte Tatsache, dass Glaeser, der 1939 nach Deutschland remigrieren sollte[340], nicht jüdisch war, zog Stapel nun in einer paranoid verschwörungstheoretischen und selbstreferenziellen Argumentationskette als Indiz einer nur umso abgründigeren Hinterlist heran: Durch den mutmaßlich extra zur „Hinrichtung" Kolbenheyers engagierten „blonde[n] Typ" Glaeser habe die *Frankfurter Zeitung* 1927 vorzutäuschen versucht, dass die Kritik ein „deutsches Erzeugnis" sei. Bei der Rezension Glaesers, dessen „Gehirn offensichtlich nicht entwickelt genug" gewesen sei, um den „Tiefsinn" Kolbenheyers zu erfassen, habe es sich „zweifellos" um eine „*bewußte* Niederträchtigkeit" gehandelt – „angefertigt von einem Goi für jüdische Interessen"[341]. Andere Erklärungen für Kritik an Kolbenheyers Dichtungen lagen zum damaligen Zeitpunkt für Stapel außerhalb des Möglichen; erst nach dem Zweiten Weltkrieg sollte er zu einer ausgewogeneren und weniger überhöhenden Einschätzung des Dichters gelangen.[342]

Weitere Formen der Kooperation – Für seinen publizistischen Dauereinsatz für Kolbenheyer erwartete Stapel kaum Gegenleistungen. Im Winter 1927 erbat er sich von Kolbenheyer lediglich einen Reklamekommentar für seine Zeitschrift, eine Bitte, die der Dichter sogleich erfüllte.[343] Bei neuen publizistischen Arbeiten

[338] Ebd., S. 322.

[339] Ebd., S. 324. Der Anspruch der *Frankfurter Zeitung* um objektive Berichterstattung wurde schon von zeitgenössischen Medienwissenschaftlern anerkannt (vgl. Dovifat, Zeitungen, S. 63), galt unter völkischen Autoren hingegen als glatter Hohn. Hier wurde das Blatt als besonders einflussreicher und somit gefährlicher Exponent der „Judenpresse" wahrgenommen. Entsprechend hatte auch schon Hitler in *Mein Kampf* gegen die „bürgerlich-demokratischen Judenblätter" und ihren Bemühungen polemisiert, „sich den Anschein der berühmten ‚Objektivität' zu geben". Zugleich spottete Hitler über jene bürgerlichen „Hohlköpfe", die der Zeitung in ihrer Außendarstellung auf den Leim gegangen seien: „Für diese Leute war und ist dann freilich die ‚Frankfurter Zeitung' der Inbegriff aller Anständigkeit" (Hitler, Kampf, Bd. 1, S. 257 f.).

[340] Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde Glaeser während des Zweiten Weltkriegs vom Propagandaministerium angeheuert und verfasste für die Wehrmachts-Zeitschriften *Adler im Osten* und *Adler im Süden* zahlreiche, häufig rassistische Artikel. Vgl. Strelka, Exil, S. 113–142.

[341] Stapel, Vorherrschaft [1937], S. 183 (Herv. i. Orig.).

[342] Vgl. Kap. 6.1.

[343] Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. Dezember 1927. Der Reklamebeitrag ist auf der Rückseite des Briefs als Durchschlag überliefert: „Ich freue mich, da ich zum Zeugnis aufgerufen bin, für die von Dr. Wilhelm Stapel und A. E. Günther geleitete

Kolbenheyers erwartete Stapel zudem, mit seinem *Deutschen Volkstum* für Kolbenheyer die erste Anlaufstelle zu sein. Dabei bot er Rahmenbedingungen, die es für den Dichter sehr attraktiv machten, Stapels Wunsch zu entsprechen. Im Juli 1931 stellte er unmissverständlich klar, sämtliche Artikel Kolbenheyers gleich welchen Inhalts unbesehen in seiner Zeitschrift zu übernehmen: „Du weißt, daß Dir das D[eutsche] V[olkstum] nicht *angeboten* zu werden braucht, da Du über es *verfügst*“[344].

Die gegenseitige vertrauensvolle Freundschaft[345] schuf eine symbiotische Grundkonstellation, die Kolbenheyer zu einem regelmäßigen Mitarbeiter werden ließ. Sein erster Artikel im *Deutschen Volkstum* erschien bereits 1922.[346] Bis 1932 veröffentlichte Kolbenheyer neun weitere Aufsätze in Stapels Zeitschrift, wobei sich kulturpolitische, literarische und philosophisch-weltanschauliche Gegenstände abwechselten.[347] Während Stapel die Mitarbeit Kolbenheyers als besondere Qualitätsgarantie für die betreffenden Einzelausgaben seiner Zeitschrift empfand, brachte die freundschaftliche Verbundenheit Stapels für den Dichter den Vorteil einer garantiert bevorzugten Behandlung. Dass an seinen eingereichten Manuskripten ohne Rücksprache Kürzungen vorgenommen worden wären – ein stets heikles und konfliktträchtiges Thema im Schriftverkehr zwischen Autoren und Redaktionen – stand für Kolbenheyer bei Stapel beispielsweise nie zu befürchten.

Zugleich schätzte Kolbenheyer Stapel als einen „der bedeutendsten Publizisten Deutschlands“. Nachhaltig beeindruckte ihn die Art und Weise, wie Stapel das

> Zeitschrift ‚Deutsches Volkstum‘ ein Wort einlegen zu können. Ich halte die Zeitschrift für eine der wesentlichsten und innerlich reinsten Stimmen der deutschen Gegenwart. Wer mein Werk kennt, weiß, daß dieses Urteil nicht schnöden Dank dafür bedeutet, daß Wilhelm Stapel für mein Werk eingetreten ist. Mag ‚Deutsches Volkstum‘ zuweilen ohne Schonung vorgegangen sein, ich habe nie bemerken können, daß auch seine schärfste Kritik unwesentlich, geistlos und lärmend gewesen wäre, so sehr sie immer von Leidenschaft für das Deutschtum getragen war. Die Zeitschrift ‚Deutsches Volkstum‘ ist offenkundig volksbewußt, ich würde aber Bedenken tragen sie zur parteipolitischen Publizistik zu zählen; sie hat dem Politisch-Radikalen gegenüber den Kulturstandpunkt zu wahren vermocht. Unser hartbedrängtes, niedergehaltenes Volk bedarf solcher Stimmen, die ohne Demagogie aufrütteln und klären, wachhalten und wegweisen und Wächter sind in einer Zeit, deren Schrifttum vom Lärm der Mache und des Marktes übergellt ist.“

344 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 15. Januar 1931 (Herv. i. Orig.).

345 Vgl. DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 23. Mai 1930: „Ich habe heute keinen Freund, dem ich mich in diesen Lebensfragen unseres Volkes so anvertrauen könnte“.

346 In dem Aufsatz versuchte Kolbenheyer, die Ursachen der damals ihrem Höhepunkt entgegensteuernden Wirtschafts- und Währungskrise auf biologische Erkenntnismängel der internationalen Politik zurückzuführen. Vgl. Kolbenheyer, Wirtschaftskrieg [1922]. Der Aufsatz greift Gedanken auf, die in der erstmals 1925 erschienenen *Bauhütte* ausführlicher ausgearbeitet sind. Vgl. Kap. 3.3.1.

347 „Volkstum und Rechtsgefühl“ (1923, S. 89–93); „Über aufgeklärten Nationalismus“ (1923, S. 211–216); „Volk und Führer“ (1924, S. 9–11); „Literarische Kolportage“ (1926, S. 267–270); „Die volksbiologische Grundlage des deutsch-österreichischen Anschlußgedankens“ (1928, S. 172–179); „Versailles“ (1929, S. 488–490); „Zur Zensurfrage“ (1929, S. 761–766); „Die Sektion der Dichter an der Berliner Akademie“ (1931, S. 249–265); „Goethes Weltbürgertum und die internationale Geistigkeit“ (1932, S. 337–340): „Deutsches Bekenntnis“ (1932, S. 601–604).

*Deutsche Volkstum* seit 1918 aus eigener Kraft „in die Höhe gebracht" habe, während andere Publizisten „nur als Mitarbeiter funktionieren"[348] würden. Diese Auffassung äußerte Kolbenheyer nicht nur gegenüber Stapel persönlich, sondern auch im Gespräch mit Dritten; in einem Brief an den Münchner Literaturhistoriker Conrad Wandrey vom Juli 1930 rechnete er Stapel etwa „zu den allerersten und wirksamsten Publizisten"[349] seiner Zeit. Kolbenheyer würdigte Stapel zudem als einen „Mann von ungewöhnlicher humanistischer Bildung", der durch seinen „intellektuelle[n] Mut", so Kolbenheyer noch in seiner Autobiografie, „zu einem der wenigen schriftstellerischen Charaktere" der Zwischenkriegszeit geworden sei. Die Ehre des deutschen Volks habe Stapel stets „als die seine" gegolten, weshalb er jeden Angriff gegen das deutsche Volk und gegen seine eigene Person mit einer „heftige[n], überspitzte[n], zuweilen übereilte[n] Gegenwehr" vergolten habe.[350] Mit der Kritik an einer mitunter übertrieben heftigen Angriffslust schloss Kolbenheyer nahtlos an das schon nach 1918 debattierte Ideal eines zwar ideologisch festen und bestimmten, in der äußeren Form aber sachlichen und antiextremistischen Auftretens an.[351]

Während der Weimarer Republik konnte sich Kolbenheyer auf Stapel zudem als Informant über interne Angelegenheiten des DHV verlassen, jedenfalls soweit Stapel in diese Einblick hatte. Diese Taktik war durchaus von Erfolg gekrönt: „Nicht zuletzt durch seine Freundschaft mit Stapel" zählte Kolbenheyer „zu den best informierten"[352] Autoren des 1928 vom DHV angekauften GMV, der 1931 ebenfalls durch DHV-Mittel mit dem Albert Langen Verlag (ALV) zum LMV fusioniert wurde.[353] Da die verlagshistorische Dimension der Beziehung zwischen Stapel und Kolbenheyer in der Forschung bereits thematisiert worden ist, genügt es an dieser Stelle auf die einschlägigen Studien von Siegfried Lokatis und Andreas Meyer zu verweisen.[354] Als Stapel im Vorfeld der Verlagsfusion zum Ausdruck brachte, sich aufgrund seiner permanenten Weitergabe verbandsinterner Informationen „dem DHV gegenüber" geradezu als „‚Verräter'" zu fühlen, war Kolbenheyer nach Kräften darum bemüht, Stapel von diesem Gedanken abzubringen. Um seine Informationsquelle nicht eintrocknen zu lassen, stilisierte Kolbenheyer, der in die Vorbereitung der Verlagsfusion selbst intensiv involviert war, Stapels Tätigkeit als Informant gar zu einem Dienst am deutschen Volk: Nur wenn er, Kolbenheyer, möglichst genau informiert sei, könne er die für das „Kulturleben unseres Volkes" und dessen „inneren Wiederaufbau"[355] hochbedeutsamen Verlagsangelegenheiten korrekt einschätzen. Halte Stapel hingegen Informationen zurück, würden ihm „manche Möglichkeiten verrammelt" werden, um „der

348 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 1. August 1931.
349 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Conrad Wandrey, 26. Juli 1930 (Durchschlag).
350 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 388.
351 Vgl. Kap. 2.2.2.
352 Meyer, Verlagsfusion, S. 146.
353 Zu den Hintergründen des Erwerbs des GMV durch den DHV und der Fusionierung mit dem ALV vgl. ebd., S. 21–38, 56–75.
354 Lokatis, Verlagsanstalt; Meyer, Verlagsfusion.
355 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 20. Mai 1930.

Sache helfen [zu] können", die doch mehr sei „als meine Sache oder die Sache meines Verlages". Damit erhob Kolbenheyer die Preisgabe interner Informationen geradezu zur moralischen Verpflichtung Stapels und erwartete, dass sich Stapels „Gewissenskonflikt" vor diesem Hintergrund auflösen müssten. Unmissverständlich forderte er Stapel auf, ihm auch fürderhin „alles, was zu meiner Information dienen kann, mitzuteilen"[356].

Kolbenheyers Manöver hatte den gewünschten Erfolg: Stapel zeigte sich einsichtig, relativierte nun aber die Qualität der ihm vorliegenden Informationen. Im DHV sei es ein offenes Geheimnis, dass er Informationen an Kolbenheyer weitergebe: „Jeder weiß und rechnet damit, daß Du weißt, was ich weiß". Aus diesem Grund werde ihm selbst „auch manches nicht gesagt"[357]. Kolbenheyer zeigte sich dennoch zufrieden: „Endlich" glaubte er „die Beruhigung gewinnen zu können", dass Stapel das, „was ich eigentlich vorhabe", erfasst habe.[358] In den Folgemonaten konnte er sich bei den Vorbereitungen der Verlagsfusion weiterhin auf die Mitteilungsbereitschaft Stapels verlassen.

Zum Verhältnis im „Dritten Reich" – Die Briefe zwischen Stapel und Kolbenheyer nach 1933 bis in die frühen 1940er Jahre sind von derselben Offenheit gekennzeichnet wie jene der Weimarer Republik: Insbesondere in der vertrauensvollen und detaillierten Mitteilung ihrer Wünsche und Hoffnungen, aber auch ihrer Enttäuschung und Kritik gegenüber dem NS-Staat kommt dies sehr anschaulich zum Ausdruck.[359] Nachdem Kolbenheyer im „Dritten Reich" rasch zum staatlich begünstigten Erfolgsautor avancierte, verlor die Förderung des Dichters im *Deutschen Volkstum* für Stapel jedoch bald an Dringlichkeit. Wohl begleitete er die Publikationen Kolbenheyers nach wie vor mit hohem Interesse und stetem Lob, kommentierte seit 1933 jedoch nicht mehr alle Neuerscheinungen des Dichters. Augenfällig ist zudem, dass Stapel – mit Ausnahme des ihn tief beeindruckenden Theaterstücks *Gregor und Heinrich* (1934), in dem Kolbenheyer das Aufeinanderprallen des mediterranen und des nordisch-germanischen Wesens und Geistes anhand der Figuren von Papst Gregor VII. und Heinrich IV. schildert[360] – von keinem der Werke Kolbenheyers mehr mit derselben Begeisterung erfüllt wurde, die ihn bei der Lektüre des zweiten und dritten Bands der *Paracelsus*-Trilogie erfasst hatte.[361] Im letzten Jahrgang seiner Zeitschrift (1938) widmete Stapel dem Dichter eine Gesamtwürdigung, in der er seine vorangegangenen Deutungen noch einmal zusammenfasste.[362] Kolbenheyer selbst engagier-

356 Ebd.
357 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 23. Mai 1930.
358 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 23. Mai 1930.
359 Vgl. Kap. 5.3.1.
360 Den „Gang nach Canossa" deutet Kolbenheyer in diesem Zusammenhang gleichsam als Langzeiterfolg Heinrichs, da von ihm ein Aufbruch deutschen Wesens ausgegangen sei. Zu Inhalt und Erfolg des Stücks vgl. Eicher/Panse/Rischbieter (Hg.), Theater, S. 30f.
361 Stapel widmete *Gregor und Heinrich* einen ausführlichen Leitartikel, vgl. Stapel, Drama [1934].
362 Vgl. Stapel, Kolbenheyer [1938].

te sich letztmalig im Januar 1935 als Mitarbeiter des *Deutschen Volkstums*. In seinem Beitrag forderte er seine Leser fast flehentlich dazu auf, die angeblichen biologischen Hintergründe des politischen Zeitgeschehens, so wie er sie verstand und seit Mitte der 1920er Jahre gebetsmühlenartig propagierte, näher in Erwägung zu ziehen.[363]

Insgesamt kann – in Netzwerkterminologie gesprochen – die Beziehung zwischen Stapel und Kolbenheyer während der Zwischenkriegszeit geradezu als Musterbeispiel eines *strong tie*[364] gelten. Während die Briefinhalte beiderseits von intimer Offenheit und völligem gegenseitigen Vertrauen getragen sind, bestand hinsichtlich von Faktoren der Reziprozität[365] wie wechselseitiger Unterstützung und Informationsübermittlung indes ein klares Ungleichgewicht zugunsten Kolbenheyers. In dem Verhältnis zwischen einem Dichter und einem Publizisten entspricht dies zwar durchaus der Erwartung, die geschilderte Eilfertigkeit, mit der Stapel Kolbenheyer zumal in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik förderte, muss jedoch als außergewöhnlich bezeichnet werden.

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs sollte es jedoch zu einem Bruch zwischen beiden Autoren kommen. Zwar versöhnten sich Kolbenheyer und Stapel unmittelbar nach Kriegsende wieder, ein Verhältnis wie jenes der Zwischenkriegszeit stellte sich jedoch zu keinem Zeitpunkt mehr ein. Dies war, wie sich zeigen wird, auch dadurch bedingt, dass Stapel in der frühen Bundesrepublik zu einem ein sehr viel kritischeren und reflektierteren Verhältnis zur Weltanschauung, aber auch zur Persönlichkeit Kolbenheyers finden sollte.[366]

### 2.3.2 Kooperation und Konflikt: Das Verhältnis zwischen Grimm und Stapel

> *Hans Grimm, Hans Grimm, hilf uns! Was soll werden, wenn wir jetzt nicht das deutsche Volk mit Hans Grimm überschwemmen*[367]

Basiskonsens und latente Spannung – Anlass für den erstmaligen Kontakt zwischen Grimm und Stapel war ein im Mai 1923 im *Deutschen Volkstum* publizierter Leitartikel zum Thema *Landnahme*, in dem Stapel unter dezidierter

[363] Vgl. Kolbenheyer, Blick [1935], S. 20: „Zur Weisheit unserer Lebenshaltung gehört es, der vielfältigen, scheinbar gegensätzlichen Triebbereiche unseres Lebens bewußt zu bleiben. Sie alle lassen sich in die beiden aufbauenden Naturgewalten einordnen, die unter Individuation und überindividueller Wirkungsgemeinschaft die Bestandskräfte der Kulturmenschheit bilden. In einer Zeit neugestaltenden Organisationswillens, der unserem Gemeinschaftsleben einen rettenden Weg bahnen soll, scheint es doppelt notwendig, hie und da einen Blick hinter den Zaun dieser natürlichen Bedingnisse [sic!] zu werfen. Einen Blick nur!“ Zur biologistischen Ausdeutung des Nationalsozialismus durch Kolbenheyer vgl. die zahlreichen Hinweise in den Kap. 5.2 und 5.3.

[364] Vgl. die Hinweise in Kap. 1.4.

[365] Vgl. Kap. 1.4.

[366] Zum persönlichen Bruch sowie zur Versöhnung zwischen Kolbenheyer und Stapel vgl. Kap. 6.1.

[367] DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 2. Juli 1931.

„Hinwendung […] zur germanischen Heldenethik" ein „Bekenntnis zur Lebensraumpolitik"[368] abgab. Stapel deutete in dem Artikel die „Raumnot" als universellen Erklärungsschlüssel der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts wie auch seiner künftigen Geschichte und beklagte das Schicksal der Deutschen, im Vergleich zu ihren Nachbarn in Ost und West mit einem viel kleineren „Land- und Luftraum" auskommen zu müssen. Es sei an der Zeit, dagegen aufzubegehren: „Landnahme ist unsre einzige Rettung. […] Der *Staat* kann unsrer Not nicht helfen, das *Volk* nur kann sich *selbst* helfen. […] Warum sollen immer nur die Deutschen die Vertriebenen sein? Wird das deutsche Volk nicht endlich aus *Not* dasselbe tun, was die andern aus *Willkür* tun? Not zwingt ein Volk zur Volkswanderung. Not bricht Grenzen."[369] Zugleich interpretierte Stapel den Ersten Weltkrieg als natürliche, unvermeidliche und damit letzten Endes legitime Folge der deutschen Bevölkerungsentwicklung vor 1914. Der Krieg sei „nichts als Wachstumsnot" gewesen, da man den Deutschen „den Raum zum Leben verwehrte. Dieselben Völker wie damals verwehren uns auch heute den Raum. *Sie* tragen die Schuld an kommenden Explosionen."[370]

Von diesen Ausführungen musste sich Grimm umso stärker angesprochen fühlen, als Stapel mehrere Argumentationsfiguren aufgriff, die in bereits früher publizierte Aufsätze Grimms über die deutsche „Raumnot" und „Übervölkerung" eingeflossen waren.[371] Außerdem dürfte der Verve und Nachdruck Grimms Gefallen gefunden haben, mit dem Stapel betonte, dass die Inhalte seines Artikels keineswegs nur subjektive Einschätzungen seien, sondern „unabweisbare *Erkenntnis*" und seine „letzte [Ü]berzeugung von dem Grund aller deutschen Not"[372].

Das gute Einvernehmen im Hinblick auf das Ideologem des „Lebensraums" lässt sich jedoch keinesfalls pauschal auf das Verhältnis zwischen Grimm und Stapel als Ganzes verallgemeinern. Gerade bei der Verwendung netzwerkanalytischer Ansätze gilt es, sich vor der Versuchung zu hüten, die untersuchten zwischenmenschlichen Beziehungen lediglich anhand jener Phasen zu schildern, in denen gegenseitige Wertschätzung und funktionale Zusammenarbeit vorgeherrscht haben. Rasch kann andernfalls das Zerrbild eines rein harmonischen Miteinanders entstehen, das den in Wirklichkeit von Eigeninteressen und mangelndem Vertrauen stets mitbestimmten Beziehungen nicht gerecht würde. Das Verhältnis Grimms und Stapels auf seine funktionalen Facetten zu reduzieren, käme einem solchen irreführend einseitigen Bild gleich: Anders als in der Beziehung zwischen

368 Keßler, Stapel, S. 74f.
369 Stapel, Landnahme [1923], S. 174f. (Herv. i. Orig.).
370 Ebd., S. 172 (Herv. i. Orig.).
371 Vgl. v. a. Grimm, Übervölkerung [1922].
372 Jeder Vorwurf, dass er mit dem Artikel eine „Hetze" betreibe, müsse daher ins Leere laufen: „Wir leiden nur scheinbar an einer *wirtschaftlichen*, in Wahrheit aber an einer *biologischen* Not". Die wirtschaftliche Not des deutschen Volks sei durch seine „*Lebensnot*" bedingt, nicht umgekehrt. Vgl. Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 205 (Herv. i. Orig.).

Stapel und Kolbenheyer wurden beim Verhältnis zwischen Stapel und Grimm seit den späten 1920er Jahren wechselseitige Vorbehalte sichtbar, die sich auf ihre punktuell sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten zurückführen lassen und die 1931 in einem Streit um die Frage einer Volksausgabe von *Volk ohne Raum* kulminierte, der ihr Verhältnis auf Jahre schwer belasten sollte. Aus netzwerkanalytischer Perspektive ist dabei von Interesse, dass Stapel trotz dieses Streits Grimm in seiner Zeitschrift weiterhin dieselbe Wertschätzung und Förderung zukommen ließ wie in den Jahren zuvor, Artikel über Grimm und seine Publikationen von nun an jedoch nach Möglichkeit an seinen Mitherausgeber Albrecht Erich Günther oder an Mitarbeiter seines Vertrauens delegierte. Der Konflikt, in dem Grimm und Stapel ihre zuvor latenten wechselseitigen Vorbehalte vollauf bestätigt zu finden glaubten[373], führte also weniger zu einem Ende als zu einer Transformation ihrer Beziehung.

Wechselseitige Perzeption – Ehe die Voraussetzungen und der Verlauf des Konflikts um die Volksausgabe geschildert werden, gilt es zunächst die gegenseitige Wahrnehmung Grimms und Stapels zu rekonstruieren, wie sie sich bereits vor dem Ausbruch des Streits herausgebildet hatte. Kein Zweifel kann zunächst darüber bestehen, dass Stapel zu dem großen Kreis euphorischer Bewunderer des Romans *Volk ohne Raum* zu zählen ist. Nach seiner erstmaligen Lektüre bezeichnete er das Werk im Januar 1927 gegenüber Grimm geradezu als „ein Gotteswunder"; er sei ganz „in dem *Banne* des Werkes"[374]. Die vor der Lektüre gehegte Befürchtung, es mit einem politischen „Tendenzroman" zu tun zu haben, erwies sich in den Augen Stapels als gegenstandslos. Im Gegenteil: „Götterblut! Götterblut! O ich möchte die Hand küssen, die das geschrieben hat! Ich bin unterworfen und bin Ihr für das Leben getreuer Schildknappe". *Volk ohne Raum* war der einzige Roman der Zwischenkriegszeit, den Stapel in eine „Gesellschaft"[375] mit Kolbenheyers *Paracelsus*-Trilogie stellte. Seine Wertschätzung spiegelte sich in den Beiträgen über Grimm im *Deutschen Volkstum* ebenso wider wie in dem Sachverhalt, dass er Grimm bereits im November 1926 einen Platz im Ehrenausschuss der zwischen 1923 und 1933 von der HVA verlegten, auflagenstarken, DHV-finanzierten *Deutsche Hausbücherei* anbot.[376] Seit 1930 mischten sich in Stapels Äußerungen über die Persönlichkeit Grimms dann jedoch zunehmend kritische Töne. Ein Ärgernis am persönlichen Verkehr war Stapel vor allem, dass Grimm „*von Natur*" aus „eigensinnig"[377] sei und sich durch die immerwährende Konzentration

[373] Während Stapel Grimm insgeheim den Vorwurf zu großer Egozentrik und zu materialistischen Denkens machte, war Grimm, wie sich zeigen wird, jegliches Einmischen Stapels in seine persönlichen Verlagsangelegenheiten zuwider.

[374] DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 24. Januar 1927 (Herv. i. Orig.).

[375] Ebd.

[376] Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. und 5. November 1926. Zuvor hatte sich der stets eigenbrötlerische Wilhelm Schäfer aus der *Hausbücherei* zurückgezogen. Hintergründe zur *Deutschen Hausbücherei* in: Hamel, Verband, S. 135–144.

[377] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 29. April 1931 (Herv. i. Orig.).

auf den eigenen Vorteil im Laufe der Jahre zu einer „etwas hysterische[n] Natur“[378] entwickelt habe. Auch das angeblich anrüchig-intime Verhältnis Grimms zu seiner Sekretärin erweckte Stapel Argwohn.[379] Seine Wertschätzung für die künstlerische Qualität und den politisch-ideologischen Gehalt der Werke Grimms blieb von alledem aber unberührt.

Da sich Grimm in seinen Briefen sehr viel seltener zu Stapel äußerte als umgekehrt, ist es schwieriger, sein Verhältnis zu Stapel zu charakterisieren. Offensichtlich ist aber, dass er Stapel als wortgewandten, stramm nationalistischen, politischen Publizisten mit spitzer Zunge und scharfer Feder schätzte. Diese Wertschätzung blieb indes vor allem auf das publizistische Können und den enormen Arbeitsfleiß Stapels[380] fokussiert, weniger hingegen auf dessen Charakter. Dies zeigt ein Briefwechsel Grimms mit Paul Ernst aus dem Sommer 1931, bei dem Grimm etwas ausführlicher auf Stapel zu sprechen kam. Die Briefe stehen indes bereits unter dem Eindruck der Auseinandersetzung über die Volksausgabe von *Volk ohne Raum*, sodass sie mit entsprechender Vorsicht zu lesen sind. Die Überlegenheitsgeste, mit der Grimm als Dichter den Publizisten Stapel zum bloßen Handwerker und Hilfsarbeiter degradierte, verweist jedoch auf ein Spannungs- und Konfliktfeld von allgemeinerer Bedeutung. Anlass zu der entsprechenden Stellungnahme war eine abschätzige Äußerung Ernsts, der Stapel als einen zwar „sehr gescheite[n] Mensch mit einigem – allerdings nicht sehr tiefen – Wissen“ beschrieb, der letztlich jedoch aufgrund seines „dummen Fatalismus“ zu keinen Führungsaufgaben geeignet sei. Ein „bedeutender Mann“, so Ernst, müsse Stapel „an [die] Kette“ nehmen, um ihn „nach Bedarf auf Irgend jemand loszulassen“. Stapel habe jedoch „strenge Anweisung“ nötig, „in welches Bein er ihn zu beißen“[381] habe. Grimm griff diesen despektierlichen Kommentar gerne auf und teilte mit, dass er gegenüber Gustav Pezold, dem Leiter des LMV, unlängst zu einer sehr ähnlichen Schlussfolgerung gekommen sei, jedoch „weniger im negativen Sinne“. Grimm hielt Stapel demnach für den „beste[n] Foxterrier“ der gesamten deutschen Rechten, dem man jedoch „die Beine zeigen müsse, in die er zu beißen habe“. Darin liege Stapels Funktion und „Stärke“[382]. Aus allen Verlagsangelegenheiten habe er sich jedoch grundsätzlich herauszuhalten.

[378] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. Mai 1931.

[379] „Sowohl Günther wie ich wollen Grimm in Lippoldsberg nicht wieder besuchen. Sowohl in Günthers wie in meiner Gegenwart hat er seine ausgezeichnete Frau […] unschön behandelt. […] Er duzt sich mit seiner Privatsekretärin, geht – in meiner Gegenwart – zu ihr ins Schlafzimmer, um sie auf das Mondlicht draußen aufmerksam zu machen“ (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 19. Mai 1931).

[380] In zahlreichen Briefen an Kolbenheyer bemerkte Stapel, aufgrund seiner Arbeitsbelastung nur wenige Stunden Schlaf gefunden zu haben. Zumal in Zeiten, als sich die Redaktionsarbeit für das *Deutsche Volkstum* mit seiner umfangreichen Vortragstätigkeit überschnitt, hatte Stapel ein enormes Arbeitspensum zu leisten.

[381] DLA, A:Grimm, Paul Ernst an Hans Grimm, 30. Juni 1931 (maschinenschriftliche Transkription, S. 3).

[382] DLA, A:Ernst, Hans Grimm an Paul Ernst, 6. Juli 1931.

Werbung und Kooperation – Noch ehe Stapel *Volk ohne Raum* selbst gelesen hatte, war im *Deutschen Volkstum* bereits ein kurzer Beitrag des mit Grimm freundschaftlich verbundenen Lyrikers Hermann Claudius erschienen, der bereits vage auf Grimms Roman Bezug nahm.[383] Da sich Claudius im Wesentlichen auf eine oberflächliche Aneinanderreihung der Werke Grimms beschränkte, rief der Aufsatz die Unzufriedenheit mehrerer Leser und Verehrer Grimms auf den Plan. Der hessische Schriftsteller Karl Adolf Schimmelpfeng monierte etwa in einem Leserbrief, dass Claudius der epochalen Bedeutung von *Volk ohne Raum* nicht ansatzweise gerecht geworden sei.[384] Albrecht Erich Günther teilte als Mitherausgeber des *Deutschen Volkstums* diesen Eindruck und entschuldigte sich – auch im Namen Stapels – bei Schimmelpfeng geradezu für die Veröffentlichung des Artikels von Claudius: Das Buch verdiene zweifellos mehr „als die Claudius'sche Besprechung", die abgedruckt worden sei, noch ehe Stapel und Günther „das Buch kannten"[385].

Bereits einige Wochen zuvor hatte Stapel Grimm persönlich versichert, dass mit dem Artikel von Claudius die Auseinandersetzung des *Deutschen Volkstums* mit *Volk ohne Raum* noch „keineswegs erledigt"[386] sei. Wiedergutmachung leisteten Stapel und Günther wenige Monate später in Gestalt eines ausführlichen Artikels, in dem Günther *Volk ohne Raum* ostentativ zu einem opus magnum von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung erklärte: Grimms Werk sei keiner jener Romane der „politischen Rechten", in dem „reife Männer mit sonoren Stimmen […] blondzöpfige Mädchen an die bartüberwallte Brust drücken und in das Morgenrot einer neuen deutschen Volksgemeinschaft hineinschreiten". *Volk ohne Raum* stelle für den Leser vielmehr ein allgemeines „Loskommen vom Ich durch die tätige Teilnahme am gemeinsamen, namenlosen Wirken und Leben seines Volkes" dar. Den Deutschen, die nach 1918 selbst um ihren „Raum *kämpfen*" müssten, um „im geschichtlichen Dasein […] den Sieg [zu] erstreiten", offenbare Grimms Roman die ganze „Kraft und Fülle" ihres „Wesens". Grimm schildere das Volk als „Daseinsgrundlage, aus der das Persönliche Sinn und Schicksal" erhalte, wodurch er im besten Sinne „*volksbildend*" wirke: „Grimm *schafft* durch dieses Buch *Volk*, das sich in seiner lebendigen Kraft und wirklichen Gefahr fühlt und das frei wird von dem Trug und blinden Presselärm, der ihm sein Wesen und seine Lage bisher verstellt

383 Vgl. Claudius, Grimm.

384 Nach seiner Lektüre von *Volk ohne Raum* schrieb Schimmelpfeng an Grimm, dass er mit seinem Buch „nicht ein Werk verfasst, nein, […] ein Werk getan" habe. „Und durch dieses Werk bin ich vierzehn Tage lang gegangen und ich habe, es sei diesem Papier anvertraut, manchmal leise mit dem Taschentuch die Augen gewischt – und dann wieder gelacht und viel und gründlich gehaßt dabei. Und am Schluß blieb ein großes Dankbarkeitsgefühl gegen Sie". Dem Brief liegt ein von Schimmelpfeng verfasstes Gedicht „An Hans Grimm" bei, das mit den Versen endet: „Du bist ein Wind, der uns den Schlaf hersingt, / Du bist ein Sturm / Der uns aus Schlaffheit peitscht, / Du bist das fleischgewordene Sehnen Deines Volkes!" (DLA, A:Grimm, Karl Adolf Schimmelpfeng an Hans Grimm, 23. Juni 1926).

385 Albrecht Erich Günther an Karl Adolf Schimmelpfeng, 2. Dezember 1926, hier zitiert nach einer Abschrift des Briefs in dem Konvolut: DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm.

386 DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 20. Oktober 1926.

hat“[387]. Darüber hinaus engagierte Stapel den Berliner Schriftsteller und regelmäßigen Grimm-Rezensenten in der *Deutschen Rundschau*, Herbert Martens, der für das *Deutsche Volkstum* unter dem sprechenden Titel „Deutsche Passion“ über seine Erfahrungen als Besucher in Grimms Klosterhaus bei Lippoldsberg berichtete – ein Bericht, der in seinem üppigen Pathos geradezu peinlich berührt.[388]

Mit einer Werbung für Grimms Roman im *Deutschen Volkstum* war es für Stapel und Günther jedoch nicht getan. Nachdem im Literaturblatt der *Frankfurter Zeitung* eine kritische Besprechung von *Volk ohne Raum* durch den prominenten Berliner Schriftsteller und Literaturkritiker Max Herrmann-Neiße erschien[389], die Grimms ästhetische Qualitäten zwar würdigte, die politisch-ideologische Tendenz des Romans jedoch verwarf, empfand es Stapel als seine ureigenste Aufgabe, Grimm gegen diese als hinterhältig empfundene Kritik in Schutz zu nehmen. Dass es Robert Drill, damals gemeinsam mit Benno Reifenberg verantwortlicher Redakteur des Literaturblatts, „fertig gebracht“ habe, die Besprechung von *Volk ohne Raum* „ausgerechnet einem so schäbigen Kaffeehausjuden, wie dem Herrmann-Neisse [sic!], anzuvertrauen“, war für Stapel durch nichts zu entschuldigen. „Zweifellos“ liege hier „ein Lapsus vor“, zugleich sei es aber auch „charakteristisch“ für die *Frankfurter Zeitung*, die „Objektivität in künstlerischen Dingen“ meist „nur nach links, nicht nach rechts“[390] wahre. Ein genuines Missfallen Herrmann-Neißes an *Volk ohne Raum* schied für Stapel als Erklärung für dessen Kritik prinzipiell aus. Stattdessen witterte er eine gezielte, „antigermanische“ Verschwörung und meinte, hinter jeder Deutung, die von seinem persönlichen Qualitätsempfinden abwich, Berechnung und „Methode“[391] erkennen zu können. Im Dezember 1926 löste Stapel dann sein an Grimm gegebenes Versprechen, Herrmann-Neiße für seine „schäbigen Bemerkungen […] eines aufs Maul“[392] zu hauen, durch eine Glosse im *Deutschen Volkstum* ein. Stapel attackierte Herr-

[387] Günther, Volk, S. 219–222 (Herv. i. Orig.).

[388] Beispielhaft verwiesen sei hier auf den Satz: „Unverstanden irrt uns ferne der Heimat und einsam die Seele, wo deutsches Denken nichts gilt, wo jegliches deutsche Gemüt in Sand und Gestein verachtender harter Gesinnung langsam versickert, denn niemand versteht unsere Art, die wir selber nicht einmal begreifen. Nur der strömende Bach kann es rauschen, wenn unbelauscht er sich weiß, und der stürmende Wind und das Meer, sie singen von unsrer Art.“ (Martens, Passion, S. 217).

[389] Herrmann-Neiße betonte in seinem mit „Gekonnte Barbarei“ betitelten Artikel, dass Grimm in *Volk ohne Raum* seinen Gegenstand zwar „formal reif“ und „gekonnt“ gestaltet, die „Geschehnisse“ jedoch „äußerst unangenehm“ und „gefährlich […] tendenziös“ bearbeitet habe. Grimm sei „einer von jenen vielen, die aus ihrer deutschen Haut nicht heraus können und nun aus der Not eine Tugend machen, das heißt, aus ihrer Haut gar nicht heraus wollen“ (Stapel, Haut [1925], S. 942f.). Zur Biografie Herrmann-Neißes (1886–1941) und dessen politisch aufgeladenen Literaturkritiken seit 1917 vgl. Schuhmann, „Ich gehe wie ich kam: arm und verachtet“, bes. S. 77–85, 98–112.

[390] DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 5. November 1926.

[391] Zu dieser Verschwörungstheorie vgl. Kapitel 3.1.1.

[392] DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 28. Oktober 1926. In diesem die Glosse ankündigenden Brief spricht Stapel tatsächlich von Stefan Großmann, der sich in der Zeitung *Montag Morgen* gegen *Volk ohne Raum* versündigt habe und den er dementsprechend angreifen werde. In der Glosse ist jedoch ausschließlich von Herrmann-Neiße die Rede.

mann-Neiße darin als „einen der finstersten jüdischen Cafehausliteraten“ im deutschen Feuilleton, dessen Zeit jedoch unweigerlich ablaufe: Als einem „Fremden“ im Lande gehörten Herrmann-Neiße und seinesgleichen vielleicht „diese Stunden unserer Ohnmacht“; dem wahren Deutschland aber, das wiederauferstehen werde, das Herrmann-Neiße jedoch naturgemäß nicht zu „begreifen“ vermöge, werde „das Jahrtausend“[393] gehören.

Erste Irritation 1927 – Zu einer ersten persönlichen Verstimmung zwischen Stapel und Grimm kam es im Frühjahr 1927. Bereits hier stand das von Stapel gefühlte Spannungsverhältnis zwischen Weltanschauung und geschäftlichem Interesse im Vordergrund, das vier Jahre später bei dem Streit um die Volksausgabe von *Volk ohne Raum* maßgeblich werden sollte. Anlass der Meinungsverschiedenheit war die Veröffentlichung einer Novelle Grimms in der *Frankfurter Zeitung*, nur wenige Monate nach der geschilderten Affäre um die Kritik Herrmann-Neißes. Sichtlich irritiert bat Stapel darum, die Hintergründe der Publikation erfahren zu dürfen, sah er durch sie doch seine vehemente Verteidigung Grimms gegen die *Frankfurter Zeitung* ad absurdum geführt. Seiner Affinität für antisemitische Verschwörungstheorien entsprechend vermutete Stapel zunächst, die *Frankfurter Zeitung* habe Grimms Novelle schon vor der Rezension Herrmann-Neißes erworben, mit dem Hintergedanken, sie zu einem taktisch „geschickte[n]“ Zeitpunkt zu veröffentlichen, getreu dem Motto: „Seht, wie großzügig sind wir: obwohl wir den Dichter politisch verurteilen, ‚fördern‘ wir ihn doch!“[394] Für Grimm sähe diese „Sache“ nun „freilich bös aus“. Nach der „Ohrfeige“, die Grimm in der *Frankfurter Zeitung* durch Herrmann-Neiße erteilt worden sei, wirke der Abdruck der Novelle unweigerlich „peinlich“, zumal sich die Zeitungsredaktion in keiner Weise von den „persönlichen Wendungen und Herabsetzungen“ Herrmann-Neißes distanziert habe. Hierdurch entstehe „für den naiven Leser der Eindruck: Grimm läßt sich erst schlagen und gibt als Gezüchtigter etwas an den Züchtigenden“. Der Abdruck der Novelle, so glaubte Stapel, werde Grimm „menschlich schaden“, während ihm Herrmann-Neißes Verriss „höchstens literarisch“ geschadet habe.[395]

Nachdem Grimm Stapels Vermutung eines taktischen Manövers der *Frankfurter Zeitung* ebenso zurückgewiesen hatte wie den von Stapel skizzierten negativen Eindruck des Abdrucks der Novelle[396], versuchte Stapel zunächst abzuwiegeln: Er mache Grimm „keine Vorwürfe“, es tue ihm aber mit Blick auf Grimms Renommee „leid, daß immerhin recht viele Menschen“ nun „mit Augenzwinkern sagen“ würden: „naja, was tut ein Deutscher nicht alles für ein Honorar“. Es falle ihm „nicht leicht“, Grimm „auf diese leserpsychologische Seite“ hinzuweisen, doch gäbe es „auf jüdischer Seite besonders auch wohl Leute“, die Grimms Bereitschaft,

393 Stapel, Haut [1925], S. 943.
394 DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 26. März 1927.
395 Ebd.
396 Der entsprechende Brief findet sich weder im Nachlass Stapel noch als Durchschlag im Nachlass Grimms, seine Inhalte lassen sich aber aus dem folgenden Antwortschreiben Stapels unschwer erschließen.

trotz des vorangegangenen Verrisses Herrmann-Neißes in der *Frankfurter Zeitung* mitzuarbeiten, wohl oder übel als „Niederlage" der Rechten nehmen und künftig politisch ausschlachten würden.[397] Grimm mochte es jedoch auch weiterhin nicht einleuchten, dass ein Abdruck seiner Novelle in der *Frankfurter Zeitung* eine Peinlichkeit und allgemeine Niederlage der von ihm repräsentierten deutschen Rechten bedeute.

Stapel ging aus dieser Meinungsverschiedenheit zunächst geläutert hervor. Als ihm im August 1929 eine „sehr üble Besprechung" von Grimms *Das deutsche Südwester-Buch*[398] (1929) in „der berüchtigten, aber sehr verbreiteten und einflussreichen jüdischen ‚Literarischen Welt'" erreichte, wandte er sich sogleich an Grimm mit der Bitte um Einverständnis, die „Besprechung in einer kleinen Glosse auf[zu]spiessen". Stapel fragte ausdrücklich „vorsichtigerweise vorher an", sei Grimm doch sein damaliger Angriff gegen Herrmann-Neiße „nicht ganz lieb" gewesen.[399] Grimm seinerseits antwortete postwendend, dass ein „Missverständnis" vorliege; Stapels Artikel gegen Herrmann-Neiße habe ihm „und anderen damals" vielmehr „viel Freude" bereitet. Unangenehm sei ihm jedoch Stapels „ungehalten[e]" Reaktion gewesen, als er, Grimm, „trotz Neisse" eine Novelle in der *Frankfurter Zeitung* veröffentlicht habe. Auf Stapels Angebot, die *Literarische Welt* für die Kritik am *Südwester-Buch* zu züchtigen, gab Grimm denn auch grünes Licht. In diesem Fall biss der „Foxterrier" offenkundig in das rechte Bein:

„Die jämmerliche ‚Literarische Welt', deren Verbreitung eine Affenschande ist, ist mir nur verächtlich. Mit Hochgenuss würde ich Ihren Nasenstüber ansehen. Aber – ich frage mich, tun Sie der Lausbande nicht zuviel der Ehre an? […] Ich weiß [aber], daß Sie die Sache von Oben herunter machen wie kein zweiter. Also ich freue mich nur. Ich denke eben an Sie u[nd] das D[eutsche] V[olkstum]."[400]

Der Konflikt um die Volksausgabe von „Volk ohne Raum" – Am 1. Juli 1931 wurde Stapel von Gustav Pezold, dem Leiter des LMV, telefonisch über Grimms Entscheidung informiert, den Plan einer billigen Volksausgabe von *Volk ohne Raum* auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Pezold betonte dabei auch die große Enttäuschung, mit der Grimms Entscheidung im Verlag aufgenommen worden sei. Stapel, der die Niedergeschlagenheit Pezolds persönlich nachempfinden konnte und zudem unterschätzte, wie ernst es Grimm mit seinen Vorbehalten gegen jedwede Einflussnahmen Dritter auf seine persönliche Verlagsangelegenheiten war[401], traf am Tag nach dem Telefongespräch die für seine Beziehung zu

397 DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 30. März 1927.

398 Grimm hatte es im Anschluss an einen Aufenthalt in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika verfasst.

399 DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 10. August 1929.

400 Zitiert nach dem offenbar auf den 17. August 1929 datierenden Antwortschreiben Grimms, das auf der Rückseite des letztgenannten Stapel-Briefs als Abschrift wiedergegeben ist.

401 Stapel hatte Grimm kurze Zeit zuvor darüber informiert, dass er im Vorfeld des Kaufs des ALV durch den DHV „bei den Verhandlungen […] von Anfang an in bestimmter Weise mitgewirkt" habe, es jedoch unterlassen habe, Grimm darüber zu berichten, da „ich nicht wußte, ob es Ihnen genehm war" (DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 5. Juni 1931).

Grimm verhängnisvolle Entscheidung, den Dichter in seiner Haltung zur Frage der Volksausgabe brieflich beeinflussen zu wollen.

Stapel begann seinen Brief zwar mit der Versicherung, dass es ihm nicht darum gehe, „auf den Verlag oder auf Sie […] ‚einwirken'"[402] zu wollen, führte diese hehre Absicht jedoch sogleich durch den eindringlichen Pathos seines anschließenden Plädoyers ad absurdum: Sehr oft schon, so Stapel, habe er aus seinem Umfeld „Seufzer" vernommen, dass *Volk ohne Raum* im regulären Ladenpreis viel zu teuer sei. Bislang habe er dieser Meinung zwar stets widersprochen, nun aber habe sich seine Einstellung grundlegend gewandelt: Die ultimative „*Entscheidungszeit*", welcher das deutsche Volk im Jahr 1932 entgegengehe, bringe es mit sich, dass ausnahmslos „*alle Mittel eingesetzt werden*" müssten, um die weitere politische und gesellschaftliche Entwicklung der Deutschen in die rechten nationalistischen Bahnen zu lenken. Grimms moralische Pflicht bestehe in dieser Situation darin, eine kostengünstige Volksausgabe seines Romans „in die Waagschale" zu werfen. Der „Sieg der nationalen Sache" ruhe „in der Kraft der bürgerlichen und bäuerlichen *Jugend*"[403], die gegenwärtig in Stadt und Land von Kommunisten verführt und gefährdet werde. Zur Rettung der deutschen Jugend sei – neben Arthur Moeller van den Brucks *Das dritte Reich* – allein *Volk ohne Raum* geeignet, zumal es „nicht um Ästhetik, sondern um Politik im höchstem Sinne" gehe. Eine für die deutsche Jugend erschwingliche Ausgabe des Romans sei daher schlechterdings eine „*Notwendigkeit der nationalen Politik*" – ungeachtet aller wirtschaftlichen Erwägungen. Unter diesen Umständen dürfe also nicht „bürgerlich-wirtschaftlich", sondern müsse „politisch im strengsten Sinne" gedacht und gehandelt werden. Treffe Grimm die richtige Entscheidung, so werde ihm die deutsche Jugend augenblicklich „zufliegen" und *Volk ohne Raum*, das gegenwärtig der „Geldknappheit des Volkes" wegen in seiner Wirkung „*erstickt*" sei, würde in Zukunft „immer aufs neue von Generation zu Generation" weitergegeben und gelesen werden"[404], anstatt langsam in Vergessenheit zu geraten.[405]

Der von Stapels Plädoyer hochgradig irritierte Grimm reagierte auf das Schreiben kühl und reserviert. Als seine „beste Antwort" sandte er Stapel den Durchschlag eines Briefs an Pezold, aus dem Stapel ersehen sollte, dass die Frage der

[402] DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 2. Juli 1931.

[403] Ebd. (Herv. i. Orig.). Dass Stapels These einer vertieften Wirkung des Romans auf die deutsche Jugend in den Jahren 1931/32 infolge der Volksausgabe durchaus ihre Berechtigung hatte, wird Kapitel 5.2.3. zeigen.

[404] Ebd. (Herv. i. Orig.).

[405] Die Motive seines Briefs erläuterte Stapel gegenüber Kolbenheyer dahingehend, dass es ihm darum gegangen sei, „die Sache *von der Jugend aus gesehen*" darzustellen. Da Grimm die Thematik allein in ihrer wirtschaftlichen Dimension betrachte, habe er „ihm klar machen" wollen, dass es sich bei der Frage einer Volksausgabe auch „um eine politische Sache handle", die gleichfalls bedacht werden müsse (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. Juli 1931, Herv. i. Orig.). An Grimms Geschäftstüchtigkeit bei dem verlegerischen Großereignis der Volksausgabe seines Romans scheint sich nicht nur Stapel gestoßen zu haben. Noch fast ein halbes Jahrhundert nach den Verhandlungen erinnerte sich Gunther Haupt, ein seit 1930 vom Langen-Müller-Verlag angestellter Redakteur, an Grimm als „eigensinnige[n] und kleinfuchsige[n] Geschäftsmann" (Haupt, Zeit, S. 98).

Volksausgabe vom ihm bis dato keineswegs ausschließlich „bürgerlich-wirtschaftlich“ betrachtet worden sei. Grimm gab Stapel zudem den vielsagenden Hinweis, dass er „nicht sechsundfünfzig Jahre alt geworden“ sei, ohne in Verlagsangelegenheiten „zu wissen, was ich tue“. Stapels Andeutung einer moralischen Verpflichtung gegenüber dem deutschen Volk wies Grimm scharf und mit der Bemerkung zurück, Stapel solle sich davor hüten, „das Wort ‚national‘ zu gebrauchen, wo es noch einen anderen Beigeschmack“[406] habe. Diese Andeutung, zu seinem Schreiben an Grimm von Pezold „instruiert“ worden zu sein und also im Auftrag des LMV und dessen wirtschaftlicher Interessen gehandelt zu haben, wies Stapel empört von sich. Lediglich aus Begeisterung für die Idee der Volksausgabe habe er seinen „nächtlichen Stimmungsbrief“ verfasst, „wohlmeinend“ und keineswegs „als ein ‚Instruierter‘, der mit dem Nationalen wirtschaftliche Dinge“ kaschieren wollte.[407] Grimms Auffassung, dass er seinen Brief „mit Berechnung“ geschrieben habe, empfand Stapel als Provokation und persönliche Beleidigung – er „erröte“ bei dieser Unterstellung, „für so etwas also wagen Sie mich zu halten!“ Schließlich signalisierte er in einer neuerlichen Gefühlswallung seinen Bruch mit dem Dichter:

„Ich bemerke fortan nichts mehr zu dem Weg, den Sie gehen. […] Mit Bezug auf Ihre ‚Warnung‘, das Wort ‚national‘ zu gebrauchen, wo es noch einen anderen Beigeschmack hat […], darf ich darauf hinweisen, daß ich meinerseits frei und ungesichert ein geringes Leben führe, obwohl ich mit meiner ‚nationalen‘ Feder erhebliche Geschäfte hätte machen können. Ein Neunundvierzigjähriger Bedarf [sic!] dieser Warnung nicht nach dem Leben, das er geführt hat und führt“[408].

Auf die folgende Replik, in welcher Grimm jede Kränkungsabsicht seinerseits sowie die von Stapel unterstellte Hinterfragung seiner Ehrenhaftigkeit zu widerlegen versuchte[409], reagierte Stapel zwar bereits wieder versöhnlicher: Er habe „keinen Anlaß mehr […], gekränkt zu sein“; hinter seinem Plädoyer für die Volksausgabe habe lediglich der Wille gestanden, „an einer Sache, die *mir* aus *politischen* Gründen wichtig ist, mitzuwirken“[410]. Dabei unterließ es Stapel jedoch nicht, abermals seine Meinung zu Verlagsangelegenheiten Grimms zum Besten zu geben, indem er bemerkte, dass ein – zum damaligen Zeitpunkt von dem Dichter in

406 DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 4. Juli 1931.
407 DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 7. Juli 1931.
408 Ebd.
409 „Ich würde Ihren Brief nicht beantworten, wenn er nicht so sehr an mir vorbeispräche, und wenn ich andererseits je geplant hätte, Sie zu kränken“. Dass Stapel von seinem „Stimmungsbriefe eine Abschrift […] genommen und weitergegeben“ habe, sei ihm „selbstverständlich nie in den Sinn“ gekommen, „auch nicht, daß ich so verstanden werden könnte. ‚Berechnung‘ traue ich Ihnen ebenso wenig zu. Sie hielten eine Sache für richtig und wollten sie fördern. Sie selbst hatten ganz sicher nichts davon“. Sein Selbstbild als „Falschbehandelten und Gekränkten“ der Auseinandersetzung hielt Grimm gleichwohl aufrecht: „Mir gegenüber wurde die nationale Seite vorhingestellt, mir gegenüber wurde die ‚bürgerlich-wirtschaftliche‘ Warnung gebraucht“. Dennoch: „Die Hochachtung für das, was Sie leisten, ist bei mir selbstverständlich, ich schließe also mit guten Wünschen für Sie“ (DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 9. Juli 1931).
410 DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 16. Juli 1931.

Erwägung gezogener – Verlagswechsel Grimms aus einer nationalen Perspektive heraus nicht akzeptiert werden könne. Die politische Botschaft eines solchen Verlagswechsels müsse umso verheerender ausfallen, als Grimm in diesem Fall unweigerlich „zu einem Verlag mit jüdischem Anteil" wechseln müsse, da es neben dem LMV in Deutschland keine Verlage von Rang ohne jüdische Beteiligung gebe. Wirtschaftliches und Weltanschauliches, so Stapel, könne und dürfe nicht voneinander getrennt betrachtet werden: Sollte Grimm den „*unbedingt national*" ausgerichteten und von der „die Kraft einer Gewerkschaft" (des DHV) getragenen LMV verlassen und damit irreparabel schädigen, könne er nicht anders, als Grimm künftig als seinen „*politischen* Gegner"[411] zu betrachten.

Folgewirkungen des Konflikts – Auf diesen neuerlichen, unklugen Einmischungsversuch Stapels reagierte Grimm erwartungsgemäß verärgert. Wie sehr er sich vor den Kopf gestoßen fühlte, zeigt auch der Sachverhalt, dass sich Grimm bei einem Gespräch mit Pezold im August 1931 nur unter der Voraussetzung zum Verbleib im LMV bereiterklärte, dass er in geschäftlichen Dingen „niemals wieder die Einmischung oder den Einspruch oder was immer einer dritten Person hören"[412] müsse. Pezold verpflichtete sich, in Zukunft keinerlei Grimm betreffende Verlagsinterna mehr Dritten gegenüber zu erwähnen, so wie er es im Hinblick auf die Volksausgabe bei dem Telefonat mit Stapel getan hatte, den Grimm bei seiner Forderung zweifellos vor Augen hatte.

Indessen war nicht der bloße Sachverhalt der Anfrage Stapels wegen der Volksausgabe für Grimms Verärgerung entscheidend. Entsprechende Anfragen gehörten in den späten 1920er Jahren schließlich zum Arbeitsalltag des Dichters, wobei seine Briefpartner bisweilen eine vergnüglich zu verfolgende Hartnäckigkeit an den Tag legten.[413] Primär störte sich Grimm an Stapels pathetischer Andeutung einer Versündigung gegen die nationale Bewegung und gegen das deutsche Volk, sollte er nicht zum nächstmöglichen Zeitpunkt – und unter Zurückstellung seiner finanziellen Interessen – sein Einverständnis für eine billige Volksausgabe erteilen. Da Stapel über einen direkten Draht zum LMV verfügte, nahm der Dichter in seinem Fall die Einmischung zudem deutlich ernster als bei anderen Autoren.

411 Ebd. (Herv. i. Orig.).

412 DLA, A:Ernst, Hans Grimm an Paul Ernst, 6. August 1931.

413 Als bestes Beispiel kann hier auf den preußischen Landtagsabgeordneten und Beirat des Reichslandbunds Hans Ponfick (1883–1946) verwiesen werden. Grimm hatte im Oktober 1928 mit Ponfick bei einem Treffen des Berliner Juniklubs Bekanntschaft geschlossen, der in der Folgezeit für eineinhalb Jahre darum bemüht war, Grimm von der Notwendigkeit einer Volksausgabe zu überzeugen (DLA, A:Grimm, Hans Ponfick an Hans Grimm, 27. Oktober 1928, 1. Dezember 1928 und 6. Mai 1930). Seine abermalige, von der Sorge wie ein „lästige[r] Mahner" zu wirken begleitete Nachfrage im Mai 1930 bat Ponfick als Zeichen seiner „Bewunderung für Ihr Werk" und „Verehrung für Sie" zu verstehen sowie als Zeichen seiner ungebrochenen Überzeugung, eine Volksausgabe werde „ungeheure Werbekraft […] in kolonialer und mehr noch in völkischer Beziehung bereiten Massen unseres Volkes, nicht bloß einer kleinen Oberschicht" gegenüber ausüben. Nachdem die Publikation einer Volksausgabe für Grimm zu diesem Zeitpunkt aber nicht zur Debatte stand, kam es in der Folgezeit zu keiner weiteren Korrespondenz mit Ponfick mehr.

Nach der Auseinandersetzung um die Volksausgabe blieb das Verhältnis zwischen Stapel und Grimm über Jahre kühl und distanziert. Letztlich fanden die beiden Männer erst wieder nach dem Zweiten Weltkrieg zueinander.[414] Wie intensiv Grimms Verstimmung gegen Stapels Einmischungen war, zeigt sich anschaulich an seiner Reaktion, als im Oktober 1932 die Frage an ihn herangetragen wurde, ob er anlässlich des 50. Geburtstags Stapels eine von Kolbenheyer verfasste Glückwunschadresse unterzeichnen wolle.[415] Grimm lehnte dies unter Verweis auf den „sehr persönliche[n]" Charakter der Textvorlage ab. Eine „sachliche Würdigung" hätte er unterschrieben, da er „die verschiedenen starken positiven Qualitäten Stapels […] selbstverständlich" anerkenne; durch Stapels „törichte Briefe"[416] aus dem Vorjahr erschien ihm die Unterzeichnung einer so persönlich gehaltenen Würdigung jedoch unmöglich. Das Verhältnis von Grimm und Stapel nach dem Konflikt um die Volksausgabe als Feindschaft zu skizzieren, wie es Siegfried Lokatis getan hat[417], ist jedoch übertrieben. Trotz aller Vorbehalte gegen die in seinen Augen zu berechnend kaufmännischen Einstellungen Grimms betrachtete es Stapel als Selbstverständlichkeit, die Werke des Dichters im *Deutschen Volkstum* weiterhin zu fördern. In einem 1935 gegenüber Kolbenheyer gezogenen Resümee über den Streit um die Volksausgabe betonte Stapel denn auch, dass er damals von Grimm „beleidigt" worden sei, er den Dichter im Gegenzug jedoch ebenfalls „verletzt" habe. Aufgrund seiner „üppig blühende[n] Eitelkeit" sei Grimm über diese Angelegenheit unglücklicherweise „nie […] hinweg" gekommen, was jedoch nicht die Hauptsache sei: „Diese *menschliche* Distanzierung hindert mich nicht, mich für das *Werk* Grimms in jeder Weise einzusetzen"[418].

Ob Stapel aufgrund einer professionellen Distinktion zwischen Autor und Werk zu einer weiteren Unterstützung Grimms bereit war oder ob er vor seinem persönlichen Umfeld, das über den Konflikt informiert war, nicht in der Rolle des eitlen Beleidigten auftreten wollte, kann dabei dahingestellt bleiben. Nach der endgültigen – und wie sich zeigen sollte sehr erfolgreichen[419] – Publikation der

414 Vgl. Kap. 6.1.

415 Kolbenheyer ließ im Vorfeld des 50. Geburtstags am 27. Oktober 1932 eine sehr aufwendig in Buchform produzierte Glückwunschadresse anfertigen, die von insgesamt 95 Vertrauten, Weggefährten und entfernten Bekannten Stapels unterzeichnet wurde. In der Adresse wurde Stapel „aufrichtige Zuneigung und Dankbarkeit" dafür ausgedrückt, sich und sein Leben „unbedenklich und ohne jemals einen entwürdigenden Ausgleich zu suchen" dem „ringenden Volk hingegeben" zu haben. Weiterhin hob der Text Stapels „feingeschliffenen, von leidenschaftlichem Feuer und edler Klarheit durchleuchteten Stil" und – keineswegs zu Unrecht – das „außerordentliche Maß an Arbeitsleistung" des Publizisten hervor. Die Liste der Unterzeichner umfasst auch einige Professoren: Paul Althaus (Erlangen), Julius Binder (Göttingen), Hans Ehelof (Berlin), Friedrich Gogarten (Jena), Rudolf Günther (Marburg), Carl Meinhof (Hamburg), Heinrich Rendtorff (Kiel), Arthur Titius (Berlin), Hermann Unger (Köln). Vgl. DLA, A:Stapel/50. Geburtstag, 88.3.879.

416 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Benno Ziegler, 12. Oktober 1932.

417 Vgl. Lokatis, Verlagsanstalt, S. 32.

418 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. April 1935 (Herv. i. Orig.).

419 Während von der 1926 veröffentlichten, doppelbändigen und mit 25 Mark hochpreisigen Ausgabe bis 1931 etwa 60 000 Exemplare verkauft wurden, konnte bereits in den ersten bei-

Volksausgabe von *Volk ohne Raum* im Herbst 1931 engagierte Stapel seinen langjährigen Mitarbeiter und Protegé Walter Frank[420], den späteren Direktor des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland, für eine Besprechung der Volksausgabe im *Deutschen Volkstum*. Nach der Veröffentlichung seines Artikels informierte Frank – dessen freundschaftliches Verhältnis zu Grimm Stapel bekannt war[421] – Grimm darüber, dass er die Rezension auf Stapels „dringenden Wunsch"[422] verfasst habe. Inhaltlich bot Franks Artikel, der unter dessen Pseudonym „Werner Fiedler" erschien, derweil keine Überraschungen: Nach einer knappen Erläuterung der Bedeutung der Erstausgabe von *Volk ohne Raum* für den nationalen „Wiederaufstieg" des deutschen Volks[423] betonte Frank, dass auch die Volksausgabe kein auf Geschäftsinteressen gegründetes Buch für eine beliebige Lesermasse sei. *Volk ohne Raum* werde stattdessen auch in der verbilligten Fassung den elitären „Charakter eines *Auslese*buches" bewahren. Die politischen Implikationen der Volksausgabe leugnete Frank keineswegs, sondern deutete sie als eine Erfordernis der Zeit: Es werde „notwendig sein, das Erscheinen der Volksaus-

den Monaten nach Publikation der mit 8,5 Mark nach wie vor nicht billigen Volksausgabe die Gesamtauflage auf ca. 160 000 Exemplare gesteigert werden. Bis 1935 wuchs die Gesamtauflage auf ca. 315 000 verkaufte Exemplare. Damit war der Markt zunächst weitgehend erschöpft, denn erst die während des Zweiten Weltkriegs in riesigen Auflagen veröffentlichten Romanauszüge (Wehrmachtausgaben) katapultierten die Gesamtauflage bis 1945 auf ca. 650 000. 1963, vier Jahre nach dem Tod Grimms, betrug die Gesamtauflage schließlich ca. 780 000. Vgl. Gümbel, Volk, S. 127. Eine Zusammenfassung des Entscheidungsprozesses der Volksausgabe bietet: Meyer, Verlagsfusion, S. 111–114.

420 Retrospektiv fasste (ein mit seiner Karriere nach 1933 überaus unzufriedener) Stapel seine Beziehung zu Walter Frank während der Weimarer Republik folgendermaßen zusammen: „ein alter Mitarbeiter des D[eutschen] V[olkstums], von mir entdeckt und herangezogen. *Ich* habe ihm durch die *Hava* [Hanseatische Verlagsanstalt] ein Monatsgehalt besorgt, damit er das große Geschichtswerk vollenden konnte, mit dem sich jetzt die Nationalsozialisten rühmen (‚Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik'). Die Partei hat *nichts* für ihn getan. […] *Jetzt* ist *Frank* der große Mann, den Rosenberg heranzieht, Stapel aber ‚arbeitet mit den Mitteln der Vergangenheit'" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 23. Dezember 1934, Herv. i. Orig.). Wenige Monate später wiederholte Stapel seine Klagen, wobei er die wirtschaftliche Belastung der HVA durch die Förderung Franks präzisierte: „Ich setzte durch in der Hava, daß man einen Vertrag mit ihm schloß […]. Ein paar Jahre bekam er Monatsraten von der Hava, damit er existieren konnte. Das Buch war eine starke wirtschaftliche Belastung des Verlags. Der D.H.V. brachte das Opfer im Vertrauen auf meinen Rat" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. September 1935).

421 Grimm war mit Frank erstmals im August 1930 in Fühlung gekommen. Zu dieser frühen Bekanntschaft kam es aufgrund von Anfragen Grimms an Stapel und Ottokar Lorenz (Redakteur des Münchner NS-Blatts *Akademischer Beobachter*), wer Werner Fiedler sei, der in ihren Zeitschriften Aufsätze publiziert hatte, die Grimms Gefallen gefunden hatten. Auf diese Anfragen hin, die ihm sowohl von Stapel als auch von Lorenz mitgeteilt wurden, gab sich Frank dem Dichter mit der Bitte um Geheimhaltung seines Pseudonyms als Werner Fiedler zu erkennen. Vgl. DLA, A:Grimm, Walter Frank an Hans Grimm, 29. August 1930.

422 DLA, A:Grimm, Walter Frank an Hans Grimm, 11. November 1931.

423 Vgl. Fiedler, Volksausgabe, S. 808: „Daß Hans Grimms Werk gehört wurde, war eine der Fügungen die sich menschlicher Berechnung entziehen. Es war zugleich eine jener Tatsachen, die an einen Wiederaufstieg unserer Nation glauben lassen". *Volk ohne Raum* „brachte die Seele der Nation wieder zum Klingen".

gabe als eine Offensivhandlung in dem großen geistigen Kampf zu verstehen, den der Nationalismus in unseren Tagen führt". *Volk ohne Raum* gehöre „an die Spitze jener Literatur des geistigen Nationalismus, die aus Krieg und Revolution und Gegenrevolution, […] aus einem vielgestaltigen Erleben ein und derselben deutschen Not hervorgewachsen" sei. Die Volksausgabe werde „ihre Rechtfertigung gefunden haben, wenn sie neuen Tausenden von Menschen […] an das Herz greift mit dem mächtigen Lied vom Schicksal eines zu Boden getretenen stolzen Volkes"[424].

Gerade aus netzwerkanalytischer Perspektive sollte der Konflikt zwischen Stapel und Grimm demnach nicht überbewertet werden. Stapel war weiterhin willens und vor dem Hintergrund möglicher Verdächtigungen einer Missachtung des Dichters aus verletzter Eitelkeit womöglich sogar besonders darauf bedacht, Grimms Werke in seiner Zeitschrift weiterhin zu bewerben. Wie das Beispiel Franks zeigt, war er nun jedoch geneigt, entsprechende Artikel nach Möglichkeit an Mitarbeiter seines Vertrauens zu delegieren, deren Sympathien für Grimm nicht in Zweifel standen.

[424] Ebd., S. 808 f. (Herv. i. Orig.). Inhaltlich praktisch identische Artikel erschienen anlässlich der Volksausgabe in zahlreichen nationalen Blättern. Auch hinsichtlich der vorausgehenden verehrenden Bekanntschaft ihrer Verfasser mit Grimm stellt Frank kein Unikat dar: Karl August Walther, seit 1930 amtierender Herausgeber des *Hochwart*, bemerkte zur Volksausgabe, jeder Deutsche, der „den Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes nicht verloren" habe, könne sich an den „Gestalten und Bekenntnissen", der „erhabenen Sprache" und dem „unvergleichlich kostbaren Gehalt" des Buches „aufrichten". Grimms Werk werde „mit Recht […] unter die ‚Höchstleistungen' deutschen Geistes eingereiht, es überragt die Wunder der Technik und Zivilisation, weil in ihm der *deutsche Mensch* unserer Zeit gestaltet ist, der in Enge und Not um Raum und Sonne ringt" (Walther, Volk, S. 114, Herv. i. Orig.). Die hohe emotionale Bedeutung, die Grimms Werk für den jungen Herausgeber besaß, ergibt sich aus einer Bemerkung Walthers im Anschluss an einen Besuch in Lippoldsberg im Oktober 1931: Als er, so Walther, nach dem Besuch bei Grimm „in Friedrichsruh am Grabe Bismarcks" gestanden habe, habe er der bedrückenden „grauen Wolken, die Deutschlands Zukunft verhängen", gedenken müssen. Schlagartig sei er sich dann aber „Ihres Werkes bewußt" geworden „und damit neuer Hoffnung zugleich" (DLA, A:Grimm, Karl August Walther an Hans Grimm, 7. Oktober 1931).

# 3. Ebenen gesellschaftlicher Tiefenwirkung

## 3.1 Die Hofierung der „Totgeschwiegenen": Grimm und Kolbenheyer im Spiegel der rechtsgerichteten Presse nach 1918

### 3.1.1 Selektive Wahrnehmung und Larmoyanz: Totschweigen und totgeschwiegen werden im politisierten Buchmarkt der Weimarer Republik

> *Aber so geht es eben. Die deutsche Öffentlichkeit, gemeint sind die deutsch redigierten Zeitungen und Zeitschriften, kann sich nicht genugtun, alles mögliche Schöne und Gute über die jüdische Literatur zu verkünden, während die jüdisch geführten Zeitungen totschweigen und – wird ihnen ein deutscher Dichter, den sie nicht kaptiviert haben, zu wirksam – diesen von irgendeinem Lausjungen auf das hämischste bespeien lassen. Und was tun die deutsch geführten Zeitungen und Zeitschriften? Sie lassen es ruhig geschehen.*[1]

Klub der totgeschwiegenen Dichter – Die Literatur der Weimarer Republik, so der Befund von Siegfried Lokatis, zerfiel infolge des von „Gewerkschaften, Verbänden, Parteien und konfessionellen Organisationen" getragenen „Durchbruch[s] zum Massenbuchhandel" in zwei sich wechselseitig „befehdende und voneinander abgeschottete literarische Teilöffentlichkeiten"[2]. In kaum zu übertreffender Deutlichkeit wird diese Zerrissenheit von dem Ergebnis einer im Jahr 1929 durchgeführten Umfrage der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung unterstrichen. Gefragt wurde nach jenen „neuesten Werk[en]" der deutschen Literatur, die es „wert" seien, „dem Gedächtnis des Volks erhalten zu bleiben". Nach der Auswertung aller eingereichten Antworten, in denen insgesamt 936 Buchtitel Erwähnung fanden, rangierte Hans Grimms *Volk ohne Raum* an erster Stelle – unmittelbar gefolgt von Erich Maria Remarques Antikriegsroman *Im Westen nichts Neues*.[3] Kolbenheyers *Paracelsus*-Trilogie landete auf dem sechsten Platz.

Sowohl die Exponenten der politischen Rechten als auch der politischen Linken warnten während der Weimarer Republik in dramatisierenden Worten vor der Bücherproduktion der jeweils anderen Seite. Diese Warnungen lassen sich zunächst als eine rhetorische Strategie im fortwährenden Kampf um literarische Absatzmärkte verstehen: Die Konstruktion einer erdrückenden Dominanz des

[1] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hermann Ullmann, 29. März 1927 (Durchschlag).
[2] Lokatis, Intelligenz, S. 248.
[3] Vgl. Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 31 (1928/29), S. 681.

Gegenübers und der geradezu gebetsmühlenartig wiederholte Appell, dass jene Dominanz unter allen Umständen durchbrochen werden müsse, sollte für zusätzliche Kaufanreize innerhalb der eigenen Zielgruppen sorgen. In der Logik dieses Denkens lag es für Publizisten der Weimarer Rechten denn auch, große Erfolge „ihrer" Autoren wie etwa jene Grimms und auch Kolbenheyers gleichsam zu Mirakeln zu stilisieren, die widrigsten äußeren Umständen abgetrotzt worden seien. Komplementär dazu wurden die Erfolge politisch linksstehender Autoren, etwa jene Alfred Döblins, Erich Maria Remarques, Lion Feuchtwangers oder Jakob Wassermanns, zu rein „gemachten", sprich: künstlich herbeigeführten und dem deutschen Lesepublikum durch desinformierende Literatur-Propaganda gleichsam aufgezwungenen Scheinerfolgen herabgewürdigt.

Das Image des zum „Schaden"[4] des deutschen Volks um seine Chancengleichheit auf dem Literaturmarkt geprellten Autors, wie es auch von rechtsgerichteten Verlagen der Weimarer Republik gepflegt wurde, war jedoch mehr als eine lediglich aufgesetzte, wider besseres Wissen ausgesprochene Vermarktungsstrategie. Zumindest im Fall Grimms und Kolbenheyers kann kein Zweifel bestehen, dass beide Autoren die Vorstellung, ungerecht benachteiligte, ja „totgeschwiegene" Autoren zu sein, tief verinnerlicht hatten und persönlich für völlig plausibel hielten. Entsprechend reproduzierten sie diese Vorstellung auch jenseits der Öffentlichkeit beständig in ihren privaten Korrespondenzen mit persönlichen Vertrauten. Auch der Austausch mit ideologisch verwandten Autoren stand im Zeichen einer wechselseitigen Bestärkung dieser Selbstbilder, sodass das Klischee des „totgeschwiegenen" Autors nach 1918 zu einem identitäts- und gemeinschaftsstiftenden Element innerhalb der völkisch-nationalistischen Literaturszene wurde. Die jeweils nur schwer zugängliche „Teilöffentlichkeit" der Gegenseite wurde dabei notorisch an Gewicht und Größe überschätzt, die eigene, wohlwollende „Teilöffentlichkeit" hingegen kleingeredet.[5]

Wie tief Grimm und Kolbenheyer diese Vorstellung internalisierten, zeigt sich auch daran, dass sie noch in ihren nach dem Zweiten Weltkrieg verfassten Lebenserinnerungen zum Ausdruck kommt – nach langen und erfolgreichen, mit der Zäsur des Jahres 1945 freilich jäh unterbrochenen Karrieren. Von Anbeginn

[4] Von dem Schriftsteller Werner Bergengruen (1892–1964), seit 1936 Nachbar Kolbenheyers in Solln bei München, ist folgende, ironisch gebrochene Anekdote überliefert: „Das theatralische Pathos, mit dem er [Kolbenheyer] sich umgab, trat gelegentlich sehr drollig zu Tage. […] Einem Bekannten sprach er von der durch den Krieg hervorgerufenen Knappheit an Papier, Druckerschwärze und Buchbindereibedarf, auf Grund derer sich die Neuauflage eines seiner Bücher verzögerte. Der Schilderung dieser Schwierigkeiten fügte er schlicht und mit ehrlichem Mitgefühl die Bemerkung hinzu: ‚Und den Schaden hat das deutsche Volk!'" (Bergengruen, Schriftstellerexistenz, S. 127). Ob Kolbenheyer diesen einfältigen Satz genau in der von Bergengruen überlieferten Form gesprochen hat, mag dahingestellt bleiben. Da Kolbenheyer sein Œuvre jedoch dezidiert als „Dienst am Volk" verstand, ist es sehr wohl denkbar, dass dieser Satz sinngemäß so gefallen ist.

[5] Darauf, dass das Gefühl des „Totgeschwiegenwerdens" unter politisch rechts stehenden Autoren eine weit über den hier untersuchten Personenkreis hinausgreifende Virulenz besaß, weist beispielsweise im Hinblick auf die Vertreter der norddeutschen „Heimatdichtung" hin: Dohnke, Weg, S. 23.

seiner Laufbahn, so Kolbenheyer, habe das „Judentum“ eine erdrückende Dominanz über die deutschsprachige Literaturkritik ausgeübt. Jeder Autor, der auch nur „das Bekenntnis zum Liberalismus *versäumte*, er brauchte durchaus kein Antisemit zu sein“, sei unter den „Bann publizistischer Vernachlässigung und des Verschweigens“ geraten, mochte er auch noch so „Meisterliches leisten“. Dasselbe Schicksal sei all jenen Autoren widerfahren, die in „artgerechte[r] Form“ Stoffe behandelt hätten, die „einem jüdischen Autor“ – in Ermangelung „arteigene[r] Intuition“ – „ähnlich zu erfassen unmöglich gewesen“[6] sei. Es war in den Augen Kolbenheyers demnach die Schuld des „unleugbar rassepolitisch“ eingestellten „literarische[n] Judentum[s]“, dass auch er als Autor erst dann Beachtung gefunden habe, als sein Name „nicht mehr zu umgehen“[7] gewesen sei.[8] Etwas nüchterner und weniger larmoyant, inhaltlich aber identisch fiel Grimms Bilanz der Lage völkisch-nationaler Autoren auf dem Weimarer Buchmarkt aus: Dieser Markt sei gänzlich „von einer Art Literatur beherrscht“ worden, die den Lesern und Buchhändlern „von den ausgesprochenen Großstadtblättern, von Berliner Tageblatt, von Ullsteins Vossischer Zeitung und auch […] von der Frankfurter Zeitung […] als so gut wie allein gültig empfohlen“[9] worden sei.

Vor dem Hintergrund dieser Erklärungsmuster nehmen sich die literarischen und publizistischen Arbeiten Grimms und Kolbenheyers während der Weimarer Republik indes merkwürdig lebendig aus. Der Sachverhalt, dass sie spätestens seit Mitte der 1920er Jahre in einem Umfang um Mitarbeit in Zeitungen und Zeitschriften aufgefordert wurden, der das ihnen mögliche Arbeitspensum bei Weitem überstieg, konnte ihre Gewissheit des „totgeschwiegen-Seins“ aber ebenso wenig erschüttern wie der Umstand, dass die überwältigende Mehrzahl der Rezensionen zu ihren Werken positiv, ja häufig genug huldigend ausfielen, wie das nachfolgende Kapitel zeigen wird. Selbst die „lawinenartige Kraft“, die der DHV-finanzierte Buchhandel seit Mitte der 1920er Jahre entfaltete und durch den „das literarische Klima auch außerhalb der eigenen Teilöffentlichkeit“[10] zugunsten

[6] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 390 (Herv. i. Orig.).

[7] Ebd., S. 391. Der um die Vollendung seiner Einzelgängerlegende bemühte, alternde Kolbenheyer resümierte überdies: „Wenn ich meine Erfahrungen mit Verlagen und mit der deutschen Publizistik überblicke, so kann ich nicht von glücklichen Zuständen sprechen. Dabei war es mir von Anbeginne auferlegt, wider den Strom zu schwimmen. Ich wundere mich, daß mein Werk so weit durchgedrungen ist. Die literarische Propaganda, das Glück der meisten Autoren, ging über mich hinweg“ (Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 461 f.).

[8] Schon während der Weimarer Republik war Kolbenheyer in der Verbreitung dieser Legende von Stapel sekundiert worden. Vgl. etwa den Artikel Kolbenheyer. Zu seinem 50. Geburtstag am 30. Dezember, in: München-Augsburger Abendzeitung vom 30. Dezember 1928, Nr. 354, S. 7: „Es gibt heute einen Kreis von Menschen, die wissen, daß Kolbenheyer der heimliche König der Dichter unserer Zeit ist, dessen Stern immer glänzender strahlen wird, je mehr die anderen Sterne erblassen. Kolbenheyer hat kein Publikum, aber eine Gemeinde. Für ihn arbeitet nicht der Reklameapparat der Weltpresse, der […] einen Literaterich wie Lion Feuchtwanger zu einem repräsentativen Dichter Deutschlands aufgeblasen hat, für ihn arbeitet nur die Empfehlung von Mund zu Mund“.

[9] Grimm, Suchen [1960], S. 136.

[10] Lokatis, Intelligenz, S. 248 f.

DHV-geförderter Autoren wie insbesondere Grimm und Kolbenheyer zu kippen begann, kratzte bestenfalls oberflächlich an dem Selbstbild und Gefühl des „Zukurz-gekommen-Seins".[11] Bei Grimm ist noch im April 1932, lange also nachdem sein Verlag vom DHV aufgekauft und etwa sein im Ersten Weltkrieg verfasster Propagandaroman *Der Ölsucher von Duala*[12] in der verbandseigenen, auflagestarken Buchgemeinschaft *Deutsche Hausbücherei* wiederaufgelegt worden war[13], die fixe Idee nachweisbar, „mit dem D.H.V. nichts, aber absolut nichts zu tun"[14] zu haben.

Dass die Bedeutung des eigenen Verlags, aber auch anderer völkisch-nationalistisch ausgerichteter Verlage auf dem Literaturmarkt der späten Weimarer Republik spürbar wuchs, wurde von Grimm und Kolbenheyer zwar durchaus registriert; sie relativierten die Tragweite dieser Entwicklung jedoch, indem sie sie als gerechtfertigte, ja überfällige Eindämmung der mutmaßlich nach wie vor vorhandenen Dominanz der politischen Linken interpretierten. In dieser verzerrten wie selbstgerechten Perzeption unterstützte Stapel die beiden Dichter: In einer Replik auf einen Artikel des *Berliner Tageblatts*, der vor einer „literarischen Diktatur" des DHV infolge der Langen-Müller-Verlagsfusion[15] gewarnt hatte, bemühte sich Stapel, sämtliche Kritikpunkte des *Berliner Tageblatts* auf den von der Zeitung angeblich repräsentierten „jüdisch-liberalistischen" Literaturbetrieb zurückzuprojizieren: Von einer „Diktatur" des LMV könne keine Rede sein; in Wirklichkeit habe das *Berliner Tageblatt* in der Vergangenheit eine „infame", einseitig parteipolitische Diktatur errichtet, gegen die sich die Verlagsfusion richte und zur Wehr setze. Nicht jedoch, so Stapel, um eine eigene Diktatur zu errichten, sondern lediglich um „*die* deutsche Literatur" adäquat zu fördern, die vom *Berliner Tageblatt* „zum Teil totgeschwiegen, zum Teil gehässig heruntergerissen, zum Teil wi-

[11] Von der ungeachtet aller gegenteiligen Rahmenbedingungen immerzu aufrechterhaltenen Vorstellung, auf dem deutschen Literaturmarkt auf sich allein gestellt zu sein, zeigte sich mitunter schon das Umfeld von Hans Grimm irritiert: Der mit Grimm seit 1928 befreundete, spätere Vorsitzende der Literarischen Gesellschaft Gräfelfing Theo Engelmann bestritt jedenfalls entschieden die ihm gegenüber erhobene Behauptung Grimms, er würde in Deutschland „ganz allein stehen". Diese Aussage sei unverständlich, „zumal in Hinblick auf den Beifall", den Grimms Berliner Vorträge unlängst gefunden hätten, „und den erfreulichen Erfolg der neuen Ausgabe von Volk ohne Raum". Gemeint war hier die Volksausgabe von *Volk ohne Raum*, die zu einem großen Verkaufserfolg werden sollte (vgl. Kap. 2.3.2, Anm. 420). Grimm, so Engelmann weiter, unterschätze den „Einfluss" seines „Namens bei Redaktionen, Verlegern etc." erheblich, wenn er von lediglich „schwachen Verbindungen" spreche. Dies habe er „gerade heute" an dem Chefredakteur der *Münchner Neuesten Nachrichten*, Fritz Büchner, beobachten können, der Grimm „außerordentlich" schätze (DLA, A:Grimm, Theo Engelmann an Hans Grimm, 15. Dezember 1931).

[12] Vgl. Kap. 2.1.

[13] Zur *Deutschen Hausbücherei*, die bis 1930 knapp 40 000 Mitglieder gewinnen konnte, vgl. Hamel, Verband, S. 135–145. Die Buchgemeinschaft wurde bei „Langen-Müller-Dichtern so beliebt, daß ein strenges Proporzverfahren den umkämpften Zugang zur Jahresreihe zwischen ihnen regeln mußte" (Lokatis, Verlagsanstalt, S. 102).

[14] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Mündensche Nachrichten, 5. April 1932.

[15] Zu den Hintergründen des Kaufs der Münchner Verlage Georg Müller und Albert Langen durch den DHV vgl. Meyer, Verlagsfusion, S. 21–75.

derwillig und mit Anwendung der Entwertungstechnik anerkannt“ worden sei. Nun aber, „da wir die Diktatur der Unbefugten *brechen* und der deutschen Dichtung ihre *Freiheit* zurückgeben, schreit man hinter *uns* her: Diktatur! Diktatur!“ Dass ausgerechnet das *Berliner Tageblatt* vor der Entstehung eines „allmächtigen und seelenlosen Konzern[s]“ gewarnt und sich dazu aufgerufen gefühlt hatte, „die deutsche ‚Seele‘ gegen uns [zu] schützen“, empfand Stapel als derart geschmacklos, dass er sich „an einen „alten Roués“ erinnert fühle, „der mit zweckbewußter Sentimentalität von ‚Liebe‘“ rede. Die Verlagsfusion ziele in Wahrheit darauf, „die großen deutschen und nordischen Dichter […] zu einer geistigen Gesamtwirkung“ zu vereinigen – eine Gesamtwirkung, „an der alle Taktiken derer, welche die deutsche Kultur aus *selbstsüchtigen Motiven* beherrschen“ wollten, „alle Taktiken des Totschweigens und Verlästerns, des Hohnes und der Ironie und der Brutalität zuschanden“ würden.[16]

*Sachliche Hintergründe* – Die Annahme, die deutschsprachige Literatur- und Kunstkritik sei, gemeinsam mit den wichtigsten Verlagen, infolge der Judenemanzipation des 19. Jahrhunderts sukzessive unter jüdische Kontrolle geraten, bildete schon im wilhelminischen Kaiserreich einen Grundpfeiler völkischer Kulturkritik. Nach dem Ersten Weltkrieg steigerte sich diese Vorstellung in völkischen Kreisen mitunter gar zu der panischen Warnung, nicht weniger als 95% der deutschen Presse stehe unter direktem jüdischem Einfluss.[17] Zum Verständnis solch geradezu hysterischer Übertreibungen ist es wichtig, sich die tatsächliche Bedeutung jüdischer Redakteure, Journalisten und Publizisten im Weimarer Kulturleben vor Augen zu führen.

In der Tat wurden „wichtige überregionale Tageszeitungen“ der Weimarer Republik von Juden „herausgegeben oder von jüdischen Chefredakteuren geleitet“[18]. Auch konnten einige Verlagshäuser, die seitens völkischer Autoren und Verleger mit einer explosiven Mischung aus Argwohn und Neid beäugt wurden, enorme Verkaufserfolge verbuchen. Zu nennen ist hier insbesondere der Ullstein-Verlag, dessen „höchst effizient funktionierende[s], werbestrategisch ausgefeilte[s] Verlagskonzept“ primär auf das „Bestsellergeschäft“, den „Geschmack eines Massenpublikums, aktuelle Zeitströmungen und die Unterhaltungskultur in Berlin“[19] ausgerichtet war. Die merkliche, angesichts des winzigen Bevölkerungsanteils von

[16] Sämtliche Zitate aus diesem Absatz in: Stapel, Diktatur [1931], S. 217–219 (Herv. i. Orig.).

[17] So 1924 Georg Ahlemann, der amtierende Berliner Landesleiter des Tannenberg-Bunds und spätere Landtags- und Reichstagsabgeordnete der NSDAP: „Heute kann die Vormachtstellung Alljudas auf dem Gebiet der Weltpresse nicht mehr bestritten werden. In Deutschland allein kann man getrost von 95 v[on] H[undert] Übergewicht der jüdisch beeinflußten Presse sprechen“ (Ahlemann, Einführung, S. 57). Diese Perzeption stand in einer langen Tradition völkischer Polemik, als deren vulgärste Ausformung das von Theodor Fritsch verbreitete Bild des jüdischen „Zeitungs-Polyp“ (vgl. Bibliografie) gelten darf.

[18] Büttner, Weimar, S. 292.

[19] Schneider, Romanabteilung, S. 93.

weniger als einem Prozent[20] freilich schnell erreichte Überproportionalität von Juden in der Journalistik stand – ebenso wie bei Rechtsanwälten und Medizinern – in der Tradition der bevorzugten Wahl freier Berufe, die sich auf faktische Berufsbeschränkungen in anderen Karrierezweigen und Segmenten des Arbeitsmarkts während des deutschen Kaiserreichs zurückführen lässt.[21] Von einer dominierenden Rolle von Juden konnte gleichwohl auch in den freien Berufen keine Rede sein, was antisemitische Autoren freilich nicht daran hinderte, jegliche Artikel vor allem des *Berliner Tageblatts*, der *Frankfurter Zeitung* und der *Vossischen Zeitung*, die ihren politischen und gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen zuwiderliefen, als angebliche Beweise ihrer „paranoiden Vorstellungen"[22] von „Überfremdung", „Zersetzung" und der Existenz einer „antigermanischen" Kollektividentität der Juden zu verwenden.

Dass hierbei die breit ausdifferenzierte und entsprechend heterogene großstädtische Presse, insbesondere jene der „Zeitungsstadt Berlin"[23], unzulässig auf (links-)liberale Blätter reduziert wurde, ist evident. Ebenso typisch und bezeichnend für die zeitgenössische völkische Publizistik war es, die Linkspresse in ihrer Repräsentativität einseitig zu „verallgemeiner[n]" und damit in ihrer Wirkung deutlich zu überzeichnen – insbesondere im Hinblick auf die „große Mehrheit der ländlichen Bevölkerung"[24], die wesentlich stärker von der Vielzahl „lokaler Blätter" beeinflusst wurde. Augenfällig ist darüber hinaus, dass die Problematisierung der „Überrepräsentation von Juden […] in der liberalen demokratischen Presse" überhaupt erst „unter der Voraussetzung einer durch Feindseligkeit geprägten Haltung der nichtjüdischen Mehrheit gegenüber der Minderheit"[25] möglich war. Wie wirkmächtig die „antisemitische Stigmatisierung der demokratischen Presse" war, ist nicht zuletzt auch daran ablesbar, dass entsprechend attackierte Zeitungen immer wieder personalpolitisch auf sie reagierten, etwa indem für die Berichterstattungen über „jüdische" Themen gezielt „nichtjüdische Mitarbeiter"[26] engagiert wurden. Unbelehrbare, verrannte Agitatoren deuteten dies jedoch lediglich als hinterlistige Ablenkungsmanöver und denunzieren die engagierten nichtjüdischen Autoren als willfährige Agenten des Judentums.

Trotz der eminenten Verkaufserfolge völkisch-nationalistischer Autoren und einer Vielzahl aufnahmewilliger Zeitschriften und Zeitungen regionaler und

[20] 1933 war der jüdische Bevölkerungsanteil innerhalb der deutschen Reichsgrenzen im Vergleich zu 1910 von 1,0% auf 0,77% gefallen. Die deutschen Staatsangehörigen jüdischen Glaubens lebten mehrheitlich (66,8%) in Großstädten (ab 100 000 Einwohner), 31% (ca. 160 000) davon in Berlin. Diese Konzentration war historisch unter anderem dadurch bedingt, dass den Juden „in Brandenburg-Preußen […] die Ansiedlung auf dem Land lange untersagt gewesen" war. Vgl. Büttner, Weimar, S. 284.

[21] Vgl. zu diesem Zusammenhang die kurze Zusammenfassung und weiterführende Literatur in: Armbrecht, Liebe, S. 33–37.

[22] Büttner, Weimar, S. 292

[23] Mendelssohn, Zeitungsstadt.

[24] Sösemann, Journalismus, S. 242.

[25] Suchy, Presse, S. 170.

[26] Ebd., S. 171.

überregionaler Provenienz unterliegt es dennoch keinem Zweifel, dass während der Weimarer Republik eine „enorme Kluft“ bestand zwischen den „städtischen Minderheiten mit ihren avancierten Kultur- und Lebensstilen, auf die ein großer Teil der modernen Medien der Zeit ausgerichtet war“, auf der einen Seite und der „schweigenden Mehrheit, für die das alles nur die Unsicherheit und Bodenlosigkeit ihres Lebensgefühls verstärkte“,[27] auf der anderen Seite. Dem Phänomen, dass erst die liberalen Rahmenbedingungen von Politik und Öffentlichkeit nach 1918 „Außenseitern – Demokraten, Kosmopoliten, Juden – die Möglichkeit“ gaben, „Stellungen in Gesellschaft, Geschäftsleben, Universität und Politik einzunehmen“, die ihnen zuvor „versagt worden waren“, hat Peter Gay 1970 eine ganze Studie gewidmet.[28]

Praktiken des „Totschweigens“ in LMV und HVA – Doch wie sahen die Praktiken des „Totschweigens“ innerhalb von LMV und HVA aus? Im Jahr 1930 wurde der damals erst 26-jährige Gunther Haupt von Gustav Pezold, dem kurz zuvor auf Initiative Kolbenheyers neu berufenen Direktor des GMV[29], als leitender Verlagsangestellter engagiert.[30] Diesen Posten behielt Haupt auch nach der Gründung des LMV im Jahr 1931. Sein zunächst sehr enges Verhältnis zu Pezold als Verlagsdirektor sollte sich in der Folgezeit jedoch nach und nach verschlechtern.[31] In seinen nach dem Zweiten Weltkrieg verfassten Erinnerungen *Einer in der Zeit* schildert Haupt plastisch die Pressearbeit des Verlags, deren Belebung und Mitgestaltung zu seinem eigentlichen Aufgabenbereich wurden.

In seiner Funktion als leitender Verlagsangestellter versandte Haupt nicht nur zahlreiche „Besprechungsexemplare, zum Vorabdruck oder Nachdruck geeignete Buchauszüge sowie hausgemachte empfehlende Besprechungen“ an verschiedenste Zeitungen und reiste durch „ganz Deutschland“, um gezielt „Feuilletonredaktionen aufzusuchen und persönliche Beziehungen herzustellen“ – Bemühungen, die nicht immer von Erfolg gekrönt worden, im Wesentlichen aber „gut an[gekommen]“[32] seien. Neben diesen Netzwerktätigkeiten umfasste Haupts Arbeitsalltag auch eine Praxis, die verdächtig an jene Methode des „Totschweigens“ und prinzipiellen Herabwürdigens politisch-weltanschaulich differierender Autoren erinnert, welche die deutsche Rechte dem „jüdisch-liberalistischen“ Literaturkritik immer wieder vorwarf. Ein besonders beschwerlicher Zwang seiner damali-

[27] Koenen, Vesper, Ensslin, Baader, S. 44.
[28] Vgl. Gay, Republik, S. 10.
[29] Zu den Hintergründen der Berufung Pezolds (1891–1961) zum Leiter des GMV und den maßgeblichen Einfluss, den Kolbenheyer in diesem Zusammenhang ausgeübt hat, vgl. Meyer, Verlagsfusion, S. 63–68.
[30] Pezold übertrug Haupt die Leitung der Presseabteilung. Vgl. Meyer, Verlagsfusion, S. 72, 77.
[31] Ebd., S. 141.
[32] Haupt, Zeit, S. 92. Auf diese Weise ergaben sich nach der Darstellung Haupts beispielsweise zu Wilhelm Westecker (1899–1974), dem für die Literaturbeilage zuständigen Redakteur der *Berliner Börsen Zeitung*, sowie zu Hans Franke (1893–1964) dem Leiter des Feuilletons der in Heilbronn erscheinenden *Neckar-Zeitung*, „freundschaftliche Beziehungen, die lange angehalten haben“.

gen Verlagsarbeit, so Haupt, sei es gewesen, dass er auf die ausdrückliche Weisung Pezolds hin „gezwungen" gewesen sei, „beständig Mittelmäßiges" aus den eigenen Verlagsreihen „als weltbewegend zu preisen", wohingegen er auf der

„gegenüberliegenden Seite des literarischen Frontenkrieges […] nichts, aber auch rein garnichts anerkennen durfte. […] Alles, was nicht in den durch und durch ‚deutschen' Verlagen erschien, was – und das war ja auch eine der verrückten Maximen der Zeit – nicht in Fraktur, sondern in der als undeutsch geltenden Antiqua gedruckt war, durfte nur mit verächtlichem Lächeln abgetan, wenn nicht gar verdammt werden."[33]

Diese Praxis habe „nicht etwa nur für jüdische und politisch links stehende Autoren" gegolten, sondern beispielsweise auch „für Thomas Mann [und] Hermann Stehr, der aufgrund seiner Freundschaft mit Walther Rathenau als Judenfreund" gegolten habe. Zur kritischen Berichterstattung seien die Verlagsangestellten auch im Fall von Hermann Hesse verpflichtet worden, da dieser „als Landesverräter angesehen wurde, weil er sich der aktiven und literarischen Teilnahme am Kriege entzogen hatte und zudem 1921 Schweizer Bürger geworden war". Besonders betroffen habe diese „höchst einseitige und bornierte Entweder-Oder"-Politik Pezolds den Prokuristen Karl Krause[34], in dessen Verantwortungsbereich die wenig beneidenswerte Aufgabe gelegen habe, „die ältere Romanproduktion des Verlages, darunter also auch ziemlich viel Minderwertiges, so lukrativ wie möglich auf den Unterhaltungsseiten der Presse unterzubringen". Krause habe diese Aufgabe indes „mit viel Geschick und Einfallsreichtum" und einem „sehr sicheren Instinkt für Machbarkeit und Erfolg" bewältigt. Indes erwuchs aus dieser Tätigkeit rasch ein „peinliche[r] Widerspruch", da Pezolds Vorgaben, auch „schundige Fortsetzungsromane zweifelhafter Autoren an die Presse [zu] verhökern", eklatant mit dem Selbstanspruch des Verlags kollidiert sei, „betont für die völkische ‚Reinheit' der deutschen Literatur ein[zu]treten"[35].

Doch nicht nur in der Retrospektive, sondern auch schon zeitgenössisch wurde in DHV-Kreisen über die massiven und als unsachgemäß empfundenen Eingriffe Pezolds in die Literaturkritik geklagt – wenn auch hinter vorgehaltener Hand. So beschwerte sich Will Vesper, Herausgeber der 1928 vom DHV aufgekauften Zeitschrift *Die neue Literatur*[36], im Juli 1932 bei Wilhelm Stapel über Pezolds Einmischungen in die Redaktionsarbeit und monierte, er versuche schließlich auch nicht, auf Pezolds Verlagsangelegenheiten Einfluss zu nehmen, obgleich er „sehr viel Einwendungen zu machen hätte"[37]. Wie stark Vespers Zeitschrift bereits zu diesem Zeitpunkt zu einem Marketingwerkzeug des DHV – und also der von dem Verband protektierten Autoren, allen voran Grimm und Kolbenheyer – he-

[33] Haupt, Zeit, S. 95.

[34] Krause war schon im GMV „für Romanvertrieb und Propaganda, und damit für die Verbindung zur Presse zuständig" gewesen (Meyer, Verlagsfusion, S. 36). Krause wurde im Juni 1931 entlassen und beging daraufhin im Verlagsgebäude Selbstmord. Zu den Hintergründen vgl. ebd., S. 75–82.

[35] Haupt, Zeit, S. 95f.

[36] 1928 trug die Zeitschrift noch den Namen *Die schöne Literatur*, die Umbenennung erfolgte 1931.

[37] DLA, A:Stapel, Will Vesper an Wilhelm Stapel, 28. Juli 1932.

rabgesunken war, zeigt sich an dem Eingeständnis Vespers, die Autarkie über die Inhalte seiner Zeitschrift mittlerweile verloren zu haben: „Ich muß in der ‚Neuen Literatur‘ schon allzuoft beide Augen zudrücken“[38].

Dass auch in der HVA „die Abneigung gegen sogenannte ‚Jüdische Literaten‘“ nicht nur „zum guten Ton“ gehörte, sondern der Antisemitismus schlechterdings zu ihrem „Geschäftsprinzip“ wurde, das es ihr ermöglichte, „jede beliebige Konkurrenz […] als ‚verjudet‘ zu denunzieren“[39], hat Siegfried Lokatis herausgearbeitet. Die nicht zuletzt antisemitischen Motive des DHV bei seiner Entscheidung zum Aufkauf von ALV und GMV bestätigte 1931 auch der Verbandshistoriograf des DHV, Albert Zimmermann. Demnach war die Entscheidung zum Erwerb der Verlage auch von der Überlegung motiviert, dass beide Verlagshäuser andernfalls Gefahr gelaufen wären, „in jüdische Hände zu fallen“. Hier habe es der Verband als seine Pflicht und Aufgabe empfunden, die Verlage „vor diesem Schicksal zu bewahren: Denn wir wollen nicht, dass der geistige Besitz unseres Volkes von Volksfremden, ob sie nun Mosse oder Ullstein heißen, verwaltet wird“[40].

Verworrene Fronten – Die von Grimm, Kolbenheyer und Stapel – und mit ihnen von zahlreichen anderen DHV-geförderten Autoren – gepflegte, verführerisch bequeme Vorstellung einer fein säuberlich in „Freund“ und „Feind“ gliederbaren Öffentlichkeit erweist sich rasch als ein Erklärungsmodell, das dem Weimarer Literaturmarkt nur bedingt gerecht wird. Dass sich zwischen politisch rechts- und linksorientierten Blättern und Publizisten generell eine tiefe, in einigen Fällen schier unüberbrückbar scheinende Kluft auftat, bleibt zwar unbestritten. Wirft man jedoch einen näheren Blick auf einige der Vorstellungen und Überzeugungen Grimms, Kolbenheyers und Stapels, so zeigt sich bald, dass die zwischen Freund und Feind gezogenen Grenzlinien erhebliche Unschärfen besaßen.

Vor allem ist in diesem Zusammenhang auf das klischeelastige, simplifizierte Bild großer Tageszeitungen und ihrer Feuilletons zu verweisen, besonders jenem der *Frankfurter Zeitung*. Schon der Sachverhalt, dass etwa der Literaturhistoriker Werner Mahrholz nach 1918 mehrfach mit ausführlichen, lobenden Kritiken für Kolbenheyer hervortrat[41], zugleich aber in der „ersten Hälfte der 20er Jahre“ ein

[38] Ebd.

[39] Lokatis, Stapel, S. 32.

[40] Zimmermann, Mosse, S. 188. Dass zunächst einmal finanzielle Gewinnerwartungen für die Entscheidung des DHV ausschlaggebend waren, versteht sich von selbst. Doch ohne Berücksichtigung ideologischer Motive bliebe eine Erklärung unvollständig. Zu den Verlagsunternehmen Mosse und Ullstein vgl.: Mendelssohn, Zeitungsstadt, S. 80–101; Eksteins, Limits, S. 104–137.

[41] Vgl. v. a. Mahrholz, Dichtung, S. 234–246, sowie: Ders., Bemerkungen. In letzterem Aufsatz zog Mahrholz folgendes Fazit: Wenn Kolbenheyer „den Weg zum Herzen aller deutschen Volksgenossen“ fände, „so wäre dies uns allen zum Heil, denn schließlich sind die Dichter zu allen Zeiten Führer und Gewissensstärker gewesen und keine Zeit hat führende Menschen nötiger gehabt als die unsere. Sie aber sind Führer in eine Zukunft der deutschen Seele, welche alle erhoffen, denen das Deutschtum nicht ein Geschäft oder ein Wort, sondern eine lebendige Wirklichkeit und eine Hoffnung der Zukunft ist“ (S. 188).

„häufig[er] Beiträger des Feuilletons der ‚FZ' in Sachen Philologie"[42] war, muss hier stutzig machen. Dass Mahrholz im November 1921 Kolbenheyer in der *Vossischen Zeitung,* die in der völkischen Polemik seit jeher zum Kern der „jüdisch-liberalistischen" Totschweigeverschwörung gerechnet wurde, zudem in einer sehr positiven Besprechung als Erzieher „zur Deutschheit und zur Volksgemeinschaft"[43] zelebrierte, macht es nicht leichter, wollte man die Vorstellung eines unzweideutig feindlichen Verhältnisses zwischen dem liberalen Weimarer Blätterwald und einem Autor wie Kolbenheyer aufrechterhalten. In Wirklichkeit war die Situation sehr viel offener. Zwischen den literarischen Teilöffentlichkeiten der Weimarer Republik agierten mit Autoren wie Werner Mahrholz Grenzgänger, die in beiden Welten Anschluss fanden.

Insgesamt, so haben die Forschungen von Almut Todorow gezeigt, setzte sich im Feuilleton der *Frankfurter Zeitung* erst „in den späteren Weimarer Jahren", unter der Federführung von Siegfried Kracauer und Benno Reifenberg, die von Grimm, Kolbenheyer und Stapel mit so großer Skepsis und Verunsicherung betrachtete „Moderne" durch „und mit ihr auch das Bewußtsein […] von Massengesellschaft und Massenkultur, industrieller Ästhetik und Medienkonkurrenz"[44]. Hinsichtlich der „sogenannte[n] Judenfrage" zog sich die *Frankfurter Zeitung* – die sich trotz ihrer jüdischen „Eignerfamilie Simon-Sonnemann" ausdrücklich „weder programmatisch noch wirtschaftlich als jüdische Zeitung" verstand – auf eine rein defensive Stellung zurück, indem sie jede „bösartig ausgrenzende und diabolisierende Aggressivität" zur Angelegenheit „rechtskonservativ-völkischer und antisemitischer Kreise und ihrer Presse" erklärte, die sie nichts angehe. Darin kam die fatale „Wunschvorstellung liberaler und linker Kreise"[45] zum Ausdruck, nach der sich die „Judenfrage" in einem vorurteilsfreieren und vernunftbestimmteren Diskurs der Zukunft gleichsam von selbst lösen werde.

Ein besonders sprechendes Beispiel für die Projektion eigener Vorurteile und Ressentiments auf den Literaturmarkt und die Medienlandschaft der Weimarer Republik lieferte Stapel im November 1931. Er warnte Kolbenheyer damals eindringlich vor dem Herausgeber der konservativen Zeitschrift *Die Tat*[46] und späteren Vertrauten Axel Springers, Hans Zehrer.[47] Den „gewaltigen Aufstieg", welchen

[42] Todorow, Philologie, S. 35.

[43] Vgl. Mahrholz, Paracelsusroman: „Hier ist ein Werk, das mehr zur Erziehung zur Deutschheit und zur Volksgemeinschaft wirken kann als viele Geschichtswerke mit noch so starkem nationalen Pathos, weil hier durch das geschichtliche Kostüm hindurch ein Mensch und eine Zeit sprechen, die unserer Menschlichkeit und unserer Not aufs tiefste verbunden und verwandt sind".

[44] Todorow, Philologie, S. 35. Für eine ausführliche Darstellung vgl. Dies., Feuilleton.

[45] Dies., Philologie, S. 36.

[46] Vgl. Hübinger, Tat.

[47] Zur Biografie Hans Zehrers (1899–1966) vgl. Demant, Schleicher. Spezifisch zur „zweiten Karriere" Zehrers nach 1945 siehe: Sothen, Zehrer. Hatte *Die Tat* zunächst noch einen „offenen Charakter, wenn auch unter zunehmend republikkritischen Vorzeichen" besessen, so gab Zehrer der Zeitschrift zu Beginn der 1930er Jahre „eine stärker politische Ausrichtung und brachte sie auf einen grundsätzlich rechtsrevolutionären Kurs" (Graf, Zukunft, S. 44). Damit ging auch eine erhebliche Auflagensteigerung (bis zu 10 000 Exemplare) einher, womit in die-

die neue Zeitschrift unter dem „Halbjude[n]“ Zehrer in den Jahren zuvor erlebt hatte, führte Stapel „besonders“ auf die „Aufsätze von [Ferdinand] Fried“ zurück – ein Pseudonym, hinter dem sich ein Jude verberge. Zu seinem großen Unglück sah Stapel ausgerechnet „die jüngeren Nationalsozialisten in Scharen“ Zehrers Zeitschrift zulaufen, woran ihm einmal mehr „das deutsche Verhängnis“ offenkundig zu werden schien, dass „die national gutwilligen Deutschen sich unter die Führung oberflächlicher, gewandter jüdischer Journalisten begeben“[48] und somit vom rechten Weg abgebracht würden. In der Realität nahm sich die Situation freilich anders aus: Zwar war „Ferdinand Fried“ in der Tat ein Pseudonym, hinter dem sich jedoch kein jüdischer Autor verbarg, sondern Ferdinand Friedrich Zimmermann[49], später Hauptschriftleiter der *Münchner Neuesten Nachrichten*, SS-Obersturmbannführer, Mitarbeiter im Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und Autor der 1937 im Goslarer Blut-und-Boden-Verlag erschienenen antisemitischen Hetzschrift *Der Aufstieg der Juden.*

### 3.1.2 Das Verhältnis Kolbenheyers zur Weimarer Presse

> *Das Tiefste, Verborgene und immer Lebendige deutschen Geistes, die unverlierbare, ratlos suchende Kraft unseres Volkes hat – seit Wilhelm Raabe gestorben ist – keinen würdigeren, keinen größeren Meister und Former gefunden als Kolbenheyer. […] Im Bekenntnis zu ihm begegnen und erkennen sich die Gläubigen, die Jungen, die Geläuterten und die Gereiften, die Sehnsüchtigen und die Brünstigen, in deren Herzen tief innen heimlich und trächtig wahrhaft deutsches Wesen glüht und schafft.*[50]

Von den moralischen Pflichten der „Nationalen Mittler“ – Wie bei den Universitätsprofessoren[51] zeigte Kolbenheyer auch gegenüber den Vertretern der „Rechtspresse“ keine Scheu, sie vorwurfsvoll an ihre große, angeblich nur unzureichend eingelöste Pflicht gegenüber der zeitgenössischen, „artgerechten“ deutschen Dichtung – und nicht zuletzt gegenüber seinem eigenen Œuvre – zu erinnern. Eine solche Gelegenheit bot Kolbenheyer ein an ihn gerichteter Brief des Schriftleiters der *Politischen Wochenschrift* Hermann Ullmann[52] vom Oktober 1927, in dem Ullmann in einem polemischen Rundumschlag dem Gros der Autoren der deutschen Rechten jedes literarische Talent absprach und ihren Lesern

ser Hinsicht Stapels *Deutsches Volkstum* deutlich überflügelt wurde. Auch daraus mögen sich Stapels Warnungen gespeist haben.

[48] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Oktober und 1. November 1931.

[49] Zum Werdegang Zimmermanns (1898–1967) siehe: Klee (Hg.), Kulturlexikon, S. 685.

[50] Rauch, Kolbenheyer, S. 332.

[51] Vgl. Kap. 3.5.

[52] Zum freundschaftlichen Verhältnis zwischen Kolbenheyer und Ullmann vgl. Kap. 2.3.1.

völlige Anspruchslosigkeit attestierte.[53] Kolbenheyer wies diese Ansicht scharf zurück; die „unbedingte Schuld" an den geringen Erfolgen der „aufbauenden deutschen Dichtung" sah er nicht auf Seiten der Leser, sondern allein auf Seiten der „nationalen Presse" und dem „nationalen Zeitschriften- und Verlagswesen"[54]. Verheerend wirke insbesondere deren Streben, „lediglich die Menge zu befriedigen […], die auf minderwertige Literatur eingestellt" sei. Allzu rar, so Kolbenheyer, seien Schriftsteller von dem Format und „Schneid eines [Wilhelm] Stapel", die „frei für sich bestehen" könnten und auch ein Gespür dafür entwickelt hätten, wie sehr die „durch den Zivilisationsterror der Juden und der Politiker […] urteilslos" gemachten Deutschen „darauf warten" würden, „geführt zu werden". Der eklatante Mangel solcher Persönlichkeiten sei „schauderhaft", die Gesamtlage schlicht „zum Dreinschlagen!" Der fehlende Weitblick der „Rechtspresse", ihr geringer Mut zu „kämpfen" und ihre Bereitschaft für „Kitsch […] einzustehen" durften laut Kolbenheyer nicht auf die Leser abgewälzt werden. Während die „liberale Presse […] ihr geschäftliches und ihr spezifisch kulturelles Rückgrat" habe, besitze die „nationale Presse" lediglich „ein geschäftliches", jedoch „kein kulturelles Rückgrat"[55].

Was aber erwartete Kolbenheyer konkret von der „Rechtspresse"? Worin sah er ihre Aufgaben und Pflichten? Einen Einblick gewährt ein Vortrag, den Kolbenheyer im Juni 1931 bei einem Dichtertreffen auf Schloss Osterstein im thüringischen Gera hielt. Das Treffen wurde von dem Erbprinzen des Fürstenhauses Reuß, Heinrich XLV., organisiert.[56] In seinem Vortrag *Über die biologische Funktion der Dichtkunst* konfrontierte Kolbenheyer das „deutsche Mittlertum in der Literatur"[57] mit dem Vorwurf, „in einer großen und bedeutsamen Kampfeszeit bisher

[53] Vgl. KAG, Hermann Ullmann an Erwin Guido Kolbenheyer, 23. Oktober 1927: „Das Publikum u[nd] die Rechtskreise vertragen nun einmal künstlerische Qualität nicht. Der richtige ‚Konservative' von heute […] ist ja überhaupt zumeist nur scheinbar konservativ, in Wahrheit reaktionär, aus irgend einem unsachlichen Privat- und Nebenmotiv heraus. Ich weiß jetzt, was dazu gehört, ‚Erfolg' zu haben und dieser Einblick kann einem allen Mut nehmen […]. Es ist greulich, was verlangt wird und ‚geht'. Kein Wunder, daß die sog[enannten] Geistigen zum [Berliner] Tageblatt fliehn. Wo bekommt man auf unserer Seite 200 000 Intellektuelle auf diesem Niveau zusammen […]?"

[54] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hermann Ullmann, 27. Oktober 1927 (Durchschlag).

[55] Ebd.

[56] Zur Entstehungsgeschichte der Dichtertagung vgl. Mittenzwei, Untergang, S. 167–169. Die Affinität Heinrichs XLV. für die NSDAP ist durch Tagebuchaufzeichnungen Joseph Goebbels belegt: „Hofprediger Döring habe ich nun ganz gewonnen. Ebenso einen Prinz Reuß, der uns sofort kapierte". Und in einem späteren Eintrag: „Unterredung mit Erbprinz Reuß über unsere n[ational]s[ozialistische] Bühne. Er soll sie im nächsten Spielplan übernehmen. Macht einen guten, klugen Eindruck, aber ob er's schafft?" (Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 2/I, S. 159, 333).

[57] Kolbenheyer, Funktion [1931], S. 237. Als Anwesende in Gera sind belegt: Harald Braun, Paul Joseph Cremers, Karlfried Graf Dürckheim, Albrecht Erich Günther, Hanns Johst, Felix Krueger, Karl Benno von Mechow, Börries von Münchhausen, Wilhelm Schäfer, Eugen Schmahl, Wilhelm Stapel, Hermann Stehr, Josef Magnus Wehner, Wilhelm Westecker und Erich Wiechert. Hans Grimm sagte sein Kommen ab, nachdem Wilhelm Frick entgegen der ursprünglichen Konzeption nicht mehr zu den Veranstaltern zählte: „[Die Tagung] sollte ursprünglich ausgehen von dem Minister Frick und dem Erbprinzen, wäre also eine politische

versagt“ zu haben. Kolbenheyer sprach von einer „Mittlerkrisis“: Der „am Aufbau schaffende Dichter“ habe „heute keine geschlossen reagierende Mittlergruppe hinter sich“, die sich mit jener der „devastierenden Literatur“ der „Gegenseite“ messen könnte. Vor allem fehle es den Schriftleitern und Journalisten des rechten Lagers an der Bereitschaft, sich uneigennützig als „Pionier und Wegbereiter“ in den „Dienst der Kunst zu stellen“. Stattdessen gefalle sich jeder darin, Kunstkritik und Literaturvermittlung je „auf seine eigene Weise“[58] zu betreiben. Der Euphemismus „pionierhafter Dienst“ verweist hier auf das Wesentliche: Kolbenheyer verlangte die bewusste (nicht zuletzt intellektuelle) Unterordnung der Publizistik gegenüber der Dichtung – auch unter Preisgabe eigener Überzeugungen. Unter „Dienst“ verstand er „nicht etwa“ nur „da und dort eine wohlwollende Geste zuzulassen oder selbst zu äußern, sondern innerlich und ununterbrochen sich einzusetzen“ und dabei „die eigene, in dieser oder jener Teilansicht vielleicht abweichende, Meinung nicht als das Um und Auf der Kunst eines Schaffenden entgegen zu werfen.“ Kolbenheyer bekämpfte ausdrücklich den in seinen Augen „gefährlichen und häufigen Hang der deutschen Mittler, eine besserwisserische Meinung auch einem Meister der Kunst gegenüber wie einen Felsbau der Überzeugung aufzutürmen, nach dem er sich zu orientieren habe“[59].

Die meisten der nach Gera angereisten Literaturkritiker reagierten auf die Vorwürfe und Forderungen Kolbenheyers verständlicherweise abwehrend. Schon Hermann Ullmann hatte in diesem Zusammenhang vorsichtig den fehlenden Weitblick Kolbenheyers angesprochen[60], wich ansonsten aber – merklich darum bemüht, den befreundeten Dichter nicht vor den Kopf zu stoßen – aus angebli-

Tagung bestimmt gewesen. In diesem Falle, wenn also Frick, eine Person des Staates und der Repräsentant derjenigen Partei, bei der unsere Zukunft wahrscheinlich liegt, eingeladen hätten, wäre ich trotz manchen Bedenken hingefahren“ (DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 30. Mai 1931).

[58] Kolbenheyer, Funktion [1931], S. 236f.

[59] Ebd., S. 237f. Dass Kolbenheyer diesen „Geist von Gera“ auch privat weiterzutragen versuchte, zeigt ein Briefwechsel mit Josef Hofmiller (1872–1933) aus dem Herbst 1931. Kolbenheyer versuchte Hofmiller zu überreden, seine Tätigkeit als Gymnasiallehrer, die nur seine „sekundäre Bestimmung“ sei, aufzugeben, um sich ganz der Literaturgeschichte zuzuwenden. Hofmiller müsse „den, sei's auch für Sie schmerzlichen, Willen“ entwickeln, seine „Belesenheit, die Witterung hat […], in den Dienst“ der Dichtung zu stellen. Hofmiller habe die moralische Verpflichtung, seinen Teil dazu beizutragen, „das internationalistische, jüdisch-terrorisierte Literatengeschmeiß zurechtzurütteln“, was er am besten dadurch erreichen könne, schriebe er „dem deutschen Volk eine Literaturgeschichte unsrer Zeit“. Würden nationale Schreiber „jetzt nicht zupacken“, so werde „unser Volk“ dereinst „mit Fingern auf uns weisen“ (DLA, A:Hofmiller, Erwin Guido Kolbenheyer an Josef Hofmiller, 30. September 1931). Hofmillers klare Absage – niemals werde er den notwendigen Leseaufwand auf sich nehmen und auf seine alten Tage am Ende gar noch Bücher Feuchtwangers lesen (KAG, Josef Hofmiller an Erwin Guido Kolbenheyer, 5. Oktober 1931) – enttäuschte Kolbenheyer, der seinem feurigen Plädoyer gute Erfolgschancen ausgerechnet hatte. Hofmillers Entscheidung sei „ein Verlust für diese kämpfende Zeit“ (DLA, A:Hofmiller, Erwin Guido Kolbenheyer an Josef Hofmiller, 7. Oktober 1931).

[60] „Du hast recht und auch nicht. Du siehst die Dinge zu sehr in Richtung: Organisation, zu sehr von außen. Das klingt sonderbar und ist doch so“ (KAG, Hermann Ullmann an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. Dezember 1927).

chen Zeitmangel einer weiteren Diskussion aus. Angesichts dessen, dass Ullmann auf ein bis auf das Jahr 1909 zurückreichendes, persönliches Engagement für Kolbenheyer verweisen konnte, ist seine irritierte Haltung zu dessen verallgemeinernden Vorwürfen sehr verständlich und nachvollziehbar.[61]

In Gera reagierte besonders der Feuilletonleiter der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, Paul Fechter[62], der dem Erbprinzen zuvor bei der Auswahl der einzuladenden Personen behilflich gewesen war[63], mit amüsierter Ironie auf Kolbenheyers Auslassungen. Noch in Fechters Erinnerungen findet sich über das Dichtertreffen die Anekdote, dass er, kaum in Gera angekommen, direkt von Kolbenheyer in Beschlag genommen und mit einem länglichen „Vortrag über die Verpflichtungen der Kritik gegenüber den deutschen Dichtern als den eigentlichen Trägern des Geistes" beglückt worden sei. Fechter bedankte sich laut eigener Darstellung bestens für die erhellenden Erläuterungen des Dichters, „noch nie" habe er „die Prinzipien der kritischen Arbeit so klar entwickelt vor mir gesehen" wie in Kolbenheyers Referat, aus dem er „die wertvollsten Anregungen mitnähme"[64]. Dass die ironische Distanz dieser rückblickenden Zeilen die damalige Reaktion Fechters durchaus authentisch wiedergibt, ist einem unmittelbar nach dem Dichtertreffen verfassten Brief an Hans Grimm zu entnehmen. Fechter, der nicht an mangelndem Selbstbewusstsein litt, betonte darin: „Ich habe ein paar Mal dort beim Erbprinzen fürchterlich lachen müssen; Kolbenheyer ist, wie Sie ihn schilderten – als Opfer nahm er mich. Aber ich habe mich nach Kräften gewehrt"[65].

Kolbenheyer entging es nicht, dass er mit seinem Plädoyer bei Fechter auf Granit gebissen hatte: „Herr Fechter", so schrieb er in seiner Autobiografie, „fühlte sich angegriffen und hat mir mein Thema und seine Behandlung kaum mehr verziehen"[66]. In einer raren Anwandlung von Selbstkritik betonte Kolbenheyer allerdings, bei seinem Appell auf Schloss Osterstein womöglich „etwas eindringlich" vorgegangen zu sei. Wirkung gezeigt hätten sein Worte gleichwohl: „[E]s

[61] 1909 besprach Ullmann in *Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland* den Roman *Amor Dei*, 1912 folgte ein Artikel im Wiener *Deutschen Tageblatt* (Nr. 29 des Jahrgangs), 1913 schließlich ein Artikel in der Literaturzeitschrift *Eckart*. Die zum Entstehungszeitpunkt des Briefs jüngste Rezension war am 24. Dezember 1925 in der *Politischen Wochenschrift* erschienen. In ihr wurde Kolbenheyer von Ullmann als der seinerzeit „innerlichste und aus seiner Innerlichkeit heraus stärkste Künder des deutschen Wesens" beschrieben, der insbesondere durch seine historischen Romane in einzigartiger Weise „Seelen- und Geistesbewegung" der Vergangenheit ins Licht gehoben habe, „die damals das deutsche Volk neu schuf" und die bis heute „noch nicht ausgelebt" seien. Kolbenheyers Werk gehöre „zu den tröstlichen Erscheinungen dieses heutigen Deutschlands" – einer in den Augen Ullmanns „von Journalismus und Literatentum durchseuchten Zeit". „Die Frage: Was ist deutsch? Um welche Werte kämpfen wir? – hier werden wir dichterisch von ihr erlöst" (Ullmann, Ingenium, S. 688).

[62] Vgl. Kap. 3.1.3.

[63] Vgl. Fechter, Menschen, S. 180f.

[64] Ebd., S. 184f. Am Tag darauf, so Fechter, habe er dann aber „die Genugtuung" gehabt, dass sich bei einem Gespräch mit Kolbenheyer und Stapel „ein langes biologisch-philosophisches Gespräch" entwickelt habe, das angenehmerweise „ohne berufliche Abschweifungen" ausgekommen sei.

[65] DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 6. Juni 1931.

[66] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 96.

kam zu lüftenden Streitgesprächen, die ich mit den Publizisten weiter fortsetzte“[67]. Diese retrospektive Einschätzung der Ereignisse ist gewiss nicht völlig falsch, jedoch relativierungsbedürftig. Dies zeigt nicht nur die Reaktion Fechters, der in jene „lüftenden Streitgespräche“ involviert gewesen war. Auch Eugen Schmahl, damals verantwortlich für die kulturpolitische *Kreuzzeitungs*-Beilage „Zeitenspiegel“, brachte von der Tagung „den Eindruck mit nach Hause“, dass „mit Menschen, wie Kolbenheyer etwa, im Sinne einer Gemeinschaftsbildung, die über den hintergründigen Interessenskreis des Einzelnen hinausgeht und sich in den Dienst einer außerpersönlichen Sache stellen will […] nichts anzufangen“ sei. Die nach Gera gekommenen „Jüngeren“ hätten vor Ort im Wesentlichen geschwiegen und seien sich „in dieser Welt selbstgefälliger Größen“ „reichlich verlassen und verloren“[68] vorgekommen. Nicht alle „nationalen Mittler“ aber blieben von Kolbenheyers Ermahnungen unbeeindruckt, wie am Beispiel des Literaturhistorikers und Kunstkritikers Conrad Wandrey näher illustriert werden wird.[69]

Das öffentliche Echo auf die Vollendung der Paracelsus-Trilogie (1925) – In seiner Autobiografie bilanzierte Kolbenheyer lapidar, dass der Inhalt und die sprachlich-stilistische Form seiner *Paracelsus*-Trilogie[70] „nur deutsches Blut“ habe „ansprechen können“; „fremdes“ Blut sei gleichsam naturnotwendig „kaum oder überhaupt nicht bewegt“ worden. Kolbenheyer glaubte hier nicht etwa an eine autonome Entscheidung oder an ehrliches Missfallen kritisch-distanzierter Leser. Als ausschlaggebend galten ihm allein die überindividuellen Mächte des Blutes und der Abstammung: „Jüdische Literaten und Rezensenten und deren Assimilaten“ seien „*innerlich* genötigt“ gewesen, die „Darstellungsweise abzulehnen“. Entsprechend seien sie an sein Werk „nicht heran“ gekommen, hätten sich aber in der „versteckte[n] Gehässigkeit des emotional Ausgeschiedenen“[71] gleichwohl gegen ihn verschworen. Kolbenheyer glaubte, die Rezensenten präzise in einen angeblich aufgrund innerer Artverwandtschaft einsichtig-lobendenden und einen mutmaßlich aus „undeutscher“ Art heraus verständnislos-ablehnenden Flügel trennen zu können. Kritische Distanz zu seinen Werken reichte dabei als Beweis „undeutscher“ Art und Gesinnung, welche Kolbenheyer zugleich als ausreichende Erklärung für geäußerte Kritik oder vorhandenes Desinteresse behandelte. Aus diesem bezeichnenden Zirkelschluss darf indessen nicht geschlossen werden, dass es bei der zeitgenössischen Rezeption der *Paracelsus*-Trilogie tatsächlich zu einer hitzigen, kontroversen Debatte gekommen wäre, in der sich eine Front von Kolbenheyer-Befürwortern und eine Front seiner Gegner gegenübergestanden seien. In Wirklichkeit fielen die zahlreichen Besprechungen, die nach der Publikation des letzten Bands der Trilogie im Jahr 1925 erschienen, in ihrer überwältigenden Mehrheit wohlwollend bis hymnisch aus. Der sogenannte Gegner glänzte mit Abwesenheit und gab sich in erster

[67] Ebd., S. 95 f.
[68] DLA, A:Grimm, Eugen Schmahl an Hans Grimm, 5. Juli 1931.
[69] Vgl. Kap. 3.1.5.
[70] Vgl. die Hinweise in Kap. 2.3.2.
[71] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 225 (Herv. i. Orig.).

Linie durch die Verweigerung zu erkennen, in den Lobgesang mit einzustimmen. Die Haltlosigkeit der Behauptung Kolbenheyers, während der Weimarer Republik ein „totgeschwiegener" Autor gewesen zu sein, soll exemplarisch das Presse-Echo auf die Vollendung der *Paracelsus*-Trilogie illustrieren.

Mit den abschließenden Worten des dritten Bands seiner Trilogie – „Ecce ingenium teutonicum" – gab Kolbenheyer selbst das Stichwort zu einem zentralen Topos der Rezeption seinen literarischen Hauptwerks. Kolbenheyer habe es, so wollten es zahlreiche Rezensenten, durch das Porträt seines Romanprotagonisten vollbracht, grundlegende Züge deutsch-germanischer Wesens- und Geistesart freizulegen. Sein Streben, „das Wesen des deutschen Menschen in Gestaltung zum Ausdruck zu bringen", so der österreichische Literaturhistoriker Ernst Alker in der Monatsschrift *Das deutsche Buch*, habe in der *Paracelsus*-Trilogie „beglückende Erfüllung"[72] gefunden. Worin aber bestanden jene Wesenszüge? Kolbenheyer stilisierte Paracelsus zum „Befreier von lateinischem Zwang und mediterraner Überfremdung", mit besonderem Fokus auf den angeblich unauflöslichen „Gegensatz zwischen germanischem und mittelmeerischem" beziehungsweise zwischen dem „deutschen und christlichen Denken und Leben"[73]. Grundlage dieses Gedankens war Kolbenheyers Perzeption des Reformationszeitalters als „Schwellenzeit"[74]. Nach seinem Geschichtsverständnis hatte sich „der deutsche Geist" während der Reformation nach einer jahrhundertelangen Gängelung durch eine ihm „fremde mediterrane (mittelländische) Geisteshaltung" erstmals im „Bewußtsein eigener Mündigkeit" zu lösen und zu emanzipieren begonnen und dabei seine „eigene Art und Sprache" behauptet. Spätestens seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs sah Kolbenheyer dieses frühe Aufscheinen deutscher Wesensart jedoch wieder durch eine „Welle des englischen und französischen Rationalismus"[75] unterdrückt, dessen Höhepunkt die spätere Aufklärung gebildet habe.

Doch zurück zur *Paracelsus*-Rezeption: „Unwillkürlich", so der durch zahlreiche Artikel über Kolbenheyer hervorgetretene Karl Fuß in der Zeitschrift *Hellweg*, übertrage der Leser die Worte „ecce ingenium teutonicum" nach dem Ende der Lektüre „auf den Dichter selbst", denn in ihm vereinigten sich „Deutschheit und Mannheit und ein hoher Geist"[76]. Den Topos, Kolbenheyer habe in seiner Trilogie den innersten Wesenskern des deutschen Menschen freigelegt, griff auch der mit dem Dichter seit den frühen 1920er Jahren bekannte Hermann Werner auf, ein

[72] Alker, Kolbenheyer, S. 385.

[73] Keller, Nationalismus, S. 117f.

[74] Zu dem Konzept der „Schwellenzeit" vgl. Kap. 3.3.1.

[75] Kolbenheyer, Geist [1930], S. 230f. Für seine Gegenwart postulierte Kolbenheyer die unbedingte Notwendigkeit, der anhaltenden geistigen Übertölpelung des deutschen Volks endgültig einen Riegel vorzuschieben: „Auf Generationen hin geknechtet und bedrückt, haben wir kaum mehr etwas zu verschwenden, am wenigsten unsere Geisteskräfte, und müssen uns von einem Bildungsideal befreien, dessen Hang nach fremder Geistigkeit nicht mehr der längst erreichten Vollmacht unseres Geistes und unserer Sprache entspricht. Jedes spielerische Übermaß der Bildungsarbeit, das wir ohne Not an fremde Geistigkeit verschwenden, muß den inneren Kräften unserer Selbstbefreiung Abbruch tun" (ebd., S. 232).

[76] Fuß, Kolbenheyer, S. 763.

langjähriger Mitarbeiter des *Schwäbischen Merkur*, der schon im Herbst 1923 als Mitglied der Stuttgarter Ortsgruppe des *Deutschen Sprachvereins* einen Kolbenheyer-Abend organisiert hatte.[77] Kolbenheyer, so Werner, habe im *Paracelsus* „mit kühnem Griff“ den „letzten Gründen“ der deutschen Seele nachgespürt und in seiner Romanfigur „einen Menschen von typisch deutscher Geistesanlage“ freigelegt.[78] Sehr ähnlich urteilte auch der seit 1919 am *Germanischen Seminar* der Universität Hamburg lehrende Literaturwissenschaftler Robert Petsch[79], der bereits Ende 1921 mit einer Rezension Kolbenheyers Aufmerksamkeit erregt hatte.[80] Petsch machte die Werke Kolbenheyers in seinen Vorlesungen und Seminaren „wieder und wieder“[81] zum Gegenstand und würdigte im Januar 1926 in der Zeitung *Hamburgischer Correspondent* insbesondere den abschließenden Band der *Paracelsus*-Trilogie als eine nach Inhalt und „innerliche[r] Haltung“ „durch und durch deutsch[e]“ Schöpfung, die „in höchstem Sinne zeitgemäß“ sei, ohne sich jedoch „in Zeitmoden“ zu erschöpfen.[82]

Wilhelm Matthießen schließlich, ein sehr erfolgreicher, der Ludendorff-Bewegung nahestehender Jugend- und Kinderbuchautor der Zwischenkriegszeit, der im „Dritten Reich“ durch krude antisemitische Verschwörungstheorien[83] hervortreten sollte, zelebrierte zum Jahreswechsel 1925/26 in den *Münchner Neuesten Nachrichten*[84] sowie in der Zeitschrift *Orplid* die außerordentliche dichterische

[77] Vgl. KAG, Hermann Werner an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. September und 18. Oktober 1923.

[78] Vgl. Schwäbischer Merkur vom 10. September 1925.

[79] Zum Wirken von Robert Petsch in Hamburg vgl. Müller, Petsch, sowie die Hinweise in: Hempel-Küter, Germanistik.

[80] Vgl. KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Robert Petsch, 12. Dezember 1921 (Durchschlag).

[81] KAG, Robert Petsch an Erwin Guido Kolbenheyer, 17. Dezember 1921. Noch 17 Jahre später, im November 1938, bemerkte Petsch anlässlich der Zusendung des Kolbenheyer-Romans *Das gottgelobte Herz*, dass er sich mit seinen Studenten „hier in unserm Seminar noch viel mit Ihrem Werke beschäftigen“ werde. „Ein paar meiner Studenten vertiefen sich jetzt schon darein [sic!]“ (KAG, Robert Petsch an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. November 1938).

[82] Petsch, Reich. „Ernst [sic!] Guido Kolbenheyer“, so Petsch weiter, passe zwar „so recht in keine ‚Richtung‘ der gegenwärtigen ‚Literatur‘, aber sein Lebenswerk“ werde „voraussichtlich selbst einst richtunggebend wirken“.

[83] Vgl. Matthießen, Geheimplan; ders., Ritualmord.

[84] Kolbenheyer genoss primär aufgrund seiner freundschaftlichen Beziehung zu dem Feuilletonredakteur Walter Behrend einen hervorragenden Stand in den *Münchner Neuesten Nachrichten*. Dies ist nicht nur an einigen Veröffentlichungen Kolbenheyers in der Zeitung ablesbar. Beispielsweise engagierte Behrend auf Weisung des Dichters Wilhelm Stapel als Rezensent des Kolbenheyer-Theaterstückes *Die Brücke* (vgl. KAG, Inv. Nr. 73: München: Erwin Guido Kolbenheyer an Walter Behrend, 20. Oktober 1929 [Durchschlag], ferner: KAG, Walter Behrend an Erwin Guido Kolbenheyer, 22. Oktober 1929). Weitere Besprechungen von Werken Kolbenheyers durch Stapel in den *Münchner Neuesten Nachrichten* folgten. Behrend wurde natürlich auch ohne Fingerzeige für Kolbenheyer aktiv. Im Herbst 1929 gewann er Friedrich Muckermann für eine Besprechung des Theaterstücks *Heroische Leidenschaften* (Vgl. KAG, Walter Behrend an Erwin Guido Kolbenheyer, 23. Oktober 1929), im Folgejahr drängte er mehrfach „öffentlich darauf, […] daß eine Münchner Bühne endlich“ eines der Stücke Kolbenheyers aufführen möge, und veranlasste schließlich die „gebührend[e]“ Würdigung einer entsprechenden Aufführung (vgl. KAG, Walter Behrend an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. November 1930 und 13. Februar 1931).

und philosophische Begabung Kolbenheyers. Das Werk Kolbenheyers, der zugleich ein „neuer Weiser" und „Philosoph von reinstem, aber auch schwerstem deutschen Geblüt" sei, zeichnete sich demnach nicht nur durch sprachliche und stilistische Brillanz aus, sondern darüber hinaus durch die „ungeheure Durchschlags- und Überzeugungskraft" einer „lebenerhellende[n] Philosophie"[85]. Die Bedeutung des Dichters gehe weit über das bloß Schriftstellerische hinaus; in den Augen Matthießens hatte Kolbenheyer gar das Erbe Goethes angetreten:

„So dürfen wir Kolbenheyers Werk keinen Roman mehr nennen. Dichtung? Gewiß! Aber noch mehr: wir haben das neue deutsche Epos. Heldenlied der deutschen Seele. Doch es gibt noch eine andere, jedermann verständliche Wertbezeichnung; sei es gesagt nach langer, verantwortungsschwerer Prüfung: wir haben den neuen deutschen Faust. Ecce ingenium teutonicum! – so schließt das ‚Dritte Reich [des Paracelsus]'. Und so schließen auch wir: Siehe, Deutschlands Seele!"[86]

Bei solchen Lobgesängen überrascht es nicht, dass Matthießen 1929 von Kolbenheyer zu seinen verdienstvollsten Helfern gerechnet wurde.[87] Die Erhebung Kolbenheyers zum Nachfolger Goethes findet sich indes nicht nur bei Matthießen. So hieß es auch in einem Beitrag der Zeitschrift *Eckart. Blätter für evangelische Geisteskultur*: „Wie etwa der ‚Faust' als vollendetes Abbild des deutschen Menschen Gemeingut aller Völker geworden ist, so wird Kolbenheyers ‚Paracelsus' über die Grenzen unserer Zeit und unseres Volkstums hinaus sich Geltung verschaffen"[88]. Wertungen wie diese stehen stellvertretend für einen zweiten zentralen Topos der *Paracelsus*-Rezeption: Die Stilisierung der Trilogie zum „größten Roman unserer Zeit"[89]. Damit einher ging die Würdigung Kolbenheyers als führender Dichter der Gegenwart, dem bis dato jedoch nicht annähernd die ihm zustehende Wertschätzung und Hochachtung zugekommen sei. Es entbehrt angesichts der eingangs geschilderten strikten Zweiteilung seiner Rezensenten in Kolbenheyers Autobiografie nicht einer gewissen Komik, dass selbst im *Berliner Tageblatt* eine lobende *Paracelsus*-Rezension erschien – in jener Zeitung also, die in der damaligen Rechten neben der *Frankfurter Zeitung* als die schädlichste und verdammungswürdigste Ausgeburt der angeblich jüdisch-liberalistischen Überfremdung des deutschen Kulturlebens galt.[90] Autor der Rezension war der später emigrierte Berliner Theaterkritiker und Feuilletonist Felix Langer. Bruchlos schloss sich Langer dem von der Kolbenheyer-Entourage intonierten Klagelied an, wonach Kolbenheyer – gemessen an seiner überragenden literaturhistorischen Bedeutung –

[85] Matthießen, Paracelsus-Werk, S. 82. Matthießens Artikel war am 29. Dezember 1925 bereits in den *Münchner Neuesten Nachrichten* erschienen.
[86] Ebd., S. 84.
[87] Vgl. DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 24. Januar 1929.
[88] Wegner, Paracelsus, S. 205. Bisweilen wurde die Darstellung Kolbenheyers als dem Autor, der in die Fußstapfen der größten Dichter der deutschen Literaturgeschichte getreten sei, auch variiert. So wurde der *Paracelsus* mitunter zum neuen *Parzival* und neuen *Abenteuerlichen Simplicissimus* erklärt, vgl. Rauch, Kolbenheyer, S. 332 f.
[89] Bernt, Kolbenheyer, S. 189.
[90] Vgl. auch die Auslassungen in: Hitler, Kampf, Bd. 1, S. 258 f.

viel zu wenig öffentliche Aufmerksamkeit zuteil geworden sei. Vor allem mit seiner *Paracelsus*-Trilogie habe Kolbenheyer „ein Werk geschaffen“, das

„*ebenbürtig neben den klassischen Prosawerken aller Literaturen steht*, deren Wert und Dauer über Generationen hinüberlebt, deren Tiefe vielleicht der Zeit ihrer Entstehung sich nicht ganz erschliessen konnte, weil die Menschennähe ihrer Schöpfer ein Respekt und ehrfürchtiges Verstehen hinderndes Medium vorstellte, deren Wucht und Anschaulichkeit aber, deren Ethos und künstlerische Läuterung erst mit der wachsenden Entfernung in der Zeit voll begriffen wurde. […] Nur ein grosser Dichter kann Philologie und Historie so weit hinter sich lassen, dass seine Schöpfung reines Kunstwerk wird. Wie der ‚Ulenspiegel‘ des [Charles] de Coster *seines* Volkes Sinn und Sendung erfasste, so zeigt Kolbenheyer den *deutschen* Geist in der erschauten Gestalt. ‚Ecce ingenium teutonicum‘, so schliesst sein Werk. Es ist nicht der Teutonengeist Hitlers und Ludendorffs, um den es sich handelt, es ist jener ewige Menschengeist, der auch Goethe und Sebastian Bach durchflutet hat.“[91]

In dieselbe Kerbe schlug auch der Berliner Schriftsteller und Journalist Hans Fischer, der zeitweise ebenfalls Mitarbeiter des *Berliner Tageblatts* gewesen war.[92] Unter seinem Pseudonym „Kurt Aram“ notierte er in der DVP-nahen *Täglichen Rundschau*, dass mit Veröffentlichung des dritten *Paracelsus*-Bands erst „das Ganze der ungewöhnlichen Leistung“ Kolbenheyers ermessen werden könne. In „der zeitgenössischen deutschen Romanliteratur“ wusste Fischer „der Trilogie Kolbenheyers überhaupt nichts an die Seite zu stellen. […] Ecce ingenium teutonicum! Mit diesem Wort schließt Kolbenheyer sein Werk. Ich möchte es auch ihm zurufen.“[93]

Auch der Münchner Schriftsteller und Mitbegründer des *Simplicissimus*, Hans Erich Blaich, würdigte Kolbenheyers Trilogie in der Stuttgarter *Sonntags-Zeitung* unter seinem Pseudonym „Dr. Owlglaß“ als eine unter den zeitgenössischen Dichtern beispiellos „tiefgründig[e]“ und „männlich[e]“ Schöpfung von „elementarer künstlerischer Kraft“[94]. Synonym dazu hob die zeitgenössisch vielgelesene, im völkisch-nationalistischen Fahrwasser schwimmende Bertelsmann-Autorin Auguste Supper in der *Süddeutschen Zeitung* hervor, dass mit Wertmaßstäben jenseits von „Zeitgeschrei und Marktlage“ bei der Einordnung des *Paracelsus* bekannt werden müsse, dass Kolbenheyer ein weit über allem „kurzlebige[n] Lobgehudel“ stehendes Werk geschaffen habe. In Kolbenheyers Hauptfigur komme gar „eine wahrere, klarere Wirklichkeit“ zum Ausdruck als in dem „historischen Paracelsus“, namentlich ein „Typus höherer Art“, mit dem der Dichter den in pluralistischer Beliebigkeit zerfließenden Weimarer Zeitgeist weit unter sich gelassen habe:

„Vom Psychologischen ist heute viel die Rede. Hier ist mehr. Nichts Zerlegtes und Zerteiltes, nichts, was durch suchende, zersetzende Analyse gewonnen wird. Ganz – wie das Lebendige und wie große Kunst – ist dieser Paracelsus, eine unzerteilte Einheit. – Ecce ingenium teutonicum, ist das letzte Wort des Buches. […] Flattert es als Inschrift auf unsichtbar stolzer Standarte hoch über den Köpfen eines gehetzten Volkes? Nimmermehr, nimmermehr kann und darf das Wort verblassen!“[95]

[91] Langer, Paracelsus (Herv. i. Orig.).
[92] Vgl. den Hinweis in: Kirova, Redaktion, S. 218.
[93] Aram, Paracelsus.
[94] Die Sonntags-Zeitung vom 13. Dezember 1925.
[95] Süddeutsche Zeitung vom 29. Oktober 1925.

Dieses Panorama der *Paracelsus*-Rezeption, das keineswegs die Gesamtheit der positiven Besprechungen dokumentiert, zeigt exemplarisch, wie unhaltbar, ja schlechterdings bizarr Kolbenheyers nimmermüde wiederholte und nie revidierte Behauptung war, sich als Autor stets ohne erwähnenswerte Presseunterstützung durchgeschlagen zu haben. Wie die Rezensionen Felix Langers und Hans Fischers zeigen, könnte nicht einmal dann von einem „totgeschwiegenen" Werk die Rede sein, ließe sich die Weimarer Presselandschaft auf linksstehende Organe wie das *Berliner Tageblatt*, die *Frankfurter Zeitung* und die *Vossische Zeitung* reduzieren, deren Einfluss auf das gesamte Reichsgebiet (zumal jenseits der großen urbanen Zentren) innerhalb der Weimarer Rechten überdies notorisch überschätzt wurde.[96]

Das Verhältnis zwischen Kolbenheyer und Erwin Ackerknecht – Ein Aspekt, der bei Kolbenheyers Darstellung seiner Beziehungen zur Presse ebenfalls nicht aus den Augen verloren werden sollte, besteht darin, dass sich der Dichter mitunter durch sein brüskes und anmaßendes Auftreten seiner beflissenen Förderer selbst beraubte. Dies soll abschließend am Beispiel des Bibliothekars und Publizisten Erwin Ackerknecht illustriert werden, der lange Jahre nicht nur zu den engsten Freunden Kolbenheyers zählte, sondern zugleich sein fleißigster und im Nordosten Deutschlands einflussreichster Förderer war, ehe es 1923 zu einem endgültigen Bruch mit Kolbenheyer kommen sollte.

Erwin Ackerknecht, am 15. Dezember 1880 im baden-württembergischen Baiersbronn geboren, arbeitete nach Abschluss seines Studiums der Philosophie, Geschichte und Theologie an der Universität Tübingen von 1907 bis 1945 als Direktor der Stadtbibliothek Stettin.[97] Parallel dazu entfaltete er eine breite volksbildnerische Aktivität. So gehörte er ab 1913 zur Leitung der „staatliche[n] Beratungsstelle" und ab 1923 der „Landeswanderbücherei für das ländliche Büchereiwesen der Provinz Pommern". Ab 1919 leitete er die Stettiner Volkshochschule, in den Jahren 1932/33 die dortige *Staatliche Büchereischule*. Hinzu kam eine Dozentur am Berliner *Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht* (1916–1923), ein Engagement als Mitglied des künstlerischen Beirats der Stettiner Theatergemeinde[98] sowie Aktivitäten im pommerschen Vereins- und Verbandsleben, unter anderem „im Vorstand des Wandervogel"[99]. Ackerknecht gelang es darüber hinaus, sich mit seiner von 1921 bis 1933 herausgegebenen Zeitschrift *Bücherei und Bildungspflege* ein „überregional anerkanntes Sprachrohr"[100] zu schaffen. Ackerknecht, der vor allem nach 1918 eine äußerst rege Publizistik entfaltete[101], stand dem natio-

[96] Sösemann, Journalismus, S. 242.
[97] Vodosek, Annäherung, S. 17–19.
[98] Ebd., S. 21–24.
[99] KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Januar 1914.
[100] Vodosek, Annäherung, S. 24.
[101] Eine nicht weniger als 508 Titel erfassende Bibliografie zu Erwin Ackerknecht bietet: Messin/Hoffmann, Ackerknecht, S. 21–91.

nalrevolutionären „Tat-Kreis“[102] nahe und erachtete es – der Auffassung Karla Poewes zufolge – als „sacred duty to promote the ideas of *völkisch* and Nationalist writers by organizing countless reading and talks throughout Germany“[103].

Auch Peter Vodosek hat im Hinblick auf einige Briefwechsel und Publikationen Ackerknechts „von einem bedenklichen Antisemitismus“ und „anti-rationalistischen und anti-aufklärerischen“[104] Anschauungen gesprochen. Nach dem Ersten Weltkrieg zeigte Ackerknecht zudem eine Affinität zu dem biologistischen Denken, wie es ihm etwa in Kolbenheyers Flugschrift *Wem bleibt der Sieg?* (1919) begegnete.[105] Dessen ungeachtet bedeutete die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten ein jähes Ende der „umfassenden und weitausgreifenden Tätigkeiten“ Ackerknechts; während des „Dritten Reichs“ blieben seine Aktivitäten weitestgehend „auf die wissenschaftliche Abteilung der Stadtbücherei Stettin“[106] begrenzt. So vermochte Ackerknecht nach dem Zweiten Weltkrieg dann auch rasch wieder Anschluss zu finden: Bereits 1947 übernahm er den Direktorposten des Schiller-Nationalmuseums in Marbach am Neckar, den er bis 1954 innehatte. Am 24. August 1960 starb Ackerknecht in Ludwigsburg bei Stuttgart.

Kolbenheyer schilderte Ackerknecht in seiner Autobiografie als den „erste[n] eigentliche[n] Freund“, den er sich durch seine „Dichtung erworben habe“[107]. Die Freundschaft entsprang aus einem Aufenthalts Ackerknechts in Wien im Frühling 1912.[108] Die erste Begegnung, so Kolbenheyer im Rückblick, habe auf Acker-

[102] Zum „Tat-Kreis“ vgl. Sontheimer, Tatkreis; Hübinger, „Die Tat“.

[103] Poewe, Religions, S. 24.

[104] Vodosek verweist auf eine 1938 publizierte Monografie Ackerknechts über Franz Nabl, die Passagen beinhalte, „die auch Adolf Bartels hätte schreiben können“ (Vodosek, Annäherung, S. 28f.). In den Briefen an Kolbenheyer finden sich schon früh Äußerungen Ackerknechts, die auf antisemitische Ressentiments schließen lassen: Im Mai 1914 bezeichnete er die nicht weiter aufgeschlüsselte Zeitung/Zeitschrift „N.M.“ in abschätziger Weise als „ein Judenblatt“. Und im Dezember 1919 machte es Ackerknecht dem Schriftsteller Wilhelm Schäfer (1868–1952) insgeheim zum Vorwurf, die „Judenpartei […] hinter sich“ zu haben. Vgl. KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 2. Mai 1914 und 15. Dezember 1919.

[105] Vgl. Kap. 2.2.1. Voller Freude über die signalisierte Bereitschaft Kolbenheyers, bei Gelegenheit einen Beitrag für Ackerknechts Zeitschrift zu verfassen, stellte Ackerknecht die als Aufforderung zu verstehende Überlegung an, dass Kolbenheyer gegebenenfalls die Erfahrung seiner „eigenen literarischen u[nd] weltanschaulichen Wirkung Gelegenheit zu einem Impromptu“ geben könne, in dem er beispielsweise schildern könne, dass es den „Gebildeten [an] biologischen u[nd] physiologischen Hilfen bei der Erfassung kultureller Vorgänge“ fehle, eine Beobachtung, die Ackerknecht „selbst auch auf Schritt u[nd] Tritt“ machen zu können glaubte (KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 25. August 1919).

[106] Vodosek, Annäherung, S. 25.

[107] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 167.

[108] „Unsere Begegnung in Wien hat das Gefühl freundschaftlicher Verwandtseins wie eine Welle in mir emporgetrieben“ (KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 30. Mai 1913). Das kurz darauf angebotene *Du* kommentierte Ackerknecht mit den Worten: „Wir wollen das bespöttelte Wort von der Nibelungentreue, die Österreich und Deutschland verbinden soll, an unserm bescheidenen Teil zu Ehren bringen, gelt?“ (KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. Juli 1913). Wenig später übernahm Kolbenheyer die Patenschaft für eine Tochter Ackerknechts. Vgl. KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 2. Oktober 1913).

knecht einen „nachhaltigen Eindruck“ ausgeübt, sei für ihn selbst jedoch noch „ungleich wirkungsmächtiger“ gewesen. Habe er sich zu jenem Zeitpunkt doch als „Vereinsamter“ und von der „von Juden beherrscht[en]“ Wiener Literaturszene Abgestoßener „nach einer Freundschaft“ gesehnt, von der er ein „unmittelbares Verständnis“ für sein literarisches „Schaffen erwarten konnte“[109]. Genau damit konnte Ackerknecht damals dienen. Entscheidend für die sich rasch festigende Freundschaft war nicht zuletzt Ackerknechts affirmative Haltung zu den bis dahin entstandenen Werken Kolbenheyers, die bis dahin nur wenig Aufmerksamkeit gefunden hatten: „Er sagte mir gleich, es könne nur eine Frage der Zeit sein, daß mein Werk von selbst in die Weite des Volkes gelange“[110].

„Von selbst“ geht auf dem Literaturmarkt jedoch selten etwas und so machte sich Ackerknecht alsbald selbst ans Werk, die Werbetrommel für Kolbenheyers Werke zu rühren. Schon im Juni 1912 veröffentlichte er eine Besprechung des Romans *Montsalvasch* (1911)[111], im Frühjahr 1913 steuerte er die Einleitung einer „Kolbenheyernummer“ der Zeitschrift *Die Lese* bei[112], kurze Zeit später folgte eine „ausführliche Besprechung“[113] der Novellensammlung *Ahalibama* (1913) für die Zeitschrift *Eckart*. Nach dem Ersten Weltkrieg knüpfte Ackerknecht nahtlos an seine Rezensionstätigkeiten an und besprach Kolbenheyers erste Nachkriegspublikation, die Flugschrift *Wem bleibt der Sieg?*[114] Für sie warb er auch gegenüber Josef Hofmiller von den *Süddeutschen Monatsheften*. Mit Erfolg, wie Ackerknecht glaubte: Er habe Hofmiller, der „viel dazutun“ könne, damit die Ideen der Flugschrift „verbreitet werden“, „schon stark mit Verständnis für deine Sache infiziert“[115]. Im Sommer 1920 veröffentlichte Ackerknecht zudem einen Artikel in Wilhelm Schäfers einflussreicher Kulturzeitschrift *Die Rheinlande*[116], wobei er sein Manuskript Kolbenheyer vorab zum Korrekturlesen gab.[117] 1921 folgte

[109] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 168f.
[110] Ebd., S. 170.
[111] Der Beitrag Ackerknechts ist erwähnt in: KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. und 6. Juli 1912.
[112] Vgl. KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. April 1913.
[113] KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Oktober 1913.
[114] Vgl. Bildungspflege. Monatsschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel 1 (1919/20), H. 1, S. 46: Da Kolbenheyer bereits „zur Genüge bewiesen“ habe, „wie reich und urständig in ihm deutsches Leben quillt“, bestehe bei ihm „besondere[r] Anlaß, vertrauensvoll hinzuhören, wenn er von der Zukunft unseres Volkes“ spreche: „Hier ist kein leichtmütiges Hinwegreden über die Not des nächsten Menschenalters. Aber hier ist seelische Kraft, die sich mit prophetenhafter Unerbittlichkeit geistig auswirkt“. Kolbenheyers „gewaltige Rede an die deutsche Nation“ gereiche den Volksbildnern, „denen ein unmittelbares Verhältnis, ja das unmittelbarste Verhältnis zur deutschen Volksseele Lebensbedürfnis ist, […] zu besonderer Herzensstärkung“.
[115] KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 17. August 1919.
[116] Vgl. Ackerknecht, Kolbenheyer [1920]. Zur Geschichte und Ausrichtung dieser Zeitschrift vgl. Brenner, „Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!“.
[117] Kolbenheyer solle den Text prüfen, ob er etwas „gestrichen od[er] geändert“ wünsche. „Selbstverständlich“ werde er Schäfer nicht wissen lassen, „daß du das Man[uskript] gesehen hast!“ (KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. Juni 1920).

schließlich eine Besprechung des zweiten Bands der *Paracelsus*-Trilogie in der traditionsreichen Zeitschrift *Das literarische Echo*.[118]

Ackerknecht verteidigte Kolbenheyer darüber hinaus gegen eine als unangemessen und gönnerhaft empfundene Äußerung in Adolf Bartels' Zusammenstellung *Die besten deutschen Romane*, die 1921 bereits in siebter Auflage erschienen war.[119] Auch durch Vorträge bemühte sich Ackerknecht, Kolbenheyers Werke zu popularisieren.[120] Kurzum: Es steht außer Zweifel, dass Ackerknecht seit der ersten Begegnung mit Kolbenheyer nach Kräften und unter Mobilisierung erheblicher Zeit- und Arbeitsressourcen darum bemüht war, den zu Beginn der Weimarer Republik noch weithin unbekannten Autoren zu fördern und breiteren Leserschichten bekannt zu machen. Dennoch kam es 1923 zu einem jähen und irreversiblen Bruch zwischen beiden Männern.

Was waren die Hintergründe? Schon im Sommer 1921 waren erste Spannungen aufgetreten, als Kolbenheyer ein Schreiben scharf zurückwies, in das Ackerknecht die Bemerkung eingestreut hatte, „unabhängig“ von Kolbenheyer „auf ähnliche Perspektiven in Einzelfragen herausgekommen“ zu sein wie dieser, namentlich „durch berufliche Erfahrungen“[121]. Sein ausuferndes Geltungsbedürfnis erlaubte es Kolbenheyer nicht, diese harmlose Bemerkung unkommentiert zu lassen. Stattdessen hielt er es für angebracht, Ackerknecht darauf hinzuweisen, dass sich dessen Denken in Wahrheit auf das (dürftige) Niveau „vieler anderer Volksbildner“ beschränke. Seine eigenen Ansichten hingegen, so Kolbenheyer, würden zu „weiteren u[nd] gründlicheren Gesichtspunkten führen“[122].

[118] Vgl. Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde 24 (1921/22), H. 4, Sp. 235f.

[119] Vgl. Ackerknecht, Bartels, S. 88: „Sehr dankbar aber sind wir, daß Sie ‚gegen biographische Romane wie die genannten von Bartsch, Kolbenheyer, usw. durchaus nichts einzuwenden haben‘. Welcher Stein wird Kolbenheyer vom Herzen fallen, wenn er erfährt, daß Sie nichts, aber auch gar nichts dagegen haben, wenn er an seinem 3. Band des ‚Parazelsus‘ [sic!] weiterschafft“. Die Aussage von Bartels, über die sich Ackerknecht hier echauffierte, lautete: „Jedenfalls ist es zu begrüßen, daß das deutsche Volk jetzt wieder stärker in seine Geschichte hineingetrieben wird, ich habe auch gegen biographische Romane wie die genannten von Bartsch, Kolbenheyer, usw. […] durchaus nichts einzuwenden“ (Bartels, Romane, S. 52). – Ackerknecht ließ an Bartels' Schrift generell kein gutes Haar. Über die von Bartels „mit der Objektivität eines Schlächtermeisters, der seine Opfer mustert“ vorgenommene Buchauswahl urteilte Ackerknecht: „Selbst ein Volksbibliothekar braucht – Gott sei Dank! – nicht den zehnten Teil der Romane gelesen zu haben […]; ja er braucht nicht einmal alle die deutschen ‚Dichter‘ mit Namen zu kennen, die hier in der bekannten Bartelschen Manier im Ramsch ‚charakterisiert‘ werden. Hier feiert eine Belesenheit wahre Orgien, der jedes Augenmaß für das Wesentliche abgeht und die in ihrer Sammelwut blind ist für bedeutende Neuerscheinungen (z. B. Hans Grimm), sofern diese von ‚der Kritik‘ noch nicht beachtet sind“. „Alles in allem hoffen wir, daß aus der Praxis der deutschen Büchereien bald ein in jeder Hinsicht besseres Hilfsmittel hervorgehe!“ (Ackerknecht, Bartels, S. 88, 90).

[120] „Die beiden nächsten Mittwoch Abende als die letzten Stunden meiner Vortragsreihe gehören dir. Meine Hörer sind bis jetzt prächtig mitgegangen, da hoffe ich, daß diesmal ganz besonders das Wort gilt: ‚Ende gut, alles gut!‘“ (KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. Februar 1920).

[121] KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. August 1921.

[122] Ebd.

Die aus diesen Zeilen sprechende Arroganz ist umso frappierender, als Kolbenheyer zum damaligen Zeitpunkt noch kaum mit philosophischen Arbeiten hervorgetreten war; bis zur Veröffentlichung der *Bauhütte*[123] sollten noch einige Jahre vergehen.

Der spürbar in seinem Selbstwertgefühl verletzte Ackerknecht zeigte wenig Verständnis für Kolbenheyers Bedürfnis, ihn in solcher Weise seine „Schranken zurückzuweisen". Ob Kolbenheyer, dessen „Priorität" Ackerknecht nicht „anzutasten" gedachte, nicht gespürt habe, welch „bodenlose Dummheit u[nd] Eitelkeit" er ihm mit seiner Aussage bescheinigt habe? Nehme Kolbenheyer ernsthaft an, er, Ackerknecht, habe mit seiner Bemerkung das „hohe Lebensgut" der Freundschaft „dem erbärmlichsten Ehrgeiz, mich mit dir zu messen", opfern wollen? Wie schwer sich Ackerknecht beleidigt fühlte, geht aus seiner anschließenden Bemerkung hervor, niemals habe er sich vorstellen können, dass ihre Freundschaft, seinerseits erwachsen „aus reiner Liebe zu deinem Gemüt", „ein so klägliches Ende nehmen könnte"[124].

Der Bruch blieb jedoch zunächst noch aus; in den kommenden Monaten normalisierte sich vielmehr das Verhältnis. Als Kolbenheyer jedoch im September 1923 in einem Brief abermals despektierliche Töne gegenüber Ackerknecht anschlug, war das Tischtuch endgültig zerrissen. Hintergrund war eine kritische Rezension Ackerknechts über eine neuerschienene Nietzsche-Monografie des Wiener Philosophieprofessors Robert Reininger[125], mit dem Kolbenheyer persönlich bekannt und befreundet war. Kolbenheyer hatte Ackerknecht zuvor lobend auf die Studie Reiningers hingewiesen. Nun störte er sich nicht nur an der negativen Rezension, sondern auch daran, dass Ackerknecht diese nicht sogleich an ihn weitergeleitet hatte. Kolbenheyer war der Überzeugung, dass Ackerknecht über das Buch hätte „schweigen sollen", wenn er schon glaubte, „mit seinem Inhalte nicht einverstanden sein zu müssen". Da sich Ackerknecht nicht zu den „berufenen Vertretern der heutigen philosophischen Literatur" rechnen dürfe, habe es keine Veranlassung gegeben, sich zu Reiningers Studie anders als zurückhaltend positiv zu Wort zu melden.[126] Damit nicht genug: Kolbenheyer bezichtigte Ackerknecht einer „geradezu unphilosophische[n] Denkweise". Die deutsche Philosophie, so Kolbenheyer vielsagender Fingerzeig, habe jedoch „ihre Kinderschuhe ausgetreten". Infolgedessen berühre „der überhebliche, fast arrogante Schulmeisterton" Ackerknechts und das in ihm angeblich angelegte „Ressentiment gegen das Akademische" peinlich; Kolbenheyer fühlte sich an das „Temperamente eines Jüngers" erinnert, der „in philosophicis kaum mehr aufzuweisen" habe „als eben seine Ambition". Überhaupt schien Kolbenheyer immer deutlicher zu werden, dass sich Ackerknechts „Weg von dem meinen, als dem Deines Freundes, immer

123 Vgl. Kap. 3.3.
124 KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. August 1921.
125 Vgl. Reininger, Kampf.
126 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Erwin Ackerknecht, 20. September 1923 (Durchschlag).

weiter“ entferne. Trocken bezeichnete er dies als „eine natürliche Entwicklung […], gegen die kaum etwas bewerkstelligt werden“[127] könne.

Ackerknecht zeigte sich im Gegenzug „entsetzt“ von dem „Misstrauen“, mit dem Kolbenheyer seine Arbeit „seit etwa drei Jahren“ begleite. Bemüht um die Vermeidung einer Eskalation, entschuldigte sich Ackerknecht trotzdem dafür, wenn seine Besprechung ungewollt „überheblich“ gewirkt habe. Zugleich signalisierte er seinen Willen, an der Freundschaft festzuhalten: Die „Abkanzelung“ durch Kolbenheyer, die er „von keinem anderen ertragen hätte“, wollte Ackerknecht „überwinden“, die „dämonische Entfremdung“ Kolbenheyers „durch unbeirrbare Treue bannen“[128]. Kolbenheyer wies diese Geste des Entgegenkommens jedoch brüsk zurück und warf Ackerknecht vor, in seinem Brief „durch allerlei Nebensächliches“ um den „Kern meiner Vorhaltungen“ herumgeredet zu haben. Jovial notierte er, lediglich um Ackerknechts Entschuldigung willen, in der „noch der alte Erwin Ackerknecht“ zum Vorschein komme, auf „zwei pathetische Übertreibungen“[129] hinweisen zu wollen: Keineswegs habe er – erstens – Ackerknechts Tätigkeiten mit Misstrauen verfolgt, vielmehr sei er dessen „bibliothekarischen Leistungen“ seit jeher „mit aufrichtiger Wertschätzung“ begegnet. Im Gegensatz dazu trügen Ackerknechts „Versuche volkstümlich Philosophie zu lehren und anderweitig schriftstellerisch hervorzutreten“ jedoch „alle Zeichen eines […] Dilettierens“. Zweitens wies Kolbenheyer Ackerknechts Verweis auf die „dämonische Entfremdung“, die ihn, Kolbenheyer, ergriffen habe, als lächerlich zurück. Ob Ackerknecht wirklich glaube, „daß ein Freund, der dir in klarer u[nd] ruhiger Weise einen Verstoß gegen seine Freundschaft nachweist, von Dämonen befallen sein“ müsse, die es zu bannen gelte? In dieser Auffassung sah Kolbenheyer große „Überheblichkeit […] mir gegenüber“ angelegt. Ackerknecht sollte daher „jeden Dämon“ „ruhig […] aus dem Spiele“ lassen und selbst „nicht die Rolle des Exorzisten“[130] in Anspruch nehmen.

Spätestens nach diesem höhnischen Abschluss des Briefs hatte auch Ackerknechts Bedürfnis, mit Kolbenheyer in freundschaftlicher Beziehung zu bleiben, ein Ende. Er verzichtete auf eine weitere Replik und auch in der Folgezeit kam es zu keinen Korrespondenzen mehr. Öffentlich trat Ackerknecht nach 1923 zwar noch vereinzelt mit positiven Rezensionen über Arbeiten Kolbenheyers hervor[131], sein Engagement beschränkte sich nun jedoch, gemessen an den frühen 1920er

127 Ebd.

128 KAG, Erwin Ackerknecht an Erwin Guido Kolbenheyer, 29. September 1923.

129 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Erwin Ackerknecht, 3. Oktober 1923 (Handschriftliche Abschrift).

130 Ebd.

131 Im *Generalanzeiger Stettin* bewarb Ackerknecht am 3. Oktober 1925 den dritten *Paracelsus*-Band als „eines der gewaltigsten Denkmäler deutscher Erzählkunst“. Die Trilogie sei „die bedeutungsvollste epische Verkörperung eines deutschen Genies und seiner Umwelt“. An dem Roman *Das Lächeln der Penaten* lobte er, dass ein an mehr als nur „spannende[n] Belanglosigkeiten“ interessierter Leser „künstlerisch erbaut“ und „weltanschaulich bereichert und gekräftigt“ aus der Lektüre hervorgehe. Vgl. Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 29 (1926/27), S. 296.

Jahren, auf ein Minimum. Den hauptsächlichen Anteil an dieser Entwicklung wird man Kolbenheyer attestieren müssen, der durch sein herablassendes und kränkendes Auftreten ohne jede Notwendigkeit einen langjährigen Förderer verspielte, dessen Freundschaft durch ein empathischeres und psychologisch klügeres Verhalten unschwer hätte bewahrt werden können.

### 3.1.3 Grimms Beziehung zur Deutschen Allgemeinen Zeitung

> *Sie können mit der ‚DAZ' sogar immer rechnen, wenn sich auch natürlich gelegentlich vor dem Druck kleine Unterhaltungen mit Ihnen ergeben können.*[132]

Betrachtet man die Entwicklung der Beziehungen Grimms zur deutschen Presse während der Weimarer Republik, wandert der Blick unweigerlich auf die Veröffentlichung von *Volk ohne Raum* im Jahr 1926. Infolge der Publikation des Romans verdichtete und intensivierte sich die Vernetzung Grimms in der deutschen Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft in geradezu explosionsartiger Weise. Überraschend ist dieser Mechanismus freilich nicht – welcher aus der Taufe gehobene Bestsellerautor wäre je nicht sogleich von der Presse begierig umgarnt worden? Einen bemerkenswertes Spezifikum stellt *Volk ohne Raum* indes aufgrund seiner auffällig „lange[n] und folgenreiche[n] Rezeptionsgeschichte" dar, wie sie von Annette Gümbel bis über den Tod des Autors hinaus nachverfolgt worden ist.[133] Dabei fällt ins Auge, dass die Rezensionen des Romans trotz seiner kontroversen Thematik in ihrer überwältigenden Mehrheit wohlwollend bis euphorisch ausgefallen sind[134] – eine deutliche Parallele zu dem Presse-Echo nach Vollendung der *Paracelsus*-Trilogie durch Kolbenheyer.[135] Die im Nachlass Grimms überlieferten Korrespondenzen mit Zeitungen und Zeitschriften bieten sogar Beispiele, in denen der Dichter von Seiten einzelner Redaktionen zum eigenhändigen Verfassen einer Besprechung von *Volk ohne Raum* aufgefordert wurde: Verweisend darauf, wie schwierig es sei, ein derart gewichtiges Buch angemessen zu würdigen, trat im Januar 1927 etwa die Berliner Zeitschrift *Volk und Reich* mit der Bitte um eine solche „Selbstbesprechung" an Grimm heran.[136] Diese Bitte blieb nicht unerhört; zwei Monate später bedankte sich die Redaktion für den Eingang der Besprechung.[137]

[132] DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 6. Juni 1931.
[133] Gümbel, Volk, S. 345.
[134] Vgl. ebd., S. 128–132. Kritik wurde nur von einigen wenigen „ausgewiesen linke[n] Journalisten wie Kurt Tucholsky" geäußert, welche freilich den horrenden Erfolg des Romans „nicht aufhalten konnte[n]" (ebd., S. 131f.).
[135] Vgl. Kap. 3.1.2.
[136] DLA, A:Grimm, Volk und Reich an Hans Grimm, 24. Januar 1927.
[137] Vgl. DLA, A:Grimm, Volk und Reich an Hans Grimm, 22. März 1927: „Es scheint mir das Geeignetste zu sein, wenn diese in die große Bayernfestschrift, die wir anlässlich der Tagung des Deutschen Schutzbundes zu Pfingsten in Regensburg herausgeben, aufgenommen wird." Das Heft werde im ganzen „Grenzdeutschtum Verbreitung finden".

Die Korrespondenzen Grimms zu Redaktionen deutschsprachiger Zeitungen und Zeitschriften seit 1926 lassen ein sich stetig wiederholendes Muster von Kontaktaufnahme seitens der Publikationsorgane, schmeichelnder Umwerbung und kontinuierlicher Beziehungspflege erkennen. Eine summarische Zusammenschau all jener Kontakte wäre aufgrund des schieren Quellenumfangs nur in einer eigenen, separaten Studie zu leisten – einer Studie indes, die Gefahr liefe, sich in Redundanzen zu verlieren. Im Folgenden wird daher unter mehreren intensiven Pressebeziehungen Grimms stellvertretend das Verhältnis zur *Deutschen Allgemeinen Zeitung* (DAZ) herausgearbeitet, das sich aus den Quellen besonders anschaulich rekonstruieren lässt.

Bedingt und getragen war die Beziehung zwischen DAZ und Grimm auf persönlicher Ebene zunächst von dessen enger persönlicher Freundschaft mit Paul Fechter[138], dem Leiter des Feuilletons der Zeitung und einem der einflussreichsten Literaturkritiker der Weimarer Rechten.[139] Neben der Arbeit in der DAZ war Fechter Mitarbeiter zahlreicher weiterer Zeitungen und Zeitschriften. Regelmäßig schrieb er etwa in Will Vespers *Die schöne Literatur* (ab 1931: *Die neue Literatur*), für die er unter der Rubrik *Peinlichkeiten* „Attacken auf die moderne bzw. linksorientierte Literatur“[140] führte. Forschungen Andreas Zeisings haben gezeigt, dass Fechters Publizistik insbesondere gegen „Ende der zwanziger Jahre […] eine verschärfte, zuweilen ins Völkische tendierende Betonung des ‚Deutschen‘ als geschichtlicher Wesenheit“ aufweisen. Insbesondere dem Thema des „deutschen Ostens“ begegnete Fechter demnach mit einer „geradezu obsessive[n], zuweilen überaus prekären Leidenschaft“[141]. In diese Entwicklung ist die Beziehung zwischen Grimm und Fechter nicht nur einzuordnen – Grimm gelang es vielmehr, das Denken Fechters auf diesem Feld aktiv und nachhaltig zu beeinflussen.

Die Freundschaft zwischen Fechter und Grimm nahm Mitte der 1920er Jahre ihren Ausgang und dauerte bis zum Ende der 1950er Jahre ungebrochen an. Wie nahe sich die beiden Männer während dieser Zeit kamen und welch starken Eindruck Grimms Persönlichkeit und Werk auf Fechter ausübten, geht schon daraus hervor, dass Fechter in seinen 1949 erschienenen Erinnerungen *An der Wende der Zeit. Menschen und Begegnungen* Grimm ein eigenes, fast 30 Seiten langes Kapitel

[138] Paul Fechter (1880–1958) studierte Architektur in Dresden und Charlottenburg, später Mathematik, Physik und Geisteswissenschaften in Berlin. Nach seiner Promotion (1905) etablierte sich Fechter durch seine Mitarbeit in verschiedenen Tageszeitungen als einer der bedeutsamsten Feuilletonisten seiner Zeit. Nach 1933 trat Fechter als Mitherausgeber der *Deutschen Zukunft* (bis 1940) und der *Deutschen Rundschau* (bis 1942) hervor. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab er von 1954 bis 1956 die *Neuen Deutschen Hefte* heraus.

[139] Über den Stellenwert Fechters innerhalb der Berliner Literaturkritik der Weimarer Republik bemerkt Hans Friedrich Blunck: „In Berlin wohnten einige der großen Herren des kritischen Griffels. Da waren Paul Fechter, der in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘ thronte und mit seinem erbarmungslos ehrlichen Urteil der ernste Gegenspieler der ‚Voss[ischen Zeitung]‘ war“ (Blunck, Zeiten, Bd. 2, S. 155).

[140] Schuhmann, Leipzig-Transit, S. 343.

[141] Zeising, Revision, S. 173–175.

widmete.[142] Die enge, langanhaltende Freundschaft erfüllte Fechter mit Stolz. Rückblickend hob er unmissverständlich hervor, dass sein Verhältnis zu Grimm während der Weimarer Republik keine Beziehung auf Augenhöhe war, sondern eher der Beziehung eines Schülers zu seinem Meister glich.[143] Erstmals einander vorgestellt wurden Grimm und Fechter bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg durch Arthur Moeller van den Bruck im Berliner *Juni-Klub*.[144] Ein engerer Austausch stellte sich jedoch erst ab 1925 ein. Strippenzieher war auch hier ihr gemeinsamer Freund Moeller van den Bruck, der kurze Zeit später aus dem Leben scheiden sollte.[145] Fechter war in jenem Jahr für die Vergabe des Kleist-Preises verantwortlich. Moeller van den Bruck, aus erster Hand über den Arbeitsfortschritt Grimms informiert, wies Fechter deshalb mit Nachdruck auf Grimms *Volk ohne Raum* hin, das damals unmittelbar vor der Vollendung stand. Ein würdigeres Werk für den Preis, so versicherte Moeller van den Bruck, werde sich nicht finden lassen. Da der ALV Fechter bis zum Vergabetermin des Preises jedoch nur einen kleinen Teil des Texts vorgelegt hatte, konnte Fechter den Preis zu seinem Bedauern letztlich nicht an Grimm verleihen.[146] Umso stärker waren nach der erfolgten Veröffentlichung des Romans dann aber Fechters Wille und Bedürfnis, Grimm für die im Jahr zuvor ungewollt verwehrte Ehre der Preisverleihung zu kompensieren.

Dies geschah zuvorderst durch Rezensionen. Noch in seinen Memoiren rechnete es sich Fechter als eines seiner größten Verdienste als Literaturkritiker an, durch seine Besprechung von *Volk ohne Raum* in der DAZ „wie eine Fanfare und zugleich wie eine Richtschnur auf viele der anderen Blätter“[147] gewirkt zu haben. In der entsprechenden Rezension zelebrierte Fechter Grimms Werk als jenen Roman, der es als erstes vollbracht habe, „das Schicksal eines Volkes zu gestalten“ und dabei „den Sinn und Widersinn des letzten Jahrhunderts deutscher Geschichte […] erkennbar zu machen“[148]. Originell war diese Deutung indes schon zum damaligen Zeitpunkt nicht, folgte Fechter mit ihr doch schlicht dem selbsterklärten Anspruch Grimms, in der Lebensgeschichte seines Hauptprotagonisten

[142] Vgl. Fechter, Wende, S. 390–419.

[143] Vgl. Ebd., S. 397f.: „Zwischen ihm, dem Älteren und Weltberühmten, und mir hatte sich eine Beziehung entwickelt, auf die ich aufrichtig stolz war und bin. Ich fühlte, dass er Dinge besaß und zu geben hatte, zu denen ich von mir aus keinen direkten Zugang hatte, ich empfand dankbar die Stellung, die er, der viel Gefeierte, mir einräumte, und noch dankbarer die Freundschaft, die er offen bekannte, wohl weil er fühlte, wie ich innerlich zu ihm stand“.

[144] Vgl. Fechter, Menschen, S. 333.

[145] Zu den Hintergründen des Selbstmords Moeller van den Brucks am 30. Mai 1925 vgl. die Hinweise in: Schlüter, Moeller van den Bruck.

[146] Vgl. Fechter, Wende, S. 390f. Es entbehrt nicht der Komik, dass der Preis letztendlich anstelle an Grimms *Volk ohne Raum* an Carl Zuckmayer und dessen Lustspiel *Der fröhliche Weinberg* ging. So unglücklich Fechter rückblickend mit dieser Wahl war, so ist an ihr doch deutlich abzulesen, dass Fechter während der Weimarer Republik keineswegs auf Autoren des rechten Politikspektrums fixiert blieb.

[147] Fechter, Wende, S. 393.

[148] Zitiert nach Gümbel, Volk, S. 132, Anm. 290.

Cornelius Friebott das allgemeine Schicksal des gesamten deutschen Volks seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu spiegeln.[149] *Volk ohne Raum*, so Fechter, sei „aus erlebtem Wissen um die deutsche Welt und die deutschen Menschen“ geboren, „vor allem“ jedoch auch aus Wissen „um die deutschen Notwendigkeiten“. In „natürlichem, aufrechtem und allgemeinem Gefühl“ habe Grimm „das Gelebte klar, stark und eindringlich in lebendiger Wirklichkeit“ hingestellt. Überhaupt stelle *Volk ohne Raum* „den ersten großen politischen Roman des deutschen Volkes“ dar, wodurch Grimm himmelhoch über der „kümmerlichen Literatur von heute“ stehe.[150]

In seiner 1929 veröffentlichten Schrift *Deutsche Dichtung der Gegenwart* bediente Fechter in mustergültiger Form einen weiteren Topos der *Volk-ohne-Raum*-Rezeption: Das gezielte Einebnen der Grenzen zwischen Fiktionalität und empirisch nachprüfbaren Fakten. Fechter behandelte den Roman – abermals ganz im Sinne Grimms – schlechterdings als Ausdruck faktentreuer Kolonialgeschichte: „Jenseits aller großen menschlichen und künstlerischen Qualitäten“ habe der Roman „den ungeheuren Vorzug, ein Stück der wirklichsten, der schwersten deutschen Wirklichkeit, unsere politische Wirklichkeit“[151] geschildert zu haben. Durch den Verzicht auf die Unterscheidung zwischen authentischer Kolonialgeschichte und deren fiktionaler Bearbeitung sollte der Roman die Aura eines glaubhaften, historisch-politischen Zeugnisses erhalten. Diese prekäre Vermengung erwies sich auf dem hochgradig politisierten Literaturmarkt der Weimarer Republik als überaus aussichtsreich.

Gleichsam im Gegenzug für Fechters Engagement für *Volk ohne Raum* zeigte sich Grimm trotz erheblicher Arbeitsbelastung zu mehreren Auftragsarbeiten für die DAZ bereit. Für die Weihnachtsnummer der Zeitung verfasste er 1928 etwa einen Beitrag zu der Umfrage „Wie lange soll das Versailler Diktat noch gelten?“ Grimm, dem die inhaltliche Ausrichtung seines Beitrags völlig freigestellt wurde, wiederholte in ihm jene Deutung des Vertragswerks, die den Lesern von *Volk ohne Raum* bereits bekannt sein musste: Der Versailler Vertrag sei ein welthistorisch beispielloses Unrecht, dessen „ungeheuerliche Folgen“ das deutsche Volk „körperlich, geistig und seelisch verzwingen [sic!]“ müsse; würden die Vertragsbedingungen nicht zügig revidiert, werde Deutschland zu einem „verwesenden Körper“ inmitten Europas, der schließlich die gesamte „Welt verpeste[n]“[152] müsse. Nach dem Abdruck seines Artikels erhielt Grimm von Seiten der Redaktion für seinen „leider sehr zutreffend[en]“ Beitrag besonderen Applaus. Im Ganzen fiel das Fazit der DAZ hinsichtlich der Zahl und vor allem Qualität der eingegangenen Beiträge hingegen ausgesprochen ernüchtert aus: „Sowohl der Prozentsatz der Teilnehmer […] als auch manche der Antworten“ hätten „von neuem die bedauerliche Tat-

[149] Vgl. den Exkurs zu *Volk ohne Raum* im Anschluss an Kap. 2.2.1.
[150] Zitiert nach Gümbel, Volk, S. 132, Anm. 290.
[151] Fechter, Dichtung, S. 35f.
[152] Grimm, Diktat [1928], S. 76.

sache" offenbart, „wie gering politischer Sinn und politisches Verständnis"[153] unter Deutschlands Intellektuellen sei.

Von Grimms enger Freundschaft mit Fechter darf indes nicht pauschal auf Grimms Verhältnis zur DAZ insgesamt geschlossen werden. An dem Feuilleton der Zeitung hatte der Dichter zwar – soweit bekannt – nichts auszusetzen, deren Haltung zur Tages- und Parteipolitik stand jedoch auf einem anderen Blatt. Als die Zeitung 1930 eine Haltung zu den ersten fulminanten Wahlerfolgen der NSDAP einnahm, die Grimm als zu reserviert und nicht hinreichend affirmativ empfand, setzte eine Entfremdung zur DAZ ein. Im Dezember 1930 kündigte Grimm sogar sein Abonnement der Zeitung, mit dem expliziten Hinweis, dass er „mit der politischen Haltung der DAZ nicht mehr überein[stimme]". Fortan wollte Grimm „eine mehr rechts stehende Zeitung von den großen Zeitungen lesen"; seine Wahl fiel letztendlich auf das Scherl-Blatt *Der Tag*.[154]

Innerhalb der DAZ registrierte nicht nur Fechter die Entscheidung Grimms mit großem Bedauern. Den seit 1925 amtierenden Chefredakteur der DAZ Fritz Klein, unter dem die Zeitung einen „entschiedenen Rechtskurs"[155] verfolgte, stimmte es einer Darstellung Fechters vom März 1931 zufolge „sehr traurig", als er einen im Konkurrenzblatt *Der Tag* publizierten Artikel Grimms zu Gesicht bekam. Als Fechter seinem Chef die Gründe des Dichters auseinanderzusetzen versuchte, sei Klein nur „noch trauriger"[156] geworden. Das Mischungsverhältnis von Dichtung und Wahrheit in dieser tränenreichen Anekdote mag dahingestellt bleiben; außer Zweifel steht jedoch, dass sich Fechter und Klein in der Folgezeit intensiv darum bemühten, den berühmten Romancier zurück in die Arme der DAZ zu lotsen. In diesen Kontext ist auch die eingangs dieses Kapitels zitierte Aussage Fechters zu stellen, Grimm könne, wenn er sich zu einem beliebigen, ihm freistehenden Thema äußern wolle, „immer" mit der Zeitung „rechnen". Die Bemerkung, dass sich „gelegentlich vor dem Druck kleine Unterhaltungen mit Ihnen ergeben könn[t]en"[157], relativiert nicht den unbedingten Willen der Redaktion, Grimm erneut als Mitarbeiter zu gewinnen.

Solche Rahmenbedingungen brachten für Grimm attraktive Vorzüge mit sich: Fechter und Klein verfuhren etwa betont vorsichtig, wenn es um die Kürzung oder Überarbeitung eingereichter Manuskripte ging – ein zwischen Autoren und Redaktionen stets heikles, konfliktträchtiges Thema. Fechter bot sich darüber hinaus als Lektor auch jener Manuskripte Grimms an, die nicht in der DAZ veröffentlicht wurden, so etwa bei der Veröffentlichung der Broschüre *Von der bürger-*

[153] DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 10. Dezember 1928 und 5. Januar 1929. Im Juli 1929 veröffentlichte die DAZ einen Aufsatz Grimms zur Lage in Südwest-Afrika, wobei der etwas verspätete Abdruck damit begründet und entschuldigt wurde, dass der Aufsatz „als Leitartikel unserer in erhöhter Auflage erscheinenden Sonntagsnummer eine besonders große Wirkung ausüben" könne. Vgl. DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 27. Juli 1929.

[154] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsche Allgemeine Zeitung, 14. Dezember 1930.

[155] Fischer, Zeitung, S. 278.

[156] DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 31. März 1931.

[157] DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 6. Juni 1931.

*lichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit* (1932).[158] Hierbei riet Fechter Grimm unter anderem dazu, die Bezeichnung des russischen Volks als „Sklavenvolk“ zu überdenken. Fechter widersprach dem Dichter zwar nicht in der Sache, dem slawophoben Verdikt stimmte er persönlich vielmehr zu, sorgte sich aber um die dem Text zu wünschende „stärkste mögliche Wirkungskraft“[159]. Der Begriff „Sklavenvolk“, so befürchtete Fechter, könne in Teilen des Publikums kontraproduktiv wirken. Grimm entsprach schließlich dem Vorschlag Fechters und strich den Begriff aus dem Manuskript.

Die großen Freiheiten, die sich Grimm gegenüber der DAZ erlauben konnte, zeigten sich bereits unmittelbar nach der Kündigung seines Abonnements, als er dem Feuilleton anbot, eine neue Kurzgeschichte zu einem Honorar von einer Mark pro Zeile in der DAZ zu veröffentlichen[160] – ein Angebot, das die Zeitung unverzüglich annahm. In sein nächstes Schreiben streute Grimm dann en passant die Information ein, dass die Kurzgeschichte deutlich länger ausfallen werde als ursprünglich angekündigt: Statt 180–200 waren es nun 300–350 Zeilen. Die erhebliche Steigerung des Umfang und damit auch des Honorars im Bereich von 50 bis 90 Prozent ergänzte Grimm lapidar mit der Information, eine nachträgliche Kürzung des Texts sei ausgeschlossen.[161] Nachdem eine Korrektur und Anpassung des Zeilenhonorars ebenfalls nicht zur Debatte stand, blieben für die Zeitung nur zwei Optionen: Entweder die von Grimm beiläufig kommunizierte Änderung klaglos zu akzeptieren oder aber auf der ursprünglichen Abmachung zu beharren, damit aber Gefahr zu laufen, Grimm abermals und womöglich endgültig vor den Kopf zu stoßen. Die Redaktion bevorzugte letztlich die erste Option. Grimm dankte es der DAZ in der Folgezeit mit weiteren Beiträgen: Im April 1931 verfasste er eine Auftragsarbeit mit dem Titel *Wann wird es endlich besser?*[162], im Juli desselben Jahres gab er den neu verfassten Artikel *Afrika und England am Schreibtisch* als Erstveröffentlichung an die DAZ.

Von besonderem Interesse für das Verhältnis zwischen Grimm und der DAZ ist ein im Herbst 1931 erschienener Artikel, in dem Grimm Ernst Krieck[163] vertei-

[158] Vgl. zu dieser Broschüre Kap. 5.2.2.

[159] DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 21. Januar 1932.

[160] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsche Allgemeine Zeitung, 16. Dezember 1930. Bei der Kurzgeschichte handelte es sich um *Der Hottentott und der Schakal*.

[161] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsche Allgemeine Zeitung, 18. Dezember 1930.

[162] Vgl. Grimm, Wann [1931], S. 80f. Die Frage, was besser werden solle, beantwortete Grimm wie folgt: „Besser werden soll, daß unsere Osterjugend nicht von Jahr zu Jahr zunehmend die Wege ihrer Begabung verrammelt findet, besser werden soll, daß die Tüchtigsten und Kräftigsten eines adeligen Volkes nicht länger verquält, mißbraucht und verbogen werden, sondern in der Welt zu ihren Gottesreich kommen, besser werden soll, daß Leistung vor Anmaßung gilt unter Menschen und Völkern“ (ebd., S. 80).

[163] Ernst Krieck (1882–1947) war nach seiner Ausbildung am Lehrerseminar Karlsruhe bis 1924 im Volksschuldienst tätig, ehe er sich mit seiner Studie *Philosophie der Erziehung* (1924) als Schriftsteller etablierte. 1928 wurde Krieck zum Professor der Pädagogik an der Pädagogischen Akademie in Frankfurt am Main ernannt. 1932 trat er der NSDAP bei, 1934 der SS. Von 1934 bis 1945 lehrte Krieck als Ordinarius Philosophie und Pädagogik an der Universität Heidelberg. Krieck begründete 1933 die Zeitschrift *Volk im Werden* und gab seit

digte, der am 1. Oktober 1931 von der Pädagogischen Akademie Frankfurt am Main an die Pädagogische Akademie Dortmund strafversetzt worden war. Die Hintergründe dieser Maßnahme sind bekannt: Krieck hatte Ende Juni 1931 vor Frankfurter Studenten seine sogenannte Rede am Feuer gehalten, die mit dem Ruf schloss: „Heil der deutschen Jugend, Heil dem deutschen Volk, Heil dem dritten Reich!“[164] Informiert über diesen Vorfall, reichte die „sozialdemokratische und jüdische Frankfurter Landtagsabgeordnete Jourdan“[165] offiziell Beschwerde gegen Krieck ein. Infolgedessen sah sich der damalige preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Adolf Grimme, zu einer Strafversetzung Kriecks veranlasst, die er am 7. August 1931 verfügte.[166] Zu seinem Protest gegen die Behandlung Kriecks fühlte sich Grimm nicht nur aufgrund seiner bis 1927 zurückreichenden, freundschaftlichen Beziehung mit Krieck veranlasst.[167] In seine Entscheidung dürfte auch hineingespielt haben, dass er in der „Rede am Feuer“ als jener Dichter der Gegenwart namentlich erwähnt worden war, der am eindringlichsten „deutsches Schicksal, deutsche Not, deutschen Drang in die Ferne ins Schaubild erhoben“[168] habe. Diese Deutung entsprach ganz einem im September 1931 im *Deutschen Volkstum* veröffentlichten Aufsatz, in dem der Frankfurter Pädagoge Grimm sogar zur Referenz für die Beantwortung der Frage erkoren hatte, was der Wesenskern völkischer Weltanschauung sei.[169]

In seinem mit „Politische Dolmetscher“ betitelten Kommentar zur Strafversetzung Kriecks nahm Grimm primär die jüdische Landtagsabgeordnete Jourdan ins Visier, die gegen die „Rede am Feuer“ protestiert hatte. Immer häufiger, so Grimm, müsse man in Deutschland die Beobachtung machen, wie „die staatlich erlaubte Deutschheit eines Deutschen“ und die „Art seines Volksgefühls […] von Leuten beurteilt“ werde, die an sich „wohl […] fleißige Arbeit leisten“ und ihre

1936 die Schriftenreihe *Weltanschauung und Wissenschaft* heraus. Nach öffentlichen Angriffen trat er 1938 aus der SS aus. Nach Kriegsende wurde Krieck im Internierungslager Moosburg inhaftiert, wo er am 19. März 1947 starb.

164 Krieck, Rede, S. 678f. Zuvor war die Rede bereits in der Zeitschrift *Bündische Welt. Blätter deutscher Sammlung* publiziert worden. Laut Gerhard Müller erschien Kriecks Rede zudem in einigen anderen „bündischen und nationalrevolutionären Blättern“ (Müller, Krieck, S. 481).

165 Müller, Krieck, S. 89.

166 Für eine apologetisch angehauchte, an Sachinformationen aber erschöpfende Zusammenfassung der Hintergründe und Folgewirkungen der Strafversetzung Kriecks siehe: Ebd., S. 86–94.

167 Der Erstkontakt war von Krieck ausgegangen und basierte, wie bei so vielen anderen, auf einer restlosen Begeisterung des aufstrebenden Pädagogen für *Volk ohne Raum*. Vgl. DLA, A:Grimm, Ernst Krieck an Hans Grimm, 14. und 25. Januar 1927.

168 Krieck, Rede, S. 678.

169 Vgl. ders., Nationalerziehung, S. 616: „Was ist das, die völkische Weltanschauung? Als Hans Grimm in seinem Buch vom deutschen Schicksal, in ‚Volk ohne Raum‘, dem neuen, dem sozialen Nationalbewußtsein die Geburtsgeschichte deutete, hat er zugleich die Grundlinien der deutschen Weltanschauung gezeichnet. […] Das heißt deutsche Weltanschauung, daß wir durchdrungen und ausgerichtet werden von dem Erkennen: Jeder Einzelne von uns kommt her aus dem Schoße des Volkes, jeder ist in seinem Werben bestimmt vom völkischen Gehalt und Charakter, jeder zehrt von der Substanz des Volkes“.

„Staatsbürgerpflicht erfüllen“ würden, die jedoch eine „deutsche Seele garnicht haben“[170] könnten. Eine solche „Seele“ aber sei notwendig zu einer angemessenen Einschätzung einer Rede wie jener Kricks. Künftig müsse daher die zwischen deutschen Volksgenossen zur Gewohnheit gewordene „politische Dolmetschertätigkeit“ durch fremde (gemeint: jüdische) „Mittelsleute“ mit ihrem „ausgesprochene[n] ‚Antigermanismus‘“ unterbunden werden. Allzu leicht und unbedacht schenke der Deutsche aufgrund seiner „empfindlichen und gefährlich mißverstehenden Seele“ jenen Mittelsleuten Glauben. Zwar zeigte Grimm Verständnis für die „Abwehr gegenüber einem vermuteten Antisemitismus der Dummheit und Brutalität“ von Seiten der jüdischen „Mittelsleute“. Zugleich verdächtigte er diese jedoch, einen „blinden Haß“ gegenüber der „erwachsenen Seele“ der Deutschen zu empfinden, welche naturgemäß „anders“ sei als ihre eigene.[171]

Gegenüber der DAZ kündigte Grimm seinen Artikel selbstbewusst mit den Worten an, alles, was er „zu sagen habe“, könne „unbedingt“, also bedenkenlos veröffentlicht werden. Die Affäre um Krieck kommentiere er bewusst vom Standpunkt eines unparteilichen „nationalen Mannes“[172] aus. Paul Fechter hatte sich zuvor in Abstimmung mit Fritz Klein auf Grimms Nachfrage stark interessiert am Abdruck des Artikels gezeigt und auch gegen eine gleichzeitige Veröffentlichung in der Zeitschrift *Der Ring* keine Bedenken erhoben.[173] Nach der Lektüre des Manuskripts kamen jedoch Bedenken auf: Etwas kleinlaut teilte Fechter nach einem Gespräch mit Klein mit, dass man den Aufsatz zwar „furchtbar gern bringen“ wolle, dass Grimms „harte[r] Satz von den Leuten ‚die nur eben eine deutsche Seele gar nicht haben können‘“[174] aber für Bedenken sorge. Abermals störte sich Fechter jedoch nicht an der ideologischen Implikation der Aussage Grimms, vielmehr hielt er sie „natürlich“ für sachlich „richtig“. Fechters Bedenken zielten stattdessen erneut auf jene Leser der DAZ, „die versuchen, bei uns mit einer anständigen nationalen Haltung mitzumachen“. Der fragliche Satz würde sie aber voraussichtlich „generell zurück[stoßen]“ und damit „etwas anrichten […], das wir aus mancherlei Gründen lieber vermeiden möchten“[175]. Fechter stimmte der antisemitischen Auffassung Grimms also zu, scheute sich aber, dies durch einen ungekürzten Abdruck des Aufsatzes auch öffentlich zu vertreten.

Auf die Bitte nach einer Umformulierung des fraglichen Satzes gab sich Grimm verwundert: „Wenn ein Jude von mir schriebe, daß ich eine jüdische Seele gar nicht haben könne, so fände ich das richtig und jeder andere Mensch fände es richtig“[176]. Dennoch zeigte er sich kooperativ und brachte Vorschläge zur Um-

170 Grimm, Dolmetscher [1931], S. 12.
171 Ebd., S. 13.
172 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsche Allgemeine Zeitung, 20. August 1931.
173 Vgl. DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 6. August 1931.
174 DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 29. August 1931.
175 Ebd.
176 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsche Allgemeine Zeitung, 31. August 1931.

formulierung.[177] Als er nach diesem Schreiben für sechs Wochen ohne Antwort blieb, reagierte Grimm jedoch verärgert. Würde nicht sein Freund Fechter bei der Zeitung arbeiten, so seine Mitteilung vom 13. Oktober 1931, hätte er seinen Artikel längst andernorts veröffentlicht, unter dem Titel: „Was die DAZ nicht zu bringen wagt“[178]. Auf dieses Schreiben reagierte Fritz Klein unverzüglich, entschuldigte sich für die Verzögerung und versicherte, den Beitrag nach Grimms „liebenswürdigem Abänderungsvorschlag“[179] sogleich zu veröffentlichen. Die Publikation erfolgte im Sonntagsblatt vom 18. Oktober. Im *Ring* erschien der Artikel hingegen im Originalwortlaut.

Krieck selbst dürfte es indes kaum gestört haben, dass Grimms Artikel in der DAZ erst verspätet und mit abgestumpfter antisemitischer Spitze erschien. Mit dem Schicksal der Strafversetzung konnte der Pädagoge jedenfalls gut leben. Aufgrund der disziplinarischen Maßnahme war die Aufmerksamkeit, die er und seine „Rede am Feuer“ gefunden hatten, auf ein Vielfaches dessen angewachsen, was andernfalls an Resonanz zu erwarten gewesen wäre. Zugleich gefiel sich Krieck in der gut vermarktbaren Rolle des völkischen Märtyrers. Dass ihm die Affäre zu einem nur umso größeren Erfolg als Autor verhelfen würde, hatte er bereits im Herbst 1931 klar erkannt: „Die ganze Geschichte hat meinen Arbeiten zu einem vielleicht durchschlagenden Erfolg verholfen. Und ich habe zuletzt allen Grund dafür, dankbar zu sein“[180]. Wie seine spätere Karriere als NS-Hofpädagoge erweist[181], lag Krieck mit dieser Diagnose nicht falsch.

### 3.1.4 Hans Grimm als „Auslandsexperte“

Die große Mehrzahl der nicht enden wollenden Anfragen, die Grimm seit Mitte der 1920er Jahre von Seiten deutscher Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen erreichten, zielten auf literarische Beiträge. Immer wieder wurde jedoch auch der Wunsch geäußert, Grimm möge sich zu den Themenfeldern „Kolonialwesen“ und „Auslandsdeutschtum“[182] äußern. Das Spektrum der Zeitungen und Zeitschriften reichte hier von gewichtigen, auflagestarken und einflussreichen Organen wie den *Süddeutschen Monatsheften*[183], die im September 1929 wegen eines Beitrags über „die koloniale Schuldlüge“[184] bei Grimm vorstellig wurden, über

[177] Vgl. ebd.: Grimms Gegenvorschlag zur beanstandeten Formulierung lauteten: Entweder „… die nur eben – Gott weiß warum – meinen, sich zur deutschen Seele feindlich stellen zu müssen“ oder „…die nur eben – Gott weiß warum – tun, als ob sie sich zur deutschen Seele feindlich stellen müssten“.

[178] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsche Allgemeine Zeitung, 13. Oktober 1931.

[179] DLA, A:Grimm, Deutsche Allgemeine Zeitung an Hans Grimm, 17. Oktober 1931.

[180] DLA, A:Grimm, Ernst Krieck an Hans Grimm, 18. Oktober 1931.

[181] Vgl. hierzu: Hojer, Nationalsozialismus.

[182] Zur Virulenz dieses Themas nach 1918 vgl. Oberkrome, Geschichte.

[183] Zum Profil dieser Zeitschrift, die während der Weimarer Republik besonders durch die Verbreitung der Dolchstoßlegende bekannt wurde, vgl. Flemming, „Gegen die intellektualistische Zersetzung der alten moralischen Werte“; Kraus, Kulturkonservatismus.

[184] DLA, A:Grimm, Süddeutsche Monatshefte an Hans Grimm, 2. September 1929.

regional einschlägige Zeitungen wie den *Hannoverschen Kurier*[185] bis hin zu randständigen Journalen wie der Zeitschrift *Völkische Kultur*[186], die im Winter 1932/33 gegründet wurde, jedoch schon 1936 wieder eingehen sollte.

Grimm kam hierbei entscheidend zugute, dass er vor dem Ersten Weltkrieg selbst für zehn Jahre in Südafrika gelebt hatte, zunächst als Handelsangestellter, schließlich als selbstständiger Kaufmann und Landwirt in der britischen Kapkolonie.[187] Durch diesen biografischen Erfahrungshintergrund schien er bereits in der „Person des Sprechers […] für die Authentizität des Gesagten“[188] bürgen zu können. Insofern steckte durchaus Methode hinter Grimms notorischer Neigung, seine Artikel zum Kolonialismus und „Auslandsdeutschtum“ mit detaillierten Informationen zu seinem eigenen Werdegang zu spicken[189]; Primärerfahrung sollte hier Expertentum suggerieren und belegen. Die Erfolgswahrscheinlichkeit dieses rhetorischen Manövers war umso größer, als kaum ein Leser (und kaum ein Redakteur) mit eigenen, vergleichbaren Auslandserfahrungen aufwarten konnte, die als Korrektiv und Vergleichsmaßstab zu Grimms Ausführungen hätten dienen können. Hinzu kam, dass Grimms Anspruch, insbesondere mit *Volk ohne Raum* weniger ein fiktionales literarisches Produkt als ein historisch authentisches Dokument verfasst zu haben, von bedeutenden und vielgelesenen Kritikern akzeptiert und weitergetragen wurde – wie bereits am Beispiel Paul Fechters gezeigt.[190] Die Grenzen zwischen Realität und Fiktionalität wurden so zunehmend unkenntlich.

Schon der gemeinhin der „Inneren Emigration“ zugerechnete Schriftsteller Werner Bergengruen[191] hat in seinen privaten Aufzeichnungen darauf hingewiesen, dass Grimm aufgrund seiner Biografie und der thematischen Ausrichtung seiner Werke gerade unter „Sudetendeutschen als Autorität“ und „authentischer Eingeweihter“ gegolten habe, an den „man sich mit der Bitte um allerhand Aufschlüsse wenden konnte“[192]. Welche Ausschnitte des vielfältigen Koloniallebens und „Auslandsdeutschtums“ hatte Grimm aber tatsächlich aus erster Hand erlebt und erfahren? Welche Veränderung hatten die Kolonien seit seiner Umsiedlung

185 Anlässlich einer bevorstehenden Tagung des Vereins für das Deutschtum im Ausland in Münden plante der *Hannoversche Kurier* die Veröffentlichung einer „Sondernummer“, für die Grimms Mitarbeit gewünscht wurde. Ende Mai 1924 skizzierte der Feuilletonleiter der Zeitung, Eberhard Sarter, seine Vorstellungen folgendermaßen: „Ich denke etwa an einen Aufsatz über den Typus des *Kolonialdeutschen* oder an einen Aufsatz über den *deutschen Siedler im Auslande* oder etwa speziell über den Deutschen, der *im Auslande reist*“ (DLA, A:Grimm, Hannoverscher Kurier an Hans Grimm, 31. Mai 1924, Herv. i. Orig.).

186 Vgl. DLA, A:Grimm, Völkische Kultur an Hans Grimm, 27. Januar 1933.

187 Vgl. Kap. 2.1.

188 Jäger, Schriftsteller, S. 9.

189 Vgl. exemplarisch: Grimm, Übervölkerung, S. 329–333.

190 Vgl. Kap. 3.1.3.

191 Zur literaturhistorischen Ordnungskategorie „Innere Emigration“ vgl. Zimmermann, „Innere Emigration“; die Zugehörigkeit Bergengruens (1892–1964) zur „Inneren Emigration“, für die unter anderem Hackelsberger, Wort, argumentiert, ist unlängst in Zweifel gezogen worden, vgl. Bergmann, Bergengruen.

192 Bergengruen, Schriftstellerexistenz, S. 158.

von der Kapkolonie nach Deutschland im Jahr 1910 durchlebt – vor allem infolge des Ersten Weltkriegs? Und nicht zuletzt: Welche politisch-ideologische Agenda verfolgte Grimm in seinen Texten? Diese naheliegenden Fragen wurden nicht thematisiert.

Am Beispiel des *Berliner Lokal-Anzeigers*, des auflagenstärksten Blatts des deutschnationalen Scherl-Verlags[193], soll im Folgenden zunächst geschildert werden, zu welch attraktiven Möglichkeiten politischer Publizistik Grimm das ihm zugesprochene Expertentum verhalf. Anschließend wird illustriert, wie die fiktionalen literarischen Texte Grimms über das Kolonialwesen mitunter als empirisch belastbares Quellenmaterial betrachtet und behandelt wurden. Bewusst wird dabei mit dem Stuttgarter Mathematikdozenten Hasso Härlen ein Beispiel außerhalb des engeren Kreises der Freunde und Vertrauten Grimms herausgegriffen.[194]

Hans Grimm und der Berliner Lokal-Anzeiger – Anlass dazu, Artikel Grimms über koloniale Fragen und über das „Auslandsdeutschtum" einzuwerben, bot für zahlreiche Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen also nicht nur der klangvolle Name des Autors, sondern zugleich ein ihm unkritisch zugeschriebenes, generelles Expertenwissen. Schon aus arbeitsökonomischen Gründen erteilte der Dichter freilich einer Vielzahl der an ihn heranflutenden Anfragen eine Absage. Immer wieder verstanden es Redakteure jedoch, Grimms Aufmerksamkeit und Interesse zu wecken. So auch der *Berliner Lokal-Anzeiger*, dem es im September 1928 gelang, Grimm zum Verfassen eines Leitartikels zu bewegen.[195] Anlass der Anfrage war der damals unmittelbar bevorstehende Deutschlandbesuch des amtierenden Administrators des britisch verwalteten Mandatsgebiets Südwestafrika, der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika, Albertus Johannes Werth. Die Anfrage an Grimm stellte der damalige Chefredakteur des *Berliner Lokal-Anzeigers* Samuel Breslauer, der später von den Nationalsozialisten in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert werden und dort zu Tode kommen sollte.[196] Die gewünschte Ausrichtung des für die „Vorderseite unseres Hauptblattes"[197] vorgesehenen Artikels wurde von Breslauer schon dadurch unterstrichen, dass der Anfrage ein Aufsatz des bekannten Weimarer Kolonialpropagandisten Oskar Karstedt[198] bei-

[193] Zum *Berliner Lokal-Anzeiger* vgl. Schilling, Erbe, S. 178–189. Die Geschichte des Scherl-Verlages ist ein bedauerliches Desiderat der Forschung. Die bislang beste Annäherung an die Thematik bietet: Holzbach, System.

[194] Schließlich entsprach es Selbstanspruch und -verständnis Grimms, in seinen literarischen Arbeiten ein authentisches Spiegelbild historischer Sachverhalte zu bieten, vgl. den Exkurs zu *Volk ohne Raum* im Anschluss an Kap. 2.2. Bestätigten Freunde diese Qualität der Werke Grimms, konnte es sich auch lediglich um rücksichtsvolle Lippenbekenntnisse handeln.

[195] Der Kontakt zwischen Grimm und dem *Berliner Lokal-Anzeiger* geht bis auf den Mai 1924 zurück, als die Redaktion erstmals mit Bitten um literarische Beiträge an Grimm herantrat. Vgl. DLA, A:Grimm, Berliner Lokal-Anzeiger an Hans Grimm, 15. Mai 1924.

[196] Zum Leben Samuel Breslauers (1870–1942) vgl. die zahlreichen Hinweis in: Hambrock, Etablierung.

[197] DLA, A:Grimm, Berliner Lokal-Anzeiger an Hans Grimm, 19. September 1928.

[198] Oskar Karstedt (1884–1945) war von 1906 bis 1913 in der Kolonie Deutsch-Ostafrika tätig gewesen. Während der Weimarer Republik und im „Dritten Reich" arbeitete er hauptberuf-

lag, begleitet von der „ergebenste[n] Bitte“, Grimm möge „einen Aufsatz ähnlichen Inhalts zur Verfügung“[199] stellen.

In seinem Antwortschreiben an Breslauer dankte Grimm zunächst für die Übersendung des Karstedt-Artikels „über das erdrosselte Deutschtum in Südwest-Afrika“. Zugleich bestätigte Grimm, der nach Eigenaussage seit Wochen in „größte[r] Angst vor dem Besuche Werths in Berlin“[200] war, sein Interesse, den gewünschten Leitartikel zu verfassen. Wie seiner Ansicht nach schon beim Londoner Abkommen im Jahr 1923[201], schien sich dem Dichter in Berlin ein „scheußlicher Unsinn“[202] zusammenzubrauen. Als Grimm seinen Artikel schließlich fristgerecht einreichte, bat er jedoch plötzlich um eine anonyme Veröffentlichung. Als Grund gab er an, dass Werth, der eine „ganz minderwertige“ und „sehr eitle Nummer“ sei, in ihm als Verfasser „einen Gegner von Südwest her“ sehen würde, so wie er es bei „jedem Deutschen“ mache, „der den ungeheuren Burenschwindel durchschaut“[203] habe. Grimm sah die erhoffte Wirkung des Artikels nun also durch die Erwähnung seines Namens gefährdet.

Für den *Berliner Lokal-Anzeiger* kam ein Verzicht auf die Nennung Grimms indes nicht infrage – „aus naheliegenden Gründen“[204], wie die Redaktion in ihrem Dankesschreiben für die Ablieferung des Aufsatzes lapidar vermerkte. Eine Anonymisierung des Artikels musste den Interessen der Zeitung zuwiderlaufen, die sich nicht zu Unrecht von der Namensnennung Grimms einen erhöhten Absatz der entsprechenden Ausgabe versprach. Ob Grimm die Zurückweisung seiner Bitte verärgerte oder ob er sie mit Verständnis zu Kenntnis nahm, lässt sich aus den Quellen nicht beantworten. Der Kontakt mit der Zeitung brach jedenfalls nicht ab. Bis 1937 trat der *Berliner Lokal-Anzeiger* noch insgesamt sieben Mal mit Bitten um Beiträge an Grimm heran, wobei er mit zwei Zusagen und fünf arbeits-

lich als Ministerialrat im Reichsarbeitsministerium, wobei er unter anderem für die „Internationale Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch Erschließung überseeischer Gebiete“ (so der Titel einer 1931 veröffentlichten Broschüre) argumentierte. Vielfach trat er nach 1918 publizistisch zu Kolonialfragen hervor. Biografische Informationen zu Karstedt in: Schwoch, Standespolitik, S. 365.

199 DLA, A:Grimm, Berliner Lokal-Anzeiger an Hans Grimm, 19. September 1928.

200 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Berliner Lokal-Anzeiger, 23. September 1928.

201 Während sich Deutschland in dem am 23. Oktober 1923 mit der Südafrikanischen Union abgeschlossenen Abkommen bereiterklärte, den Deutschen in Südwestafrika zu einer Kollektiveinbürgerung zu raten, räumte die Union den in Südwestafrika verbliebenen deutschen Siedlern unter anderem das Bleiberecht und die Ausstattung mit den vollen Bürgerrechten ein. Für Hintergründe und Details des Abkommens vgl. Eberhardt, Nationalsozialismus, S. 99–116.

202 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Berliner Lokal-Anzeiger, 23. September 1928.

203 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Berliner Lokal-Anzeiger, [?] September 1928. In seinem Artikel warf Grimm den Buren – „die wir als Freunde ansahen, und um deretwillen wir einst [gemeint ist hier der Zweite Burenkrieg] den Vernichtungswillen des englischen Volkes mit auf uns lenkten“ – vor, im Mandatsgebiets Südwestafrika „ohne jegliche innere Notwendigkeit“ zum schlimmsten „Bedrücker unserer Stammesbrüder“ geworden zu sein. Vgl. Grimm, Mandatsland [1928], S. 146.

204 DLA, A:Grimm, Berliner Lokal-Anzeiger an Hans Grimm, 3. Oktober 1928.

bedingten Absagen Grimms zwar eine mäßige Quote erntete[205], die jedoch nicht auffällig unter jener anderer Zeitungen lag.

Expertise kraft Fiktion – In den Korrespondenzen Grimms finden sich auch Beispiele, in denen sich Privatpersonen in der sicheren Annahme, einen Mann mit hohem, unvoreingenommenen Fachwissen vor sich zu haben, mit Fragen zu Auslands- und Kolonialthemen an den Dichter wandten. Dabei zeigt sich, welch hohe Suggestionskraft gerade die literarischen Arbeiten Grimms besaßen, die immer wieder als authentisches Abbild der jeweils bearbeiteten Gegenstände angesehen und akzeptiert wurden. Dass sich – wie Wolfram Pyta hellsichtig hervorgehoben hat – literarische Texte infolge ihres „Vermögen[s], das ‚kulturelle Imaginäre' zu konstituieren und damit auch politisch relevante Ordnungsvorstellungen zu formen und zu vermitteln" durch eine „besondere Fähigkeit zur Welterzeugung"[206] auszeichnen können, lässt sich am Beispiel Grimms anschaulich bestätigen. Das Phänomen des Verdrängens „der Wahrheit (im Sinne wissenschaftlich überprüfbarer Richtigkeit)" durch „die Form der ‚moralischen Beglaubigung'"[207] eines Schriftstellers kommt bei Grimm in eklatanter Weise zur Geltung. Dass dabei jedoch nicht immer *Volk ohne Raum* die Basis einer entsprechenden Vermengung von Realität und Fiktionalität bildete, zeigt das Beispiel des an der Technischen Hochschule Stuttgart arbeitenden, jungen Mathematikdozenten Hasso Härlen.[208]

Laut Eigenaussage vom Juni 1928 griff Härlen auf das während des Ersten Weltkriegs im Auftrag der Obersten Heeresleitung verfasste Werk *Der Ölsucher von Duala*[209] zurück, um „verschiedentlich in Diskussionen", insbesondere mit „Paneuropäern", seinen „Standpunkt zu dokumentieren, dass die deutsche und die französische Wesensart […] unvereinbar"[210] seien. Zwar versicherte Härlen, keiner „einfache[n] Antipathie" das Wort sprechen zu wollen – als Mathematiker

[205] Im August 1931 gab Grimm die Zusage, sich an einer Umfrage an mehrere Autoren zu beteiligen, welches „Zeiterlebnis" für ihr jeweiliges „künstlerisches Schaffen entscheidend gewesen" sei (vgl. DLA, A:Grimm, Berliner Lokal-Anzeiger an Hans Grimm, 22. August 1931). Dass Grimm gegenüber der Redaktion des *Berliner Lokal-Anzeigers* dabei nicht viele Rücksichten nahm zeigt sich daran, dass er zunächst selbstbewusst sein Honorar selbst bestimmte (1 Mark pro Zeile, vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Berliner Lokal-Anzeiger, 23. August 1931) und anschließend seine Geschäftstüchtigkeit dadurch unter Beweis stellte, dass er einen erheblich längeren Artikel abgab als von der Redaktion gewünscht worden war. Wie in fast allen Fällen wies er auch hier die Bitte um Kürzung zurück (vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Berliner Lokal-Anzeiger, 26. September 1931) – sehr zum Ärger der Redaktion, die sich beklagte, bei Grimm „so wenig Verständnis für die doch wohl selbstverständlichen Ansprüche einer Redaktion gefunden zu haben". Auf diese Weise sah sie sich gezwungen, Grimms Beitrag „bei späterer Gelegenheit als selbstständigen Artikel zu bringen" (DLA, A:Grimm, Berliner Lokal-Anzeiger an Hans Grimm, 3. Oktober 1931). Wann Grimms Beitrag letztendlich publiziert worden ist wurde nicht recherchiert.

[206] Pyta, Weltkrieg, S. 14f.

[207] Jäger, Schriftsteller, S. 9.

[208] Knappe biografische Informationen zu Härlen (1903–1989) in: Pierzchała, Fängen, S. 317.

[209] Vgl. Kap. 2.1.

[210] DLA, A:Grimm, Hasso Härlen an Hans Grimm, 17. Juni 1928.

hatte er vielmehr „Hochachtung vor dem französischen Geiste“. Dies durfte in den Augen Härlens jedoch „nicht darüber hinwegtäuschen“, dass „zwischen deutsche[m] und französische[m] Geiste“ eine „ausgesprochene Feindschaft“ bestand. Um diese Deutung zu untermauern, hatte Härlen in seinen Diskussionen auf jene „Tatsachen“ verwiesen, wie er sie in Grimms *Der Ölsucher von Duala* vorgefunden hatte. Vor allem meinte Härlen die in dem Roman „geschilderten Greuel“ gegen Deutsche durch den „‚schwarzen Bruder‘“ der Franzosen. Ihnen warf Härlen vor, jedes natürliche „Abstandsgefühl“ gegen die koloniale Bevölkerung „verloren“[211] zu haben.

Nach der Kalkulation des jungen Mathematikers konnte demnach ein inmitten des Weltkriegs verfasster Propagandaroman, der gezielt die Misshandlung deutscher Kolonisten durch Truppen einer erbittert bekämpften feindlichen Militärmacht schilderte und schildern sollte, als verlässliches Quellenmaterial und solide Basis einer politischen Anschauung gelten. Von Ferne scheint Härlen indes die hierin zum Ausdruck kommende, geradezu abenteuerliche Kritiklosigkeit gedämmert zu haben. Seine „paneuropäisch“ gesinnten Diskussionsgegner wies er jedenfalls vorsichtshalber nicht darauf hin, dass er seine Argumente einem Roman entliehen hatte. Härlen führte hierfür zwei Gründe an. Der erste unterstreicht zunächst lediglich nochmals die eigene starke emotionale Aufwühlung des Mathematikers durch die Schilderungen Grimms: Das Buch, so Härlen, habe er niemandem empfehlen wollen, von dem er nicht wusste, „ob er es auch vertragen“[212] könne. Der zweite, stichhaltigere Grund bezeugt hingegen das Bewusstsein, sich durch die Stützung auf *Der Ölsucher von Duala* in den Augen seiner „Diskussionsgegner“ leicht angreifbar zu machen. Ihnen wollte Härlen jedoch keine einfachen Ausflüchte aus der Debatte bieten:

„Ich fürchtete, daß mein jeweiliger Diskussionsgegner sich an die Greuelschilderungen Ihres Buches klammern würde. Ich wollte ihm aber seinen Stand nicht so leicht machen wie den Gegnern des Antisemitismus, die, beflissentlich das Wesentliche übersehend, sich auf den Greuelantisemitismus stützen.“[213]

Dass sein Name in den Diskussionen Härlens nicht fiel, wird Grimm verschmerzt haben. Entscheidend an dem Briefwechsel ist auch etwas anderes: Sein hoher Aussagewert für die große Suggestionskraft Grimms als Privatperson und Autor. Dabei war Härlen keineswegs ein vollends verrannter Parteigänger der Weimarer Rechten. Im Juni 1931 kam es vielmehr zu deutlichen Meinungsverschiedenheiten mit Grimm, als Härlen die Sozialdemokratie gegen eine in seinen Augen zu scharfe Kritik des Dichters in Schutz nahm.[214] Umso bemerkenswerter ist die Wirkung der Texte Grimms auf den Mathematikdozenten.

211 Ebd.
212 Ebd.
213 Ebd.
214 Vgl. DLA, A:Grimm, Hasso Härlen an Hans Grimm, 7. und 13. Juni 1931; DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Hasso Härlen, 9. Juni 1931.

### 3.1.5 Beflissene Dauerrezensenten: Conrad Wandrey und Helmut Wocke

Conrad Wandrey und Erwin Guido Kolbenheyer – Wie gezeigt, wiederholten Grimm und Kolbenheyer während der Weimarer Republik nimmermüde ihre Überzeugung, Opfer einer sie „totschweigenden" oder offen anfeindenden Linkspresse einerseits und einer angeblich nicht ausreichend aktiven und dienstbeflissenen Rechtspresse andererseits geworden zu sein.[215] Bei aller genuinen Empörung, mit der dies geschah, lässt sich diese Praxis auch als Strategie verstehen, wohlwollende Journalisten zu einer umso emphatischeren und unkritischen Werbeaktivität zu animieren. Erfolg hatte Kolbenheyer mit dieser Strategie in den frühen 1920er Jahren insbesondere bei den Publizisten Eugen Kalkschmidt[216], Hermann Missenharter[217] und Erwin Ackerknecht[218]. Auch Stapels Verhalten nach Veröffentlichung eines Verrisses gegen Kolbenheyers Roman *Das Lächeln der Penaten* (1927) in dem „Literaturblatt" der *Frankfurter Zeitung* hat gezeigt, wie

[215] Vgl. Kap. 3.1.1.

[216] Nachdem Kolbenheyer gegenüber Kalkschmidt (1874–1962) in einem Brief vom 9. Januar 1922 en passant erwähnt hatte, dass er sich nur „langsam u[nd] hinter dem Rücken der Presse von Mund zu Mund durchgesetzt" habe, da „die jüdische Presse meine Bücher totschweigt" und er „ohne Pressehilfen" sei (vgl. Literaturarchiv der Monacensia, NL Eugen Kalkschmidt, B 54), schritt Kalkschmidt prompt in Form einer Rezension zur Tat: In der Zeitschrift *Oberdeutschland* schlug er „Alarm […] für einen deutschen Poeten, wie wir ihn so wurzelhaft und geistig umfassend unter den Lebenden schwerlich zum zweitenmal besitzen. Wem das zuviel des Guten dünkt, der lasse sich gesagt sein, daß wir in diesen kläglichen Zeiten des Guten gar nicht genug kriegen können, zumal wenn es uns als Geschenk von oben in den Schoß fällt wie hier" (Kalkschmidt, Paracelsus-Roman, S. 311). Die Vorlage zu Kolbenheyers Äußerungen hatte Kalkschmidt durch ein kulturantisemitisches Klagelied über die Lage der deutschen Presse geliefert: „Die jüdische Literatenzunft sitzt jetzt dermaßen auf dem hohen Roß, daß es einfach Pflicht der wenigen noch nicht verjudeten Blätter ist, sich ab und zu mal einen Hauptschreiber herauszuholen und übers Kreuz zu legen. Ich bin kein Hakenkreuzler und habe gescheite Juden gern, wenn sie in ihren Grenzen bleiben und sich nicht anmaßen, Sprecher der deutschen Volksseele zu sein. Jetzt wollen sie nicht nur das, sie wollen uns auch politisch regieren und das wenige, was an nationalem Stolz und nationaler Würde in dem Zusammenbruch noch aufrecht steht, dem Götzen ihrer verwaschenen ‚Liberalität' opfern" (KAG, Eugen Kalkschmidt an Erwin Guido Kolbenheyer, 30. Dezember 1921).

[217] Missenharter (1886–1962), seit 1919 Mitherausgeber von *Der Schwäbische Bund* (ab 1921 *Oberdeutschland*) und wichtiger Förderer Kolbenheyers in Südwestdeutschland (vgl. auch Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 434), zeigte sich sichtlich beeindruckt von den Dienstpflichten als Journalist, wie sie ihm zuvor von Kolbenheyer angezeigt worden waren. Kolbenheyers Brief, so Missenharter, werde ihm „für immer wertvoll bleiben […]. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich die Pflichten, die er für mich enthält, wichtig nehmen werde" (KAG, Hermann Missenharter an Erwin Guido Kolbenheyer, 30. Dezember 1921). Für ein Exempel der Unterstützung Missenharters für Kolbenheyer vgl. Missenharter, Dichter: Kolbenheyer repräsentierte und bewahrte demnach „die Würde […] unserer deutschen Kunst, die unser Heiligstes ist". Hierzu bedürfe es „eines […] männlichen Geistes, der das Gemeine des Tages bändigt und unseres Wesens unsterbliches Teil in der Glut seiner Kunst läutert. Das Erscheinen eines solchen Führers ist immer Gnade für ein Volk […] Wir müssen zu ihm hinan nicht er zu uns herab" (S. 113f.).

[218] Zum Verhältnis zwischen Kolbenheyer und Ackerknecht (1880–1960) vgl. Kap. 3.1.2.

Bewunderer des Dichters durch vereinzelte negative Presse dazu angestachelt werden konnten, zur Ehrenrettung ihres Heroen vermeintlich richtigstellende Lobeshymnen in den Feuilletons zu platzieren.[219] Zu den Publizisten, die während der Zwischenkriegszeit eine besonders intensive Werbetätigkeit für Kolbenheyer entfalteten, gehörte auch der Münchner Literaturhistoriker Conrad Wandrey.[220] Dessen Verhältnis zu Kolbenheyer sei exemplarisch herausgestellt.

Der Erstkontakt zwischen Wandrey und Kolbenheyer wurde im Herbst 1926 durch den GMV hergestellt. Wandrey hatte sich zuvor an Kolbenheyers Verlag gewandt und seine Absicht bekundet, Vorträge über die Werke des Dichters halten zu wollen. Die Bewunderung für Kolbenheyer ging der Kontaktaufnahme mit dem GMV weit voraus, sodass es irrig wäre, in dem Münchner Literaturkritiker lediglich einen kühl kalkulierenden Rezensions-Söldner auf dem umkämpften Weimarer Buchmarkt erblicken zu wollen. Kolbenheyer wurde durch den GMV auf das Ansinnen Wandreys aufmerksam gemacht, woraufhin er diesen zu sich nach Tübingen einlud.[221] Dass der Journalist und Literaturkritiker Wandrey als sehr ernst zu nehmender Multiplikator gelten durfte, ging schon aus seiner Mitteilung vom November 1926 hervor, über einen kurz zuvor von der *Literarischen Gesellschaft* in Marburg veranstalteten Kolbenheyer-Abend in den *Münchner Neuesten Nachrichten*, in der *Literarischen Welt* sowie in der *Schweizer Rundschau* berichten zu wollen.[222] Als darüber hinaus auch noch in der *Essener Allgemeinen Zeitung* ein Artikel Wandreys über Kolbenheyer erschien, zeigte sich dieser hocherfreut über Wandreys Engagement und vertiefte Kenntnisse der *Bauhütten*-Philosophie.[223] Überhaupt war Kolbenheyer zufrieden, in Wandrey einen neuen, schlagkräftigen „Mitkämpfer“[224] gefunden zu haben.

Die Titulierung als „Mitkämpfer“ sollte sich Wandrey in den Jahren bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs redlich verdienen: Im Zeitraum von 1926 bis 1939 weist die Bibliografie Wandreys nicht weniger als 20 Veröffentlichungen über Kolbenheyer auf. Die Artikel reichten von Rezensionen einzelner Werke[225] über Versuche einer Popularisierung der *Bauhütten*-Philosophie[226] bis hin zu einem mehrfach wiederabgedruckten „Bekenntnis zu Kolbenheyer“, das anlässlich des 50. Geburtstags des Dichters erschien. In ihm unternahm Wandrey eine Gesamt-

219 Vgl. Kap. 2.3.1.

220 Zur Biografie Wandreys (1887–1947) vgl. die zahlreichen Hinweise in: Heißerer, Literaturpolitik.

221 Vgl. KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Conrad Wandrey, 21. September 1926 (Durchschlag).

222 KAG, Conrad Wandrey an Erwin Guido Kolbenheyer, 12. November 1926.

223 Vgl. Kap. 3.3.

224 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Conrad Wandrey, 19. November 1926 (Durchschlag).

225 Vgl. exemplarisch Wandreys Besprechung von *Das Lächeln der Penaten* in: Deutsche Rundschau 210 (1927), S. 102f.

226 Vgl. Wandrey, Kolbenheyer [1927]. In dem Artikel schloss Wandrey mit dem Fazit, dass Kolbenheyer in beispielhafter Weise für die „Fruchtbarmachung naturwissenschaftlicher Erkenntnis auf der kulturwissenschaftlichen Ebene“ und den „Einbruch biologisch-intuitiven Denkens ins Reich der dichterischen Gestaltung“ stehe. Siehe auch: Wandrey, Kulturbesinnung.

würdigung des literarischen und philosophischen Schaffens seines Dichterheroen.[227] Den unumstrittenen Höhepunkt des Engagements Wandreys stellt indes die in den Jahren 1930–1933 verfasste, 1934 erschienene Monografie *Kolbenheyer. Der Dichter und der Philosoph* dar.

Darüber hinaus trat Wandrey mit Vorträgen über Kolbenheyer hervor: Schon im Dezember 1927 bestritt er eine halbstündige Sendung über Kolbenheyer in der *Berliner Funkstunde*, die aus einem zehnminütigem Vortrag und einer zwanzigminütigen Lesung aus Werken des Dichters bestand. Kolbenheyer ließ Wandrey dabei freie Hand in der Textauswahl, was das große Vertrauen anschaulich unterstreicht, das Wandrey damals bei dem gegenüber Journalisten ansonsten notorisch argwöhnischen Kolbenheyer genoss: „Seien Sie bestens ersucht, die Rundfunkvorlesung nach Ihrer eigenen Meinung auszuwählen – die Berliner Radiopsyche ist mir gänzlich fremd."[228] Im Nachhinein zeigte sich Wandrey mit dem Verlauf der Sendung zufrieden. Unter den „620 000 Abonnenten" des „Berliner Funk[s]" werde gewiss „da und dort jemand" für die Inhalte empfänglich gewesen sein, „sodass das Ganze nicht umsonst war". Wandrey versicherte Kolbenheyer: „Es macht mir immer Freude, etwas für Ihre Bücher tun zu können, da es wirklich aus innerer Ueberzeugung geschieht, wie Sie glauben dürfen."[229]

Im Februar 1930 informierte Wandrey den Dichter zudem über einen von ihm dozierten „vierstündigen Vortragszyklus"[230] zu Kolbenheyers Werken, der in der Münchner Buchhandlung Lehmkuhl stattfand. Hocherfreut über diese „freundliche Nachricht", lobte Kolbenheyer Wandrey als einen der „wenigen Menschen […], die aus innerstem Interesse mittlerisch und aufklärend für mein Werk tätig"[231] seien. Wandrey hielt Kolbenheyer anschließend über den Erfolg des Vortragszyklus auf dem Laufenden, wobei er auch auf die zu erwartenden Verständnisschwierigkeiten des Publikums zu sprechen kam, soweit die biologisch-philosophischen Anschauungen des Dichters betroffen waren.[232] Er ging jedoch scherzhaft mit ihnen um:

„Der hiesige Zyklus lässt sich gut an. Er findet aber in geschlossenem Rahmen statt, sodass es mit Pressenotizen nichts ist. Vier Abende. […] Zwei Zuhörer zogen mit allen drei Bänden [des *Paracelsus*] aus der Lehmkuhlschen Buchhandlung ab. Das nächste Mal habe ich den Leuten versprochen, spanisch zu kommen. Es ist nämlich die Bauhütte dran."[233]

Trotz dieses energischen Einsatzes schwankte Kolbenheyer in seinem Verhältnis zu Wandrey. Hatte er gegenüber Stapel im Winter 1928/29 noch „etliche innere Vorbehalte" angemeldet, durch die es ihm unangenehm war, Wandrey „Dank [zu]

[227] Vgl. Conrad Wandrey, Bekenntnis zu Kolbenheyer, in: Münchner Neueste Nachrichten, 29. Dezember 1928. Wiederabgedruckt in Tübinger Chronik und Steinlachbote, 29. Dezember 1928, und Deutsche Arbeit. Sudetendeutsche Monatsschrift 28 (1929), S. 129–132.
[228] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Conrad Wandrey, 8. November 1927 (Durchschlag).
[229] KAG, Conrad Wandrey an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. Februar 1928.
[230] KAG, Conrad Wandrey an Erwin Guido Kolbenheyer, 16. Februar 1930.
[231] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Conrad Wandrey, [?] Februar 1930 (Durchschlag).
[232] Vgl. hierzu Kap. 3.3.1.
[233] KAG, Conrad Wandrey an Erwin Guido Kolbenheyer, 6. März 1930.

schulde[n]“[234], fiel das Urteil vor dem Hintergrund des Münchner Vortragszyklus ein Jahr später sehr viel wohlwollender aus: „Wandrey ist ein feiner Mensch, hat schon etliche ziemlich eingehende Aufsätze über mich geschrieben. Ich kenne ihn auch persönlich. […] Viel Hörer hat er nun auch in München mit Kolbenheyer locken können.“[235] Auch Wandreys Monografie von 1934 bot für Kolbenheyer Anlass für Lob und Kritik zugleich. Nicht einverstanden war Kolbenheyer besonders mit Wandreys Beschreibung und Wertung seines lyrischen und dramatischen Schaffens.[236] Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs sollte sich Kolbenheyers Urteil über die Studie Wandreys dann gar zu offener Antipathie wandeln. Peter Dimt, der 1946 im Haus Kolbenheyers lebte und seine Erlebnisse im sogenannten *Schlederloher Tagebuch* festhielt, bemerkt in einem Eintrag vom 13. März 1946, Kolbenheyer sei Wandreys Arbeit „derart verhasst“, dass der Dichter eine von ihm erbetene Signierung des Buchs abgelehnt habe.[237] Diese schroffe Ablehnung verwundert umso mehr, als Kolbenheyer während des langwierigen Schreibprozesses von Wandrey mehrfach miteinbezogen worden war und Teile des Manuskripts korrekturgelesen hatte.[238] Weitere Hintergründe zu der Entfremdung zwischen Kolbenheyer und Wandrey ließen sich jedoch nicht erheben; nach 1934 kam es lediglich noch im Oktober/November 1938 zu einem Briefwechsel zwischen Kolbenheyer und Wandrey, der aber noch von einer intakten Beziehung zeugt.

Helmut Wocke und Hans Grimm – Ebenso wie Kolbenheyer verfügte auch Grimm über Dauerrezensenten, deren Tätigkeit ursprünglich auf eine Vermittlung seines Verlags zurückging. Angeheuert vom ALV wurde etwa der im niederschlesischen Liegnitz hauptberuflich als Deutsch- und Geschichtslehrer arbeitende Helmut Wocke, der als Musterbeispiel eines bienenfleißigen und ausnahmslos positiv urteilenden Dauerrezensenten gelten darf. Laut Eigenaussage war Wocke kurz nach der Veröffentlichung von *Volk ohne Raum* erstmals von Reinhold Geheeb, einem Mitglied des vierköpfigen Kuratoriums des ALV[239], kontaktiert und „auf das Werk hingewiesen“ worden. Wocke verfasste daraufhin „eine kleine Anzeige“, die „mehrmals nachgedruckt“ wurde, und setzte sich auch anschließend „immer wieder für den großen Roman“[240] ein, wie er Grimm im September 1928

234 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 24. Januar 1929.

235 Vgl. DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 8. März 1930.

236 „Ich habe nun Ihr Buch zu Ende gelesen und hoffe, daß Sie den dritten Teil noch einmal einer Revision unterziehen werden. Ich glaube nicht, daß Sie meinen Dramen, und auch nicht, daß Sie meinen Gedichten völlig gerecht werden konnten. Ich glaube aber fest, daß das Buch viel zur Orientierung über mein Werk beitragen wird, und vielleicht ist es für manche Leser, besonders der intelektuellen [sic!] Kreise ganz gut, wenn sie irgend etwas finden, wo sie eine kritische Stellung zu meinem Werk nehmen können“ (KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Conrad Wandrey, 19. Dezember 1933, Durchschlag).

237 Dimt, Tagebuch, S. 30.

238 Vgl. KAG, Conrad Wandrey an Erwin Guido Kolbenheyer, 30. Juni 1931, 26. September 1932 und 1. Juli 1933.

239 Vgl. Meyer, Verlagsfusion, S. 56–59. Zuvor hatte Geheeb seit 1901 für über zwei Jahrzehnte als Hauptredakteur des Simplicissimus gearbeitet.

240 Vgl. DLA, A:Grimm, Helmut Wocke an Hans Grimm, 1. September 1928.

wissen ließ. 1930 veröffentlichte der ALV außerdem einen Essayband Wockes unter dem Titel *Neue Jugend und neue Dichtung*, der unter anderem einen ausführlichen Aufsatz über Grimm enthielt. Diesen Aufsatz schloss Wocke nach einer detaillierten Zusammenfassung von Grimms Gesamtwerk mit einem emphatischen Bekenntnis zur Lebensraum-Ideologie des Dichters. „Unbestechlich" und voller „Wahrhaftigkeit" habe Grimm in seinen Werken „die Lage" dargestellt:

„Wir brauchen Freiheit und Sonne und Weite, wollen wir nicht Sieche und Krüppel werden. Wir leben wohl, doch wir versklaven ohnmächtig, wenn uns unser Recht versagt bleibt. Täuschen wir uns nicht hinweg über den Ernst unseres Schicksals: […] Die Erde ist groß. Das deutsche Volk aber, das zahlreichste, friedliebendste, tüchtigste weiße Volk, soll gezwungen sein, auf einem Raume zu leben, der ihm nicht hinreicht zur Arbeit und zum Broterwerb, geschweige denn zur freien Entfaltung seines Wesens!"[241]

Wocke führte seine Rezensionstätigkeit bis zum Ende der Weimarer Republik ungebrochen fort: Zu Grimms 1928 wiederaufgelegten *Südafrikanischen Novellen* verfasste er „eine Besprechung […] für ein pädagogisches Blatt"[242]; für die Novellensammlung *Der Richter in der Karu und andere Geschichten* (1930) wurde Wocke von „zwei Blätter[n]", darunter die *Schlesische Zeitung*, „zu einer Besprechung aufgefordert" – eine Einladung, der Wocke „mit Vergnügen"[243] Folge leistete. Im Mai 1931 gingen Wocke durch den ALV „die Aushängebogen" eines „neuen Buches"[244] von Grimm zu, wobei unklar bleibt, ob es sich um die Kurzgeschichtensammlung *Der Gang durch den Sand und andere Geschichten aus Südafrika* gehandelt hat oder um die Aufsatzsammlung *Der Schriftsteller und die Zeit*; beide Bücher erschienen 1931. Wocke sandte daraufhin „auf Einladung der Redaktion" eine „Würdigung an die *Münchner Neuesten Nachrichten*". Parallel dazu entsprach er der Bitte „um eine Besprechung" seitens der *Ostdeutschen Monatshefte*. Damit nicht genug, versicherte Wocke zudem, sich zu bemühen, in einem (namentlich nicht weiter genannten) „pädagogischen Blatte", an dem er „seit Jahren mitarbeite, für Ihr Buch eintreten zu können"[245]. Die 1932 publizierte Broschüre *Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit* besprach Wocke schließlich in der *Schlesischen Zeitung*.[246] Grimm konnte sich bei alledem sogar den Luxus herausnehmen, ein ihm vom Verlag zugegangenes Manuskript Wockes ohne vorhergehende Rücksprache mit dem Autor „einer Korrektur"[247] zu unterziehen. Wocke erhob ob dieser Bevormundung und Eigenmächtigkeit keine Einwände.

In Wockes Einsatz für Grimm lediglich den Opportunismus eines um publizistische Nebeneinkünfte bemühten Auftragsschreibers erkennen zu wollen, hieße

241 Wocke, Jugend, S. 196.
242 DLA, A:Grimm, Helmut Wocke an Hans Grimm, 5. Dezember 1928.
243 DLA, A:Grimm, Helmut Wocke an Hans Grimm, 14. Mai 1930.
244 DLA, A:Grimm, Helmut Wocke an Hans Grimm, 21. Mai 1931.
245 Ebd.
246 Vgl. DLA, A:Grimm, Helmut Wocke an Hans Grimm, 15. August 1932. Zu den Inhalten der Broschüre vgl. Kap. 5.2.2.
247 Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Helmut Wocke, 8. März 1929.

die innere Verbundenheit und tiefe persönliche Bewunderung zu unterschätzen, die der niederschlesische Lehrer dem Schöpfer von *Volk ohne Raum* entgegenbrachte. Seine Wertschätzung teilte er dem Dichter im Dezember 1928 auch privat mit: Grimms Werke waren Wocke demnach nicht nur als Kunstwerke, sondern „nicht minder als Ausdruck eines Menschentums, das in deutscher Art wurzelt“[248] von hohem Wert.

Auch an der Herzog-Heinrich-Schule in Liegnitz nutzte Wocke alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel, um für eine möglichst weitere Verbreitung Grimms unter den Schülern zu wirken. In seiner Funktion als „Leiter der Schülerbücherei“ war es ihm möglich, „die Schüler in der Auswahl der Lektüre ja bis zu einem bedeutenden Grade [zu] beeinflussen“[249]. Infolgedessen waren Grimms Werke „ständig unterwegs“, vor allem freilich *Volk ohne Raum*. Auch als Unterrichtsmaterial verwende Wocke die Werke des Dichters. Im Mai 1931 informierte er Grimm darüber, im „vergangenen Jahr […] im Geschichtsunterricht auf der Oberstufe Ihre Briefe aus Deutsch-Südwest[-Afrika] behandelt“ zu haben. Die Teilnahme sei „außerordentlich rege“ gewesen, mit der Folge, dass „die meisten [Schüler] auch Ihre anderen Bücher nunmehr kennen lernen wollten“. Auch im Deutschunterricht las Wocke „nicht selten kleinere Abschnitte“ aus Grimms Werken, um auf diese Weise zu dessen „Schaffen selbst hinzuleiten“[250].

Dass er sich „seit Jahren“ in seiner Funktion als Leiter der Schulbücherei ebenso für die Werke Kolbenheyers einsetzte, teilte Wocke im November 1929 mit.[251] Wocke und Wandrey waren insgesamt betrachtet zwar außergewöhnlich aktive Rezensenten, sie bildeten jedoch keinesfalls singuläre Ausnahmen. Wie geschildert war etwa schon Erwin Ackerknecht in ähnlicher Intensität für Kolbenheyer tätig gewesen, ehe ihm der Dichter aufgrund einer Lappalie die langjährige Freundschaft aufkündigte.[252] Die Beispiele Wocke und Wandrey illustrieren indes nochmals besonders eindrücklich die Absurdität der geschilderten Überzeugung Grimms und Kolbenheyers, in der deutschen Öffentlichkeit und Presse stets verlassen und auf sich allein gestellt gewesen zu sein.

248 DLA, A:Grimm, Helmut Wocke an Hans Grimm, 10. Dezember 1928.

249 DLA, A:Grimm, Helmut Wocke an Hans Grimm, 21. Mai 1931.

250 Ebd.

251 Vgl. KAG, Helmut Wocke an Erwin Guido Kolbenheyer, 20. November 1929. Wocke gab Kolbenheyer zudem sein volles Einverständnis für den *Aufruf an die Universitäten* (vgl. Kap. 3.5) zu verstehen: „Ich stimme Ihnen in allem bei u[nd] freue mich Ihrer Worte. Ihre Vorwürfe sind leider allzu berechtigt u[nd] erwachsen aus ernster Sorge um das Schicksal der deutschen Kunst u[nd] aus Verantwortungsbewußtsein. Das fühlt man, u[nd] Ihr Werk selber gibt Ihnen zudem recht: in dem Sinne, daß jedes Werk wurzelt in eigenbetontem Wesen u[nd] Leben spendet, schöpferisches Leben. Ich glaube nur: die Vorwürfe, die Sie erheben, treffen z. T. schon die höheren Schulen. Auf den Oberklassen nimmt in erschreckendem Maße die Teilnahme an Kunst u[nd] Kunstfragen ab; dafür herrscht Sensationslüsternheit vor, Freude am Äußerlichen. Mangel an Wille zur Konzentration. Oberflächlichkeit. Und vor allem: Mangel an *Ehrfurcht*, das Verstummen *vor* Ehrfurcht“ (ebd., Herv. i. Orig.).

252 Vgl. Kap. 3.1.2.

## 3.2 Wilhelm Stapel als Referenz eines „sachlichen" Antisemitismus

### 3.2.1 Kernelemente der von Stapel vertretenen Haltung zur „Judenfrage"

> *In einem solchen Augenblick sollte ich nicht mit aller Kraft mich auflehnen gegen die Überjudung des deutschen Seelenlebens? Aus Rücksicht auf die inneren Nöte geistig vornehmer Juden? Wer wagt das zu fordern? Wer wagt es, meine Liebe und Sorge um das deutsche Volk, mein Verlangen nach Ehrlichkeit in die Nähe jener moralischen Minderwertigkeiten zu rücken, von denen jüdische Apologeten geflissentlich glauben machen wollen, dass sie zum Wesen des Antisemitismus gehörten? Ich werde mich durch solche Urteile nicht bewegen lassen.*[253]

Der Versuch einer – nach seinem eigenen Verständnis – kritischen und konstruktiven Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus als historisch-gesellschaftlichem Phänomen war während der gesamten Weimarer Republik eine Grundkonstante von Stapels Publizistik. Auch in seiner Zeitschrift waren Antisemitismus und „Judenfrage" zwei prominente, immer wieder aufgegriffene Themen. Die Gretchenfrage, wie stark antisemitisch das *Deutsche Volkstum* ausgerichtet gewesen ist, verschließt sich indes einer eindeutigen Antwort. Die Beiträge einzelner Mitarbeiter der Zeitschrift weisen deutliche inhaltliche Unterschiede auf – ein Hinweis auf den hohen Wert, den Stapel darauf legte, seine Zeitschrift nicht in den Ruf undifferenzierter und vorhersehbarer Einseitigkeit geraten zu lassen. Zu diesem Zweck stellte Stapel oftmals in einzelnen Ausgaben des *Deutschen Volkstums* Aufsätze zu ein und derselben Thematik nebeneinander, die in ihrer Deutung und Aussage stark voneinander abwichen. Exemplarisch ist dies an zwei Leitartikeln eines Themenhefts zum Antisemitismus ablesbar, das im Februar 1921 erschien: In ihm steht einem zwar von großstadtfeindlichen Ressentiments durchzogenen, ansonsten aber betont maßvollen Artikel des Hamburger Theologen Walther Classen, der trotz einiger Vorbehalte für eine deutsch-jüdische Verständigung plädierte[254], ein Beitrag des österreichischen Schriftstellers Richard von Schaukal gegenüber, der verbissen die Möglichkeit oder auch nur Wünschbarkeit einer solchen Verständigung bestritt. Schaukal sprach stattdessen von einem „natürlichen Widerstreben" der Deutschen gegen die Juden, das zu Unrecht „als ‚Antisemitismus' verschrien" sei.[255]

Ausschlaggebend für das große Interesse, das Stapel dem Antisemitismus entgegenbrachte, war laut einer selbstrechtfertigenden Eigenaussage aus dem Jahr 1921 die Beobachtung, dass „gerade bei bedeutenden und schöpferischen Per-

[253] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 53 (Herv. i. Orig.).
[254] Vgl. Classen, Antisemitismus.
[255] Vgl. Schaukal, Bemerkungen, Zitat S. 43.

sönlichkeiten" der deutschen Geschichte – Stapel erwähnt Fichte, Goethe, Luther, Schopenhauer, Treitschke und Wagner – der Antisemitismus „ausgeprägt" gewesen sei. Stapel nahm dies als Beweis, dass im Antisemitismus „irgend eine Wahrheit und irgend ein Recht stecken" müsse; es könne sich „nicht bloß [um] eine zu irgendwelchen politischen oder wirtschaftlichen Zwecken betriebene Hetze"[256] handeln. Damit griff er ein Argumentationsmuster auf, das in antisemitischen Schriften seit der Jahrhundertwende überaus geläufig war, wobei die jeweiligen eklektischen Namensreihungen freilich immer wieder leicht variierten. Alle von Stapel aufgeführten Namen finden sich beispielsweise auch in Theodor Fritschs *Handbuch der Judenfrage*, in dem „*Luther*, *Goethe*, *Fichte*, *Schopenhauer*, *Moltke*, *Rich. Wagner*, *Lagarde*, *Treitschke*, *Düring*, *Wahrmund* u. a." die angebliche Legitimität antisemitischen Denkens bezeugen sollen.[257]

Die „redliche Prüfung"[258] des Antisemitismus, die Stapel laut eigenem Anspruch anstrebte, gründete auf drei fixen Grundannahmen. Erstens galt ihm die Existenz natürlicher, historisch konstanter „Volksverschiedenheiten" als unleugbare Tatsache des Völkerlebens. Zweitens lehnte er interkulturellen Austausch bzw. die wechselseitige Beeinflussung verschiedener Völker als Verstoß gegen jene natürliche Ordnung ab. Diese Abwehrhaltung verstand Stapel als eine Angelegenheit der Selbstverteidigung und „Selbstachtung" eines Volks. Drittens postulierte es Stapel als die „selbstverständliche Pflicht" eines jeden Volksbürgers, dem eigenen Volk – verstanden als mental-geistige und rassisch-biologische Singularität – unter allen Umständen die „Treue zu wahren". Letzteres galt ihm auch deshalb als evident, da die Volkszugehörigkeit des Individuums in seinen Augen qua Geburt „in Blut und Seele" festgelegt war und nicht durch autonome Willensentscheidung verändert werden konnte.[259]

Obgleich Stapel diese Annahmen als unveränderliche Tatsachen erachtete, bemühte er sich in seiner Zeitschrift dennoch um eine durchaus facettenreiche Behandlung des Antisemitismus. In dem vorgeblich sachlichen und emotionsfreien Umgang mit diesem Themenkomplex kam Stapels Absicht und Anspruch zum Ausdruck, sich vor den Augen der Öffentlichkeit von vulgären, aggressiven und undifferenzierten, kurz: radikalen Antisemiten abzugrenzen und intellektuell abzuheben. Aus privaten Briefen Stapels geht indes hervor, dass diese „objektivitätsheischende […] Form geistiger Distinktion"[260], so die treffende Formulierung Matthias Hambrocks, lediglich das nicht rationale, sondern emotionale Funda-

256 Stapel, Recht [1921], S. 46.

257 Fritsch (Hg.), Handbuch, S. 12 (Herv. i. Orig.). Für weitere Beispiele vgl. Deutsch-Soziale Blätter 14 (1899), S. 275; Weininger, Geschlecht, S. 413, Anm. 1; Bartels, Rasse, S. 274; Politisch-anthropologische Monatsschrift für praktische Politik 18 (1920), S. 329 sowie Alfred Rosenbergs Aufsatz *Herr Endres und die Judenfrage* in: Völkischer Beobachter, 22. August 1919.

258 Stapel, Recht [1921], S. 46.

259 Ebd., S. 46 f. Die These der Irreversibilität der Volkstumszugehörigkeit jedes Menschen hatte Stapel bereits 1917 in der Erstauflage seiner *Volksbürgerlichen Erziehung* vertreten: „Kein Mensch kann das Blut in seinen Adern willkürlich verändern, und wenn er sich noch so grimmig dagegen wehrt, es anzuerkennen". Stapel, Erziehung [1917], S. 9.

260 Hambrock, Etablierung, S. 462.

ment der Judenfeindschaft kaschieren sollte. Auch zeigt sich im privaten Umfeld, dass die öffentlich eingeübten und standardisierten Distanzierungsgesten gegenüber radikalen Antisemiten kein immerwährendes Grundbedürfnis Stapels darstellten, sondern zugleich diskursstrategischen Erwägungen unterlagen. So betonte Stapel im April 1931 gegenüber Kolbenheyer, seine öffentlichen Abgrenzungen von dem „sog[enannten] Radau-Antisemitismus" nicht zu weit treiben zu wollen. Ebenso „wie die Juden nach außen hin" nicht „ihre Tucholskys" preisgäben, wolle und dürfe er „nach außen hin" nicht die „Nationalsozialisten"[261] preisgeben. Kritik solle daher nur innerhalb der eigenen Reihen und also „fern vom Beifall der Ausländer" geäußert werden. Indes könne mit einer „Preisgabe der ‚wilden' Antisemiten" durch öffentliche Kritik bei den Juden ohnehin kaum etwas „erreich[t]" werden, würden ihre Zeitschriften doch nicht müde zu betonen, dass „die ‚Edel-Antisemiten' viel schlimmer seien als die ‚Radau-Antisemiten'"[262]. Dass diese Auffassung relativierungsbedürftig ist, wird im Abschnitt zur öffentlichen Rezeption der Schriften Stapels zum Antisemitismus gezeigt werden.[263] Zunächst gilt es jedoch, die Kernelemente der Ansichten Stapels zur „Judenfrage" offenzulegen. Ein Blick auf die einzelnen Publikationen und Argumentationsmuster zeigt dabei rasch, dass der Anspruch auf einen rationalen und rein „sachlichen" Umgang mit dem Antisemitismus auf Sand gebaut war.

Zur Frage der jüdischen „Assimilation" – Wie erwähnt, basierte Stapels Glaube an einen naturbedingten „Gegensatz" zwischen Juden und Deutschen auf der Grundannahme, dass „Volkstümer" notwendig spezifisch und „unteilbar"[264] seien und daher streng voneinander geschieden werden müssten. Jeder Einzelmensch, so Stapel 1920, sei durch seine Abstammung untrennbar an seine spezifische „völkische Art" gebunden. „Die Menschheit" sei „nicht die Summe der *Menschen*, sondern der *Völker*." Ein Volk aber könne nicht als ein „Werk menschlichen Willens" verstanden werden, sondern nur als „eine naturhafte, gewachsene Einheit wie der Baum, das Korallenriff, der Bienenschwarm" – als „ein Stück Wirklichkeit, genau so wirklich wie der einzelne Mensch". Alles „*wirkliche* Leben" sei jedoch „Individuation" und ein allgemeines, gleichförmiges „Menschentum" daher eine Chimäre: Menschen ohne spezifisches und einzigartiges Volkstum seien „in Wirklichkeit nicht möglich" und könnten lediglich „*gedacht* werden"[265]. Stapels Perzeption der „Judenfrage" war somit maßgeblich von den weltanschaulichen Gewissheiten seiner Volksnomoslehre durchdrungen, welche im Kern auf folgendes Credo hinauslief:

„Jedes Volk wird zusammengehalten durch ein Gesetz des Lebens, das, entsprechend seiner Natur, seine innere und äußere Form, seinen Kult, seinen Ethos, seine Verfassung und sein Recht

261 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 11. April 1931.
262 Ebd.
263 Vgl. Kap. 3.2.2.
264 Stapel, Antisemitismus [1920], S. 5 (Herv. i. Orig.).
265 Ebd., S. 7 f. (Herv. i. Orig.).

bestimmt: durch den Nomos. Der Nomos macht das Volk, das ursprünglich Kultgemeinde ist, zum Volke […]. Jedes Volk hat seinen besonderen Nomos"[266].

Dieser Überzeugung entsprechend spielte in Stapels Überlegungen zur „Judenfrage" die Taufe keinerlei Rolle – ungeachtet seiner ausgeprägten persönlichen Religiosität. Einen bloß religiös argumentierenden Antijudaismus lehnte Stapel als unzeitgemäß ab, da dieser dem naturwissenschaftlichen Kenntnisstand seiner Zeit nicht mehr zu entsprechen schien.

Hinsichtlich der Frage jüdischer „Assimilation" lief Stapels Argumentation im Kern darauf hinaus, sowohl ihre praktische Durchführbarkeit als auch Wünschbarkeit zu verneinen. Mehrfach schlussfolgerte er lapidar, dass es Juden grundsätzlich „unmöglich" sei, „wesenhaft zum Deutschen" zu werden.[267] Doch auch in den Texten, in denen er das Modell der „Assimilation" etwas differenzierter behandelte und ihre Möglichkeit in grauer Theorie nicht völlig ausschloss, stellte Stapel klar, dass eine „Lösung der Judenfrage durch ‚Assimilation'", das heißt durch eine „Vermischung der Völker", abzulehnen sei – ein Reflex auf die allen völkischen Autoren gemeine, manische Sorge vor einer kulturellen und rassischen „Überfremdung" des deutschen Volks. Nach Auffassung Stapels war es gleichgültig, dass es „wohl einzelne Juden" gäbe, die, als seltene Ausnahmen der Regel, theoretisch „im deutschen Volke aufgehen" könnten. Für ihn war ausschlaggebend, dass „ein im Ganzen unserer Art so fremdes Volk wie das jüdische", welches „von Osten her einen schier unerschöpflichen Zustrom" aufweise, nicht „in das deutsche Blut und die deutsche Seele einfließ[en]"[268] dürfe.

Von Stapels vereinzelten Überlegungen zu potenziell „assimilierbaren" Juden sollte man sich daher nicht blenden lassen. Wie unausgegoren und auch kurzlebig Stapels Vorstellungen waren, wenn es darum ging, das theoretische Modell eines quasi geordneten Assimilationsprozederes zu beschreiben, belegt sein 1932 publizierter Text *Versuch einer praktischen Lösung der Judenfrage*[269]. Frühestens, so Stapel, sollte der „Übertritt vom Judentum zum Deutschtum" nach einer bis in die „dritte Generation" andauernden Bewährungsfrist „möglich" gemacht werden.[270] Zur naheliegenden und entscheidenden Frage, nach welchen Kriterien der Erfolg oder Misserfolg einer solchen „Bewährung" entschieden werden sollte und vor allem von wem, schwieg sich Stapel bezeichnenderweise aus. Auch in der Folgezeit griff Stapel sein dürftiges Gedankenmodell nicht mehr auf. Große Bedeutung für seine Publizistik, ganz zu schweigen von deren Außenwirkung, besaßen

[266] Stapel, Staatsmann, S. 174. Für eine ausführliche Erläuterung der Volksnomoslehre vgl. Schmalz, Kirchenpolitik, S. 62–69.

[267] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 10f.

[268] Ders., Recht [1921], S. 50f. Gerade in den ersten Jahren der Weimarer Republik war die Hetze gegen die sogenannten Ostjuden zentraler Bestandteil völkischer Agitation. Hervorzuheben ist hier insbesondere die Propaganda des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbunds. Vgl. Lohalm, Radikalismus, S. 147–152. Generell zum Phänomen der „Ostjuden" und ihrer durch antisemitische Pogrome in Osteuropa bedingten Flucht nach Westen vgl. Maurer, Ostjuden; Haumann, Ostjuden.

[269] Weitere Informationen zum Entstehungshintergrund des Textes in Kap. 5.2.1.

[270] Stapel, Versuch [1932], S. 190.

die 1932 skizzierten Überlegungen also nicht. Überblickt man alle Texte Stapels zur „Judenfrage", so lässt sich bilanzieren, dass Stapel die Eingliederung der Juden in die deutsche Gesellschaft durch „Assimilation" prinzipiell ablehnte.

Zum deutschen und jüdischen „Volkscharakter" – Eine Paradoxie, die in Stapels Texten zum Antisemitismus häufig aufscheint, besteht darin, dass in ihnen einerseits die diametrale Gegensätzlichkeit des deutschen und jüdischen „Volkscharakters" als feststehende Tatsache behauptet wird, Stapel andererseits jedoch die Möglichkeit einer definitiven Bestimmbarkeit von Volkscharakteren bestritt. Was „jüdische Art und deutsche Art" sei, lasse sich „niemals rational mit festen Begriffen umzirkeln"[271]. Durch dieses Unschärfetheorem ließ sich Stapel indes nicht davon abhalten, deutsche und jüdische „Volksart" als a priori unvereinbar zu definieren. Diesen Widerspruch versuchte Stapel aufzulösen, indem er den Antisemitismus letztendlich zu einer Gefühlsangelegenheit erklärte; die Unterschiedlichkeit einer Volksart, so behauptete er, müsse „instinktiv" erkannt werden: „Wer die Fremdheit oder Gleichartigkeit nicht *erfühlt*, wird sie mit Begriffen nie erjagen"[272]. Die „Weckung" eines solchen „gesunden Instinktes für eigenes und fremdes Volkstum" definierte Stapel auch als Notwendigkeit und „Vorbedingung zur Lösung der Judenfrage". Nur wer sich seines „Volkstums instinktiv sicher" sei, lasse sich „nicht durch fremdes Volkstum blenden" und „nicht bewundernd von Fremden bei Seite drängen"[273].

Eine solche Instinktsicherheit erschien Stapel insbesondere vor dem Hintergrund des verlorenen Weltkriegs und der zunehmenden Öffnung der Weimarer Kultur gegenüber fremden äußeren Einflüssen als essenziell wichtig. Nur durch eine konsequente und bedingungslose Abgrenzung gerade von der jüdischen Kultur und ihren Trägern war für Stapel an die „Möglichkeit" eines funktionalen und tolerierbaren Nebeneinanders des deutschen und des jüdischen Volks zu denken – „als einander Fremde, aber doch als vom Schicksal zum Zusammenleben Gezwungene". Nur so würden das deutsche Volk und seine Geschichte nicht „überfremdet" und „verfälscht"[274] werden. Hierbei grenzte sich Stapel insofern von dem „*dogmatische*[*n*] Antisemitismus" ab, als er vor „Niedrigkeiten gegen jüdische Menschen" und einer „Aufstachelung des Hasses" warnte. Menschen, „denen es mit dem deutschen Volkstum ernst ist", sollten sich stets „in der Gewalt behalten"[275]. Die Grenzen und Erfolge dieses Selbstanspruchs wurden bereits thematisiert.[276]

„Kulturantisemitismus" – Nach der Auffassung von Louis Dupeux bildete die Auseinandersetzung mit liberal und pazifistisch orientierten, jüdischen Kunst-

271 Ders., Recht [1921], S. 50.
272 Ebd. (Herv. i. Orig.).
273 Ebd.
274 Stapel, Recht [1921], S. 51 f.
275 Ebd., S. 50 f. (Herv. i. Orig.).
276 Vgl. Kap. 2.2.2.

und Kulturschaffenden den Kern des Stapel'schen Antisemitismus. Dieser Antisemitismus, so Dupeux, sei „nicht biologisch begründet"[277] gewesen. Obgleich sich Stapel in der Tat am häufigsten im Kontext von Kunst- und Literaturfragen antisemitisch äußerte, wohingegen die Politik bei ihm eine vergleichsweise untergeordnete Rolle spielte[278], greift die Deutung Dupeux' zu kurz. Schon Stapels Auffassung der „Assimilations"-Thematik hat gezeigt, dass Kunst und Kultur für ihn nur einen äußerlichen Rahmen darstellen, hinter dem der feste Glaube an einen viel fundamentaleren, sowohl seelisch als auch biologisch kodierten Volksgegensatz zum Vorschein kommt. Auch das noch zu schildernde Verhältnis Stapels zu Kolbenheyers *Bauhütten*-Philosophie wird die große Affinität Stapels zu biologistischem Denken erweisen.[279] Dennoch verdient Stapels Perzeption der Weimarer Kunstlandschaft und Kulturpolitik aufgrund ihrer prominenten Stellung in dessen Publizistik nähere Aufmerksamkeit.

Bedingt durch seine eigene Berufstätigkeit, seine Aufgabenbereiche innerhalb der HVA[280] sowie seiner eigenen schöngeistigen Interessen lud sich Stapels Kritik

277 Vgl. Dupeux, Kulturantisemitismus, S. 167.

278 Am deutlichsten tritt Stapels Haltung zur politischen Rolle der Juden in der Innen- und Außenpolitik in dem im April 1931 in Nyon bei Genf gehaltenen Vortrag *Die Rolle der Juden im politischen Leben der Gegenwart* zutage. Darin skizzierte Stapel insgesamt vier Problemkomplexe, ohne jedoch „Lösungen" zu bieten, da diese nicht „Zweck" des Vortrags sein könnten. Als die zwei spezifischen Probleme der Innenpolitik behauptete Stapel, dass erstens das „jüdische Volk den Liberalismus und den liberalen Sozialismus zu konservieren" suche und damit unweigerlich „innenpolitisch zu einer *Entwicklungshemmung* für die anderen Völker" werde. Zweitens führe der Zionismus und die Tendenz der Juden, sich „auf sich selbst" zurückzuziehen, dazu, dass den Juden „die Eigenart sowie die politische Größe des andern Volkes immer gleichgültiger" werde. Infolgedessen trete an die Stelle des zuvor gefochtenen „Kampfes für allgemeine Ideen (Liberalismus, Sozialismus) ein Kampf für die Durchsetzung des spezifisch Jüdischen" innerhalb der fremden Völker: „Es kommt in reziprokem Verhältnis zur Abnahme des praktischen jüdischen Einflusses eine Zeit der *Präpotenz* jüdischer Geistigkeit". – Als die zwei spezifischen Probleme der Außenpolitik beschrieb Stapel folgende Komplexe: Erstens seien die Juden „infolge ihrer politischen Lage *zwischen* den Völkern" als Kollektiv unweigerlich „Vertreter des *Pazifismus*". Hierdurch würden sie gerade auf das deutsche Volk nach 1918 verheerend wirken, denn: „Wer den Pazifismus vertritt, vertritt, mag er es wollen oder nicht, die realen politischen und wirtschaftlichen Interessen der Weltkriegsgewinner". Zweitens verfüge das jüdische Volk durch seine Zerstreuung „durch alle Nationen" über eine hohe Zahl außenpolitisch hochbedeutsamer „Querverbindungen". Diese nutze es für die Interessen des jüdischen Volks, nicht aber für die Interessen jenes Volks, „unter dem sie ihren Aufenthalt gewählt haben". Dies sei zumal deshalb der Fall, da „ihm [dem Juden] scheint, daß sein Interesse das moralisch ‚höhere' sei. *Das behauptet er*. Den andern Nationen ist das nicht moralisch evident" (Stapel, Rolle [1931], S. 406–408, Herv. i. Orig.).

279 Vgl. Kap. 3.3.2.

280 Seit 1926 hatte Stapel die Leitung der innerhalb der HVA neugegründeten „Volkstumsabteilung" inne. Damit erlangte er großen Einfluss auf das gesamte kulturpolitische Schriftgut der Verlagsanstalt und mithin „an enormous influence over the house's publishing program" (Stark, Entrepreneurs, S. 27). Stapel setzte seine Leser sogleich stolz über das neue Amt in Kenntnis und gab seiner Zufriedenheit und Freude darüber Ausdruck, dass das *Deutsche Volkstum* in Form einer „Personalunion zwischen einem Teil des Buchverlags und der Zeitschrift" künftig „nicht mehr als einzelne, zufällige Unternehmung im Verlag" stehen, sondern „in den Mittelpunkt" einer der HVA-Abteilungen rücken werde (Stapel, Verlag [1926], S. 909).

an den Juden häufig daran auf, dass sie es „durch äußere Betriebsamkeit, durch Flinkheit der Intelligenz, durch Anpassungsfähigkeit, durch Schreib- und Redegewandtheit“ und „durch Mangel an Zurückhaltung“ vermocht hätten, die einflussreichsten Ämter im Theaterleben, in der Presse, im Kunsthandel, vor allem aber in der Literatur- und Kunstkritik zu besetzen.[281] Ähnlich wie viele völkische Autoren vor ihm sah Stapel in diesen Arbeitsfeldern seitens der Juden eine zielgerichtete, sittliche wie moralische Zerstörungsarbeit am Werk. Jüdischen Literaturkritikern warf Stapel vor, „das beste Gut“ des ihnen innerlich fremden und in letzter Konsequenz unverständlichen deutschen Volks gezielt „in den Winkel“ zu „spotte[n]“, „artfremde“ Werke hingegen, mit denen der deutsche Leser „in Wirklichkeit nichts anfangen“ könne, „als tiefste Offenbarung“[282] zu verklären und so dem Publikum gleichsam aufzunötigen. Diese Projektion eigener literarischer Vorlieben auf das deutsche Volk als mutmaßlich homogenen Gesamtorganismus und der in ihr angelegte Anspruch, den wahren Geschmack der deutschen Leser gleichsam ferndiagnostizieren zu können, erlaubte es Stapel, etwa die Erfolge eines Erich Maria Remarque als rein „gemachtes“, also künstlich herbeigeführtes Ergebnis manipulativer jüdischer Desinformation auf dem Feld der Literaturkritik darzustellen. Für die Überlegung, ob Teile der deutschen Gesellschaft nach dem verlorenen Weltkrieg, der allein auf deutscher Seite knapp zwei Millionen Soldatenleben gekostet hatte[283], aus sich selbst heraus eine genuine Affinität für Antikriegsliteratur entwickelt hatten, war in diesem Erklärungsmodell kein Raum.

Das eigenhändig platzierte Damoklesschwert einer immerzu drohenden, endgültigen feindlichen Übernahme des deutschen kulturellen Lebens durch jüdische Intellektuelle erlaubte es Stapel zudem, die Unterstützung vermeintlich „artgemäßer“ Werke durch deutsche Kunstkritiker zu einem Akt völkischer Notwehr zu stilisieren. Auch postulierte Stapel das moralische Recht des deutschen Volks, sich im Sinne völkischer Selbstverteidigung gegen die behaupteten Urheber der kulturellen Überfremdung aktiv zur Wehr zu setzen:

> „Sobald ein Volk die Eigenart eines anderen Volkes angreift, hemmt oder verändert, sei es durch den Versuch, die Führung an sich zu bringen, sei es durch absichtliches Sich-vermischen, hat dieses andre Volk ein Recht, die Führung oder Vermischung zu bekämpfen. In Bezug auf das Völkische hat also der Antisemitismus recht, wenn er sich gegen eine Führung der Deutschen durch Juden oder gegen eine Vermischung beider Völker wehrt.“[284]

Den „deutsch-jüdische[n] *Kulturkampf*“, verstanden als langfristige Folge der Judenemanzipation, sah Stapel durch die Weltkriegsniederlage um ein Vielfaches zugespitzt und gesteigert. Stapel argumentierte, dass der (kultur-)politische Einfluss der Juden als „geborene Pazifist[en]“ für das seiner Freiheit beraubte deutsche Volk die existenzielle Bedrohung „ewige[r] Knechtschaft und Lebens-

[281] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 18.
[282] Ebd.
[283] Damit stellte der „relative Anteil getöteter Soldaten im deutschen Militär […] den höchsten Wert im Vergleich aller kriegführenden Gesellschaften“ dar. Vgl. Leonhard, Büchse, S. 767.
[284] Stapel, Recht [1921], S. 47f.

hemmung"[285] in sich berge. Stapel warnte zugleich davor, sich von patriotisch und deutschnational gebärdenden Juden nicht hinters Licht führen zu lassen; der „innere Zwang", fälschlicherweise „die Interessen des deutschen Volkes" mit ihren eigenen zu identifizieren, sei den Juden in die Wiege gelegt. Aus der Verstreuung der Juden über viele verschiedene Staaten und ihrem mutmaßlichen länderübergreifenden Zusammengehörigkeitsgefühl folgerte Stapel, jüdische Interessen müssten unweigerlich „mit denen des Internationalismus zusammengehn [sic!]". Für sämtliche „deutsch-jüdische Zeitungen und Zeitschriften" sei „das deutsche Interesse" stets identisch mit dem „des Internationalismus". Aus diesem sauber gezogenen Zirkelschluss leitete Stapel für die Zeit seit 1918 eine existenzielle Bedrohung des deutschen Volks ab: Infolge des angeblich angeborenen internationalistischen Denkens jüdischer Intellektueller drohe „die deutsche Geschichte schließlich mit der jüdischen Geschichte über eins [zu] kommen". Aufgrund dieser Gefahr der Selbstentfremdung sah Stapel in den Juden nach dem Ersten Weltkrieg „eine geschichtlich größere Gefahr für uns"[286] als für die Siegermächte des Kriegs.

Zur Frage der Gleichberechtigung – In dem 1932 veröffentlichten Sammelband *Der Jud ist schuld…? Diskussionsbuch über die Judenfrage* stellte Stapel die These auf, „der Liberalismus" habe „die Möglichkeit der Symbiose" zwischen Juden und Deutschen „zerstört". Durch ihn sei der „widernatürliche Begriff" der „Gleichberechtigung" in die Welt gesetzt worden, welcher „gegen allen natürlichen Rang und gegen jede natürliche Verantwortlichkeit zersetzend und vergiftend" gewirkt habe. Für Stapel widersprach die Vorstellung natürlicher Gleichheit allem gesunden Ordnungsempfinden; „Gleichberechtigung" existiere nur „im Himmel der Vernunft, d. h. in der pathetischen Phrase". In Wirklichkeit habe

„jeder Stand […] *sein* Recht, das Kind sei *nicht* gleichberechtigt mit den Eltern und umgekehrt, die Frau ist *nicht* gleichberechtigt mit dem Manne und umgekehrt, der Führer ist *nicht* gleichberechtigt mit dem geführten und umgekehrt; der Jude ist *nicht* gleichberechtigt mit dem Deutschen und umgekehrt."[287]

Stapel vertrat zudem die Ansicht, dass die Juden nicht aus aufrichtigem Idealismus für die Gleichberechtigung einträten, sondern lediglich aus Kalkül. In Wahrheit gehe es ihnen darum, „unter dem Schein der ‚Gleichberechtigung' eine geistige Vorherrschaft [zu] etablieren"[288].

[285] Ebd., S. 49 f. (Herv. i. Orig.). 1920 begründete Stapel seine Haltung, sich „gerade jetzt" gegen den Anspruch der Juden zu wenden, Teil des deutschen Volks sein zu wollen, damit, dass das deutsche Volk „eben jetzt […] in seinem Volkstum" besonders „bedroht" sei. Erstens, da der Staat „durch gewaltsame Grenzen zerteilt worden" sei und seine „Souveränität" verloren habe, zweitens, weil die „deutsche Volkswirtschaft […] vernichtet" darniederliege, drittens, weil „Millionen von Deutschen" nunmehr „über die ganze Welt zerstreut" worden seien. Unter diesen Umständen sei „die Gefahr der inneren Auflösung unseres Volkstums erhöht", zumal „*wenn in diesem Augenblick fremdes Volkstum verwirrend*" eindringe, wie es den Juden mit ihrer „bewegliche[n] Geistigkeit" tagtäglich gelinge. Vgl. Stapel, Antisemitismus [1920], S. 52 (Herv. i. Orig.).

[286] Stapel, Recht [1921], S. 50.

[287] Ders., Aphoristisches [1932], S. 173 (Herv. i. Orig.).

[288] Ebd.

Es war aus dieser Perspektive daher nur konsequent, dass Stapel auch konkrete Forderungen nach Rechtsbeschränkungen für deutsch-jüdische Staatsbürger erhob. Von besonderer Bedeutung war aus seiner Perspektive der Ausschluss der Juden aus den „hierarchischen Funktionen des Richtens und Erziehens“[289]. Die Überzeugung, dass den Juden besonders pädagogische Tätigkeiten verschlossen bleiben müssten, basierte auf dem Glauben, dass jüdische Lehrer deutsche Schüler „notwendig“ in ihren „innerlichen Instinkten und tiefsten Werturteilen verbiegen“[290] würden. Im Hinblick auf die Universitäten forderte Stapel zudem das Verbot für Juden, auf den Gebieten der „Theologie und der deutschen Geschichte“[291] zu lehren. Als unentbehrlich galt Stapel zudem die „Schaffung eines jüdischen Standes“ mit eigener „Standesvertretung“, die Erschwerung der „Ehegemeinschaft zwischen Juden und Deutschen“[292] sowie die Nichtzulassung der Juden zum Militärdienst – um sie „nicht in die Lage [zu] zwingen“, im Härtefall gegen „Juden anderer Länder zu kämpfen“[293], so Stapels perfide Begründung. Gerade bei diesem Gedankengang offenbart sich die für Stapel typische selbstreferenzielle Eigenlogik: Die Gleichsetzung von Judentum mit „Antigermanismus“ und „Internationalismus“ schloss die Möglichkeit eines genuin (deutsch-)national empfindenden Judentums a priori aus – ungeachtet der vielen gegenteiligen Befunde, die gerade der Erste Weltkrieg bereithielt.[294]

Stapels Resümee, das Verhältnis zwischen Deutschen und Juden solle letzten Endes von „*achtungsvolle*[*r*] *Distanz*“[295] getragen sein, nimmt sich vor dem Hintergrund seiner offenen Forderungen nach partieller Entrechtung beinahe sarkastisch aus. Dennoch unterscheidet es ihn, was nicht verkannt werden sollte, deutlich von den gewaltorientierten antisemitischen Hetzern und Agitatoren seiner Zeit. Stapels 1932 geäußerte Gedanken zur Frage jüdischer Gleichberechtigung sind freilich stets auch vor dem Hintergrund des Aufstiegs der NSDAP zu verstehen: Sowohl als Versuch Stapels, radikalen Maximalforderungen entgegenzutreten, wie auch als Ausdruck seines Bemühens, sich vor den Augen der Nationalsozialisten, deren Machtergreifung Stapel begrüßte und auch erwartete, nicht durch eine allzu starke Mäßigung unmöglich zu machen.

Vom mangelnden „Taktgefühl“ der Juden – Der politischen Betätigung von Juden suchte Stapel dadurch einen moralischen Riegel vorzuschieben, dass er jeden Versuch jüdischer Staatsbürger, eine politische Karriere in Deutschland einzuschlagen, als Ausdruck fehlenden „Taktgefühls“ geißelte. Auch hier waren es die

289 Stapel, Versuch [1932], S. 189.
290 Ders., Antisemitismus [1928], S. 96.
291 Ders., Versuch [1932], S. 189.
292 Schmalz, Kirchenpolitik, S. 80.
293 Stapel, Versuch [1932], S. 189.
294 Anders als es die zeitgenössische völkische Polemik wollte, die gebetsmühlenartig das Stereotyp des jüdischen „Drückebergers“ reproduzierte, entsprach der Anteil jüdischer Kriegsfreiwilliger, Frontkämpfer und Gefallener im Ersten Weltkrieg dem jüdischen Bevölkerungsanteil der deutschen Gesellschaft. Vgl. Kap. 2.2, Anm. 201.
295 Stapel, Versuch [1932], S. 191 (Herv. i. Orig.).

Folgewirkungen der Weltkriegsniederlage, die Stapel eine besonders harte Haltung einnehmen ließen. Basierend auf seiner Überzeugung, dass das Denken jüdischer Politiker letztlich auf eine internationalistische und pazifistische Haltung zurückfallen müsse, behauptete Stapel, jeder jüdische Einfluss auf die Reichspolitik müsse den existenziellen Lebensinteressen des deutschen Volks zuwider laufen.[296]

Die These jüdischer „Taktlosigkeit“ nutzte Stapel zudem als sittliche Rechtfertigung von „Abwehrreaktionen“ deutscher „Volksbürger“ gegen Juden. Als geradezu hochnotpeinlich empfand er es, „jüdische Politiker“ bei ihren Bestrebungen zu beobachten, „mit geilem Eifer in den Akten unseres Reiches“ nach Beweismaterial „für unsere Mitschuld am Kriege“[297] zu suchen[298]; eine solche Tätigkeit hätten sie aus Anstandsgründen „anderen überlassen sollen“. Für Stapel stand hinter dieser Forderung „keine ‚Entrechtung‘“, vielmehr markierte sie in seinen Augen eine „Grenze“, die den Juden „vom moralischen Takt gezogen“ würde: Es sei kein Angriff gegen die „Gleichberechtigung“, wenn „rund und klar“ ausgesprochen werde, dass es für einen Deutschen „unerträglich“ sei, die „Geschicke“ seines Volks „von Juden geleitet zu sehen“. Zwar handle es sich um „keine staatliche, wohl aber [um] eine völkische Fremdherrschaft“[299], gegen die Widerstand zu leisten nicht nur legitim, sondern eine Angelegenheit des Nationalstolzes sei.[300]

[296] Vgl. Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 293: „Pazifismus heißt heute deutsche Volksversklavung. Pazifismus ist die Sittlichkeit eines siegreichen Volkes, Sichwehren ist die Sittlichkeit eines getretenen und geknechteten Volkes. Wer heute die Deutschen für den Pazifismus wirbt, geht sittlich irre und führt sittlich irre“.

[297] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 20f.

[298] Stapel dürfte hiermit auf Kurt Eisner anspielen, der am 23. November 1918 als bayerischer Ministerpräsident Aktenfunde aus dem bayerischen Außenministerium vom Juli 1914 publizieren ließ, die eine deutsche Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs beweisen sollten. Mit dieser Maßnahme, die in allen politischen Lagern auf heftigen Protest stieß, hoffte Eisner vergeblich, den Siegermächten das Bild von einem – im Vergleich zur Zeit vor 1914 – grundlegend gewandelten Deutschland zu vermitteln und auf diese Weise günstigere Friedensbedingungen zu erreichen. Darüber hinaus sollten vor dem Augen der Öffentlichkeit die nach Ansicht Eisners verheerenden Fehler der deutschen Außenpolitik während der „Julikrise“ offengelegt werden, um einer möglichen Verklärung der deutschen Vorkriegspolitik entgegenzuwirken. Dass Stapel die Motive Eisners bekannt waren, darf angenommen werden. Er verwarf sie jedoch – in selbstreferenzieller Eigenlogik – als weiteres Indiz „undeutschen“ Wesens. So schrieb er 1920: „Jüdische Politiker mögen mit den besten Absichten den Feinden die deutsche ‚Schuld‘ ‚bekennen‘, um dadurch bessere Bedingungen für das äußere Dasein des deutschen Volkes zu erwirken – es gibt Grenzen, wo man lieber auf ein besseres Leben verzichtet, als daß man sich moralisch vor anderen auszieht. Diesen Takt hatten jüdische Politiker nicht, weil sie eben nicht Deutsche waren“ (Stapel, Antisemitismus [1920], S. 20).

[299] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 21.

[300] Die Vorstellung einer „immer verhängnisvoller hervortretende[n] Vorherrschaft des Judentums in Regierung und Öffentlichkeit“, so schon der Wortlaut der 1920 verabschiedeten, programmatischen *Grundsätze* der DNVP (vgl. Mommsen (Hg.), Parteiprogramme, S. 538), war vor allem seit der Novemberrevolution fester Bestandteil rechtsradikaler Ideologie. Exponenten dieses Denkens verwiesen meist auf die jüdischen Vertreter im *Rat der Volksbeauftragten*, Otto Landsberg (SPD) und Hugo Haase (USPD), wie auch auf einzelne jüdische oder jüdischstämmige Minister der Republik, von denen der von Januar bis Juni 1922 amtierende Außenminister Walther Rathenau der prominenteste war. Der Umstand, dass während der Republik insgesamt nur sehr wenige jüdische Politiker Ministerposten bekleideten und auch keiner der deutschen Reichskanzler jüdisch war, blieb hingegen außen vor.

Auch seine scharfe Ablehnung der Weimarer Verfassung begründete Stapel nicht nur mit konkreten Mängeln – in seinem Jargon: „Fiktionen“[301] – dieser Verfassung, sondern zugleich damit, dass sie mit Hugo Preuß maßgeblich (freilich nicht ausschließlich) von einem jüdischen Staatsrechtslehrer konzipiert worden war. „Gerade“ hier glaubte Stapel mangelndes Taktgefühl erkennen zu können. Als ähnlich dreist erschien es ihm, wenn jüdische Akademiker juristische Karrieren einschlugen. Müsse es sein, so seine rhetorische Frage, dass „deutsche Staatsmänner und Heerführer, die vor den Staatsgerichtshof treten sollen, von Juden verhört“ würden? Eine solche Konstellation sei „peinlich für jene und sollte peinlich sein für diese“[302]. Mit dieser Feststellung glaubte Stapel, den „Wert des Judentums“ nicht „in Zweifel“ zu ziehen, wünschte jedoch, dass in Zukunft „über alle juristischen Rechte und moralischen Berechtigungen hinweg nicht nur der persönliche Takt […], sondern auch der völkische Takt gewahrt werde“[303]. Die Gleichzeitigkeit, mit der Stapel einerseits den Juden die Verfolgung politischer und juristischer Karrieren als Beleg mangelnder Sittlichkeit anlastete und die Konditionen künftiger Berufsverbote diskutierte, andererseits jedoch wähnte, über allen Angriffen gegen jüdische Gleichberechtigung zu stehen, offenbart die ganze Inkonsistenz seiner gedanklichen Konstruktionen.

In der Forschung wurde bereits vereinzelt aus den hohen Stellenwert hingewiesen, den Stapels Publikationen in der Antisemitismus-Debatte der Weimarer Republik eingenommen haben. Demnach erlangte Stapel durch seine Artikel die Reputation einer „Galionsfigur des Antisemitismus“[304] und habe als „Virtuose einer vornehmen und deshalb auch für Intellektuelle verführerischen Version des ‚Salonantisemitismus‘“[305] gegolten. Der Diskursrahmen, in dem während der 1920er Jahre in Deutschland über die „Judenfrage“ diskutiert wurde, sei maßgeblich von Stapel mitbestimmt worden.[306] Detailliert empirisch fundiert wurden diese Deutungen bis dato jedoch nicht. Gegenstand des folgenden Kapitels ist es, dieses Desiderat anhand der Rezeption der Stapel’schen Texte im Lager der deutschen Rechten wie auch unter jüdischen Intellektuellen aufzuhellen.

### 3.2.2 Rezeption der Texte Stapels im Lager der Gleichgesinnten und der politischen Gegner

Stapel als Antisemitismus-Referenz innerhalb der Weimarer Rechten – Die in vielen Texten Stapels seit 1919 bekräftigte Haltung, dass es einem Juden letztend-

[301] Vgl. hierzu: Jelich, Verfassung.
[302] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 43. Stapel zielte hier auf den jüdischen USPD-Politiker Oskar Cohn. Zu dessen Rolle im „Untersuchungsausschuss über Ursachen und Folgen des Ersten Weltkriegs“ vgl. Heid, Cohn, S. 276–308.
[303] Stapel, Antisemitismus [1920], S. 43.
[304] Dupeux, Kulturantisemitismus, S. 167.
[305] Lokatis, Stapel, S. 32.
[306] Angedeutet auch in: Stark, Entrepreneurs, S. 209.

lich „unmöglich" sei, „wesenhaft zum Deutschen"[307] zu werden, wurde bereits 1920 in einem Aufsatz der *Preußischen Jahrbücher* zum Thema „Jüdischer und arischer Geist" aufgegriffen und zu einem definitiven Beweis der Unvereinbarkeit von „Deutschtum" und Judentum stilisiert. Der offenbar hinter einem Pseudonym (Alexander Waldmann) verborgene Verfasser erklärte Stapel in seinem Aufsatz kurzerhand zur repräsentativen Stimme des „deutsche[n] Arier[s]"[308]. Ausdrücklich lobte „Waldmann" die etwa im Vergleich zu Adolf Bartels „viel unparteiischere" Argumentation und Sprache Stapels, mit der es gelungen sei, die wissenschaftliche Grundlage dafür zu schaffen, dass „die Assimilation für aktive jüdische Elemente" eben „ganz unmöglich" sei. Der Autor hatte es schon lange geahnt, nun erfreute er sich an Stapels angeblichen Beweis: Sowohl „neurasthenisch-dekadente jüdische Sensationssucher" als auch „temperamentvoll-ungeduldige Willensmenschen" seien dem „Arier" schlicht „unverdaulich"[309].

Mehrfach berief sich auch der Schriftsteller und Philosoph Hans Blüher auf Stapel, der schon im wilhelminischen Kaiserreich durch mehrere kontroverse Studien zur Wandervogelbewegung Berühmtheit erlangt hatte.[310] In seiner vielbeachteten Studie *Die Erhebung Israels gegen die christlichen Güter* (1931) erklärte Blüher Stapel zu einem der „wenigen echten Antisemiten, die es in Deutschland"[311] gebe. Angesichts der regen Umtriebe radikalantisemitischer Agitatoren seit der Jahrhundertwende mag diese Aussage zunächst zwar kurios anmuten, ihr Sinn erschließt sich aber, sobald man den Begriff „echt" im Sinne Blühers als Synonym für „ernstzunehmend" und „diskussionswürdig" versteht. Ähnlich wie bei Stapel konzentrierten sich die antisemitischen Ausfälle Blühers primär auf die Beseitigung von jedem „geistigen Einfluss" der Juden auf das deutsche Volk – ohne dabei auf einen primitiven „Rassenwahn"[312] zu verfallen. Blüher hatte es besonders Stapels „ausgezeichnete"[313] Broschüre *Antisemitismus und Antigermanismus. Über das seelische Problem der Symbiose des deutschen und des jüdischen Volkes* (1928) angetan.[314]

[307] Vgl., Stapel, Antisemitismus [1920], S. 10.
[308] Waldmann, Geist, S. 432.
[309] Ebd.
[310] Besonders hervorzuheben ist die skandalumwitterte Schrift *Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen* (1912). Zu Blüher und der Rezeption seiner Schriften vgl. Bruns, Subjekt, sowie die zahlreichen Hinweise in: Bruns, Politik.
[311] Blüher, Erhebung [1931], S. 128.
[312] Weiling, Bewegung, S. 70.
[313] Ebd, S. 201.
[314] In dem 1932 erschienenen Sammelband *Klärung. 12 Autoren, Politiker über die Judenfrage* war es indessen Stapels in sieben Auflagen erschienene Broschüre *Sechs Kapitel über Christentum und Nationalsozialismus* (1931), auf die Blüher mit besonderem Nachdruck verwies. Vgl. Blüher, Erhebung [1932], S. 176f. Mit „Antigermanismus" griff Stapel auf einen Begriff zurück, der sich schon während des Ersten Weltkriegs als „fester Bestandteil völkischen Vokabulars" etabliert hatte und der als „Synonym für die den Juden angelastete ‚Überfremdung der akademischen Berufe' oder für den heimlichen ‚Vernichtungskampf' gegen die ‚völkische Bewegung' und ihr Ziel einer ‚deutsch-innerlichen und art-echten Kultur' diente" (Hambrock, Etablierung, S. 317).

Sehr ähnlich ging es Edgar Julius Jung[315], der sich 1930 in der erweiterten Neuauflage seiner für die Ideengeschichte der Weimarer Rechten bedeutsamen Studie *Die Herrschaft der Minderwertigen* ebenfalls auf Stapels Broschüre berief. In ihr glaubte er den definitiven Beweis für seine Auffassung gefunden zu haben, dass das Volk für den Einzelmenschen die „stärkste metaphysische Gebundenheit" darstelle.[316] Auch Stapels Herleitung des deutschen Antisemitismus als Abwehrreaktion gegen den mutmaßlichen „Antigermanismus" jüdischer Intellektueller leuchtete Jung ein:

„Stapel hat […] dem Antisemitismus mit Recht einmal den Antigermanismus der Juden gegenübergestellt. In der Tat! Die Behauptung der jüdischen Sonderart ist das gute Recht dieses langlebigen und zähen Volkes […]. Es ist nur die Frage, ob auf Dauer ein Minderheitenvolk seine geistige Zuständlichkeit dem zahlenmäßig viel stärkeren Wirtsvolke aufzwingen darf und kann. Heute haben die Juden diese geistige Machtstellung inne und verteidigen sie mit einer Kraft, die Gegenwirkung erzeugen muß"[317].

Doch nicht nur einflussreiche Intellektuelle wie Blüher und Jung zählten zu den Bewunderern von Stapels Broschüre *Antisemitismus und Antigermanismus*. Dies zeigt exemplarisch ein 1931 veröffentlichter Leitartikel der *Burschenschaftlichen Blätter*. Dieser Artikel, verfasst von H. Rüdel, war in erster Linie als Verteidigung eines zuvor in der Zeitschrift erschienenen Artikels des völkischen Burschenschaftlers Karl Hoppmann konzipiert[318], der eine scharfe Replik des Breslauer Professors für Pharmakologie Otto Riesser provoziert hatte. Um Hoppmanns antisemitische Auslassungen zu verteidigen, führte Rüdel Stapels Broschüre ins Feld. Rüdel argumentierte, dass all denjenigen, die gleichsam in humaner Verblendung den Antisemitismus „als vollkommen menschenunwürdig" betrachteten, „die Tatsache zu denken geben" müsse, dass „alle geistig und schöpferisch bedeutenden deutschen Männer" der Vergangenheit „dem Judentum im Bewußtsein der *Artfremdheit* ablehnend gegenüber[ge]standen" seien. Schon dieser Sachverhalt beweise die Existenz einer „tiefere[n] Ursache" und „innere[n] Begründung" des Antisemitismus – ein Gedanke, den „Wilhelm Stapel in seinem leider viel zu wenig bekannten Buch ‚Antisemitismus und Antigermanismus'"[319] überzeugend entwickelt habe.

[315] Zu Leben und Werk Jungs vgl. Jahnke, Jung; ferner die zahlreichen Bemerkungen in: Breuer, Anatomie.

[316] Vgl. Jung, Herrschaft, S. 118.

[317] Ebd., S. 123.

[318] Vgl. Hoppmann, Antisemitismus. Für biografische Informationen zu Karl Hoppmann, dem Organisator der bis dato leider nicht erforschten Arbeitsgemeinschaft der völkischen Akademikerverbände des deutschen Sprachgebiets, vgl. auch Kap. 4.1.

[319] Rüdel, Antisemitismus, S. 278 (Herv. i. Orig.). Insgesamt kam Rüdel in seiner Verteidigung Hoppmanns zu dem Ergebnis, dass der Antisemitismus „keine Ausdrucksform persönlicher Feindschaften, sondern naturnotwendige Reaktion aller Völker" sei, „die durch das Schicksal zu einem Zusammenleben mit dem […] Judentum gezwungen" seien. Eine noch „tiefere Begründung" finde der Antisemitismus „in der Artfremdheit, die das jüdische Volk von einem großen Teil der übrigen Völker trennt, verbunden mit jener merkwürdigen Eigenschaft, diese seine fremde Art überall in den Vordergrund zu stellen und so volkstümliches Geschehen zu unterdrücken". Auf dies hinzuweisen und dies zu bekämpfen sei „kein gedankenloser Radauantisemitismus […], sondern allein bewußte, unerbittliche, immerwährende Ablehnung des jüdischen Geistes in *allen* seinen Erscheinungsformen" (S. 279, Herv. i. Orig.).

Zur Etablierung Stapels als Antisemitismus-Referenz versuchte natürlich auch die *Deutsche Handelswacht*, das Organ des DHV, der auch Stapels Zeitschrift finanziell trug[320], beizutragen. Nicht zufällig wurde Albrecht E. Günther, der Mitherausgeber des *Deutschen Volkstums*, als Rezensent von Stapels Broschüre *Antisemitismus und Antigermanismus* engagiert. Günther stellte es als den größten Vorzug der Broschüre heraus, gerade auf die „großstädtischen Intellektuellen“ eingewirkt zu haben, unter denen der angemessene und „natürliche Rassenwiderstand“ gegen die Juden bis dahin „oft versagt“[321] habe; in der Großstadt sei der auf dem Land noch unversehrte „gesunde Rasseninstinkt“ unglückseligerweise verloren gegangen. Anders konnte es sich Günther nicht erklären, dass „die populäre antisemitische Literatur“ in den Städten einem „ungünstige[n] Vorurteil gegen die antisemitische Bewegung überhaupt“ gewichen sei. Stapels Schrift galt nach dieser Lesart als „wertvolle[r] Beitrag“, um „in sachlicher Form die Diskussion über die Judenfrage“ auch in jene Kreise hineinzutragen, „die sich bisher dagegen gesträubt“ hätten, sich mit ihr auseinanderzusetzen, und infolgedessen glaubten, sich „mit dem Schlagwort ‚Radau-Antisemitismus‘“ um eine Auseinandersetzung mit dem „jüdischen Problem […] herumdrücken zu können“[322].

Weiterhin, so Günther, habe Stapel anschaulich „die Unvermeidlichkeit des Konflikts“ zwischen Deutschen und Juden als „zwei einander seelenfremde Völker“ herausgearbeitet – eine „unüberbrückbare Seelenfremdheit“, an der auch „alles Einfühlungsvermögen und Nachempfinden fremder Kulturwerte“, um das besonders „geistige Juden“ oft bemüht seien, „nichts zu ändern“ vermöge. Zielsicher der kulturpolitischen Meistererzählung des DHV folgend, betonte Günther schließlich die verheerende Wirkung der postulierten Dominanz der Juden – Günther sprach von „artfremden Gäste[n]“ – über „den größten Teil des deutschen Schrifttums“. Auch diese habe Stapel anschaulich aufgezeigt. Mehr noch: „Überzeugend“ weise dessen Schrift nach, wie der in der Anmaßung, die Deutschen „darüber aufzuklären“ zu wollen, welche Literatur von Wert sei und welche nicht, angelegte „angreifende *Antigermanismus*“ der Juden in Deutschland erst den „abwehrende[n]“, „aus dem gesunden Rasseninstinkt unseres Volkes“ entspringenden Antisemitismus evoziert und provoziert habe. Da Stapel dieses hochsensible Thema überaus „zart und taktvoll“ behandle, sein Text „keine Spur von Judenhaß“ enthalte und sich durch eine völlig „objektive Behandlung“ seines Gegenstands auszeichne, sei die Broschüre auch ideal dazu geeignet, „in Gegenwart von Juden erörtert [zu] werden“[323].

Stapels Antisemitismus im Urteil jüdischer Intellektueller – Wie aber fielen die Reaktionen jüdischer Intellektueller auf Stapels Schriften tatsächlich aus? Dass Stapels selbsterhobener Anspruch auf eine sachlichere Auseinandersetzung mit

320 Vgl. Kap. 2.1.
321 Günther, Antisemitismus, S. 155.
322 Ebd.
323 Ebd. (Herv. i. Orig.).

dem Antisemitismus nicht nur eine selbstbeweihräuchernde Marketingstrategie war, sondern zeitgenössisch sehr ernst genommen wurde, unterstreicht anschaulich der Sachverhalt, dass Stapel auch von politischen Gegnern das Bemühen um eine reflektiertere Diskussion zuerkannt wurde. Die intensive Beschäftigung jüdischer Intellektueller mit Stapels Schriften belegt den Erfolg von dessen Absicht, auch in den Augen eines gebildeten, den Antisemitismus ablehnenden Publikums – oder, um eine Formulierung Stapels zu bemühen: in den Augen der „Gebildeten unter seinen Verächtern“[324] – als Maßstab einer diskussionswürdigen Form des Antisemitismus wahr- und ernst genommen zu werden. Die Anerkennung höherer Sachlichkeit war dabei sowohl Grundlage für Respektsbekundungen gegenüber Stapel als auch Anlass für umso intensivere Kritik an seinen Antisemitismus-Schriften. Mehrere jüdische Kritiker sahen von ihnen eine noch größere Gefahr ausgehen als von den hasserfüllten und törichten Traktaten, wie sie in der Frühphase der Weimarer Republik vor allem der *Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund* massenhaft verbreitet hatte.[325]

Beifall erhielt Stapel zunächst von Seiten der Zionisten. Den bereits mehrfach zitierten, 1919 im *Deutschen Volkstum* veröffentlichten Antisemitismus-Aufsatz übernahm die Zeitschrift *Die Arbeit*, eines der Hauptorgane des deutschen Zionismus[326], sogar als Wiederabdruck.[327] Die Redaktion fügte dem Aufsatz Stapels lediglich die Vorbemerkung zu, bislang „zum Problem des Antisemitismus“ geschwiegen zu haben, da die „Kleinlichkeit“, mit der das Thema von Seiten der jüdischen und deutschen Presse bis dato behandelt worden sei, keine Reaktion notwendig gemacht habe. Anknüpfend an Stapels Ablehnung der jüdischen „Assimilation“ hatten sich die Herausgeber auch deshalb zum Wiederabdruck des Aufsatzes entschieden, um sich von der in ihren Augen „verächtliche[n]“ und „empörende[n] Argumentation der jüdischen Assimilaten“ abzugrenzen. Stapels Erörterungen deutete die Redaktion demgegenüber als die eines „aufrechten und ehrlichen Deutschen“. Stapel hatte zugleich die Haltung der *Arbeit* „ein für allemal“ geklärt; seiner Darstellung hatte die Redaktion „nichts hinzuzufügen“[328].

Als Kronzeuge eines gemäßigten Antisemitismus erschien Stapel dem an der Humboldt-Hochschule Berlin lehrenden Nationalökonomen Arthur Prinz.[329] In

[324] Stapel, Jahre [1938], S. 801.

[325] Lohalm, Radikalismus, bes. S. 122–132, 139–152; Breuer, Völkischen, S. 150–160.

[326] Die selbsterklärten Aufgaben der *Arbeit* waren die folgenden: „Der Zionismus als Ganzes hat sich noch nicht zu *einer* Gesinnung der Kultur, der Wirtschaft, der Politik entschieden. Und er muß jetzt im größten Stile nationale Politik treiben, muß nationale Wirtschaft begründen, muß Bedingungen nationaler Kultur schaffen. […] Palästina kann unser werden und es kann unser Zion sein oder ein neuer Ort unseres Galuth. Der Hapoel Hazair will, daß es Zion werde, er will in diesem Augenblick der tausend Möglichkeiten die *eine* Möglichkeit, die ihm die reinste und einzig segenvolle erscheint, verkünden, für sie werben, für sie kämpfen. Das ist die Aufgabe dieses Blattes“ (Die Arbeit. Organ der Zionistischen Volkssozialistischen Partei Hapoel Hazair 1 (1919), S. 1, Herv. i. Orig.).

[327] Vgl. ebd., S. 252–255.

[328] Ebd., S. 252.

[329] Arthur Prinz (1898–1981) besuchte das Bismarck-Gymnasium Berlin und studierte anschließend Nationalökonomie, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Berlin und

einer Replik auf Paul Fechters vieldiskutierten Aufsatz *Kunstbetrieb und Judenfrage*[330] warnte Prinz zwar mit Nachdruck vor den gesellschaftlichen Auswirkungen der in Deutschland grassierenden Judenfeindschaft, hob jedoch zugleich das Bemühen einzelner Intellektueller der politischen Rechten hervor, sich „von den Schandmethoden eines antisemitischen Pöbels" abzugrenzen. Ihnen dürfe „auch von jüdischer Seite der gute Wille und die geistige Klarheit nicht wohl abgesprochen werden". Konkret dachte Prinz hierbei „an Willy Hellpach, Fritz Klein, [Paul] Rohrbach, [Walter] Bloem, und ‚last not least', trotz mancher Entgleisungen, an Wilhelm Stapel"[331].

Ein namentlich nicht erwähnter Mitarbeiter der von Martin Buber herausgegebenen Monatsschrift *Der Jude* begründete 1920 die Bedeutung der Antisemitismus-Schriften Stapels damit, dass in ihnen „von einem denkenden Deutschen zum ersten Mal ausgesprochen" werde, was „zweifellos viele Deutsche unklar fühlen"[332] würden. Der Autor setzte sich jedoch deutlich kritischer mit Stapel auseinander, als es die Herausgeber der *Arbeit* getan hatten. Zwar hielt er Stapel die Absicht zugute, „ehrlich und offen die völkischen Verschiedenheiten" zwischen den Juden und Deutschen darzustellen; dem Anspruch, sich von einem „fälschenden und hetzenden Antisemitismus" gänzlich „freizuhalten", sei Stapel jedoch nicht gerecht geworden. Zu Recht verwies der Autor hier insbesondere auf das kollektivistische Denken Stapels, welches zwischen individuellen Juden und dem Judentum als heterogenem, vielfältigem Ganzen nicht zu differenzieren vermöge. Stapel habe sich „von dieser verlogenen Grundeinstellung des Antisemitismus" nicht emanzipiert und damit bewiesen, „wie nahe er diesem"[333] in Wirklichkeit stehe. Auch seine Neigung, bisweilen „dem Gassen-Antisemitismus einige mauschelnde Wendungen" zu entleihen, demaskiere Stapel, zeige sich in ihr doch, „wie feindlich trotz allen Strebens nach Gerechtigkeit die gefühlsmäßige Einstellung Stapels zum Judentum" sei. Wolle Stapel, „wie man nach seinen Aufsätzen gerne annehmen" möge, ernsthaft auf ein „vernünftiges und auf gegenseitiger Achtung begründetes Zusammenleben" der Juden und Deutschen wirken, so müsse er künftig „zunächst versuchen", jenes kollektivistische Denken und jegliche Rückfälle in den „Gassen-Antisemitismus" zu

Würzburg. 1923 promovierte er zum Thema „Das Marxsche System in psychologischer Betrachtung" – eine Arbeit, die jedoch ungedruckt blieb. Von 1926 bis zu seiner Entlassung im Juli 1933 lehrte Prinz an der Berliner Freien Volkshochschule (Humboldt-Hochschule) Nationalökonomie. Anschließend fand er Beschäftigung als Vorstandsmitglied des Hilfsvereins der Juden in Deutschland. Nach kurzer Inhaftierung (1938) wanderte Prinz im März 1939 nach Palästina aus, wo er bis 1947 als Journalist und freier Schriftsteller wirkte. Nach seiner Emigration in die USA 1948 lehrte er bis zu seiner Emeritierung 1966 am Dickinson College in Carlisle (Pennsylvania).

330 Zu dem Aufsatz und der von ihm hervorgerufenen Diskussion vgl. Hambrock, Etablierung, S. 316–318.

331 Prinz, Entgiftung, S. 70.

332 Vgl. Der Jude. Eine Monatsschrift 5 (1920/21), H. 1, S. 62f.

333 Ebd.

„überwinden", durch die „seine sachlichen Ausführungen" noch „entwertet" würden.[334]

Besonders anschaulich wird die Bedeutung, die jüdische Intellektuelle Stapels Antisemitismus-Schriften zusprachen, schließlich dadurch illustriert, dass sich Julius Goldstein, Extraordinarius für Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt und Herausgeber der Zweimonatsschrift *Der Morgen*[335], in einer Aufsatzserie, die er dort 1926/27 veröffentlichte[336], ausschließlich mit Stapel auseinandersetzte. Diesen Schritt begründete Goldstein damit, dass der enorme Umfang und die große Heterogenität der „Literatur des völkischen Antisemitismus" die Beschränkung auf einzelne maßgebliche Texte für den Forscher notwendig mache. Als sinnlos galt es Goldstein, sich mit „den völkischen Erzeugnissen aus der Gasse" abzugeben, für deren minimales Reflexionsniveau er in selbstbewusstdespektierlicher Manier nur höhnische Goethe-Verse übrig hatte.[337] Anstatt sich mit dem „Gassenantisemiten" zu beschäftigen, verwendete Goldstein als Grundlage seiner Untersuchung ausschließlich Stapels 1920 veröffentlichte Broschüre *Antisemitismus*. Diese Schrift, so Goldstein, habe „viele Leser gefunden" und werde „gerade in jenen Kreisen", die sich ansonsten von der „Ungezogenheit und Unerzogenheit der antisemitischen Tagesliteratur" fernhielten, „als das Beste und Unangreifbarste" wertgeschätzt, „was sich über diesen Gegenstand sagen" lasse. Damit sei die Schrift zugleich „am besten geeignet", um „die Argumente des völkischen Antisemitismus zu erfassen und zu prüfen"[338].

Der Suggestionskraft der Argumentation Stapels, die im Ausdruck „vornehm und zurückhaltend" sei und pauschale „abwertende Urteile über Juden" vermeide, konnte sich auch Goldstein nicht gänzlich entziehen: Bisweilen geschehe es, dass man bei der Lektüre vergesse, „einen antisemitischen Schriftsteller" vor sich zu haben, dessen Erfolgsgeheimnis eben genau darin liege, „kein Polterer" zu sei und „nicht mit der Tür ins Haus"[339] zu fallen. Doch machte es sich Goldstein zur Aufgabe, genau dieses hohe Ansehen, in dem Stapel mit seinen Publikationen zum Antisemitismus stand, zu demontieren und die ihnen inhärenten komplexi-

334 Ebd.

335 Zu Leben und Werk Julius Goldsteins (1873–1929) vgl. die Einleitung in: Zuber (Hg.), Goldstein.

336 Die Serie trug den Titel *Völkischer Antisemitismus*. 1927 sammelte Goldstein seine Aufsätze in der Schrift *Deutsche Volksidee und deutsch-völkische Idee*. Nach ihr wird im Folgenden zitiert.

337 Vgl. Goldstein, Volks-Idee, S. 8. Konkret zitierte Goldstein das dem *West-östlichen Divan* entnommene Gedicht „Wanderers Gemütsruhe": „Übers Niederträchtige / Niemand sich beklage; / Denn es ist das Mächtige, / Was man dir auch sage. / In dem Schlechten waltet es / sich zu Hochgewinne, / Und mit Rechtem schaltet es / Ganz nach seinem Sinne. / Wandrer! – Gegen solche Not / Wolltest du dich sträuben? / Wirbelwind und trocken Kot, / Laß sie drehn und stäuben" (Goethe, Berliner Ausgabe, Bd. 3, S. 63f.).

338 Goldstein, Volks-Idee, S. 8.

339 Ebd. Max Naumann, die bedeutendste Figur im 1921 gegründeten Verband nationaldeutscher Juden, stieß sich hingegen am „abstoßenden Ungeschmack" in Stapels *Literatenwäsche* (1930). Zitiert nach: Hambrock, Etablierung, S. 296.

tätsreduzierenden Ressentiments freizulegen.[340] So lohnend es auch heute noch ist, Goldsteins Darstellung zu lesen, interessieren an dieser Stelle nicht die detaillierten Inhalte seiner Studie, sondern der Sachverhalt, dass Stapel auch von Goldstein zur Referenzgröße einer gerade unter gebildeten, anspruchsvollen Lesern wirkmächtigen Ausformung des Antisemitismus gewertet wurde. In dieser Rolle hielt er Stapel für ausreichend gefährlich, um sich zwei Jahre lang der Widerlegung seiner Thesen zu widmen – trotz allem Überdruss, der ihn während dieser Auseinandersetzung mitunter überkam.[341]

Stapel erhielt auch Gelegenheit, seine Haltung zur „Judenfrage“ im Weimarer Rundfunk zu verbreiten und zu verteidigen. Am 24. Mai 1932 nahm Stapel an einer „halbstündige[n] Rundfunkdiskussion über Antisemitismus“ mit Ludwig Holländer teil, dem Direktor des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Nach eigener Aussage war Stapel von Seiten des (namentlich nicht genannten) Senders zur Teilnahme an der Diskussion „arg gedrängt“ worden, „durch Eilbrief und Telefon“ sowie „durch persönliche Einwirkung“[342] des DHV-Funktionärs Walther Lambach und des Reichstagsabgeordneten der Konservativen Volkspartei Hans-Erdmann von Lindeiner-Wildau. Über die Inhalte dieses „in den Grundzügen vorher festgelegte[n]“[343] Gesprächs finden sich allerdings weder im Nachlass Stapels noch in den Briefen an Kolbenheyer nähere Informationen. Dass Stapel aber im Wesentlichen keine grundlegend neuen Gedanken präsentierte, sondern lediglich die in seinen früheren Schriften ausgearbeiteten Positionen wiederholte, geht aus einem knappen Kommentar hervor, den Max Dienemann, Rabbiner der Israelitischen Gemeinde Offenbach am Main, in der Zeitschrift *Der Morgen* veröffentlichte. Demnach griff Stapel in der Diskus-

340 Dies konnte der Leser seiner Broschüre bereits unschwer aus dem weiteren Wortlaut der Einleitung erschließen. Besonders stieß sich Goldstein an der Widersprüchlichkeit der Aussagen Stapels, wonach er einerseits „die staatsbürgerlichen Rechte der Juden durchaus nicht angetastet“ sehen wolle, er es andererseits aber als „unerträglich“ bezeichnete, „die Geschicke meines Volkes von Juden geleitet zu sehen“. Schließlich bedeuteten volle staatsbürgerliche Rechte für jeden Juden, dass dieser „selbstverständlich nach Maßgabe seiner Befähigung, auch jene Stellungen inne haben [dürfe], von denen aus die Geschicke des Volkes mitbestimmt werden“. Von Stapels Aussage über die Unerträglichkeit, so Goldstein, müssten „alle philosophischen Erörterungen über Volk, Individuum, Fichte gewertet werden: von diesem Satz aus muss die ganze Schrift aufgerollt werden“ (Goldstein, Volks-Idee, S. 9).

341 Von diesem Überdruss legt Goldsteins Tagebuch beredt Zeugnis ab. Ihm vertraute er schon am 27. Mai 1925 seine grundlegende Skepsis an, ob sich die Auseinandersetzung mit dem völkischen Antisemitismus überhaupt lohnen würde: „Ich bin dabei, mich mit Stapel: Antisemitismus auseinanderzusetzen und nehme die Gelegenheit wahr, über Volk, völkisch mich und die andern aufzuklären. Lohnt's sich eigentlich?“. Ein am 27. Februar 1927 verfasster Eintrag erlaubt einen Einblick in die Gemütsverfassung Goldsteins nach knapp zweijähriger Arbeit an dieser Thematik: „Hin und wieder bin ich noch empört über tückischen Antisemitismus und bin voll Ekel über ihn und die Abwehr. Ewig Feuerspitze sein, wo ein Weltfeuer doch nicht gelöscht werden kann und wo die Zionisten immer wieder Öl in's Feuer gießen. Heute Nacht vor Zorn kein Auge geschlossen. […] Ich kann kaum noch die Morgen-Aufsätze gegen Stapel fertig machen. Ekel! Und Überdruß! Ich will von all den Dingen nichts mehr wissen.“ Vgl. Zuber (Hg.), Goldstein, S. 198, 207.

342 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 22. Mai 1933.

343 Keßler, Stapel, S. 284.

sion mit Holländer auf „Gedankengänge" zurück, die er „schon früher in seinem Buch ‚Antisemitismus' angebahnt" hatte. Primär, so Dienemann, sei es Stapel darum gegangen, einen prinzipiellen „Gegensatz" zwischen der deutschen und jüdischen „Auffassung vom Wesen der Gemeinschaft"[344] zu begründen. Auch die im Anhang des noch in der zweiten Jahreshälfte 1933 vom Verlag der Jüdischen Rundschau publizierten Buchs *Ja-Sagen zum Judentum* aufgeführten Informationen zu dem nach Ansicht des Verfassers „unbefriedigend" verlaufenen Rundfunk-Gespräch bieten keinen Anlass zur Annahme, dass Stapel in der Diskussion mit Holländer neue Argumente präsentiert hätte.[345]

Stapel als Aushängeschild eines gemässigten Antisemitismus im Jahr 1933 – Zwar sollte Stapel in den Jahren 1935–1937 für seine „sachliche" Einstellung zur „Judenfrage" in massive öffentliche Kritik geraten[346], dieser Sachverhalt spiegelt jedoch noch nicht die Situation des Jahres der nationalsozialistischen „Machtergreifung" wider. Für das Jahr 1933 ist vielmehr ein Briefwechsel mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda überliefert, der hinsichtlich des Rufs von Stapel, Referenz eines gemäßigten, intellektuell anspruchsvollen Antisemitismus zu sein, von einigem Interesse ist. Stapel war zunächst, beginnend mit dem 1. Juni 1933, durch das Ministerium „auf die Dauer von drei Jahren zum Beisitzer der Oberprüfstelle für Schund- und Schmutzschriften"[347] bestimmt worden – eine Auszeichnung, die für eine hohe Wertschätzung der im *Deutschen Volkstum* eingeübten Literaturkritik spricht. Dass das Goebbels-Ministerium zunächst jedoch auch Stapels Perzeption der „Judenfrage" als wertvoll erachtete, jedenfalls für die Außendarstellung des NS-Staats, geht daraus hervor, dass Stapel im Oktober 1933 von dem damaligen Leiter der Ausland-Abteilung im Propagandaministerium, Hermann Demann, zur Mitarbeit an dem geplanten Sammelband *Germany speaks* aufgefordert wurde. Dieser sollte „die Leistungen des Neuen Deutschlands auf allen Gebieten beleuchten", war also „gewissermaßen als ‚Weiß-

[344] Dienemann, Wesen, S. 181. Dienemann zitierte Stapel in seinem Beitrag mit den Worten: „Das, was uns trennt, ist, daß wir vom Wesen der Gemeinschaft entgegengesetzte Anschauungen haben. Sie sehen alles aufgelöst in einzelne Gruppen und Individuen und messen dem Willen einen Bereich zu, den ich dem Willen nicht zuerkennen kann. *Meine* Volksauffassung ist die, daß Volk eine *überindividuelle* Gemeinschaft ist, unabhängig von dem Wollen des Einzelnen" (ebd., Herv. i. Orig.).

[345] Die Unzufriedenheit des Verfassers gründete sich darauf, dass die Debatte „oft auf Nebengleise" geraten sei, der „Kern des Problems" also „nicht herausgearbeitet" wurde. Darauf, dass Stapel (jedenfalls aus der Perspektive des Verfassers) das Gespräch mit Holländer dominierte, deutet die Bemerkung hin, dass der „Antisemitismus […] nur von der deutschen, nicht von der jüdischen Seite beleuchtet" worden sei. Über das „Primäre der jüdischen Position" und die „Einzigartigkeit des jüdischen Schicksals" hätten „die Rundfunkhörer nichts erfahren". Vgl. Weltsch (Hg), Ja-Sagen, S. 147–153, hier S. 147. Dass das Buch erst in der zweiten Jahreshälfte erschien, ist dadurch belegt, dass das Vorwort des Herausgebers auf den 1. August 1933 datiert.

[346] Vgl. Kapitel 5.2.2.

[347] DLA, A:Stapel, Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda an Wilhelm Stapel, 10. Juni 1933.

buch deutscher Arbeit und deutscher Kultur' gedacht". Mit anderen Worten: In dem Sammelband sollte der „negativen Kritik" des Auslands „das positive Schaffen des Neuen Deutschlands entgegengesetzt werden"[348].

Zwar verzögerte sich das Buchprojekt so lange, dass Stapels Mitarbeit letztendlich unter den Tisch fiel[349], im vorliegenden Argumentationszusammenhang ist jedoch entscheidend, dass Stapel zunächst als Mitarbeiter dieses prestigeträchtigen Buchprojekts angedacht war. Wie hoch Stapels Name im Propagandaministerium gehandelt wurde, geht aus der dem Schreiben Demanns beigelegten Auflistung der geplanten Mitarbeiter des Sammelbands hervor, die sich wie ein politisches „Who is Who" des „Dritten Reichs" liest: Zugesagt hatten ihre Mitarbeit Joseph Goebbels, Konstantin von Neurath, Hjalmar Schacht und Kurt Schmitt. Ferner waren, neben Stapel, als weitere Mitarbeiter vorgesehen: Werner von Blomberg, Walther Darré, Otto Dietrich, Gottfried Feder, Walter Frank, Wilhelm Frick, Wilhelm Furtwängler, Hermann Göring, Hans F. K. Günther, Konstantin Hierl, Hanns Johst, Ernst Krieck, Robert Ley, Franz von Papen, Max Planck, Ernst Röhm, Bernhard Rust und Baldur von Schirach.[350]

Der Ruf, den sich Stapel nach 1918 als Vertreter eines vorgeblich „sachlichen" Antisemitismus erworben hatte, kam hier zum Tragen. Eine ausgewogene und argumentationsstarke, nicht aber polemische Behandlung der „Judenfrage" entsprach exakt der vom Propagandaministerium gewünschten Außenwahrnehmung vor allem im englischsprachigen Ausland, an das sich der geplante Sammelband in erster Linie richten sollte. Mit diesem Hintergedanken trug Demann Stapel die Aufgabe an, einen Artikel „etwa unter dem Titel: ‚Deutschland und die Juden' in deutscher oder englischer Sprache"[351] zu verfassen. Schließlich sollte – so das ausführliche, dem Brief beiliegende, vertrauliche Memorandum an alle vorgesehenen Mitarbeiter – „jedes Kapitel" in *Germany speaks* auch „von einem Mann geschrieben sein, der auf dem betreffenden Gebiet die größte Autorität genießt"[352].

Stapel zeigte sich an der Aufgabe interessiert; auf seine Nachfrage hin teilte Demann mit, dass der gewünschte Beitrag eine Länge von fünf bis zehn Schreib-

348 DLA, A:Stapel, Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda an Wilhelm Stapel, 28. Oktober 1933.

349 Der Sammelband erschien erst im Jahr 1938. Zu diesem Zeitpunkt stand Stapels Mitarbeit nicht mehr zur Debatte, einerseits aufgrund seiner scharfen Konflikte mit dem Amt Rosenberg und dem SS-Organ *Das schwarze Korps*, andererseits aufgrund seines generellen Bedeutungsverlusts seit 1933. Vgl. Kap. 5.2.2.

350 DLA, A:Stapel, Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda an Wilhelm Stapel, 28. Oktober 1933.

351 Ebd.

352 Ebd., beiliegendes vertrauliches Memorandum über das Buchprojekt *Germany speaks*, S. 2. Darin auch die weiterführende Information zu dem von Stapel erbetenen Artikel: In *Deutschland und die Juden* solle es darum gehen, der im Ausland geübten „recht starke[n] Kritik der Judenbehandlung in Deutschland" entgegenzuwirken, wobei die Darstellung aber keinesfalls den Eindruck erwecken dürfe, als ob Deutschland „unter Anklage stände". Es solle keine „Verteidigung", sondern eine nüchterne Darstellung werden. Zudem solle Stapels Artikel klarmachen, dass „das Judenproblem nur ein Teilproblem und zwar ein verhältnismäßig kleines Teilproblem des breiten deutschen Programms" darstelle (ebd., S. 7 f.).

maschinenseiten haben dürfe.[353] Die Gründe, warum der geplante Sammelband verschoben wurde und schließlich erst 1938 erschien (ohne Beteiligung Stapels), sind nicht bekannt, hier allerdings auch ohne Belang. Dass man sich innerhalb des Ministeriums ursprünglich auf Stapel als Wunschautor eines Beitrags über *Deutschland und die Juden* verständigt hatte, zeugt nicht nur von der Absicht, Stapel für eigene Propagandazwecke einzuspannen, sondern unterstreicht zugleich dessen Ruf als Referenzautor eines – vergleichsweise – reflektierten, argumentativ kohärenten und somit gleichsam vorzeigbaren Antisemitismus, der 1933 auch in das Lager der Nationalsozialisten vorgedrungen war.

## 3.3 Kolbenheyers biologistisches Weltbild und seine Rezeption 1925–1945

### 3.3.1 Grundzüge der Philosophie der „Bauhütte"

> *Nur der biologische Standpunkt ist unangreifbar, alles andere verfällt dem Rationalismus. Es wird auch der biologische Standpunkt allein fruchtbar bleiben.*[354]

Für jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Kolbenheyer, sei es biografischer, mentalitätsgeschichtlicher oder literaturhistorischer Art, ist es unabdingbar, sich mit Kolbenheyers philosophischem Hauptwerk, *Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart* (1925)[355], auseinanderzusetzen. Als wichtigste Quelle seiner Weltanschauung durchziehen die Inhalte dieses Werks fast sämtliche Texte des Dichters. Doch hat die *Bauhütte* seit Ende des Zweiten Weltkriegs kaum (philosophie-)geschichtliche Spuren hinterlassen; heute, 90 Jahre nach ihrer Veröffentlichung, darf sie als ein weitestgehend vergessenes wie auch gesellschaftlich bedeutungsloses Werk gelten. Die Hauptursachen hierfür sind leicht auszumachen. Sie liegen erstens in der Kontaminierung des Namens Kolbenheyer, dessen enge und langfristige Verbindung mit dem Nationalsozialismus[356] eine Anerken-

[353] DLA, A:Stapel, Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda an Wilhelm Stapel, 3. November 1933.

[354] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 11. Mai 1931 (Herv. i. Orig.).

[355] Mit dem Titel *Bauhütte* wollte Kolbenheyer andeuten, seine Lehre „nicht in systematischer Geschlossenheit", sondern nur nach ihren grundsätzlichen „Denkeinstellungen" nach präsentieren zu können (Koch, Kolbenheyer [1953], S. 84). Kolbenheyer wollte also kein vollständiges „metaphysisches System" aufbauen, sondern „nur Materialien […] für ein solches beibringen, so wie es die Dombaumeister in ihren Bauhütten taten" (Alker, Metaphysik, S. 882). Eine vollständige Darstellung seiner Philosophie, so betonte Kolbenheyer stets, hätte eine Vielzahl von Büchern erfordert: Er habe in seiner *Bauhütte* aus Platzgründen „nur Grundzüge entworfen" und seine „Vorschläge dogmatisiert". Andernfalls hätte „die ‚Bauhütte' […] ein Sammelwerk von zehn Bänden werden müssen" (zitiert nach: Koch, Kolbenheyer [1953], S. 86).

[356] Vgl. die Kap. 5.1, 5.2.1, 5.3.2 und 6.2.

nung als geistige Autorität in der Bundesrepublik von vornherein unwahrscheinlich machte.[357] Zweitens ist auf die Delegitimierung monokausal biologistischen Denkens und entsprechender Welterklärungsmodelle zu verweisen, die vor dem Erfahrungshintergrund der verbrecherischen Rassenpolitik des „Dritten Reichs" ebenfalls leicht einsichtig ist. Unabhängig von den historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen basiert Kolbenheyers Philosophie – drittens – jedoch auch auf einem überaus wackeligen Fundament spekulativer Grundannahmen, um deren Beweis sich Kolbenheyer gar nicht erst bemühte, sondern die er als vermeintlich evidente und angeblich wissenschaftlich abgesicherte Tatsachen darstellte und verstanden wissen wollte. Kritiker, die sich hiervon nicht überzeugen ließen, pflegte Kolbenheyer der Befangenheit in überlebten und unzeitgemäßen Denkmustern zu bezichtigen, die ihnen ein Verständnis der *Bauhütte* von vornherein unmöglich mache. Viertens schließlich hat Kolbenheyers philosophisches Hauptwerk nach 1945 auch deshalb kaum mehr Aufmerksamkeit gefunden, da die biologischen Kenntnisse des Autors, auf denen seine gesamte Argumentation beruhte, im Wesentlichen auf dem Kenntnisstand der Jahrhundertwende verharrten – jener Zeit also, in der Kolbenheyer an der Universität Wien unter anderem Zoologie studiert hatte.[358] Die grundstürzend neuen Erkenntnisse der Klassischen Genetik seit 1910, die mit den weitreichenden Spekulationen der evolutions- und entwicklungsbiologischen Debatten des 19. Jahrhunderts schrittweise aufräumten, nahm Kolbenheyer ebensowenig zur Kenntnis wie die Errungenschaften der modernen Molekularbiologie[359] seit den 1930er Jahren. So lebte Kolbenheyer bis zu seinem Tod in der Illusion, sich auf Augenhöhe mit der wissenschaftlichen Entwicklung der Biologie zu bewegen – ja, ihr sogar einen Schritt voraus zu sein.[360]

[357] Dass es immerhin nicht ausgeschlossen war, trotz NS-Vergangenheit zu einem Klassiker der modernen Philosophie aufzusteigen, zeigt das Beispiel Martin Heideggers. Für eine einführende Literatur in die umstrittene Frage zum Verhältnis Heideggers zum Nationalsozialismus vgl. Zaborowski, „Der verwüstenden Sandstürme nicht vergessen…".

[358] Vgl. Kap. 2.1.

[359] Vgl. hierzu: Rheinberger, Geschichte, sowie Ders./Müller-Wille, Vererbung, S. 209–240. Hinsichtlich der Klassischen Genetik ist etwa an den 1915 erbrachten Nachweis spontaner Mutationen durch die Taufliegen-Experimente des amerikanischen Biologen Thomas H. Morgan (1866–1945) zu erinnern, die eine „Erklärung für einen Mechanismus der Anpassung von Merkmalen ohne die Übertragung erlernter Charakteristika" (Blom, Kontinent, S. 390 f.) lieferte. Freilich muss der Gerechtigkeit halber betont werden, dass Kolbenheyer bereits 80 Jahre alt war, als Francis Crick 1958 das von der biologischen Forschung mittlerweile zwar ergänzte, bis heute aber in seinem Kern als gültig anerkannte „Zentrale Dogma" der Molekularbiologie formulierte, demzufolge „der molekulare Informationsfluss […] von der DNA über die RNA zu den Proteinen" verläuft, „der umgekehrte Weg einer Informationsübertragung von den Proteinen zum Erbmaterial" hingegen „ausgeschlossen" ist. Vgl. Rheinberger/Müller-Wille, Vererbung, S. 236.

[360] Noch in seinen Memoiren wies er alle von seinem eigenen Vererbungsmodell abweichenden Vorstellungen selbstgefällig als „sehr bequeme" und „in ihrer Einfalt" „beneidenswert[e]" „Denk- und Vorstellungsart[en], die der theoretische Idealismus gezeitigt" habe, ab. Die Erbbiologen, so Kolbenheyer, schreckten „vor den Gedanken an eine Vererbung jener Anpassungen zurück, die der Organismus unter der Einwirkung seiner Umwelt während des

Kolbenheyers fehlende Bereitschaft, seine biologischen Kenntnisse in selbstkritischer Weise aufzufrischen und neu zu prüfen, macht es Kritikern seit jeher leicht, die *Bauhütte* auch unabhängig von ihrer ideologischen Aufladung zu kritisieren. Selbst ein politisch alles andere als unvorbelasteter Akademiker wie der Würzburger Philosophieprofessor Hans Meyer[361] kommentierte in seiner *Geschichte der abendländischen Weltanschauung* (1949) süffisant, Kolbenheyer habe so viel „überhaupt nicht gesehen oder falsch gesehen", dass man bei der Kritik nicht wisse, „wo man anfangen und, hat man angefangen, wo man aufhören"[362] solle.

In den ersten zwei Jahrzehnten nach der erstmaligen Publikation der *Bauhütte* im Jahr 1925 nahm sich diese Situation jedoch noch anders aus. Wohl wurde die *Bauhütte* nie zu einem populären Werk und selbst ein jahrelanger, phasenweise euphorischer Anhänger der Philosophie Kolbenheyers wie Wilhelm Stapel[363] stellte schon 1927 insgeheim die durchaus einleuchtende Vermutung an, Kolbenheyers Verlag habe die *Bauhütte* letztlich nur deshalb in sein Programm aufgenommen, um sich „dadurch die moralische Anwartschaft auf spätere Romane"[364] zu sichern. Wer der langsamen aber steten Rezeption der *Bauhütte* im Zeitraum von 1925 bis 1945 nachspürt, vermag dennoch einige interessante Funde zu machen. Ehe dies erläutert wird, sollen jedoch zunächst die zentralen Grundannahmen und Inhalte der *Bauhütten*-Philosophie dargestellt werden. Dabei kann es nicht darum gehen, das Buch in seiner Gesamtheit zusammenzufassen. Der Umfang eines Kapitels würde dabei gesprengt, vor allem aber wäre eine solch umfassende Rekapitulation kaum zielführend. Denn die *Bauhütte* wurde während des genannten Untersuchungszeitraums in aller Regel nur selektiv, nach einzelnen zentralen Ideologemen, Gedankengängen und Argumentationssträngen rezipiert. Diese stehen im Folgenden im Vordergrund.

Vom „Plasma", von „alten" und von „jungen" Völkern – Im Zentrum der Weltanschauung Kolbenheyers stand das „Plasma" – verstanden als die „materielle Grundlage des Erbguts" und „organische Basis allen Lebens"[365], respektive als der

Lebens erreichen muß, um weiter bestehen zu können". Der Grund für das Zurückschrecken liege darin begründet, dass „bisher kein Experiment die Erbfähigkeit des *intra vitam* Erworbenen beweisen konnte". Es sei indes „irrig", „als wissenschaftlichen Beweis nur das anzusehen, was einem Forscherauge sichtbar werden kann". Selbst die durch modernste technische Gerätschaften und Beobachtungsmethoden gewonnenen Einblicke seien „längst nicht erforderlich tief, das Vererbungsproblem zu lösen" (Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 53f.). Den Grund, warum sich angesichts der von ihm angenommenen Unvermeidlichkeit des Unbeweisbaren sein *intuitives*, anti-empirisches biologisches Weltbild als zwingend wahr aufdrängen müsse, ließ Kolbenheyer im Dunkeln.

361 Vgl. Tilitzki, Universitätsphilosophie, S. 357f., 1043. Zur Biografie Meyers (1884–1966) vgl. ebd. S. 143f.

362 Meyer, Geschichte, S. 492.

363 Stapels Eintreten für und Verhältnis zur *Bauhütten*-Philosophie ist in den Kap. 2.3.1 und 6.1 beschrieben.

364 DLA, A:Grimm. Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 19. März 1927.

365 Friedrich, Lebensbilder, S. 93.

„natürliche Träger aller Lebenserscheinung“[366], um Kolbenheyers Wortwahl zu bemühen. Nach seiner Auffassung bedingte das „Plasma“ die Fertigkeit aller natürlichen Organismen – beginnend von der Pflanzenwelt über das Tierreich bis hin zum Menschen und schließlich den einzelnen Völkern –, sich den beständig verändernden äußeren Lebensbedingungen anzupassen und auf diese Weise den eigenen Fortbestand zu sichern. Kolbenheyers Plasmabegriff stand in der Tradition der erbbiologischen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts. Er erinnert insbesondere an den Botaniker Carl Wilhelm von Nägeli (1817–1891), der als konstante „Vererbungssubstanz“ aller Organismen die Existenz eines *Idioplasma* postulierte[367], sowie an den Biologen und Evolutionstheoretiker August Weismann (1834–1914), der Ende des 19. Jahrhunderts die Theorie eines „die Kontinuität der Vererbung durch die Generationen“ garantierenden Keimplasmas entwickelt hatte[368]; die Thesen beider Wissenschaftler wurden von Kolbenheyer aufgegriffen, jedoch auch individuell abgewandelt.[369]

366 Kolbenheyer, Bauhütte [1940], S. 38.

367 Nägeli nahm das *Idioplasma* insofern als „historisches Produkt“ wahr, als er durchgehende Kontinuitätslinien in dessen struktureller Zusammensetzung behauptete. Dem *Idioplasma* stellte er das *Trophoplasma* gegenüber, eine „Körpersubstanz“, welche als „mehr oder weniger vergängliche Hülle […] das evolvierende idioplasmatische System durch die Generationen“ trage (Rheinberger/Müller-Wille, Vererbung, S. 115ff.). Mit dieser Vorstellung blieb Nägeli hinter den lange vorher angestellten Vermutungen Darwins zurück: Dieser hatte zwar auch „die Möglichkeit einer Vererbung erworbener Eigenschaften“ konzediert, zugleich aber „unmissverständlich klar“ gemacht, dass „die wahren Träger der zu vererbenden Eigenschaften nicht etwa die Eltern und ihre jeweiligen Nachkommen“ seien, sondern „submikroskopische Entitäten, die in jeder Generation neu verteilt“ würden. In einer „bemerkenswerte[n] Umkehrung“ der „frühneuzeitlichen Konzeptionen […] geradliniger Abstammung“ zeichnete Darwin ein Bild, „in dem horizontale Beziehungen vorherrschten: Anlagen, die von der Gesamtheit der Vorfahren herstammen, rekombinieren und verteilen sich jeweils neu auf die Individuen einer jeweiligen Generation und konkurrieren in diesem Rahmen um ihre jeweils aktuelle Realisierung“. Darwins Vorstellungen markieren damit einen „ersten Übergang zum modernen Vererbungsdenken“ (ebd., S. 62f.).

368 Diese Kontinuität war nach der Auffassung Weismanns (*Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung*, Jena 1892) durch die räumliche Abscheidung der „komplette[n] historische[n] Architektur“ des Keimplasmas „vom sich differenzierenden Körpergeschehen“ garantiert, weshalb es „von dessen Modifikationen unberührt“ blieb. Das „in der Keimbahn weitergegebene Kernplasma“ zog sich nach dieser Vorstellung „kontinuierlich und in Gänze durch die Generationen“, wodurch sich „sein Potential erhielt, sich in einem vollständigen, neuen Individuum zu entfalten“. Bei aller Statik dieses Erklärungsmodells war Weismann gleichwohl nicht der Überzeugung, „das in der Keimbahn weitergegebene Kernplasma könne keine neuen Eigenschaften erwerben“. Weismann war von der Möglichkeit „einer spontanen Variabilität des Keimplasmas“ ebenso überzeugt, wie davon, dass das Keimplasma „durch äußere Faktoren direkt beeinflusst werden konnte“ (Rheinberger/Müller-Wille, Vererbung, S. 120–123).

369 Kolbenheyer fasste seine Vorstellung von Vererbung nach 1945 folgendermaßen zusammen: „Wir müssen mit dem Gedanken vertrauter werden, daß Fertigkeiten und Eigenschaften, Gewohnheiten und Übungen, die wir erwerben, weil wir genötigt sind, uns im Bereiche unserer Lebensnotdurft anzupassen, unsere plasmatischen Vererbungsbestände zu beeinflußen vermögen“. Das „durch zahllose Generationen angepaßte Erbgut […] ist ein Entwicklungsboden, auf dem sich nur Entsprechendes ein- und ausbilden kann. Aber es ist eine Überfolgerung, wenn angenommen wird, daß die Entwicklungs- und Vererbungsfähigkeit der lebendigen Substanz nur in einer Kombination urbeständiger, fixer Anlageelemente bestünde“ (Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 54f.).

Anpassungsleistungen des Plasmas an die sich verändernden Umweltbedingungen bezeichnete Kolbenheyer als „Ausdifferenzierung". Dazu sah er das Plasma jedoch nur in einem endlichen Umfang fähig. Das Verhältnis zwischen bereits ausdifferenziertem (das heißt: irreversibel verbrauchtem) und noch ausdifferenzierungsfähigem Plasma galt Kolbenheyer als die „Plasmatische Kapazität" eines Organismus. Als Organismen nahm Kolbenheyer dabei auch ganze Völker wahr und glaubte, hinsichtlich ihrer jeweiligen „plasmatischen Kapazität" eklatante Unterschiede feststellen zu können. Dies galt insbesondere mit Blick auf die europäischen Nationen. Konzeptionell an Arthur Moeller van den Brucks Theorem der „Jungen Völker" erinnernd[370], bemaß Kolbenheyer den Grad biologischer „Jugendlichkeit" und Leistungsfähigkeit eines Volks anhand des ihm noch verfügbaren Schatzes von noch nicht „ausdifferenziertem" Plasma, der allein die Befähigung und Kraft zu künftigen Anpassungsleistungen im immerwährenden Kampf ums Dasein zu gewährleisten schien.[371] Da Kolbenheyer zur Bemessung der „plasmatischen Kapazität" der verschiedenen Völker keine belastbaren empirischen Korrektive bieten konnte, blieben seine Einschätzungen und Hierarchisierungen freilich willkürlich.

Wenig überraschend war es denn auch das deutsche Volk, das der Dichter als das „jüngste", zu den größten Anpassungsleistungen fähige und somit mit der höchsten „volksbiologische[n] Mächtigkeit"[372] ausgestattete, um nicht zu sagen: auserwählte Volk der „weißen Rasse" ausrief. Kolbenheyer trat damit in eine Phalanx völkischer Autoren, die nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg mit einer besonderen Akzentuierung der „unverbrüchliche[n] biologische[n] Kraft des Erbgutes [und] des germanischen Blutes" hervortraten, welches als ein vor dem „Reparationszugriff der Sieger" unberührtes Gut galt und zugleich zur „Kompensation für den gebrochenen Nationalstolz"[373] diente. Gegenüber einer „studentischen Studienkommission" der Universität Tübingen, die damals vor einer Reise in die Tschechoslowakei stand, um die Lage des dortigen „Auslandsdeutschtums" zu erkunden, hatte Kolbenheyer bereits 1922 die Auffassung vertreten, das deutsche Volk habe „nichts […] verloren", wenn es nur „aus dem Schutte der Welthandelspolitik zu einem tieferen völkischen Lichte" erwachse. „Und wir haben

370 Vgl. Moeller van den Bruck, Recht. Die Thesen von Arthur Moeller van den Brucks Schrift *Das Recht der jungen Völker* (1919) sind zusammengefasst in: Schlüter, Moeller van den Bruck, S. 279–286. Ob Kolbenheyer die Arbeit Moeller van den Brucks aus erster Hand kannte, ist unklar.

371 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 180 f.: „Völker und Volksgruppen haben sich im Anpassungsleben an die verschiedenen Daseinsbedingungen der umgebenden Natur verschieden ausgegeben. […] Diese ‚Alters'-Stufen ergeben sich aus den verschiedenen Mächtigkeitsverhältnissen der plasmatischen Kapazität des Einzelorganismus, aber auch einer Familie, eines Volkes, einer Rasse ist ein charakteristischer Zustand des plasmatischen Lebensgutes. […] Je weiter das Lebensgut einer Familie, eines Stammes, eines Volkes, einer Volksgruppe ausdifferenziert ist, desto ‚älter' kann dieser überindividuelle Lebenskomplex genannt werden, seine plasmatische Kapazität hat sich dann zugunsten des angepaßten und weiterhin nicht mehr anpassungsfähigen Erbgutes seines Plasmas verändert".

372 Kolbenheyer, Bauhütte [1940], S. 82.

373 Lösch, Biologisierung, S. 343.

den Krieg volksbiologisch gewonnen, das heißt wir haben unsere Weltzukunft neu begründet, wenn wir alle unsere Kräfte erkennen und einen – diesseits und jenseits der [Grenz-]Pfähle."[374]

Den naheliegenden Vorwurf, er habe mit seiner Diagnose der biologischen „Mächtigkeit" eine natürliche, zu erstrebende Hegemonie des deutschen Volks über die Siegermächte des Ersten Weltkriegs impliziert, hat Kolbenheyer in dem 1929 erschienenen Aufsatz *Naturalistischer Konservatismus* zurückgewiesen. Kolbenheyer versicherte, dass ein „*naturgemäße*[*r*] Ausgleich" zwischen den Völkern „nicht durch Verzicht […] auf wesentliche Lebensbestände" erreicht werden könne; „Sicherheit" sei „im heutigen Entwicklungszustande des Lebens" nur möglich, „wenn jedem Volke die freieste Betätigung seiner Lebenskräfte gemäß seiner biologischen Leistungsfähigkeit (Mächtigkeit) im Sinne eines menschheitlichen Ausgleiches gewahrt"[375] bleibe. Schon diese Beschwichtigung aber beinhaltete eine folgenschwere Krux: Die unbestimmte Variable der Gleichung nämlich, die spezifische „biologische Leistungsfähigkeit" der einzelnen Völker, von der Kolbenheyer die ihnen zustehende „freie Betätigung" abhängig machte, führte im und noch nach dem Zweiten Weltkrieg dazu, dass Kolbenheyer alle kriegerischen Aggressionen des NS-Regimes einschließlich des Überfalls auf die Sowjetunion als angeblich der biologischen Leistungsfähigkeit des deutschen Volks entsprechende Maßnahmen verteidigte.[376]

Das Konzept der „Schwellenzeit" – Die Durchsetzung einer neuen „Bestandsform" der Menschheit schien Kolbenheyer also speziell von „dem deutschen Volk als dem jüngsten und damit noch im Plasma am wenigsten […] verhärteten zu bewerkstelligen"[377] zu sein. Woraus aber leitete Kolbenheyer die Notwendigkeit einer solchen neuen „Bestandsform" ab? Von entscheidender Bedeutung war hier seine Überzeugung, die „weiße Menschheit" befinde sich in einem „Schwellenzustand"[378]. Diese „biologisch bestimmte geschichtsphilosophische Kategorie"[379] bezeichnete jene Phasen „starke[r] innere[r] Bewegungen" in der Menschheits- und Völkergeschichte, welche „durch das Anschwellen einer hochgesteigerten biologischen Entwicklung eingeleitet"[380] würden. In einer für die Ideengeschichte der deutschen Rechten typischen Weise[381] identifizierte Kolbenheyer die fundamentalen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse des langen 19. Jahrhunderts primär als krisenhafte Erscheinungen. Als das augenfälligste Indiz dafür, dass sich die „weiße Menschheit" in einer „Schwellenzeit" befand, galt Kolbenheyer die europäische Populationssteigerung seit etwa 1800. Die extrem dynamische Be-

374 Kolbenheyer, Äußerung [1922], S. 411.
375 Ders., Konservativismus [1929], S. 25, 30 (Herv. i. Orig.).
376 Vgl. Kap. 5.3.2 und 6.2.
377 Ketelsen, Kapitel, S. 176.
378 Kolbenheyer, Bauhütte [1925], S. 47.
379 Friedrich, Lebensbilder, S. 84.
380 Kolbenheyer, Bauhütte [1940], S. 38.
381 Vgl. Schulz, Industrialisierung, sowie die dortige weiterführende Literatur.

völkerungsentwicklung des 19. Jahrhunderts, mit deren konkreten politik-, wirtschafts-, technik- und medizingeschichtlichen Ursachen er sich nicht aufhielt[382], musste laut der *Bauhütte* mit einer gesteigerten Ausdifferenzierung des Plasmas einhergehen, mit einem „Anpassungssturm der weißen Menschheit“[383].

Kolbenheyer war der Überzeugung, alle „schweren Erschütterungen des europäischen Gleichgewichts“[384] seit 1800 auf jene krisenhafte biologische „Schwellenzeit“ zurückführen und mit ihr hinreichend erklären zu können. Dies galt insbesondere für den Ersten Weltkrieg. Der intensiv geführten Weimarer Kriegsschulddebatte fügte er eine exkulpierend-biologistische Nuance hinzu, indem er 1923 im *Deutschen Volkstum* erklärte:

„Was den jungvölkischen Deutschen das natürliche und unbezwingliche Streben nach selbsteigener Entwicklung war, das wurde und mußte so aus Mangel an Begriffsvermögen von den anderen Völkern als Macht- und Weltherrschaftsgelüste aufgefasst werden. […] Das deutsche Volk wollte und will den Teil an den Wirkungsmöglichkeiten auf der Erde, der ihm seine biologische Entwicklung sichert. Will ihn mit dem Blutrechte, das in allen Völkern lebt. Nichts mehr.“[385]

Kolbenheyer sah die internationale Politik vor die Hauptaufgabe gestellt, ihren Teil zur Bewältigung des „Schwellenzustands“ zu leisten. Als zwingende Voraussetzung hierfür galt ihm die vollständige Revision der aus dem Ersten Weltkrieg erwachsenen europäischen Staatenwelt, die Kolbenheyer als ein unerträgliches und widernatürliches, den wahren biologischen Kräfteverhältnissen der Völker spottendes Konstrukt der Siegermächte von 1918 wahrnahm. Nach dieser Lesart waren die Alliierten nach Kriegsende „nicht zur Einschätzung ihrer eigenen biologischen Volkskräfte“ gelangt und hätten sich daher hoffnungslos überhoben. Die – aus volksbiologischer Perspektive – „fast kindliche Reaktion“ der Alliierten wertete Kolbenheyer als Kennzeichen „rationale[r] Befangenheit“ und „geistige[r] Blendung“. Europa müsse so lange an der „Künstlichkeit“ der in den Pariser Friedensverträgen geschaffenen Staatsgebilde „kranken“[386], als diese existierten.

Eine weitere Forderung Kolbenheyers zur Überwindung der „Schwellenzeit“ war die Preisgabe der aus dem Zeitalter der Aufklärung hervorgegangenen „idealistischen“ Denktraditionen zugunsten einer biologisch-„naturalistischen“ Betrachtungsweise der Welt. Die Notwendigkeit eines solchen Paradigmenwechsels begründete Kolbenheyer mit der Behauptung, Idealismus und Rationalismus seien nicht mehr in der Lage, den „metaphysischen Trieb“[387] der Menschheit zu befriedigen. Was war damit gemeint? Kolbenheyer schrieb jedem Menschen ein „Verlangen nach Orientierung letzter Wesenheiten“ zu, das sogenannte „metaphysische Verlangen“. Den Ursprung dieses Verlangens, das ihm als „triebhaft gebunden“ galt, führte Kolbenheyer auf zwei spezifische „Spannungen“ zurück:

382 Für eine Zusammenfassung der wichtigsten Ursachen des Bevölkerungswachstums seit ca. 1800 siehe: Ehmer, Bevölkerungsgeschichte, bes. S. 19–56.
383 Kolbenheyer, Bauhütte [1940], S. 30.
384 Koch, Kolbenheyer [1953], S. 99.
385 Kolbenheyer, Nationalismus [1923], S. 213.
386 Ders., Nationalismus [1925], S. 456.
387 Ders., Diskussion [1955], S. 57.

Erstens jene „zwischen dem Ich und dem Außerindividuellen der belebten und unbelebten Umwelt", zweitens jene „zwischen dem Ich und dem Überindividuellen der unüberblickbar gewordenen Mitmenschenwelt"[388].

Ideengeschichtlich betrachtet stand Kolbenheyer mit seiner Ablehnung von Rationalismus und Idealismus zugunsten biologistisch-naturalistischer Ordnungsvorstellungen in einer Tradition zu der „die Jahrzehnte zwischen 1880 und 1930" prägenden „Lebensphilosophie"[389]. „Leben" fand hier als „kultureller Kampfbegriff" Verwendung, der unter Abgrenzung von den Traditionen der Aufklärung „den Aufbruch zu neuen Ufern signalisieren" sollte. Auch die Vertreter der „Lebensphilosophie" stellten sich in einen bewussten „Gegensatz zu Rationalität, Vernunft, Begriff oder Idee"[390]. Sie wandten sich gegen das vermeintlich „Tote und Erstarrte, gegen eine intellektualistische, lebensfeindlich gewordene Zivilisation, gegen in Konvention gefesselte, lebensfremde Bildung", und traten für ein „neues Lebensgefühl", für „das ‚Echte'", für „Dynamik, Kreativität, Unmittelbarkeit, Jugend" ein. Die „Differenz zwischen dem Toten und dem Lebendigen" wurde zum „Kriterium der Kulturkritik" und als vermeintlich „Überkommene" darauf befragt, „ob es echtes Leben repräsentiert, ‚dem Leben dient', oder lebenshemmend, lebensfeindlich ist"[391]. Von August Julius Langbehn[392], dem prominentesten völkischen „Lebensphilosophen" des deutschen Kaiserreichs, unterschied sich Kolbenheyer indes insofern, als er dessen Auffassung nicht teilte, „Wissenschaft und Kunst" stünden sich „polar entgegen"[393]. Kolbenheyer grenzte sich gerade nicht ostentativ von der Wissenschaft ab, sondern lebte in der illusorischen Gewissheit, sich mit seiner Metaphysik auf Höhe der Biologie als Wissenschaft zu bewegen.

Kolbenheyers Kritik an Idealismus und Rationalismus fußte darüber hinaus auf einer Neuinterpretation des menschlichen Bewusstseins und seiner Entstehung.[394] Auch hier sah der Dichter eine biologische Anpassungsreaktion („Ausdifferenzierung") des Plasmas am Werk. Nach seiner Auffassung war ein Bewusstsein genau zu jenem (retrospektiv nicht mehr bestimmbaren) Zeitpunkt der menschlichen Entwicklungsgeschichte entstanden, als es überlebens- und „seinsnotwendig" geworden sei. Mit anderen Worten: Das menschliche Bewusstsein galt Kolbenheyer als „ein Mittel […] des erbgearteten menschlichen Plasmas, sei-

388 Ebd.
389 Schnädelbach, Philosophie, S. 172.
390 Ebd., S. 172f.
391 Ebd., S. 172.
392 Zu Julius Langbehn (1851–1907) und seinem Bestseller *Rembrandt als Erzieher* vgl. Behrendt, Langbehn; Breuer, Konservatismus; Heinßen, Kulturkritik.
393 Langbehn, Rembrandt, S. 18.
394 Die evolutionsgeschichtlichen Hintergründe der Entstehung des menschlichen Bewusstseins wurden bis heute nicht abschließend wissenschaftlich geklärt. Für die aktuellste Erörterung des Themas aus neurowissenschaftlicher Perspektive vgl.: Damasio, Mensch. Über die Diskussionen aus dem Fachbereich der Philosophie informiert der mehrfach neu aufgelegte Sammelband: Metzinger (Hg.), Bewußtsein. Eine Darstellung aus evolutionsbiologischer Perspektive bietet die betont auch auf ein fachfremdes Publikum zielende Studie: Heschl, Darwins Traum.

nen Bestand auch noch auf jener Stufe seiner Entwicklung […] durchzusetzen, wo es ohne Bewußtsein nicht mehr möglich wäre“[395]. Das Wesen des menschlichen Bewusstseins war somit „nicht elementar“ oder absolut, sondern lediglich biologisch „funktionell“ und „dienend“ im „Kampfe des Lebens um seinen Bestand“[396]. Mit diesem antikartesischen Gedankengang glaubte Kolbenheyer das Bewusstsein des Menschen als eine reine „Ordnungsfunktion“ des Lebens erkannt und das idealistische Dogma der Polarität von Geist und Materie widerlegt zu haben. In einem nächsten Schritt postulierte er, dass sämtliche Erscheinungen des menschlichen Bewusstseins zwingend von einem volksspezifisch gearteten „biologischen Wachstumsboden“ abhängig seien. Alles menschliche Denken, Fühlen und Werten konnte demnach keine die „natürlichen“ Grenzen von „Rasse“ und „Volk“ transzendierenden Charakter haben, sondern waren als „jeweils rassisch, völkisch und individuell“ geartete „wachstumsbedingte und wachstumsveranlagte Lebenserscheinung“[397] anzusehen.

Erlebnisgrenze Volk und Ahnenerbe – Ein Axiom der *Bauhütten*-Philosophie war es demnach, dass jedes „einzelne Wesen“ als Repräsentant des sich „durch die Geschlechter hindurch“[398] auslebenden Plasmas anzusehen sei, dessen Beschaffenheit Kolbenheyer als „volksspezifisch“ definierte. Auf den Menschen bezogen leitete er hieraus ein konkretes „Erbverhängnis“ ab, das jedes Individuum zwangsweise zu einem biologischen „Funktionsexponent[en]“[399] jenes Volks werden ließ, in das er hineingeboren war. Originell hieran war indes allenfalls die eigenwillige Nomenklatur Kolbenheyers, nicht jedoch die Idee an sich. Dass es sich hier vielmehr im Wesentlichen um einen Basiskonsens völkischen Denkens handelte, zeigt schon ein Blick in die seit 1922 in vielen Auflagen zirkulierende Schrift *Rassenkunde des Deutschen Volkes*, das Hauptwerk des seinerzeit sehr populären Rassenideologen und Laienanthropologen Hans F. K. Günther. In ihr monierte Günther, dass dem „neuzeitlichen Menschen […] jedes Gefühl genommen worden [sei] für das schicksalhafte Hineingeborensein in einen weiten Zusammenhang der werdenden und vergehenden Geschlechter, des ihm eigenen Volkstums und der dieses Volkstum bedingenden Rassenteile“[400].

Von dem skizzierten „Erbverhängnis“ sah Kolbenheyer auch den Sachverhalt bedingt, dass nicht etwa die Menschheit als Ganzes, sondern das eigene Volk die größte biologische Einheit darstelle, der für den einzelnen Menschen noch bewusst erlebbar sei und somit sinn- und orientierungsstiftend wirken könne. Un-

395 Koch, Kolbenheyer [1953], S. 83.
396 Ebd., S. 81. – „Auch das Bewußtsein ist […] nichts anderes als ein Mittel der lebendigen Substanz, des erbgearteten menschlichen Plasmas, seinen Bestand auch noch auf jener Stufe seiner Entwicklung, seiner Ausdifferenzierung durchzusetzen, wo es ohne Bewußtsein nicht mehr möglich wäre“ (ebd., S. 83).
397 Kolbenheyer, Bauhütte [1940], S. 19, 21.
398 Ders., Sebastian Karst, Bd. 1, S. 28.
399 Ebd., Bd. 2, S. 122.
400 Günther, Rassenkunde, S. 400.

ter Abgrenzung von der „Ideologie eines Weltbürgertums" definierte Kolbenheyer „das Volk" als den „lebendige[n] Wirkungskörper weitesten Ausmaßes", der „dem Individuum *eben noch gefühlsmäßig erlebbar*" sei. Die „autochthonen Stämme und Völker", so seine Begründung, hätten während ihrer biologischen Entwicklungsgeschichte unter „den begrenzten Bedingungen des Lebensraumes […] in weitausgefächerten und einander durchkreuzenden Ahnenfolgen" einen „*überindividuelle*[*n*] *plasmatische*[*n*] *Bestand*" ausgeprägt, der „in seiner Geartetheit [sic!] aus jedem Individuum" wirke. Über „die eigene Volkheit" hinaus könne das dem Menschen „intuitiv" Erlebbare nicht hinausgehen: „Das *Erlebnis* ‚Menschheit' gibt es nicht, es sei denn in der Phraseologie einer gewissen Propaganda"[401]. Sinn und Orientierung fand das Individuum in den Augen Kolbenheyers dann auch erst in der Erkenntnis, „funktionelle[r] Teilbestand einer umfassend überindividuellen Wesenheit"[402] zu sein.

Das in der Kontinuität des „Lebenskampfe[s] zahlreicher Generationen"[403] stehende Individuum schien Kolbenheyer darüber hinaus an eine „erbbedingte" moralisch-ethische „Funktionsverpflichtung"[404] gebunden. Nicht in der Freiheit sah er die Würde des Menschen begründet, sondern in dem Umstand, Endprodukt und „Zeugnis" eines „um den Bestand des Lebens selbst" ausgefochtenen „Daseinskampfes unabsehbar weiter Ahnenwelten" zu sein. „Welch eine Wucht des Ausscheidens- und des Beharrungskampfes über Jahrmillionen hin!"[405] „Unsterblich" sei der Mensch nur darin, was er in seiner Rolle als „Funktionsexponent der plasmatischen Anpassung seiner Art"[406] leiste – ein Gedanke, in dem Kolbenheyer ein „über alles Religiöse" hinausgreifendes „Ethos" wie auch „die äußerste" und „innerlichste Verpflichtung"[407] des Menschen angelegt sah. Diese Ethikvorstellung kulminierte letztendlich in einer gleichsam vom idealistischen Kopf auf den biologischen Boden gestellten Neuformulierung von Immanuel Kants „Kategorischem Imperativ":

„Handle so, daß du überzeugt sein kannst, mit deinem Handeln auch dein Bestes und Äußerstes dazu getan zu haben, die Menschenart aus der du hervorgegangen bist, bestands- und entwicklungsfähig zu erhalten"[408].

Im Übrigen trat Kolbenheyer – bewusst oder unbewusst – auch hiermit in die Fußstapfen Hans F. K. Günthers, der schon 1920 in seinem Erstlingswerk *Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke* inhaltlich identisch, wenngleich etwa weniger arriviert formuliert hatte: „Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könnest"[409].

401 Kolbenheyer, Dreigespräch, S. 598, 601 (Herv. i. Orig.).
402 Ders., Sebastian Karst, Bd. 1, S. 312.
403 Ebd., S. 68.
404 Kolbenheyer, Dreigespräch, S. 639
405 Ders., Sebastian Karst. Bd. 1, S. 49.
406 Ders., Bauhütte [1940], S. 504.
407 Ders., Sebastian Karst, Bd. 1, S. 49.
408 Ders., Dreigespräch, S. 565.
409 Günter, Ritter, S. 159.

### 3.3.2 Öffentliche und private Rezeption der „Bauhütte"

> *Was Kolbenheyer […] sehen lehrt, ist uns durch die starken Bewegungen der letzten Jahre deutlicher und schärfer ins Blickfeld gerückt worden; wir haben es als wesenhaft, bedeutsam und lebenswirksam erfahren. Kolbenheyer ist heute weniger Prophet als Wegweiser […] In solcher Situation hat die weite Umsicht und die Zielsicherheit seiner Führung etwas Erlösendes.*[410]

Lob und Kritik (1925–1934) – Durchaus zufrieden und optimistisch schrieb Kolbenheyer im August 1929 an Stapel, er erhalte nun – nach einem zunächst nur sehr schwachen Echo – „von allen Seiten" Signale, dass die Kerngedanken seiner *Bauhütte* immer häufiger aufgegriffen würden und Verbreitung fänden. Zu seinem Leidwesen machte Kolbenheyer jedoch zugleich die Beobachtung, dass sein Name in jener beginnenden Rezeption meist unerwähnt geblieben sei. Trost fand der „Dichterphilosoph" jedoch in dem Gedanken, dass man „in 30 Jahren […] vielleicht wissen" werde, dass er es gewesen sei, der als erstes den „naturalistischen Standpunkt im prinzipiellen Gegensatze zum ‚idealistischen'"[411] definiert habe. An alledem ist zutreffend, dass die Rezeption der *Bauhütte* zunächst in der Tat nur schleppend voranschritt; unzutreffend ist jedoch, dass es nur zu einer gleichsam verdeckten Rezeption der *Bauhütte* gekommen sei, bei der Kolbenheyers Name keine Erwähnung gefunden hätte.

Verwunderlich wäre es indes nicht gewesen, hätte sich rasch kaum mehr jemand der *Bauhütte* erinnert. Das rezeptionsstrategische Ungeschick Kolbenheyers, seine Studie mit einer Unzahl nicht oder nur unzureichend definierter Neologismen zu überfrachten, rief jedenfalls auch unter dezidiert lern- und wissbegierigen Lesern immer wieder massive Verständnisprobleme hervor. So warf etwa der Wiener Professor für politische Ökonomie Eugen Schwiedland, den mit Kolbenheyer eine langjährige Freundschaft verband[412], im Januar 1926 nicht ohne Ironie die Frage auf, wie es Kolbenheyer anstellen wolle, mit seiner Philosophie in breiteren Kreisen bekannt zu werden, wenn selbst jemand, „der Deine Klugheit so hoch schätzt, wie ich, dich *nicht kapieren kann*?"[413] Damit nicht genug: Selbst auf Nachfragen interessierter Leser, was es mit diesem oder jenem Terminus auf sich habe, bot Kolbenheyer keine klärende Hilfestellung. Stattdessen verwies er auf den Gemeinplatz, dass mehrfaches Lesen zu einem tieferen Verständnis seiner Begrifflichkeiten führen würde. So erging es etwa seinem ergebe-

410 Lehmann, Art, S. 129.
411 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 17. August 1929.
412 Wann diese Freundschaft genau begann, lässt sich anhand des Nachlasses Kolbenheyers nicht ermitteln. Der erste überlieferte Brief Schwiedlands aus dem Jahr 1919 beginnt mit der Anrede „Lieber Freund", markiert also sicherlich nicht den Beginn der Bekanntschaft.
413 KAG, Eugen Schwiedland an Erwin Guido Kolbenheyer, 15. Januar 1926 (Herv. i. Orig.).

nen Dauerrezensenten Conrad Wandrey[414], der im November 1926 Auskunft darüber erbat, an welcher Stelle er sich über die genaue Bedeutung der von Kolbenheyer verwendeten Fachbegriffe informieren könne. Auf diese – gänzlich nachvollziehbare – „Anfrage wegen des Lexikons der Fachausdrücke" wusste Kolbenheyer jedoch nichts angeben, „was Ihnen dienlich sein könnte". Stattdessen empfahl er Wandrey, „ruhig weiter[zu]lesen"; dies werde mehr und mehr „von tieferem Eindringen begleitet sein"[415].

Bei den frühesten Besprechungen der *Bauhütte* kam Kolbenheyer sein exzellentes Verhältnis zur Universität Tübingen zugute.[416] Schon kurze Zeit nach der Erstveröffentlichung besprach der Tübinger Professor für Botanik und Direktor des *Botanischen Instituts* Ernst Lehmann das Buch ausführlich im renommierten *Biologischen Zentralblatt*, wo er zu dem Ergebnis kam, dass der *Bauhütte* „die weitestgehende Aufmerksamkeit" zu wünschen sei. Angesprochen fühlte sich Lehmann insbesondere von Kolbenheyers Kombination „biologische[r] Erkenntnisse" und ihrer „metaphysisch-weltanschaulich[en]"[417] Auswertung. Nach einer Abgrenzung der Plasma-Lehre der *Bauhütte* von Darwins Selektionstheorie – die Kolbenheyer, der stets besorgt war, in den Ruf eines Epigonen Darwins zu geraten, besonders gefreut haben wird – zeigte sich Lehmann von Kolbenheyers Herleitung der Entstehung des menschlichen Bewusstseins besonders angetan. Als ein „Meisterstück" galt dem Botaniker auch die Interpretation des Individuums als moralisch verpflichteten Funktionsexponenten seines „volksspezifisch" gearteten Plasmas.[418]

Ebenfalls wohlwollend, wenngleich mit einiger Detailkritik, äußerte sich der Extraordinarius (ab 1928 Ordinarius) für Philosophie an der Universität Tübingen Theodor Haering. In der *Deutschen Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft* lobte er gleichermaßen Kolbenheyers „berechtigten Kampf gegen die überschätzende Verselbstständigung von Bewußtsein und Individualität des Menschen" sowie den „fast ansteckende[n] heroische[n] Optimismus seine[r] Darlegungen"[419]. Bedenken erhob Haering allerdings – hellsichtig auf das monokausale Denken der *Bauhütte* verweisend – angesichts einer „allzu gewaltsame[n] Erweiterung des Geltungsbereichs" eines „rein biologischen Gesichtspunkt[s]". Ob die Zurückführung sämtlicher Lebenserscheinungen auf „die Anpassung ein und desselben ‚Plasmas'" nicht lediglich bedeute, „einen Namen für das unbekannte X"[420] zu setzen? Ob einige der von Kolbenheyer beschriebenen Erscheinungen möglicherweise „nur dann in der Weise des Verf[asser]s gedeutet" werden könnten, wenn „die Theorie nicht nach den Tatsachen, sondern die Tatsachen

414 Vgl. Kap. 3.1.5.
415 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Conrad Wandrey, 29. November 1926 (Durchschlag).
416 Vgl. Kapitel 3.4.
417 Lehmann, Bauhütte, S. 314.
418 Ebd., S. 320.
419 Haering, Kolbenheyer, Sp. 1751 f.
420 Ebd., Sp. 1753 f.

nach einer vorgefassten Theorie“[421] geformt und gerichtet würden? Im gleichen Atemzug betonte Haering jedoch, Kolbenheyers Betrachtungsweise der Welt „in vielen Fällen“ für „berechtigt“[422] zu halten. Insgesamt resümierte Haering, dass Kolbenheyers „biologische[r] Naturalismus […] eine außerordentlich konsequente und in vielem in der Tat der gegenwärtigen äußeren und inneren Lage der Menschheit außerordentlich adäquate Denkweise“ darstelle, in ihrer Eindimensionalität jedoch „der spezifischen Bedeutung des menschlichen Geisteslebens nicht gerecht“ werde – ebenso wenig wie früher die „rein anorganische (atomistische) Denkweise den biologischen (organischen) Phänomenen gerecht“ geworden sei. Mit anderen Worten: Kolbenheyer habe zwar „vollkommen recht“, den „Idealismus der Vergangenheit“ abzulehnen und zu bekämpfen, dem Idealismus dürfe jedoch nicht jeder Eigenwert abgesprochen werden. Der „extreme biologistische Naturalismus“[423] Kolbenheyers beleuchtete in den Augen Haerings nur eine Seite der Medaille, diese jedoch in überzeugender Weise.

Sehr viel weniger kritisch äußerte sich im Juni 1926 der hauptberuflich für die *Vossische Zeitung* arbeitende Feuilletonredakteur Otto Ernst Hesse in einer Besprechung der *Münchner Neuesten Nachrichten*, zu der Kolbenheyer in den 1920er Jahren ein exzellentes Verhältnis unterhielt. Die Rezension kam zustande, nachdem Kolbenheyer bereits ein Jahr zuvor bei Hesse – dessen Beschäftigung mit der *Bauhütte* er schon zu diesem Zeitpunkt schätzte – wegen einer möglichen Besprechung in den *Münchner Neuesten Nachrichten* angeklopft hatte. Hesse gab daraufhin gerne seine Zusage: „Wenn ich Ihnen bei den Münch. N. N. dienlich sein könnte, so nennen Sie bitte meinen Namen“[424]. Daraufhin machte Kolbenheyer die Redaktion sogleich darauf aufmerksam, dass Hesse wohl „am geeignetsten“ wäre, um von der Redaktion „zu einer Besprechung meiner ‚Bauhütte‘ […] eingeladen zu werden“. Hesse hatte sich nach der Ansicht Kolbenheyers nicht nur „sehr eingehend mit dem Buche befasst“, sondern vor allem erkannt, „worauf es mir nach manchen Richtungen hin ankommt“[425]. In der Rezension hielt sich Hesse mit eigenen Wertungen auffallend zurück und begnügte sich ganz mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Grundgedanken der *Bauhütte*.[426] Nach manchen Besprechungen, bei denen er sich an missverständlichen Interpretationen gestört hatte, war Kolbenheyer diese Zurückhaltung Hesses sehr recht. Entsprechend drückte er Hesse bereits einen Tag nach der Veröffentlichung seine große Dankbarkeit für die „ausgezeichnete Besprechung“ aus. Laut Eigenaussage hatte Kolbenheyer zuvor die Befürchtung geplagt, sein Werk würde „mit dem üblichen

421 Ebd., Sp. 1752.
422 Ebd.
423 Ebd., Sp. 1755f. – Schieße nicht, so fragte Haering, Kolbenheyers rein biologisch-naturalistische Erklärungsweise ebenso sehr über ihre Grenzen hinaus wie der von K[olbenheyer] bekämpfte übertriebene Idealismus?“ (ebd., Sp. 1752).
424 KAG, Otto Ernst Hesse an Erwin Guido Kolbenheyer, 24. Oktober 1925.
425 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an die Münchner Neuesten Nachrichten, 29.Oktober 1925 (Durchschlag).
426 Otto Ernst Hesse, „Die Bauhütte“. Zu E. G. Kolbenheyers neuer Metaphysik, in: Münchner Neueste Nachrichten, 1. Juni 1926, Nr. 150.

Stillschweigen matt" gesetzt. Durch Hesses Besprechung sei der *Bauhütte* nun jedoch „einen Schritt weiter geholfen", zumal in ihr der „Kernpunkt der ‚Bauhütte' […] klar und verständlich ins Licht gerückt"[427] worden sei.

Ablehnende Rezensionen der *Bauhütte* blieben selten. Dies verwundert schon insofern nicht, als es die sprachliche Unzugänglichkeit des Werks wohl manch potenziellen Kritikern verleidete, sich überhaupt dem unweigerlich hohen Zeitaufwand einer Rezension auszusetzen. Die 1927 im *Archiv für die gesamte Psychologie* veröffentlichte, kritische Besprechung des studierten Theologen und geweihten Priester Aloys Müller, der seit 1926 einem „Lehrauftrag für Philosophie der Mathematik und der exakten Naturwissenschaften"[428] nachging, blieb daher eine Ausnahme. In seinem knapp gehaltenen Text, der noch spürbar von nicht ganz überwundenen Verständnisproblemen gekennzeichnet war, resümierte Müller, dass ihn „Einzelheiten" der *Bauhütte* zwar „sympathisch" berührt hätten – so vor allem der „Kampf gegen den Individualismus und den Egoismus des Zeitgeistes"; Kolbenheyers Versuch, „eine Weltanschauung biologisch zu begründen", erschien ihm hingegen ganz „unmöglich". Falls es „überindividuelles organisches Leben" gebe, so glaubte Müller, sei dieses „eine rein naturwissenschaftliche Angelegenheit", die „mit der Sinnfrage der Weltanschauung nichts zu tun"[429] habe.

Ebenfalls mit Skepsis auf Kolbenheyers Verdikt gegen den Idealismus reagierte ein namentlich nicht genannter Rezensent der *Zeitschrift für Bücherfreunde*: Wohl wirke „Kolbenheyers Eifer, aus der Naturwissenschaft alle rationalen Elemente auszumerzen, die radikale Absage an alles Rationalistische und Individualistische […] zweifellos klärend"; Kolbenheyers Behauptung einer „unvermeidliche[n] Verstrickung" des Idealismus „mit individualistischen, rationalistischen, pessimistischen Denkformen" wirke hingegen „weniger überzeugend". Insgesamt stelle die *Bauhütte* die „schroffste, männlichste Übersteigerung eines relativistischen Naturalismus" dar, welche „allenthalben" von der „Notwendigkeit einer Ergänzung durch idealistisch-absolute, ja religiöse Werte" gekennzeichnet sei. „Sehr anregend" bleibe die „gedankenvolle Arbeit"[430] Kolbenheyers nichtsdestotrotz.

Eine sehr respektvolle Kritik der *Bauhütte* formulierte 1927 der österreichische Literaturhistoriker und spätere Germanistikprofessor im schweizerischen Freiburg, Ernst Alker, in der Monatsschrift *Das deutsche Buch*. Die Kritik richtete sich hier gegen die Irreligiosität der *Bauhütte*. Alker überraschte es, dem ihn vertrauten Dichter als „Lehrer eines – wenn auch beträchtlich vertieften – Monismus" zu begegnen. Die „Doktrin von der Ewigkeit des Plasma und dessen fortwährender, sich steigernden Anpassung" hielt der Germanist zwar für „eine hochwertige geistige Leistung", einen Beitrag zur Schaffung eines „neue[n] Gemeinschaftsgefühl[s]" der Deutschen und zur Überwindung des angeblich „zügellose[n] Individualismus der Gegenwart" traute er der *Bauhütte* hingegen nicht zu: Eine „neue Sinn-

427 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Otto Ernst Hesse, 2. Juni 1926 (Durchschlag).
428 Tilitzki, Universitätsphilosophie, S. 159.
429 Müller, Kolbenheyer, S. 248 f.
430 Zeitschrift für Bücherfreunde. Organ der Gesellschaft der Bibliophilen. Neue Folge 19 (1927), Sp. 263 f.

gebung des Lebens“[431] sei aus dem Werk nicht zu gewinnen. Ein solcher Anspruch war freilich hoch gegriffen. Auch war der Vorwurf gegen die *Bauhütte*, einer nicht ausreichend kollektivistischen Weltanschauung das Wort zu reden, alles andere als naheliegend. Später scheint sich Alkers Urteil denn auch zugunsten Kolbenheyers geändert zu haben, vornehmlich in Bezug auf die sinn- und orientierungsstiftende Qualität der *Bauhütte*: 1934 lobte er das Werk in der *Schweizerischen Rundschau* als den „von materialistisch orientierter Seite […] bedeutendste[n]“ Versuch eines Gegenentwurfs zu Spenglers pessimistischem „Untergang des Abendlandes“[432].

Andere Kritiker stießen sich zwar an der sprachlichen Unzugänglichkeit der *Bauhütte*, zeigten sich jedoch stark beeindruckt von ihrem Inhalt. So etwa der österreichische Schriftsteller Hans von Dettelbach, der im Zweiten Weltkrieg mit dem Grazer Kunstpreis der Stadt der Volkserhebung ausgezeichnet werden sollte.[433] Dettelbach bemängelte 1934 in den *Alpenländischen Monatshefen* zwar den „ungewohnten Wortgebrauch“ der *Bauhütte* und deren „Unwegsamkeit der Darstellung“, gab sich aber insofern als gelehrsamer Schüler zu erkennen, als er betonte, mit der *Bauhütte* sei „eine Glaubensgewißheit, die lange Zeit unumschränkt geherrscht“ habe, „an ihr Ende gekommen“. Das entsprach ganz dem Selbstbild Kolbenheyers, der sich, wie eingangs zitiert, philosophiehistorisch betrachtet als der Überwinder des „Idealismus“ zugunsten des „Naturalismus“ verstand. Dementsprechend stilisierte es auch Dettelbach zu einer neuen „Kopernikanischen Tat“, dass Kolbenheyer das „absolute Ich durch die plasmatische Entwicklungstheorie“ entthront habe: „Wie Kopernikus die Erde aus dem Mittelpunkt einer Weltanschauung gehoben hat, so hat ja Kolbenheyer das menschliche Ich als den archimedischen Festpunkt aller Erkenntnis erledigt“[434].

Auch im privaten Briefverkehr Kolbenheyers fanden dessen philosophische Entwürfe mitunter euphorisches Lob von professoraler Seite. Verwiesen sei hier nur auf den Mathematiker Robert König, den mit Kolbenheyer eine enge Freundschaft aus gemeinsamen Tübinger Tagen verband.[435] König, der schon im November 1922 aus seiner Affinität zu Kolbenheyer kein Geheimnis gemacht hatte, indem er seine Antrittsvorlesung an der Universität Münster mit dessen Gedicht *Deutsches Leid* beschloss[436], sah es im Januar 1925 als seine „liebste Pflicht“, zu

[431] Alker, Kolbenheyer, S. 387.
[432] Ernst Alker, Eine materialistische Metaphysik, S. 879.
[433] Vgl. Strallhofer-Mitterbauer, NS-Literaturpreise, S. 66f.
[434] Dettelbach, Gedanken, S. 293f., 296.
[435] König, 1885 im oberösterreichischen Linz geboren, lehrte seit 1914 als Extraordinarius Mathematik an der Universität Tübingen. 1922 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Münster, wo er bis 1927 lehrte. Anschließend wirkte König lange Jahre als Direktor des Mathematischen Instituts der Universität Jena, ehe er nach Ende des Zweiten Weltkriegs einen Ruf an die Universität München erhielt. Dort lehrte er als Ordinarius von 1950 bis 1955. König starb 1979 in München.
[436] So die eigene Mitteilung Königs in: KAG, Robert König an Erwin Guido Kolbenheyer, 25. November 1922. Das 1919 verfasste Gedicht *Deutsches Leid* ist abgedruckt in: Kolbenheyer, Dichterischer Nachlass, S. 21f.

einer möglichst weiten Verbreitung von Kolbenheyers Gedankenwelt beizutragen, besonders unter den Studenten. Mit seiner *Bauhütten*-Philosophie, so König, habe Kolbenheyer „mir u[nd] jedem denkenden Deutschen eine neue Welt aufgeschlossen"; König wollte künftig „die Samenkörner ausstreuen, wo immer ich kann"[437]. Dass dies keine leeren Worte waren, zeigt ein Schreiben vom März 1927, in dem es König zu seiner „größte[n] Freude" erklärte, seinen Studenten aus Kolbenheyers *Bauhütte* „vorzulesen"[438]. Wie stark sein eigenes Denken durch Kolbenheyer beeinflusst worden war und wie sehr ihn dessen *Bauhütte* beeindruckte, hob König in seinen Briefen mehrfach hervor. Besonders aufschlussreich ist ein Schreiben vom Dezember 1926, in dem er Kolbenheyer als „Philosoph auf jeder Seite, in jeder Zeile" beschrieb, als „ein richtiger *Weiser*, der den Deutschen den Weg *weist*!" Es müsse „ein unendlich glückliches, befriedigendes Gefühl sein, so ein Werk geschrieben zu haben"[439].

Die „Bauhütte" in der NS-Literaturwissenschaft – In der heterogenen Germanistenzunft des „Dritten Reichs" waren es in erster Linie Heinz Kindermann[440] und Franz Koch[441], die sich an Modellen zu einer Modernisierung ihres Fachbereichs durch eine stärkere Berücksichtigung wissenschaftlicher Erkenntnisse aus dem Bereich der Biologie versuchten. Zur Orientierung griffen sie dabei jedoch nicht etwa auf die einschlägigen Lehr- und Handbücher ihrer Zeit zurück, sondern auf das angeblich „zeitgemäße" Verständnis von Biologie, wie es Kolbenheyer in seiner *Bauhütte* entwickelt hatte.

Heinz Kindermann stellte in seiner programmatischen Studie *Dichtung und Volkheit. Grundzüge einer neuen Literaturwissenschaft* (1937) gar den „schöpferischen Vorgang des Dichtens" selbst „als biologischen Vorgang, als einen Blutkreislauf der Seele und des Geistes"[442] dar. Die Germanistik sah Kindermann vor die

[437] KAG, Robert König an Erwin Guido Kolbenheyer, 20. Januar 1925.

[438] KAG, Robert König an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. März 1927. Die Gewohnheit Königs, seinen Studenten durch Lesungen mit Kolbenheyers Werk vertraut zu machen, lässt sich bis mindestens 1923 zurückverfolgen: „Wenn die Studenten abends zu mir kommen […] dann nehme ich die eine oder andere Schrift von Ihnen, lieber Freund, u[nd] suche ihnen Ihr Denken zu erschließen" (KAG, Robert König an Erwin Guido Kolbenheyer, 21. Oktober 1923).

[439] KAG, Robert König an Erwin Guido Kolbenheyer, 28. Dezember 1926 (Herv. i. Orig.).

[440] Heinz Kindermann (1894–1985) studierte an den Universitäten Wien und Berlin Germanistik, Romanistik und Skandinavistik. Nach seiner Habilitation 1924 war er Ordinarius für neuere Literaturgeschichte an der TH Danzig (1926–1936) und an den Universitäten Münster (bis 1942) und Wien (bis 1945). Von 1954 bis 1969 hatte er abermals den dortigen Lehrstuhl inne. Kindermann gründete das Wiener Institut für Theaterwissenschaften und war Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

[441] Franz Koch (1888–1969) arbeitete nach seiner Promotion 1912 zunächst an der Hofbibliothek Wien, ehe er sich 1925 an der Universität Wien in deutscher Literatur habilitierte. Zwischen 1932 und 1935 war er ebendort als außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur tätig, ehe er 1935 einen Ruf als Ordinarius für Literatur- und Geistesgeschichte an die Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin erhielt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs lehrte Koch ab 1946 bis 1952 an der Universität Tübingen.

[442] Kindermann, Dichtung, S. 31.

Aufgabe gestellt, der angeblich „biologische[n] Frage“ künftig mehr Aufmerksamkeit zu widmen, weshalb „unser Volk der Dichtkunst“ bedürfe und wie diese beschaffen sein müsse, „um der Selbstbehauptung und immer wiederkehrenden Erneuerung unseres Volkes zu dienen“. Nur durch die Berücksichtigung dieser Frage könne die Literaturwissenschaft zugleich „eine volkhafte Lebenswissenschaft“ werden. Bei dieser Aufgabe, so prognostizierte Kindermann, werde sich „der Literaturhistoriker von morgen […] an Kolbenheyer zu halten haben“[443]. Auch glaubte Kindermann, dass der gegenwärtigen Literaturwissenschaft „gerade [durch] die biologischen Grundlagen unserer neuen Wertbegriffe“ gelehrt worden sei, die „Erlebnis-Echtheit der wirklichen Welt in der Dichtung […] von der bloß theoretischen Buch- und Musealwelt der ‚Literatur‘ [zu] unterscheiden“. Letztere habe ungeachtet ihres handwerklichen und künstlerischen Geschicks „an Bedeutung für unsere Wert-Auswahl verloren“[444]. In engere Beziehung mit Kolbenheyer war Kindermann schon in der zweiten Jahreshälfte 1932 getreten; die Bekanntschaft ging mindestens bis zum Sommer 1932 zurück, als Kindermann gegenüber Kolbenheyer das Bedürfnis nach einem engeren „Zusammenwirken“ der Literaturwissenschaft „mit den führenden Dichterpersönlichkeiten“[445] zum Ausdruck brachte. Der Germanist blieb in der Folgezeit merklich um Beziehungspflege bemüht – insbesondere durch die immer wieder ausgesprochene Versicherung, Kolbenheyer in seinem universitären und außeruniversitären Arbeitsalltag bis hin zur Nachwuchsförderung intensiv zu behandeln und gebührend zu berücksichtigen.[446]

Stärker noch als Kindermann versuchte Franz Koch, die Philosophie der *Bauhütte* für die Germanistik nutzbar zu machen. Über bloßes Interesse ging das Engagement dabei weit hinaus; Kochs Arbeit als Literaturwissenschaftler lässt sich

[443] Ebd., S. 55 f.
[444] Ebd., S. 65.
[445] KAG, Heinz Kindermann an Erwin Guido Kolbenheyer, 25. Juli 1932.
[446] Schon im Dezember 1932 schrieb Kindermann an Kolbenheyer, „in der letzten Zeit“ zu seiner „Freude wieder allerlei zum Verständnis Ihres Werks“ getan zu haben. „Im Lauf des Januar kommen dann im Rahmen meines modernen Roman-Kollegs zwei gesonderte Kolbenheyer-Vorlesungen“ (KAG, Heinz Kindermann an Erwin Guido Kolbenheyer, 25. Dezember 1932). Im März 1935 berichtete er dann von einem eigenen „Kolbenheyer-Kolleg“ im kommenden Sommersemester (KAG, Heinz Kindermann an Erwin Guido Kolbenheyer, 2. März 1935). Und zum Jahresbeginn 1940 ließ er Kolbenheyer wissen: „Als ich im November im Auftrag des Auswärtigen Amtes und der Nord[ischen] Gesellschaft in Kopenhagen über die deutsche Dichtung seit dem Weltkrieg sprach, habe ich viel von Ihrem Lebenswerk berichten dürfen. Der Erfolg war überraschend groß. […] In meinem Oberseminar lautet das Thema diesmal: Das deutsche Drama der Gegenwart. Darunter gibt's auch 3 Kolbenheyer-Referenten“ (KAG, Heinz Kindermann an Erwin Guido Kolbenheyer, 18. Januar 1940). Darüber hinaus ließ Kindermann das Werk Kolbenheyers auch von seinen Doktoranden bearbeiten, wie er wenige Wochen nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs berichtete: „Einer meiner besten Schüler hat eben eine Dissertation abgeschlossen über das Thema: Erwachen der sudetendeutschen Dichtung zur völkischen Sendung. Das Kapitel über Ihr Lebenswerk ist zu meiner Freude besonders geglückt“ (KAG, Heinz Kindermann an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. September 1939).

sogar „in erster Linie als Propagandist der kolbenheyerschen Ideen und Texte“[447] verstehen. Die Begeisterung des Germanisten entzündete sich dabei hauptsächlich an Kolbenheyers Bestreben, in seinen „historischen Romanen die blutmäßigen und geistigen Ursprünge ‚deutscher Art‘ freizulegen“ und die „philosophisch-naturalistische Erfassung des Weltgeschehens“ zur „Basis seiner Kunst“[448] zu machen. Eine herausragende Bedeutung sprach Koch Kolbenheyers „These von der ‚plasmatischen Kapazität‘ der Individuen und Völker“ zu, ebenso wie dessen Theorie, dass „jede Individualitätsform funktionell abhängig sei von blutmäßigen und erbbiologischen Faktoren in Gestalt von Familie, Stamm, Volk und Rasse, dem überindividuellen Leben“[449]. Koch verband mit Kolbenheyer seit ihrer ersten Begegnung während des Ersten Weltkriegs eine enge Freundschaft.[450] Entsprechend früh begann er damit, ausführliche Artikel über das literarische und philosophische Schaffen Kolbenheyers zu veröffentlichen.[451] Koch war – zusammen mit Conrad Wandrey[452] und Wilhelm Stapel – im hier interessierenden Untersuchungszeitraum der gelehrigste Schüler der *Bauhütte*. Kolbenheyer selbst schätzte Koch nebst Stapel als den besten Kenner seines Werks[453], sodass sich dieser „mit Fug und Recht zu jenen zählen“ durfte, „die Kolbenheyers Thesen zum organischen Weltbild verstanden hatten“[454].

Koch gab in dem 1941 erschienenen Aufsatz *E. G. Kolbenheyers Bauhütte und die Geisteswissenschaften* detailliert darüber Auskunft, wie er die Philosophie Kolbenheyers in seine eigene Arbeit einzubinden gedachte.[455] Hinter Kochs Konzept der „biologistischen Literaturbetrachtung“[456] stand immer auch der Wille, literaturwissenschaftliche Analyseverfahren durch eine Nutzbarmachung der Erkenntnisse der Biologie zu modernisieren. Auf diesem Weg sollte – ähnlich wie es die Lebensphilosophie seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert eingefordert hatte – „die Kluft zwischen Wissenschaft und ‚Leben‘“ überwunden werden. Die von Koch angestrebte Fusion natur- und geisteswissenschaftlicher Perspektiven kannte bei alledem eine klare Hierarchie: Der Biologie war die Meister-, den Geisteswissenschaften die Lehrlingsrolle zugewiesen. Dafür, sich aus erster Hand über den biologischen Wissensstand seiner Zeit zu informieren, fehlte Koch jedoch stets die Muße. Stattdessen stützte er sich auf die Darstellungen Kolbenheyers, von dessen anmaßender Selbstdarstellung als Referenzbiologe er sich übertölpeln ließ. Nur vor diesem Hintergrund konnte die *Bauhütte* für Koch zur „‚Brücke‘

447 Höppner, Mittler, S. 166.
448 Ebd.
449 Höppner, Koch, S. 320f.
450 Vgl. ebd., S. 321.
451 Eine bibliografische Zusammenfassung der Artikel Kochs über Kolbenheyer seit 1917 bietet: Höppner, Koch, S. 320f., Anm. 13.
452 Zum Verhältnis Wandreys zu Kolbenheyer vgl. Kap. 3.1.4.
453 Laut Dimt, Tagebuch, S. 89, sah Kolbenheyer in Koch jemanden, „der mich in- und auswendig kennt und daher nichts verfälscht“.
454 Höppner, Koch, S. 327.
455 Vgl. Koch, Bauhütte [1941].
456 Kaiser, Grenzverwirrungen, S. 376.

zwischen Geistes- und Naturwissenschaften“[457] werden – eine Brücke, deren Tragfähigkeit er ebenso massiv überschätzte wie Kolbenheyer selbst.

Vor allem nach dem Antritt seines Ordinariats für Literatur- und Geistesgeschichte an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin im Jahr 1935 wusste Koch die „ihm zur Verfügung stehenden akademischen und außerakademischen Multiplikationsfaktoren weidlich zu nutzen“, um Kolbenheyers Weltanschauung zu popularisieren. „Themen wie *E.G. Kolbenheyer* oder *Volkhafte Dichtung der Gegenwart*“ gehörten damals „zum Standardrepertoire“ seiner „Vorlesungen und Übungen am Germanischen Seminar“[458]. Die biologistische Literaturbetrachtung Kochs auf Basis der *Bauhütten*-Philosophie war jedoch auch im „Dritten Reich“ keineswegs unumstritten und konnte sich nicht als neues Paradigma durchsetzen. „Disziplinintern“, so hat Gerhard Kaiser vermutet, dürfte die „inszenatorische Referenzgröße Kolbenheyer“ vielen Germanisten letztendlich „als zu idiosynkratisch und von zweifelhafter, wissenschaftlicher Seriosität“[459] erschienen sein.

Ein dritter Literaturwissenschaftler, der sich nachhaltig von der Philosophie der *Bauhütte* inspirieren ließ, war der Tübinger Ordinarius für Deutsche Sprache und Literatur, Hermann Schneider.[460] Je weiter sich Schneider in das philosophisch-weltanschauliche Werk Kolbenheyers vertiefte, desto stärker gewann er den Eindruck, ein überlegenes, avantgardistisches Gedankengebäude vor sich zu haben. „Ernstlicher als früher“, so schrieb er im November 1934 an Kolbenheyer, habe er sich davon „überzeugt, daß die Zukunft der großen deutschen Weltweisheit einer biologisch gerichteten Betrachtung“[461] gehöre. Diese Perspektive erfüllte den Germanisten indes nicht mit Trauer ob der geringeren Deutungsmacht seiner eigenen Disziplin. Vielmehr galt ihm diese Entwicklung als notwendig, damit „naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Weltanschauung“ nicht „ewig aneinander vorbeirede“; eine biologische Fundierung der Geisteswissenschaften hielt Schneider für unverzichtbar, damit diese nicht „weithin in bloßes subjektivistisches Gedankenspiel“[462] ausartete. Für seine literaturwissenschaftliche Arbeit gewann Schneider aus Kolbenheyers *Bauhütte* beispielsweise ein subjektiv befriedigendes Erklärungsmodell für das ihn beschäftigende „Problem des Neuen in der Literatur, Kunst und im Leben überhaupt“[463].

457 Ebd., S. 376, 382.
458 Ebd., S. 327 (Herv. i. Orig.).
459 Kaiser, Grenzverwirrungen, S. 390.
460 Zu Hermann Schneider (1886–1961) vgl. auch Kap. 3.1.2.
461 KAG, Hermann Schneider an Erwin Guido Kolbenheyer, 21. November 1934.
462 Ebd.
463 KAG, Hermann Schneider an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. September 1935: „Eine besondere Art der Betrachtung danke ich Ihnen als Literaturhistoriker. Mich hat schon immer das Problem des Neuen in der Literatur, Kunst und im Leben überhaupt beschäftigt. […] Der von Ihnen so exakt gefasste Begriff der Anpassung löst die Schwierigkeit. […] Zugleich verschwindet eine mir lästige Doppelheit meiner bisherigen Betrachtungen: Ich pflegte […] eine Zweiteilung vorzunehmen: entweder es liegt etwas in der Luft und wird von vielen aus der Menge zugleich empfunden und aufgegriffen, oder es kommt ein grosses Genie und weist für ein Jahrhundert einen Weg auf dem man ihm nur langsam nachkommt. In Ihrem Sinne wäre das eine verschiedene Art von Schnelligkeit und Ausgiebigkeit der Anpassung,

Noch in einer Rede, mit der er am 15. Oktober 1945 als erster Rektor der Universität Tübingen nach dem Zweiten Weltkrieg den Lehrbetrieb wieder eröffnete, würdigte Schneider Kolbenheyers Philosophie als weltanschauliche Referenzgröße.[464] In Schneiders Rede erscheint Kolbenheyer als Vertreter einer „moderne[n], biologisch gerichtete[n]" Philosophie, mit deren Hilfe es den Deutschen gelingen könne, „zum ewig Anderen, zum Neuen durch[zu]stoßen" und damit Wege aus der Krise und Bedrängnis der Gegenwart zu finden. Kolbenheyer habe es vermocht, „Geist und Natur in einer Ebene" zusammenzuführen, wohingegen etwa Hegel in einseitiger Weise dem Geist „vor der ‚langweiligen', sich ewig wiederholenden Natur den Vorrang einräumt" habe. Dabei sei es in Wirklichkeit doch stets „die Natur", die „das Menschengeschlecht zugleich physisch und geistig durch Krisenzeiten" führe und ihm „über ‚Entwicklungsschwellen'" hinweg helfe, „die in ein neues, biologisch bedingtes Sein hineinführen und die überschritten sein wollen"[465] – so Schneider in gelehrsamem Kolbenheyer-Jargon. Anlass zur Annahme, Schneider habe mit seinem Loblied auf Kolbenheyer einen „Nerv" der Zeit getroffen, besteht indes keiner; eher dürften seine Ausführungen für Befremden gesorgt haben. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs waren die Zeiten, in denen Kolbenheyer an deutschen Universitäten mit Gehör rechnen durfte, jedenfalls vorüber.

Anschlussfähigkeit der „Bauhütte" jenseits der Germanistik – Kolbenheyers philosophische Entwürfe besaßen zwar in keinem Bereich des NS-Wissenschaftsbetriebs eine dominierende Rolle, gleichwohl stieß seine biologistische Denkweise auch jenseits der Literaturwissenschaft auf Interesse und erwies sich unter Vertretern sehr unterschiedlicher Fachbereiche als anschlussfähig.

1935 eruierte etwa der Ordinarius für Theoretische Physik an der Universität Rostock und spätere CDU-Bundestagsabgeordnete Pascual Jordan[466] im *Deutschen Volkstum* das Potenzial einer stärkeren Interdisziplinarität von Physik und Biologie. In der Biologie glaubte er die „heute immer deutlicher zum zentralen Felde unseres Denkens" werdende Wissenschaft, kurz: die künftige wissenschaftliche Leitdisziplin erkennen zu können. Diese Entwicklung belegte Jordan nicht nur mit dem Verweis auf eine „neuartige, für unsere Zeit charakteristische Bezugnahme *politischen* Denkens und Handelns auf biologische Begriffe und Gesetzlichkeiten". Zugleich zeigte sich Jordan der wachsende Stellenwert der Biologie daran, dass diese auch „außerhalb des Politischen in die Werke der reifsten geisti-

das Genie hat die Gabe, den erfolgten Anpassungsvorgang ins Bewusstsein zu heben und die Lösung exemplarisch zu machen. Ists [sic!] nicht so?".

464 Ein Teilabdruck der Rede, die sich dem Thema *Entstehung, Träger und Wesen des Neuen in der Geschichte der Dichtkunst* widmete, ist in einem 1963 veröffentlichten Beitrag der *Tübinger Forschungen* überliefert. Vgl. Müller, Bitte, S. 1.

465 Ebd.

466 Zum Werdegang Jordans vor und nach 1945 und zu seiner wissenschaftlichen Bedeutung vgl. Pascual Jordan (1902–1980). Mainzer Symposium zum 100. Geburtstag, hg. v. Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin 2007.

gen Vertreter unserer Zeit" eingeflossen sei. Als Kronzeuge dieser Entwicklung diente dem jungen Physiker Kolbenheyer, dessen Denken er „*erfüllt*" sah „von einer selbstgeschaffenen Biologie"[467].

Wenige Monate nach Veröffentlichung des Artikels beschrieb Stapel Pascual Jordan, der schon 1930 unter dem Pseudonym „Ernst Domeier" im *Deutschen Volkstum* publiziert hatte[468], in einem Brief an Kolbenheyer denn auch als einen „bemerkenswert[en]" weil „biologisch" „ganz in der Richtung der ‚Bauhütte'"[469] denkenden Physiker. Nötig war eine solche Vorstellung zum damaligen Zeitpunkt indes nicht mehr, war es doch schon im Frühjahr 1930 zu einem ersten direkten Kontakt zwischen Kolbenheyer und Jordan gekommen. Anlass war hier Kolbenheyers *Aufruf der Universitäten* (1929) gewesen, von dem sich Jordan stark angesprochen fühlte.[470]

Nebst Jordan zeigte sich auch Siegfried Wendt, der Hauptschriftleiter der *Akademischen Nachrichten der Handels-Hochschule Mannheim* und spätere Professor für Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik, für Kolbenheyers Weltanschauung empfänglich. Besonders angetan war Wendt, seinem eigenen Fachbereich entsprechend, von Kolbenheyers Broschüre *Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch gesehen* (1935).[471] Kolbenheyers „biologische Betrachtungsweise", so Wendt im September 1935, habe ihm „eine ganze Reihe bedeutender Ausblicke erschlossen". Insbesondere „der Gedanke von der Notwendigkeit eines biologischen Wehrerfordernisses, das allein Wachstum und Ausdifferenzierung der Art gewährleistet", gebe ihm die Möglichkeit, „bestimmte Erkenntnisse über die Ordnung des wirtschaftlichen Entwicklungsprozesses tiefer zu begründen"[472]. Wendt hatte bereits 1931 in seiner Zeitschrift auf Kolbenheyers Aufsatzsammlung *Stimme* hingewiesen und sie in den Lese-Kanon des deutschen Bildungsbürgertums zu hieven versucht: Mit Kolbenheyers Aufsätzen müsse sich „jeder gebildete Deutsche befassen und auseinandersetzen", da aus ihnen „die Stimme eines Führers" spreche, „der Wesentliches, Entscheidendes über die Gestaltung des deutschen Lebens zu sagen"[473] habe.

Zu den Bewunderern Kolbenheyers zählte auch der in Tübingen lehrende Professor für Systematische Theologie und Mitbegründer des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland, Gerhard Kittel. Im Juni 1935 pries Kittel insbesondere Kolbenheyers Aufsatz *Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch ge-*

467 Jordan, Perspektiven, S. 688 f. (Herv. i . Orig.).
468 Dass sich hinter diesem Pseudonym Pascual Jordan verbirgt, ist durch einen Brief Wilhelm Stapels an Carl Schmitt vom 11. April 1944 verbürgt, abgedruckt in: Lokatis, Wilhelm Stapel und Carl Schmitt, S. 84.
469 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 24. Februar 1936.
470 Vgl. KAG, Pascual Jordan an Erwin Guido Kolbenheyer, 14. März 1930; zum *Aufruf* vgl. Kap. 3.5.
471 Erwin Guido Kolbenheyer, Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch gesehen, München 1935.
472 KAG, Siegfried Wendt an Erwin Guido Kolbenheyer, 20. September 1935.
473 Wendt, Kolbenheyer, S. 2.

*sehen* als „eine der nicht bloß geistvollsten, sondern wirklichkeitsnahesten Darstellungen u[nd] Analysen unserer Situation", die er „nicht nur sofort mit brennende[m] Interesse gelesen, sondern […] inzwischen mehrfach verliehen u[nd] verschenkt habe"[474]. Weiterer Zuspruch von Seiten der Theologie – einer Disziplin, welcher er eigentlich denkbar fern stand – erhielt Kolbenheyer seiner Autobiografie zufolge im Jahr 1933 bei einer Unterredung mit Wilhelm Beye. Damals habe ihm Beye, der 1934 für kurze Zeit braunschweigischer Landesbischof werden sollte und zu den Gründungsmitgliedern der dortigen Gruppierung der Deutschen Christen gehörte, mitgeteilt, dass er „mit seinen Pfarrern seit Jahren Schulungskurse" gehalten habe, „die auf meiner Bauhüttenphilosophie beruhten"[475].

Die zunehmende „Biologisierung des rechtsintellektuellen Denkens" nach dem Ersten Weltkrieg, wie sie Niels Lösch am Beispiel der sich seit 1900 im Wissenschaftsbetrieb etablierenden Disziplinen Sozialanthropologie und Rassenhygiene dargestellt hat[476], bot auch Kolbenheyer und seiner *Bauhütte* in den Jahren 1925–1945 einen vielversprechenden Rezeptionsrahmen. Selbst wenn nur sehr wenige Wissenschaftler die *Bauhütten*-Philosophie en détail verinnerlichten und den anmaßenden Alleingültigkeitsanspruch des Dichters ernst nahmen, gelang es Kolbenheyer doch, gegenüber zahlreichen akademischen Eliten den Anschein zu erwecken, neben seiner Berufung zum Dichter auch ein vermeintlich auf Höhe der biologisch-naturwissenschaftlichen Debatte stehender Naturphilosoph zu sein. Augenfällig ist hierbei, dass unter den Wissenschaftlern, die sich für Kolbenheyers *Bauhütte* interessierten und sich mitunter als gelehrsame Leser erwiesen, Geisteswissenschaftler eindeutig überwogen. Auch die oben angeführte, ausführliche Besprechung der *Bauhütte* durch den Tübinger Botanik-Professor Ernst Lehmann kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Kolbenheyers philosophisches Hauptwerk von naturwissenschaftlicher Seite, insbesondere von Seiten professioneller Biologen, auch schon vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs weitgehend ignoriert wurde.

Die Reaktion von Seite der Geisteswissenschaftler verrät hingegen einiges über den sehr hohen Stellenwert, welcher der Biologie während der Zwischenkriegszeit in dieser Klientel zugesprochen wurde. Auf sie übte es einen nicht unerheblichen Reiz aus, sich an die Biologie als mutmaßlich avantgardistischer, zukunftsweisender Leitdisziplin anzulehnen und mit entsprechenden Kenntnissen zu glänzen. Dass die Rezeption der *Bauhütte* hier nur einen kleinen Ausschnitt eines sehr viel größeren Zusammenhangs darstellt, versteht sich von selbst.

474 KAG, Gerhard Kittel an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. Juni 1935.
475 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 191 f.
476 Lösch, Biologisierung.

## 3.4 Zum Stellenwert Grimms und Kolbenheyers an den Universitäten Göttingen und Tübingen

> *Tübingen ist seit einer Reihe von Jahren Kolbenheyers Wahlheimat; Stadt und Landschaft sind ihm vertraut geworden […]. Möge Tübingen immer mehr lernen, ihm mit gleich gutem Willen und mit gleicher Wärme entgegen zu kommen. Denn es geziemt sich, daß man sagen kann: Kolbenheyer wird nirgends besser verstanden und nirgends mehr geliebt als in Tübingen.*[477]

Angesichts der hohen Bedeutung, die Hans Grimm und Erwin Guido Kolbenheyer der Resonanz ihrer Arbeiten gerade unter deutschen akademischen Eliten zusprachen, überrascht es nicht, dass beide Autoren um gute Beziehungen zu den ihnen geografisch nächstgelegenen Universitäten bemüht waren. Besonders stark ausgeprägt war dieses Bedürfnis bei Kolbenheyer, den zeit seines Lebens auch eine enge emotionale Bindung mit der Universität Wien verband, wo er studiert und promoviert hatte. Demgegenüber hatte Grimm sein Studium erst im Alter von fast 40 Jahren abgeschlossen, inmitten einer längst begonnenen publizistischen und schriftstellerischen Karriere.[478] Bei Grimm ist daher weniger von einer tiefen emotionalen Verbundenheit zum akademischen Leben auszugehen als von einer sehr hohen, vorauseilenden Hochachtung gegenüber Hochschullehrern.

Kolbenheyers erste Berührung mit dem akademischen Leben Tübingens war indes wenig vielversprechend verlaufen. In seiner Autobiografie ist die Rede von einer Zusammenkunft einiger namentlich nicht erwähnter Professoren, zu der er 1919 gemeinsam mit seiner Gattin unmittelbar nach ihrem Umzug von Wien nach Tübingen geladen wurde, offenbar aus Neugierde über die Neuankömmlinge. Hierbei seien rasch deutliche politische Differenzen zu Tage getreten, namentlich als anwesende Professoren das Gespräch auf die angebliche „politische Kunst der Franzosen und Engländer" gebracht und das Fehlen eines deutschen Pendants zu dem französischen Staatsmann George Clemenceau bedauert hätten.[479] Seiner Gegenrede, das von den „Vertragsdiktatoren" geschaffene Versailler System sei ein „Torenspiel", da es keine politische Stabilität aufweisen werde, sei dabei mit dem „taktvollen Schweigen der Betretenen" begegnet worden; man habe, so glaubte Kolbenheyer, „den Neuling weiter nicht abschrecken" und dessen „Unverstand

477 Schneider, Kolbenheyer [1928].

478 Vgl. Kap. 2.1.

479 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 327. George Clemenceau hatte sich während des Ersten Weltkriegs durch viel beachtete, patriotische Reden in Frankreich zur „Verkörperung des nationalen Willens" stilisiert, „den Krieg unter allen Umständen siegreich zu beenden" (Leonhard, Büchse, S. 726). Während der Pariser Friedenskonferenz (1919) trat Clemenceau als schroffer Hardliner gegen das Deutsche Reich auf und geriet so in einen Gegensatz zu dem gemäßigten US-Präsidenten Woodrow Wilson. Vgl. Sedlmaier, Deutschlandbilder, passim.

nicht erst zurechtweisen“ wollen, ihn insgeheim jedoch zu einem „besessenen Nationalisten“ gestempelt, der letztlich „doch unbelehrbar wäre“[480].

Diese Episode kann zwar, wie dieses Kapitel zeigen wird, keinesfalls als repräsentativ für das Verhältnis Kolbenheyers zur Universität Tübingen gelten, sie ermahnt jedoch dazu, die Anschlussfähigkeit des Dichters im akademischen Leben seiner neuen Wahlheimat nicht zu überschätzen. Innerhalb des Lehrkörpers der Universität Tübingen fanden sich emphatische Anhänger Kolbenheyers ebenso wie entschiedene Gegner und Personen, die dem Dichter indifferent gegenüberstanden. Dasselbe gilt für Grimms Stellung und Ansehen an der Universität Göttingen. Angesichts der eindeutigen und einseitigen ideologischen Aufladung ihrer Werke sowie der natürlichen Mannigfaltigkeit des politischen Denkens innerhalb der großen Lehrkörper jener Universitäten kann es nicht überraschen, dass sich das Verhältnis der beiden Autoren zu „ihren“ Universitäten nicht auf einen einfachen und einheitlichen Nenner bringen lässt. Dass es an beiden Hochschulen indes eine erhebliche Anzahl von Professoren gab, die sich Grimm und Kolbenheyer persönlich verbunden fühlten, steht außer Frage. Dies lässt sich zunächst an den Ehrendoktorwürden veranschaulichen, die den beiden Dichtern im Jahr 1927 verliehen wurden.

Die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Grimm – Den äußeren Anlass zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an Hans Grimm durch die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen bot der 100. Geburtstag Paul de Lagardes (1827–1891), eines der Säulenheiligen der völkischen Bewegung des wilhelminischen Kaiserreichs.[481] Den entscheidenden Anstoß zur Verleihung des Titels hatte der Germanistikprofessor Edward Schröder gegeben[482], mit dem Grimm bereits seit Anfang der 1920er Jahre freundschaftlich verbunden war. Im November 1922 hatte Schröder – beeindruckt von der Lektüre der *Südafrikanischen Novellen* (1913)[483] – den Kontakt mit Grimm gesucht.[484] Als Beleg für das langanhaltende freundschaftliche und vertrauensvolle Verhältnis zwischen Schröder und Grimm mag der Hinweis genügen, dass Grimm dem Göttinger Germanisten im Februar 1931 sein Manuskript des Essaybands *Der Schriftsteller und die Zeit* anvertraute –

480 Ebd.

481 Zu Person und Nachwirkung Paul de Lagardes vgl. Paul, Lagarde; Sieg, Prophet.

482 Edward Schröder (1858–1942) studierte als Sohn eines Tabakfabrikanten Germanistik und Anglistik in Straßburg und Berlin. Nach seiner Habilitation (1883) ging Schröder 1887 als Extraordinarius nach Berlin, ehe er 1889 zum ordentlichen Professor der Germanistik nach Marburg berufen wurde. Seit 1902 lehrte er in Göttingen. Schröder gab von 1891 bis 1938 die *Zeitschrift für Deutsches Altertum* heraus und war von 1908 bis 1934 Hauptverantwortlicher für die Arbeit am Grimmschen Wörterbuch. – In dem Protokollbuch der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen findet sich über eine am 18. Oktober 1927 abgehaltene Fakultätssitzung die Information, dass die Fakultät die Entscheidung „auf Antrag“ Schröders und eines Fakultätskollegen sowie „nach Berichten durch Schröder, [Rudolf] Unger und dem Dekan“ traf. Für die Bereitstellung dieser Information danke ich Herrn Dr. Ulrich Hunger, Universitätsarchiv Göttingen.

483 Vgl. zu diesem Frühwerk Grimms: Gümbel, Volk, S. 48–55.

484 Vgl. DLA, A:Grimm, Edward Schröder an Hans Grimm, 20. November 1922.

mit der Bitte um eine komplette Korrekturlektüre.[485] Schröder kam dieser Bitte gerne nach.

Die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Grimm erfolgte am 2. November 1927. Da Grimm zum damaligen Zeitpunkt in Südwestafrika weilte, wo er in einem mehrmonatigen Aufenthalt seine ersten größeren literarischen Publikationen seit *Volk ohne Raum* vorbereitete[486], nahm seine Gattin das Ehrendoktordiplom entgegen. Der damalige Dekan der Philosophischen Fakultät und Ordinarius für englische Philologie, Hans Hecht[487], begründete die Ehrung des Dichters – dem organisatorischen Rahmen entsprechend – mit einer Parallelisierung des Wirkens von Grimm und Paul de Lagarde: Sowohl Grimm als auch Lagarde hätten den „prophetischen Geist" besessen, „in Unabhängigkeit von allen Parteien aber im Glauben an die geschichtliche Sendung unseres Volkes und die reine Kraft seiner Jugend die deutsche Nationalität in der Einheit eines neuen Ideals aller Deutschen"[488] zu suchen. Die Verleihung des Ehrentitels galt zugleich ausdrücklich dem „Schöpfer des Epos von Volk ohne Raum, der mit demselben leidenschaftlichen Herzen für die Größe Deutschlands sein Schicksal mit der seherischen Gewalt des Dichters sichtbar gemacht" und der deutschen „Jugend die Zukunft eines freien und adeligen deutschen Lebens […] in die Seele gezeichnet"[489] habe.

Nach Grimms Rückkehr aus Südwestafrika veranstaltete die Philosophische Fakultät am 8. Dezember 1928 zu Ehren des Dichters ein gemeinsames Essen, bei dem Grimm eine „Tischrede" hielt, die auf Bitte des Professors für Mittlere und Neuere Geschichte, Arnold Oskar Meyer, alsbald in den *Mitteilungen* des Göttinger Universitätsbunds veröffentlicht wurde.[490] Grimm und Meyer blieben bis zum Tod des Historikers im Jahr 1944 in regem Kontakt.[491] Meyer schätzte die Werke des Dichters nicht nur wegen ihrer literarischen, sondern zugleich wegen ihrer angeblichen historiografischen Qualitäten. Insbesondere für *Das deutsche Südwester-Buch* (1929) sah Meyer die Historikerzunft Grimm zum Dank verpflichtet;[492] in Einzelfragen zur Kolonialgeschichte ließ sich der Professor von

485 Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Edward Schröder, 7. Februar 1931.

486 1928 erschien *Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika,* ein Jahr später *Das deutsche Südwester-Buch*.

487 Zum Werdegang Hans Hechts (1876–1946) vgl. Schäfer-Richter/Klein, Bürger, S. 91 f.

488 Der Wortlaut ist belegt in: Schröder, Lagarde, S. 14.

489 Ebd.

490 DLA, A:Grimm, Arnold Oskar Meyer an Hans Grimm, 11. Februar 1929.

491 Der erstmalige briefliche Kontakt zwischen Grimm und Arnold Oskar Meyer (1877–1944) geht auf eine (von dem Dichter sogleich bewilligte) Bitte Meyers zurück, Grimm in Lippoldsberg persönlich aufsuchen zu dürfen, vgl. DLA, A:Grimm, Arnold Oskar Meyer an Hans Grimm, 30. Dezember 1928. Besonders dicht war der Briefwechsel in den Jahren 1934 bis 1937. Hauptthema der Korrespondenz waren die deutsch-englischen Beziehungen. Ebenso wie Grimm galt auch Meyer ein Krieg zwischen England und dem Deutschen Reich als eine „Schicksalstragödie der weißen Rasse" (DLA, A:Grimm, Arnold Oskar Meyer an Hans Grimm, 24. September 1942).

492 Vgl. DLA, A:Grimm, Arnold Oskar Meyer an Hans Grimm, 22. September 1929: „Es ist deutsche Kolonial- und zugleich ein Ausschnitt aus der Weltgeschichte, was Sie bieten. […]

Grimm „gern belehren“[493]. In anderen, jenseits der Kolonialgeschichte liegenden Fragestellungen stimmte Meyer den Auffassungen Grimms freilich nicht immer zu.[494]

Grimm betonte in seiner „Tischrede“, dass der Ehrendoktortitel für ihn „ein Stück erfüllter Tradition“ bedeute. Zur Begründung verwies er auf seine kaufmännische Lehre, die er schweren Herzens nach seinem Abitur anstelle eines Studiums angetreten habe – unter Abkehr einer „drei Jahrhunderte langen theologischen, philosophischen, juristischen“ und also akademischen Tradition seines „Geschlechts“[495]. Zu diesem Traditionsbruch sei es aufgrund eines „dunklen, unruhigen Gefühl[s]“ seines Vaters gekommen, der ihn nach seiner Schulzeit darauf hingewiesen habe,

„daß wir alten bürgerlichen Familien nach einer Zeit, in der wir in unserer Blickrichtung ‚höfisch‘ statt ‚völkisch‘ geworden waren, jedenfalls neu an das Leben heran müssten, wenn unsere so demütige wie leidenschaftliche Sachlichkeit […] noch wirkliche, noch politische Bedeutung für die ungewisse Zukunft der rascher ziehenden deutschen Nation haben sollte und also wir selbst uns nicht überholt und [aus dem Volk] ausgeschieden erklären wollten“[496].

Demnach nahm Grimm die Ehrendoktorwürde als Rückbindung an verlorene, innerfamiliäre akademische Traditionen wahr, an die anzuknüpfen ihm als Heranwachsenden durch eine gleichsam antiakademische Impulshandlung seines Vaters verwehrt geblieben war. Im gleichen Atemzug versicherte Grimm jedoch, seinen kaufmännischen Werdegang und seine durch ihn bedingte Auswanderung nach Südafrika rückblickend nicht zu bedauern. Nur durch seine Erfahrungen als Auslandsdeutscher sowie durch seine späteren Erlebnisse als Soldat im Ersten Weltkrieg habe er „erfahren“, dass der Einzelne „vor dem Zusammenhange […] gering“ sei, dass das „Schicksal durch den Zusammenhang und im Zusammenhange mit dem Leben des eigenen Volkes“ den entscheidenden „Gegenstand unserer Zeit“ darstelle. Gegenüber der Schicksalsverbundenheit von Individuum und Volk müsse „alles andere“ als sekundäre „Folge“ zurückstehen. Dieses völkische Erweckungserlebnis lehrte Grimm, dass es die „Pflichtaufgabe“ des Schriftstellers ebenso wie des Gelehrten und Akademikers sei, „Synthese“, „Zusammen-

Als Gesamteindruck bleibt eine ungemeine Lebendigkeit des Landes und seiner Bewohner, des südlichen Himmels und des nordisch harten Menschen, die es erschlossen haben (wenn das Wort ‚hart‘ auch nicht für alles gilt). Es ist Tat, Kraft, Nüchternheit und Lebenswille in dem Buch, dazu grausame Tragik. Grauenvoll die Rechtlosigkeit des Deutschen und die Schamlosigkeit des Engländers“.

493 DLA, A:Grimm, Arnold Oskar Meyer an Hans Grimm, 24. November 1929. In diesem Fall ging es um die Frage des „Erwachens des Farbigen in Afrika und des Reichspatriotismus der Buren“ – Themen, zu denen er „kein eigenes Urteil“ habe.

494 Während Grimm und Meyer in ihren außenpolitischen Betrachtungen zu England weitestgehend d’accord gingen, lehnte Meyer etwa die These Grimms, dass „‚es im Mittelalter kein Deutschland‘“ gegeben habe, als „anachronistisch“ und „unannehmbar“ ab: „Die Deutschen des Mittelalters in Ihrer großen Zeit waren ein Herrenvolk, wie es nur je eines in der Geschichte gegeben hat, und wurden von den anderen mit Ingrimm als solches empfunden“ (DLA, A:Grimm, Arnold Oskar Meyer an Hans Grimm, 4. Juni 1931).

495 Grimm, Ansprache, S. 22.

496 Ebd.

denken“ und „Beziehung“ in die „ringende Nation“ hineinzutragen. Ob er diese Aufgabe gut erfüllt habe und noch erfülle, wollte Grimm nicht selbst beantworten; das Schicksal aber habe ihn dazu „gezwungen“, sie „zu erkennen“[497].

An die Verleihung der Ehrendoktorwürde schlossen sich in den folgenden Jahren einige gemeinsame Unternehmungen Grimms mit dem Lehrkörper der Göttinger Universität an, die als Geselligkeitsformen in ihrer Bedeutung für den Stellenwert des Dichters an der Universität nicht unterschätzt werden sollten. Im Juni 1929 erreichte Grimm die von dem Geografieprofessor und damaligen Prorektor der Universität, Wilhelm Meinardus, unterzeichnete Einladung, die Göttinger Professorenschaft bei ihrem gemeinsamen Ausflug nach Carlshafen zu begleiten.[498] Für den 19. Juli 1930 ist zudem ein Ausflug der Philosophischen Fakultät nach Lippoldsberg belegt.[499] Eine Erinnerung an diesen Besuch ließ Grimm in eine seiner zahlreichen nach 1945 verfassten autobiografischen Schriften einfließen. Demzufolge waren insgesamt fast „sechzig Mann“[500] der Fakultät zu einem Aufenthalt und gemeinsamen Abendessen nach Lippoldsberg gekommen. Bei der Zusammenkunft saß Grimm neben dem Historiker Karl Brandi, der bereits seit 1902 in Göttingen lehrte und im Namen der Fakultät Dank- und Grußworte an Grimm richtete, für die sich der Dichter mit einer Lesung seines kurz zuvor verfassten autobiografischen Aufsatzes *Heimat und Ahnen*[501] revanchierte. Rückblickend zeigte sich Grimm mit der Qualität seiner Lesung recht unzufrieden; die Ehrfurcht gegenüber den versammelten Professoren habe ihn befangen gemacht.[502]

Die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Kolbenheyer – Auch bei Kolbenheyer boten Jubiläumsfeierlichkeiten den äußerlichen Rahmen und Anlass zur Verleihung der Ehrendoktorwürde. An Aufwand und Umfang wurden die Feierlichkeiten in Göttingen zu Ehren Paul de Lagardes dabei jedoch weit in den Schatten gestellt: Im Juli 1927 feierte die Universität Tübingen den 450. Jahrestag ihrer Gründung – ein Ereignis, welches „mit Bildseiten und Sonderbeilagen in

497 Ebd., S. 23.

498 Vgl. DLA, A:Grimm, Georg-August-Universität Göttingen an Hans Grimm, 15. Juni 1929.

499 Rundschreiben des Dekans der Philosophischen Fakultät Herman Nohl an die Mitglieder der Fakultät vom 9. Juli 1930, als Abschrift überliefert in: DLA, A:Grimm, Herman Nohl an Hans Grimm, 15. Juli 1930.

500 Grimm, Suchen [1960], S. 44. Grimm dürfte mit dieser Zahlenangabe nicht übertrieben haben. Im Vorfeld des Besuchs betonte der mit der Organisation des Ausflugs beauftragte Ordinarius für Pädagogik und Philosophie, Herman Nohl (1879-1960), beinahe klagend die „schauderhafte Bereitwilligkeit der Fakultät nach Lippoldsberg zu kommen“. Nohl, der „kaum Absagen erhalten“ hatte, lagen zu jenem Zeitpunkt bereits 40 Zusagen vor, er harrte jedoch noch einiger Rückmeldungen. Vgl. DLA, A:Grimm, Herman Nohl an Hans Grimm, 15. Juli 1930.

501 Vgl. Grimm, Heimat [1930].

502 Vgl. Grimm, Suchen [1960], S. 44: „Kam gar eine Gemeinschaft von Universitätsprofessoren als Hörer in Frage, so fühlte ich mich, der in geistigen Dingen tief ehrerbietige Sohn seines Vaters, erst recht befangen, galt doch noch bis dahin unerschüttert – auch scheinbar unerschüttert durch Versailles – bei mir um die unantastbare Freiheit, um den königlichen Rang, um den unvergleichlichen Adel der deutschen Universität“.

überregionalen deutschen Tageszeitungen dokumentiert" und „auch im Hinblick auf den Werbeeffekt inszeniert worden war"[503]. Die Feierlichkeiten in der Tübinger Stiftskirche wurden – damals alles andere als eine Selbstverständlichkeit – sogar „vom Rundfunk live übertragen"[504].

Im Kontext der Feierlichkeiten wurde Kolbenheyer nicht etwa, wie man zunächst vermuten würde, durch die Philologische, sondern durch die Medizinische Fakultät der Ehrendoktortitel verliehen. Ausschlaggebend für die hohe Wertschätzung des Dichters in jener Fakultät war die literarische Bearbeitung der Figur des Arztes und Philosophen Theophrastus Bombastus von Hohenheim[505] in Kolbenheyers *Paracelsus*-Trilogie. Neben der bloßen Wahl des literarischen Gegenstands war auch die im Roman angelegte weltanschauliche Aufladung[506] mit entscheidend für das Votum der Fakultät. Die Verleihung des Ehrendoktortitels an Kolbenheyer durch den Ordinarius für Pathologische Anatomie und damaligen Dekan der Medizinischen Fakultät, Alexander Schmincke, galt konkret dem „hervorragenden deutschen Manne, der nicht nur in bewunderungswürdiger Weise in den Geist der Medizin" eingedrungen sei und dabei „die Gestalt und das Schaffen eines der größten deutschen Ärzte" und eindringlichsten „Verkünder[s] ärztlicher Ethik" habe wiederauferstehen lassen, sondern dessen Schrifttum zudem ganz „im Dienste der seelischen und geistigen Gesunderhaltung unseres Volkes"[507] gestanden habe.

Einige Wochen nach der 450-Jahr-Feier veröffentlichte Kolbenheyer einen offiziellen *Dank für die Verleihung des Ehrendoktor-Titels*, dessen Wortlaut sein tiefes Verbundenheitsgefühl mit den beteiligten Hochschullehrern anschaulich illustriert: „Erschüttert vor Dankbarkeit und Freude" habe er seine Ernennung zum Ehrendoktor durch Tübingens „berühmte Ärztefakultät" entgegengenommen. Bei der Entscheidung, ihm den Ehrendoktortitel zu verleihen, hätten die Beteiligten vielleicht empfunden, „welch innere Erhebung und welch eine Bekräftigung" es für eine Dichter bedeuten müsse, „wenn sein letztes Streben: deutsche Art aus ihren eigenen Lebenstiefen zu fördern und aufzurichten – durch ein so weithin sichtbares Beifallszeichen" anerkannt und gutgeheißen werde. Das in der Entscheidung der Fakultät zum Ausdruck kommende Gespür, welches über ihn als Dichter „hinaus in das innere Wachstum unseres Volkes" reiche, mache ihm die „hohe Auszeichnung zu einer Angelegenheit, der auch ich nur dienstbar untergeordnet bleiben kann"[508].

Mit Blick auf die in der Begründung des Ehrendoktortitels so stark hervorgehobene *Paracelsus*-Trilogie bemerkte Kolbenheyer, die Wahl auch deshalb mit

503 Paletschek, Erfindung, S. 140.
504 Kotowski, Universität, S. 277.
505 Zum Wirken von Paracelsus als Mediziner vgl. Pagel, Weltbild; Benzenhöfer, Studien.
506 Vgl. die Hinweise in Kap. 2.3.1.
507 Die Feier des 450-jährigen Bestehens der Eberhard-Karls-Universität Tübingen vom 24. bis 26. Juli 1927, Stuttgart 1928, zitiert nach: Kotowski, Universität, S. 277.
508 Die auf den 10. September 1927 datierte Danksagung Kolbenheyers ist überliefert in: Kolbenheyer, Kämpfer [1978], hier S. 308.

Freude anzunehmen, da durch sie dem zeitgenössisch sträflich verkannten Protagonisten seiner Trilogie gleichsam späte Gerechtigkeit widerfahren sei: Die „Unbill der Ärztefakultäten früherer Zeiten gesühnt zu haben", so Kolbenheyer, bleibe das dauerhafte „Verdienst" der medizinischen Fakultät.[509] Die aus diesen Zeilen sprechende, tiefe Dankbarkeit Kolbenheyers war keine leere, aufgesetzte Geste, sondern spiegelt sein Gefühlsleben authentisch wider. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg betonte der Dichter, die damalige Verleihung der Ehrendoktorwürde „wie ein[en] Segen"[510] empfunden und empfangen zu haben. Die hohe Wertschätzung von Seiten der Universität war für Kolbenheyer also keineswegs selbstverständlich, sondern von erheblicher emotionaler Bedeutung. Entsprechend kommt auch in den Briefen an Stapel mehrfach die Freude zum Ausdruck, in der Tübinger Professorenschaft Anschluss und Wertschätzung gefunden zu haben. Nachdem der Rektor der Universität[511] anlässlich des 50. Geburtstags des Dichters am 30. Dezember 1928 „eine wirklich schöne Rede" auf ihn gehalten hatte, konnte sich der ergriffene Dichter bei seiner Antwort „schließlich […] doch kaum halten"[512].

Die hohe Bedeutung, die Kolbenheyer der Auszeichnung zusprach, welche ihm durch die Universität zuteil geworden war, drückte sich in der Folgezeit auch darin aus, dass er mit Argusaugen verfolgte, wer nach ihm in den Kreis der Tübinger Ehrendoktoren aufgenommen werden sollte. Bei Kandidaten, die der Auszeichnung in seinen Augen nicht würdig waren, scheute er nicht davor zurück, gegenüber Vertretern der Universität Kritik anzumelden. So wandte sich Kolbenheyer im Frühjahr 1931 mit seinen Bedenken an den Tübinger Ordinarius für Deutsche Sprache und Literatur, Hermann Schneider[513], nachdem ihm zu Ohren gekommen war, dass dem schwedischen Literaturwissenschaftler Fredrik Böök (1883–1961) eine Ehrendoktorwürde verliehen werden sollte. An der Argumentation des Antwortschreibens Schneiders lässt sich ablesen, worin die Vorbehalte Kolbenheyers konkret bestanden hatten: Es sei nicht zutreffend, so Schneider, dass Böös Frau Jüdin sei; sie gleiche vielmehr geradezu dem „Urbild einer Germanin"[514]. Auch Kolbenheyers Behauptung, Böös Arbeiten seien von „Philo-

[509] Ebd., S. 309.
[510] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 470.
[511] Zum damaligen Zeitpunkt hatte der Professor der Evangelischen Theologie Gustav Anrich (1867–1930) dieses Amt inne.
[512] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 12. Januar 1929.
[513] Hermann Schneider (1886–1961) ging nach dem Studium der deutschen Philologie in München und Berlin (Promotion 1909) 1915 zunächst als außerordentlicher Professor an die Universität Berlin, ehe er 1921 zum Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur nach Tübingen berufen wurde, wo er bis 1954 lehrte. Schneider, der unter anderem Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war, trat als Mitherausgeber der Schiller-Nationalausgabe sowie als Herausgeber der *Bibliothek des Literarischen Vereins* (seit 1925) und der *Tübinger Germanistischen Arbeiten* (seit 1926) hervor. Im öffentlichen Leben Tübingens nahm Schneider vor allem als Redner, aber auch aufgrund seiner Tätigkeit als Vorsitzender des Vereins für das Deutschtum im Ausland eine prominente Stellung ein. Vgl. Kotowski, Universität, S. 239, Anm. 293.
[514] KAG, Hermann Schneider an Erwin Guido Kolbenheyer, 15. Februar 1931.

semitismus“ gekennzeichnet, relativierte Schneider und verwies – gleichsam zur Beruhigung des Dichters – auf Bööks Werk *Reise nach Friedrichsruh*[515] aus dem Jahr 1930. Böök spreche darin

„von der letzten Reichstagswahl in Berlin und von dem Antisemitismus der Nationalsozialisten, und schließt ab: ‚Es ist ja auch leider in Deutschland eine ganze Menge vorgekommen, von Kurt Eisner und Maximilian Harden bis auf Barmat und Sklarek, was den Antisemitismus begreiflich macht‘. Was wollen Sie mehr? Seien Sie überzeugt, daß Sie sich auch sonst dieses Ehrend[okto]r Kollegen nicht zu schämen haben.“[516]

Schneider verteidigte Böök also gegen die Vorwürfe Kolbenheyers, aufgrund eines Mangels an antisemitischer Gesinnung kein passender Kandidat für eine Ehrendoktorwürde an der Universität Tübingen zu sein. Damit pflichtete Schneider freilich zugleich der Auffassung des Dichters bei, dass Judenfeindschaft als Grundvoraussetzung für die Verleihung einer Ehrendoktorwürde zu gelten habe. Entsprechend vergaß es Schneider auch nicht zu erwähnen, dass ihn Kolbenheyers Hinweise sehr „betroffen“ gemacht hätten und dass er dessen „Anregungen“ „natürlich“ vor dem „endgültigen Antrag auf Bööks Ehrenpromotion […] nachgegangen“[517] sei. Kolbenheyer dankte Schneider sogleich für dessen Recherchen, kündigte allerdings an, der Sache selbst noch weiter nachgehen zu wollen.[518] Nach vierwöchiger Detektivarbeit konnte der Dichter schließlich halbe Entwarnung geben: Ein von ihm kontaktierter „Gewährsmann“ in Schweden, so Kolbenheyer, habe seine Informationen über Bööks angeblich jüdische Frau mittlerweile korrigiert; es habe ein Missverständnis vorgelegen. An den Bedenken gegen Böök charakterliche Eignung zum Erhalt der Ehrendoktorwürde hatte der „Gewährsmann“ jedoch festgehalten[519], sodass sich auch Kolbenheyers Zweifel nicht völlig zerstreut hatten.

Bei dem „Gewährsmann“ handelte es sich um den damals an der Universität Uppsala tätigen Germanisten und späteren Ordinarius für Altertumskunde und Philologie an der Universität Kiel, Otto Höfler. Dieser hatte Böök Anfang der 1920er Jahre während eines zweisemestrigen Studiums an der Universität Lund in Augenschein genommen. „Alle Leute“, so versicherte Höfler in einem Brief an Kolbenheyer vom 24. Februar 1931, „die für so etwas überhaupt einen Blick“ hätten, „erklärten B[öök] für einen Judenstämmling“. Böök habe diesen Eindruck überdies mit seinem ganzen „Wesen [und] Aussehen bestätig[t]“. Von der Frage, ob Böök „zu einem Viertel Mischling“ sei oder doch „zu einem größeren oder geringeren Bruchteil“, zeigte sich jedoch selbst Höfler überfordert und ließ sie un-

[515] Zum Entstehungshintergrund sowie zur politisch-ideologischen Aufladung dieses schwärmerischen Bismarck-Büchleins vgl. Hannemann, Böök. Hannemann skizziert Böök darin als widerspruchsvollen „konservative[n] Kleinbürger“ und „intellektuelle[n] Deutschland-Schwärmer“ sowie als einen „vom Zionismus faszinierte[n] Antisemit[en] und von Marx beseelte[n] Antisozialist[en]“ (ebd., S. 10).

[516] KAG, Hermann Schneider an Erwin Guido Kolbenheyer, 15. Februar 1931.

[517] Ebd.

[518] Vgl. KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hermann Schneider, 16. Februar 1931 (Durchschlag).

[519] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hermann Schneider, 12. März 1931 (Durchschlag).

beantwortet.[520] Zur Ehefrau Böökes bemerkte Höfler in einem weiteren Schreiben vom März 1931, dass er „sie gar nicht [kenne]. Und Bekannte, bei denen ich mich nun nochmals erkundigte, sagten, sie sei weder Jüdin noch werde sie für eine gehalten“[521].

Eine weitere Reaktion Schneiders ist nicht belegt, auch scheint Kolbenheyer nach seinem zweiten Brief in der Angelegenheit nicht weiter nachgehakt zu haben. Anlass dazu, das Schweigen Schneiders als eine diskrete Kritik an der – um mit Kurt Tucholsky zu sprechen – „Judenriecherei“[522] Kolbenheyers zu interpretieren, besteht indes nicht. Schneider gehörte zu jenen Professoren der Universität Tübingen, zu denen Kolbenheyer in eine besonders enge und freundschaftliche Beziehung trat.[523] Schneider hatte bereits 1928 anlässlich des 50. Geburtstags Kolbenheyers in der *Tübinger Chronik* eine Würdigung des Dichters veröffentlicht, die mit den eingangs dieses Kapitels zitierten Sätzen schloss und in der Schneider die Werke Kolbenheyers in Sonderheit für das in ihnen verwobene „Weltbild“ lobte.[524] Schneider gehörte darüber hinaus zu jenen Literaturwissenschaftlern, die sich in ihrer Arbeit deutlich von Kolbenheyers biologistischer Philosophie beeindrucken und beeinflussen ließen.[525]

Zur Reaktion der Universität Tübingen auf den Umzug Kolbenheyers – 1931 fällte Kolbenheyer die Entscheidung, Tübingen zu verlassen. Im Herbst desselben Jahres kaufte er „in Solln bei München […] eine ruhig gelegene, wohlausgestattete Villa“[526], die er, rund 13 Jahre nach seinem Umzug von Wien nach Tübingen, mit seiner Familie im Frühjahr 1932 bezog. Anlässlich des Umzugs fand am 3. Februar 1932 auf Einladung des damaligen Rektors der Universität, dem seinerzeit berühmten Chirurgie-Professor Martin Kirschner[527], im *Silchersaal* der Tübinger *Museumsgesellschaft* eine offizielle Verabschiedung Kolbenheyers statt. Zu diesem

[520] KAG, Otto Höfler an Erwin Guido Kolbenheyer, 24. Februar 1931.
[521] KAG, Otto Höfler an Erwin Guido Kolbenheyer, 9. März 1931.
[522] Tucholsky münzte den Begriff auf Adolf Bartels und dessen antisemitische Literaturhistorik, vgl. Ignaz Wrobel, Herr Adolf Bartels, in: Die Weltbühne, 23. März 1922, Nr. 12, S. 291.
[523] Zu dem Kreis der ihm in seinen Tübinger Jahren besonders nahestehenden Professoren zählte Kolbenheyer neben Hermann Schneider zudem den Philosophieprofessor Erich Adickes (1866–1928), den Mediziner Walter Birk (1880–1954), den Ordinarius für Religionswissenschaften und Indologie und Begründer der *Deutschen Glaubensbewegung* Jakob Wilhelm Hauer (1881–1962) sowie schließlich den Geologie- und Paläontologie-Professor Edwin Hennig (1882–1977). Vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 470.
[524] Schneider, Kolbenheyer [1928]: „Höher noch als die Form, die uns eine neue Klassizität der Prosadichtung heraufzuführen verspricht, steht uns aber ein anderes: Das Weltbind [sic!] des Kolbenheyerschen Romans und der Geist der es durchdringt. […] Männer eigenen Schlags und Sinns, Strebende, Kämpfer sind seine Helden, sie gehen den Weg, den nur sie gehen konnten. Aber der Denker, der vor allem im Erkennen biologischer Zusammenhänge tief geschult ist, reiht sie als notwendige Glieder in ein ewiges Weltgeschehen ein und läßt sie zumal erscheinen als Symbole deutschen Volkstums und notwendige Durchgangsstadien deutschen, sich emporringenden Wesens“.
[525] Vgl. Kap. 3.3.1 und 3.3.2.
[526] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 103.
[527] Zum Lebensweg Kirschners (1879–1942) vgl. Hörmann, Kirschner.

Anlass meldete sich nach Ansprachen von Kirschner, Hermann Schneider und Vertretern der Studentenschaft auch Kolbenheyer selbst zu Wort[528] und versuchte, den Anwesenden einerseits seine tiefe Verbundenheit mit Tübingen zum Ausdruck zu bringen, andererseits die Gründe seines Umzugs plausibel zu machen: An „wohlwollender Anerkennung, unvergesslicher Freundschaft" und einem durch die „edle Landschaft und hochgesinnte menschliche Umgebung" bedingten „Arbeitsfrieden" verdanke er Tübingen „so viel", dass er von der Stadt in Wahrheit „überhaupt nicht Abschied nehmen" könne. Tübingen, so Kolbenheyer, sei untrennbar Bestandteil seines Lebens geworden, der mit ihm gehe, „wohin ich mich auch immer wenden wollte"[529]. Dass er dennoch die Entscheidung zum Umzug nach München getroffen hatte, erklärte Kolbenheyer mit der „Möglichkeit einer eindringlicheren Wirkung", die er sich durch „die unmittelbare Nähe einer zentraler gelegenen Großstadt" versprach; von München aus könne sein Werk „stärker und leichter […] an irgendeine Stelle der deutschen Lebensmitte" dringen, als dies von Tübingen aus möglich sei.[530]

Das Streben nach höchstmöglicher Wirkung sah Kolbenheyer als eherne Pflicht insbesondere der „geistig Arbeitende[n]" an, denen in seinen Augen „im Volke eine bildnerische, ordnende Funktion zugewiesen" war. Seinen Umzug stilisierte er zu einem persönlichen Opfer, das ihm durch das Ethos seines Berufs aufgenötigt worden sei. Er versuchte dabei zugleich, allen Anwesenden ihre persönliche Verpflichtung sinnstiftend vor Augen zu führen:

„Wir stehen in einem gewaltigen Endkampf, der das neue Europa bringen wird; und darin muss Deutschland den gebührenden Platz wiedererhalten, wenn nicht das Weltherrentum der weißen Rasse verloren sein soll. Kann auch kaum angenommen werden, daß meine Generation […] den Ausgang dieses Kampfes erleben wird, so sind wir doch an der Reihe, die Art des Ausganges wesentlich mitzubestimmen. Wenn wir uns defaitistisch […] aufgeben, dann wird die Welt derer, die auf uns folgen, wirklich verspielt sein. Ein jeder prüfe sein Leistungsvermögen! Den Geschlechtern, die nach uns kommen, ist ein scharfes Richtschwert in die Hand gegeben; sie werden unser Andenken unerbittlich zur Verantwortung ziehen, und ein Wicht, der da sagt, es läge ihm nichts daran"[531].

Sein akademisches Publikum versuchte Kolbenheyer besonders dadurch aufzurütteln, dass er den Universitäten in dem skizzierten „Endkampf" eine Hauptrolle

528 Der Wortlaut der „Rede des Herrn Dr. Kolbenheyer beim Abschiedsabend am 3. Februar 1932 im Museum" ist überliefert in: UAT, Medizinische Fakultät, Nr. 125/224,17, Ehrenpromotionen: Kolbenheyer, Guido Dr. phil.; ein Abdruck der Rede erfolgte in der Tübinger *Hochschulzeitung*, aus der dann die *Tübinger Chronik* einen Abdruck publizierte. Vgl. Kolbenheyers Abschied von Tübingen, in: Tübinger Chronik und Steinlachbote, 17. Februar 1932.

529 „Kolbenheyers Abschied von Tübingen", in: Tübinger Chronik und Steinlachbote vom 17. Februar 1932. Dass diese Bemerkung Kolbenheyers keine leere Floskel war, mag an der eineinhalb Jahrzehnte später erfolgten, spontanen Äußerung Kolbenheyers gegenüber Hermann Schneider abzulesen sein, derzufolge er, Kolbenheyer, „noch immer halb u[nd] halb in meiner Tübinger Zeit" verharre. „Sie alle sind mir noch so vertraut wie ehemals" (UAT, Nachlass Hermann Schneider, 185/199: Briefkarte Kolbenheyers an Hermann Schneider vom [?] Dezember 1928).

530 Ebd.

531 Ebd.

zusprach: „Von keinem Teile unseres Volkes" könnten „die Kräfte der Erneuerung und Wiederaufrichtung stärker strömen als von den Universitäten". Von ihnen aus müsse „ein zwingender und tiefer Ausdruck der inneren Volksnot und des Volkswillens vor die verantwortlichen Leiter des Staates gelangen". Sollten die Universitäten in dieser Aufgabe gehemmt oder gehindert werden, wäre damit „der empfindlichste Teil des völkischen Lebens in seiner arterhaltenden Funktion bedroht"[532]. Kolbenheyer selbst fühlte demnach die Verantwortung und „Verpflichtetheit vor dem Leben", dorthin zu ziehen, wo er seine Kräfte möglichst effektiv einsetzen konnte. Diesem „Appell" müsse er folgen, wolle er nicht „vor seinem Gewissen zugrunde gehen"[533].

Die enorme Bedeutung, die Kolbenheyer den deutschen Universitäten in seiner Ansprache zuschrieb, stand in deutlicher Kontinuität zu den bereits vorher unternommenen Versuchen des Dichters, seinen Teil zu einem völkischen „Erwachen" der Hochschullehrer beizutragen. Wie das folgende Kapitel zeigen wird, fiel Kolbenheyers Wortwahl und Argumentation hierbei sehr viel schärfer aus als bei seiner Verabschiedung aus Tübingen.

## 3.5 Kolbenheyers „Aufruf der Universitäten" und seine Resonanz

### 3.5.1 Kerninhalte des „Aufrufs" und Motive Kolbenheyers

> *Nie waren Lärm, Angebot und Verbrauch dessen, was sich der Kunstmittel bedient, um niedere Leidenschaft anzureizen, so brutal und hemmungslos, und nie sind so gewandte Federn […] wie heute dieser Volkszertrümmerung zu Gebote gestanden […]. Nie war die Kunst so sehr gefährdet und verraten wie heute. Nie sind die Meister verlassener gestanden.*[534]

Im Sommer 1929 fasste Kolbenheyer den Entschluss, die geisteswissenschaftlichen Professoren aller deutschsprachigen Universitäten in einem flammenden Appell an ihre vermeintlich vernachlässigten Pflichten gegenüber der zeitgenössischen Literatur zu erinnern – jedenfalls soweit Kolbenheyer diese Literatur als der deutschen „Volksart" entsprechend und als „wertschöpfend" betrachtete. Der aus dieser Motivation heraus entstandene *Aufruf der Universitäten* basierte auf der Überzeugung Kolbenheyers, dass infolge des Ersten Weltkriegs „Rohheit, Maß-

[532] Ebd.
[533] Ebd.
[534] Kolbenheyer, Aufruf [1930], S. 116. Kolbenheyers „Aufruf der Universitäten" wird im Folgenden nicht nach seiner Erstpublikation (vgl. Der Kunstwart. Monatshefte für Kunst, Literatur und Leben 43 (1929/30), S. 81–85) zitiert, sondern nach seinem unveränderten, um ein Nachwort Kolbenheyers erweiterten Wiederabdruck in der Zeitschrift *Deutsche Sängerschaft*.

losigkeit und Sensationslüsternheit“ in das deutsche Kunstleben eingedrungen seien und dieses gleichsam mit „undeutschem“ Geist kontaminiert hätten; die von dem Krieg hervorgerufenen „Erschütterungen“ seien derart „ungeheuer“ gewesen, dass „die Lösung des Überdruckes“ gerade auch auf kulturellem Gebiet unnatürliche „Entladungen und Spannungszustände“ habe hervorbringen müssen. Das „volkseigene Kunstempfinden und Kunstverlangen“ sei infolgedessen schlicht „überrannt worden“[535].

Folglich durften in den Augen Kolbenheyers die auf dem Weimarer Kunst- und Literaturmarkt beobachtbaren „Entladungen“ – konkret gemeint waren hier die Erfolge linksliberaler, häufig jüdischer Autoren – keineswegs als ein organisches „Wachstum“ verstanden werden. Dieser Gedanke entbehrte insofern nicht der unfreiwilligen Ironie, als Kolbenheyer selbst zu jenen Autoren zählte, die erst vor dem Hintergrund der Kriegsniederlage und der von ihr evozierten nationalen Wiederaufstiegswünsche und erhöhten gesellschaftlichen Anschlussfähigkeit völkischen Denkens einem breiteren Publikum bekannt geworden war – ein Sachverhalt, den der Dichter aufgrund seiner immerwährenden, identitätsstiftenden Überzeugung, ein „totgeschwiegener“ Autor zu sein, freilich weit von sich gewiesen hätte.[536]

In der von ihm skizzierten Notlage sah Kolbenheyer die deutsche Professorenschaft vor die Pflicht gestellt, der als „artgemäß“ definierten und auf die Moral des besiegten deutschen Volks nicht zerstörerisch („devastierend“) wirkenden Gegenwartsliteratur konkrete Schützenhilfe zu leisten. Dieser Forderung lag ein sozialdarwinistisch konnotiertes Kunstverständnis zugrunde: Die „Lebenskräfte“ der Natur, zu denen Kolbenheyer Kunst und Literatur rechnete, bedürften nach dem „Gesetz biologischer Wirksamkeit“ der „selbstbewahrenden Behauptung“[537]. Das Naturgesetz des Kampfes mache vor Kunst und Literatur keinen Halt.[538] Nur durch eine professorale Unterstützung, so folgerte Kolbenheyer, könne es der „artgemäßen“ Literatur gelingen, die notwendige und ihr gebührende, führende Stellung zurückzuerlangen. Ohne eine aktive „*Betätigung*“ von Seiten der Professoren müsse sie hingegen „zerrüttet [und] vernichtet“[539] werden. Für die Zeit seit 1918 zog Kolbenheyer eine für das deutsche Volk verheerende, für die akademischen Bildungseliten aber beschämende Bilanz: Niemals zuvor hätten „Angebot und Verbrauch“ der zur Anreizung „niedere[r] Leidenschaften“ verwendeten „Kunstmittel“ derart „brutal und hemmungslos […] zu Gebote gestanden“ wie in der auf „Volkszertrümmerung“ ausgerichteten „Massenliteratur“ der Gegenwart.

535 Kolbenheyer, Aufruf [1930], S. 115.
536 Vgl. Kap. 3.1.1.
537 Kolbenheyer, Aufruf [1930], S. 115.
538 Vgl. ebd.: „Das Leben hat keinen anderen Sinn, als seinen Bestand durchzusetzen. […] Selbstbehauptung aber ist Kampf der einzelnen Lebensmächte und Überwindung alles dessen, was sich in diesem Kampfe zu widersetzen sucht, bis zu dem Grade, daß der Bestand des einen neben dem Bestande des andern möglich ist oder das eine durch das andere ausgetilgt wird.“ Für weitere Hinweise zum Kunstverständnis Kolbenheyers vgl. Kap. 2.2.1.
539 Kolbenheyer, Aufruf [1930], S. 115 (Herv. i. Orig.).

Deren „zersetzende, parasitäre Funktion" habe gerade seit 1918 in der Zerrüttung des Volks „durch seelisches Leid und physischen Zwang" einen idealen „Nährboden gefunden"[540].

Als Folge und Signum dieser Entwicklung galt Kolbenheyer die fortschreitende „Verniggerung" der deutschen Kultur. Die „devastierenden" Kräfte, die der Wirkung „artgemäßer" Kunstwerke im Volk entgegenstünden, sah Kolbenheyer in der Figur des „Niggers" kulminiert. Sie symbolisierte für Kolbenheyer „die Vorherrschaft des primitiv Geschlechtlichen" sowie „des primitiv Alimentären im wörtlichen und übertragenen Sinne". Eine form- und maßlose Überbetonung „der Sexualität, des Abenteuers, der sozialen Hetze" stehe „unerreicht im Ausmaße ihrer Wirkungsmasse" den eigentlichen „Meistern der Kunst entgegen". Die „werkgeheiligten Mittel der Musik, Dichtung und Darstellung" würden schamlos und in völliger Vergessenheit ihrer „innere[n] Bindung an das ruhmvoll Errungene und Behauptete der deutschen Kunst" missbraucht werden. Niemals, so Kolbenheyers zusammenfassende Wehklage, sei die Kunst daher „so sehr gefährdet und verraten [worden] wie heute". Nie auch seien „die Meister verlassener gestanden"[541].

Mit seiner Forderung einer organisierten Abwehr der angeblichen „Verniggerung" des deutschen kulturellen Lebens befand sich Kolbenheyer im Mainstream der kulturpolitischen Ordnungsvorstellungen der deutschen Rechten. Nur wenige Monate vor der Veröffentlichung des *Aufrufs der Universitäten* hatte etwa auch Hitler in seiner ersten großen Rede nach der Aufhebung seines Redeverbots in Preußen am 16. November 1928 im Berliner Sportpalast scharf die angebliche „Vernegerung" der deutschen Kultur angeprangert.[542] Dass dieses triviale Denken auch in Parlamentsdebatten Einzug hielt, zeigt das Beispiel des DNVP-Abgeordneten Karl Koch, der im April 1930 im Preußischen Landtag vor einem bedrohlich „negroiden Zug unserer Zeit" warnte und lautstark die in Deutschland einfallenden „Niggerrythm[en]", „Niggerrevuen" und „Niggersongs übelster Art"[543] beklagte. Nicht zufällig verfügte Wilhelm Frick, nachdem er 1930 für die NSDAP als thüringischer Innen- und Volksbildungsminister vereidigt worden war, in einer seiner ersten Amtshandlungen die Herausgabe eines Erlasses „‚wider die Negerkultur, für deutsches Volkstum'"; in ihm wurde die Polizei angewiesen, „Jazz, ‚Negertänze' und ähnliche die ‚sittlichen Kräfte' des Volkes umwühlenden, ‚fremdrassigen Einflüsse' […] zu verbieten"[544].

[540] Ebd., S. 116.
[541] Alle Zitate: Ebd.
[542] Vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 389.
[543] Vgl. Saldern, Überfremdungsängste, S. 217–212.
[544] Büttner, Weimar, S. 301. Der hierin zum Ausdruck kommenden Wechselwirkung von Rassismus, Jazzmusik und neuen Formen des Tanzes wurde in der Forschung bis dato nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt (Rippey, Rationalisation; Vollhardt, Notbund). Eine systematische Aufarbeitung dieses Themas wäre indes vielversprechend. Die vorhandene Forschung zum Weimarer Diskurs über die „Schwarze Schmach", d. h. über den Einsatz afrikanischer Kolonialsoldaten im Rheinland nach 1918 (vgl. Wigger, „Schwarze Schmach am Rhein" sowie die breiter angelegte Studie: Koller, Diskussion), deutet auf eine erhebliche Virulenz des Themas für die Kultur- und Mentalitätsgeschichte der Weimarer Republik hin.

In seinem *Aufruf* bezichtigte Kolbenheyer die deutschen Hochschullehrer, ihrer Verantwortung nicht gerecht geworden zu sein, dem mit „Verniggerung“ bezeichneten kulturellen „Niedergang“ des deutschen Volks seit 1918 durch ihre Lehrtätigkeit entgegenzuwirken. Statt die „artgerechte“ Literatur ihrer Gegenwart durch eine Berücksichtigung im Lehrbetrieb zu unterstützen, habe man sie ignoriert und dadurch gedankenlos dem „lauten, breiten Tagesurteil“ und dem „Lärm des Literaturmarktes“ überlassen und ausgeliefert. Infolgedessen sei es gerade für junge Menschen immer schwieriger geworden, Werke zu finden, die ihnen eine „Lebenshilfe“ bieten könnten. Stattdessen gehe der deutschen Jugend zunehmend das Bewusstsein verloren, dass in der Kunst überhaupt „wesentliche Lebenshilfen ruhen“ würden. Auf diese Weise sei die Jugend, die später den schweren „Kampfe um die Wiederaufrichtung des deutschen Volkes“[545] zu bestehen habe, mit unabsehbaren Folgen einer ihrer bedeutendsten seelischen und moralischen Stützen beraubt worden. Kolbenheyers konkrete Forderung ging letztendlich dahin, dass jede Universität pro Semester „ein Kolleg und ein Seminar über Literatur der Gegenwart in ihrem Verhältnis zur volkseigenen Literaturentwicklung“ anbieten müsse. Ergänzend dazu sollten „die Lektorate für Vortragskunst, Musik und bildende Künste ausgebaut“ und den Studenten „die Beteiligung an einem der drei Lektorate obligat gemacht“[546] werden.

Die Motive, die Kolbenheyer nach außen hin mit seinem *Aufruf der Universitäten* verfolgte, lassen sich dem Anschreiben entnehmen, das den Einzelexemplaren seines an alle deutschen Universitätsrektorate abgesandten Texts beigelegt war. Ein Exemplar des Anschreibens hat sich in dem vom Universitätsarchiv Tübingen aufbewahrten Nachlass Hermann Schneiders erhalten.[547] Kolbenheyer adressierte die „Führer der Universitäten“ demzufolge „in ernstester Stunde seelischer Volksgefährdung und Volksnot“. Nicht ohne Effekthascherei appellierte er an die hohe moralische Verantwortung der Professorenschaft. Sie mache es in dieser „Lebensstunde des deutschen Volkes“ notwendig, „daß kein Mittel unversucht, kein Weg unbeschritten bleibe“, durch welche „das schwer gefährdete Gefühlsleben dieses ringenden Geschlechtes [ge]klärt, [ge]stärkt“ und gehoben werden könne. Aus diesem Grunde sei es „hohe Zeit geworden, daß man handle, auch für die Universitäten“[548].

Den erwarteten Einwand seitens der Professoren, dass „schon längst über neuere Literatur gelesen werde“, versuchte Kolbenheyer vorauseilend mit dem Argument zu entkräften, dass es angesichts der zutiefst krisenhaften Lage des

[545] Kolbenheyer, Aufruf [1930], S. 117f.
[546] Ebd., S. 118f.
[547] Siehe das „Dossier Kolbenheyer“, in: UAT, Nachlass Hermann Schneider. Es handelt sich hierbei um eine standardisierte Vorlage des an alle deutschen Universitätsrektorate abgegangenen Schreibens, in dem nur noch das Datum und der Name der Universität handschriftlich nachgetragen werden musste. Da das im Nachlass Schneiders überlieferte Exemplar mit keinen handschriftlichen Einträgen versehen ist, handelt es sich offenbar um ein überschüssiges Exemplar.
[548] Ebd.

deutschen Volks in den entsprechenden Vorlesungen nicht mehr lediglich um „darstellende Vermittlung eines auch absolut faßbaren Kenntnisstoffes“ gehen dürfe. Aufgabe einer zeitgemäßen und verantwortungsbewussten Vermittlung „artgerechter“ Gegenwartsliteratur müsse es vielmehr sein, „einer bedrängten Generation“ eine „helfende Führung des emotionellen Lebens“ zu bieten. Die Grenzen der einzelnen Fachbereiche transzendierend gehe es überdies darum, das „innerste Ethos aller Lehrgebiete der Universität“ zu pflegen, welches darin bestehe, auf die „Grundlagen [d]er Lebenshaltung“ der von ihr berührten Menschen einzuwirken.[549]

In seiner Autobiografie gab Kolbenheyer als Motiv seines *Aufrufs* an, er habe einen Anstoß dazu geben wollen, die Universitäten „aus ihrer teilnahmslosen Haltung gegenüber den emotionalen Wirkungen der Kunst und besonders der Literatur“ herauszuführen. Demnach sollte „innerhalb ihres literatur- und kunstwissenschaftlichen Lehrgebietes“ den „biologischen Entwicklungswerten der Kunst nicht nur Beachtung, sondern aufklärende und förderliche Hilfe geboten werden“[550]. Neben einer erzieherischen Wirkung auf ihre Studenten erhoffte sich Kolbenheyer von den Professoren zugleich politische Impulse. Kolbenheyer war davon überzeugt, dass die „Kräfte der Erneuerung und Wiederaufrichtung“ von keinem Volksteil „stärker strömen“ könne „als von den Universitäten“. Hieraus leitete er die Verpflichtung der Hochschullehrer ab, „Volksnot“ und „Volkswillen“ auch gegenüber den „verantwortlichen Leiter[n] des Staates“[551] zu vertreten. Mit der Forderung, eine Begünstigung der „dem sogenannten Volkscharakter angemessenen Kunst“ durch gezielte „kulturpolitische Intervention“ zu erreichen, befand sich Kolbenheyer dabei ganz auf der Linie der „völkischen Kunstkritik“[552] des wilhelminischen Kaiserreichs.

Über die Motive Kolbenheyers bietet jedoch weder das zeitgenössische Anschreiben des Dichters noch die retrospektive Zusammenfassung der Autobiografie ein vollständiges Bild. Dass Kolbenheyer die Sorge um den Zustand der deutschen Literaturwissenschaft ebenso umtrieb wie die Sorge um die Chancengleichheit seiner Werke auf dem von der akademischen Jugend mitbestimmten literarischen Absatzmarkt, ist offensichtlich und vor dem Hintergrund seines

549 Ebd. Dass die in dem Anschreiben zum Ausdruck kommende Zuversicht in die Fähigkeit der Professoren, „äußere Schwierigkeiten“ und „Bedenklichkeiten“ überwinden zu werden, aufgesetzt war, geht aus mehreren brieflichen Äußerungen Kolbenheyers hervor, in denen er schon frühzeitig der Überzeugung Ausdruck gab, dass er mit seinem Aufruf an die Universitäten auf Granit beißen werde. Gegenüber dem Journalisten und Kunstkritiker Josef Hofmiller (1872–1933) betonte er im Dezember 1929, dass „alle Fachleute“ nunmehr „eifrig bemüht sein“ würden, „meine Forderung als undurchführbar darzustellen“. Die Professoren seien allesamt mit „sekundären Geschäftigkeiten“ derart „gewichtig vollgestopft, daß den meisten wohl kaum ein blinzelnder Blick für die Gefahr bleibt, die ich ihnen angemerkt habe“ (DLA, A:Hofmiller, Erwin Guido Kolbenheyer an Josef Hofmiller, 20. Dezember 1929).

550 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 42.

551 Zitiert aus der Rede Kolbenheyers zum Abschied aus Tübingen in: Tübinger Chronik und Steinlachbote, 17. Februar 1932. Vgl. Kap. 3.4.

552 Hein, Kunstkritik, S. 617.

Selbstbilds als „totgeschwiegener“ Autor leicht erklärbar.[553] Zugleich wollte es Kolbenheyer der deutschen Professorenschaft jedoch unmöglich machen, sich mit Blick auf ihre angeblichen Versäumnisse im Umgang mit der zeitgenössischen Literatur in einer künftigen, nationalistischeren Zeit hinter der Schutzbehauptung zu verstecken, niemals auf die Thematik aufmerksam gemacht worden zu sein. Noch vor der erstmaligen Publikation des *Aufrufs* bemerkte Kolbenheyer gegenüber Stapel: „Man muß endlich die Universitäten einmal angehen. […] Die sollen einmal nicht sagen, daß sie nicht gemahnt worden seien“[554].

Zugleich war die Entscheidung zur Versendung des *Aufrufs* an die Universitätsrektorate aber auch von der Vorstellung geprägt, dass die deutsche Professorenschaft von dem mutmaßlich anti-nationalistischen Gepräge des Weimarer Literaturmarkts eingeschüchtert sei. Man müsse, so schrieb Kolbenheyer im Oktober 1929 an Stapel, „den Universitätsprofessoren Mut machen – Mut zum lesenden Volk, Mut zu jener Literatur, die nicht von den Juden erfolgreichst propagiert wird, *Mut zum Volk überhaupt*“[555]. Ein weiteres Motiv Kolbenheyers bestand in der Selbstvergewisserung, das Seinige getan zu haben, insbesondere die als unzulänglich empfundene deutsche Germanistik aufzurütteln. Dass Kolbenheyer den *Aufruf* auch um seiner selbst willen und zur Beruhigung seines eigenen Gewissens veröffentlichte, geht aus einer Mitteilung an Stapel bezüglich des „Widerhall[s]“ seines *Aufrufs* vom November 1929 hervor: „Nat[ürlich] verspreche ich mir nicht allzu viel davon. Aber es soll nichts unterlassen sein. Ich will mir nicht vorwerfen, eine Möglichkeit versäumt zu haben“[556].

### 3.5.2 Vervielfältigung und Rezeption des „Aufrufs“

Erstmalige Vervielfältigung auf dem Salzburger Philologen-Kongress – Kurz vor der erstmaligen Publikation des *Aufrufs an die Universitäten* gelang es Kolbenheyer, seine Broschüre an die Teilnehmer der im September 1929 abgehaltenen 57. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Salzburg als Beilage des offiziellen Veranstaltungsprogramms verteilen zu lassen. Zu diesem Zweck hatte er im Juli Richard Meister kontaktiert, den Wiener Ordinarius für Pädagogik und ersten Vorsitzenden des vorbereitenden Ausschusses des Philologenkongresses. In seinem Schreiben, dem ein Exemplar des *Aufrufs*[557] beilag, fragte Kolbenheyer, ob sich „ein Mittel finden“ lasse, seine Anregungen „den Besuchern der Tagung zu Gehör oder Gesicht zu bringen“[558]. Meister begrüßte diese Idee und pflichtete der Argumentation des *Aufrufs* entschieden bei; die von Kolbenheyer skizzierten Probleme seien „nur zu wahr“. Meister schlug vor, dass Kolbenheyer Sonderdrucke seiner Broschüre an einen der auf dem Kongress ausstellenden Ver-

553 Zur Beschaffenheit und Korrektur dieses Selbstbilds vgl. Kap. 3.1.1.
554 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 14. September 1929.
555 Ebd. (Herv. i. Orig.).
556 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 26. November 1929.
557 Der Text trug zu diesem Zeitpunkt noch den Titel *Wo bleiben die Universitäten?*.
558 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Richard Meister, 8. Juli 1929 (Durchschlag).

lage senden solle, um sie anschließend „in Kommission zu verkaufen". Gelegenheit dazu, „in der pädagogischen oder germanistischen Sektion" des Kongresses auf den *Aufruf* hinzuweisen, werde „sich leicht ergeben". Für den Fall, dass Kolbenheyer mit keinem der ausstellenden Verlage zusammenarbeiten wolle, bot Meister an, „die Ausstellung Ihrer Separate durch die die ganze Ausstellung leitende Firma, den österr[eichischen] Bundesverlag, zu vermitteln"[559].

Da der Verkauf von Sonderdrucken nicht möglich war – der Erstdruck des *Aufrufs* im *Kunstwart* erfolgte erst nach der Salzburger Tagung –, machte Kolbenheyer den Gegenvorschlag, der *Aufruf* könne gegebenenfalls auch „als Beilage zu den Drucksachen gedruckt" werden, „die den Besuchern der Tagung eingehändigt"[560] würden. Meister stimmte diesem Vorschlag sogleich zu und versprach, die Verbreitung des *Aufrufs* unter den Teilnehmern der Sektionen für Philosophie, Pädagogik, Deutsche Philologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, Kunsterziehung und Sprecherziehung zu veranlassen. Für die Druckkosten in Höhe von 60 Reichsmark kam Kolbenheyer persönlich auf. Insgesamt wurden 980 der 1000 gedruckten Exemplare verteilt, wie Meister im Anschluss an den Kongress mitteilte.[561] Damit ist freilich noch nichts über die Wirkung gesagt, die von dem *Aufruf* in Salzburg ausging. Insgesamt wird sie gering geblieben sein, zumal die Kongressteilnehmer nach ihrer Anreise wohl anderes und als wichtiger empfundenes zu tun hatten, als einen ihnen ankündigungslos in die Hände gedrückten, vorwurfsvollen *Aufruf* zu studieren. Ironisch genug war es denn auch eben die Salzburger Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, auf die der an der dortigen Gewerbeschule tätige, Kolbenheyer emotional eng verbundene[562] Lehrer und Schriftsteller Hans Deißinger in einem Brief vom 15. Dezember 1929 verwies, um exemplarisch die von Kolbenheyer angemahnten Missstände zu illustrieren.[563]

559 KAG, Richard Meister an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. Juli 1929.

560 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Richard Meister, 8. September 1929 (Durchschlag).

561 KAG, Richard Meister an Erwin Guido Kolbenheyer, 6. Oktober 1929.

562 Vgl. KAG, Hans Deißinger an Erwin Guido Kolbenheyer, [?] März 1929: „Seit Jahren gehe ich in der Schar Ihrer stillen Schuldner und nichts kann mich von dieser Verbundenheit, von diesem inneren Verpflichtetsein lösen. Sie wollen keine Worte. So möge sich doch einmal die Hand, die so oft die ‚goldene Schale' zu Ihnen erhob, ausstrecken dürfen, die Ihrige in Dankbarkeit zu drücken. Bleiben Sie mir noch lange, Mensch, Dichter und Führer, durch die Schatten, die aus der Zeit bedrängen, in eine gesicherte, in eine immer neu zu führende Zukunft hinüber!"

563 Vgl. KAG, Hans Deißinger an Erwin Guido Kolbenheyer, 15. Dezember 1929: Kolbenheyer habe ausgesprochen, „was viele von uns schon längst bewegt", der *Aufruf* erfülle die entsprechenden Kreise daher „mit ungewöhnlicher Genugtuung". Ereignisse wie die „Tagung deutscher Philologen u[nd] Schulmänner vom Herbst dieses Jahres" hätten „in der Tat die Überzeugung" hervorgerufen, dass „unsere Hochschulen merkwürdig beziehungslos […] den lebendigen Fragen der Zeit, den Mächten geistiger Zuchtlosigkeit und Zersetzung gegenüberstehen". Die naheliegende Vermutung, dass Deißinger als Teilnehmer der Salzburger Versammlung erstmalig mit Kolbenheyers *Aufruf* in Berührung gekommen sei, trifft nicht zu. Deißinger verweist in seinem Brief explizit auf die Veröffentlichung des *Aufrufs* im *Kunstwart*.

Erste Schützenhilfe und Kritik – Im November 1929 reagierte Hans Hauske, ein „Alter Herr“ der Berliner Burschenschaft „Arminia“, in den *Burschenschaftlichen Blättern* auf die Erstveröffentlichung des „Aufrufs“ im *Kunstwart*. Hauske pflichtete dem Kerngedanken Kolbenheyers bei und spitzte dessen kulturkritische Diagnose der „Verniggerung“ sogar weiter zu: Man müsse „noch weitergehen“, als es Kolbenheyer getan hatte, dem als Dichter „nur das ihm naheliegende Teilgebiet“, die Literaturwissenschaft, vor Augen gestanden habe. In Wirklichkeit sei jedoch das „ganze nationale Geistesleben“ mit der „Gefahr der Auflösung und des Untergangs“ konfrontiert. Hauske wollte Kolbenheyers Kritik also in einen deutlich breiteren Kontext gestellt wissen. Der „Einsatz der Hochschulen für den Kampf um Nation und Reich“ sei eine generelle, weit über die Germanistik hinausgehende „Forderung der Stunde“[564].

Ablehnend reagierte Hauske auf die nach seiner Auffassung pauschalisierenden Vorwürfe Kolbenheyers gegen die Professorenschaft. Entgegen der Darstellung des *Aufrufs* fänden sich in den Lehrkörpern der deutschen Universitäten sehr wohl ehrlich engagierte, national denkende Hochschullehrer. Es sei eine „oft gehörte, aber in der Verallgemeinerung falsche Behauptung, daß die Hochschule teilnahmslos dem Leben unseres Volkes gegenüberstehe“[565]. Der Hauptkritikpunkt Hauskes richtete sich jedoch gegen Kolbenheyers Begriff von Wissenschaftlichkeit. Hauske warb für Verständnis, dass sich die Hochschulen seit 1918 noch „in dem Stadium der Erörterung der Deutungsmöglichkeiten der herrschenden Kulturtendenzen“ befänden. Ein größerer „Abstand von der Zeit“ sei nötig, „um ein Urteil mit wissenschaftlicher Treue“ fällen zu können. Die Zurückhaltung vieler Wissenschaftler gegenüber der zeitgenössischen Literatur liege in der nachvollziehbaren und lobenswerten Absicht begründet, „sich in intellektueller Redlichkeit die [Ü]berschau zu bewahren“[566]. Dem Willen der Hochschulen, „ihre Wirkung […] nur mittelbar ausüben“ zu wollen, namentlich „durch die Wissenschaft selbst, die wissenschaftliche Leistung […] und durch die wissenschaftliche Bildung“, müsse mit mehr Nachsicht begegnet werden, als sie Kolbenheyer an den Tag gelegt habe. Hauske bilanzierte: „Den Vorwurf, die Universitäten versagen im Kampf der deutschen Kunst (Kolbenheyer) und überhaupt im Kampf der Weltanschauungen und der Politik (so die junge Generation aller Lager)“, könne nur von jenen erhoben werden, die von der Wissenschaft anstelle „entscheidende[r] Erkenntnisse“ primär „ethische Entscheidungen“ verlangten. Die Jugend, die „mit Kolbenheyer von den Hochschulen eine Aktivierung ihres politischen Willens“ fordere, verstoße damit „in gleicher Weise gegen den Sinn der heutigen Wissenschaft“ wie die „katholische oder marxistische Jugend oder wie der Staat“, die allesamt, jeweils auf ihre Weise, „die Universität für sich in Besitz nehmen“ wollten. Kolbenheyers Forderungen, so Hauskes Fazit, basierten zwar auf einem löblichen

564 Hauske, Wissenschaftskrisis, S. 121 f.
565 Ebd., S. 121.
566 Ebd.

„nationalen, sittlichen Ethos", ohne dabei jedoch „der Strukturwirklichkeit des Wesens Wissenschaft gerecht"[567] zu werden.

Eine solche die Notwendigkeit der Trennung von (Partei-)Politik und Wissenschaft anmahnende Erwiderung musste Kolbenheyer, der ganz in dem illusorischen Selbstbild als „unpolitischer" Intellektueller aufging, zur Gegenrede reizen. In einem auf seine eigene Initiative zurückgehenden[568] Wiederabdruck des *Aufrufs* in der von Erich Kröning[569] herausgegebenen Zeitschrift *Deutsche Sängerschaft*[570] erhielt Kolbenheyer Gelegenheit, Hauskes Kritik in einem Nachwort zu kommentieren. Kolbenheyer stellte darin klar, dass sich sein *Aufruf* keineswegs gegen die „autonome Wissenschaftlichkeit" wende. Ebenso unbegründet sei Hauskes Warnung vor einer Vermengung von Wissenschaft und Politik: Was in dem *Aufruf* gefordert werde, sei vielmehr „das Gegenteil einer heute allgemein geübten Wertung der Kunst nach kultur- und parteipolitischen Gesichtspunkten". Mit seinem Anliegen habe er sich „gerade deshalb an die Universitäten" gewendet, weil von diesen „am ehesten erwartet werden" könne, dass „durch aufklärende wissenschaftliche Objektivität einer Entartung der Kunst und ihrer parteilichen Radikalisierung Widerhall geboten werde". Diese Aufgabe sei durchaus mit „der ‚indirekt[en] kulturellen Mission der Hochschulen'" vereinbar, jedenfalls „wenn man sie richtig"[571] erfasse.

„Richtig erfassen" bedeutete hier freilich: sie nach den Grundannahmen und Wertvorstellungen der *Bauhütten*-Philosophie verstehen. Sehr wohl, so Kolbenheyer, könne von den Literaturhistorikern „verlangt werden", in ihren Arbeiten die „Motive der Kunstwerke" anhand „ihrer biologischen Wirksamkeit" herauszuarbeiten, und zwar nach lebens- und weltanschaulichen Grundsätzen, die durchaus auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruhen" würden. Gerade in der „Zeit eines Volksnotstandes" müsse gefordert werden, „daß die Universitäten ihre Jugend der Kunst, dem bedeutsamsten Gestaltungsmittel des Gefühlslebens,

[567] Ebd., S. 122.

[568] Verweisend auf den bis dato nur sehr zähen Fortschritt seiner Bemühungen hatte Kolbenheyer im März 1930 an die moralische Verpflichtung der von Kröning repräsentierten national gesinnten Studentenschaft appelliert, ihn bei der Verbreitung des *Aufrufs* zu unterstützen. Es sei endgültig an der Zeit für die sich „der Kunst besonders zugetan" fühlenden studentischen Kreise mitzuarbeiten, „um Wandel und Besserung zu schaffen" (DLA, A:Kröning, Erwin Guido Kolbenheyer an Erich Kröning, 12. März 1930).

[569] Erich Kröning (1897–1973) war als Alter Herr der Sängerschaften Arion Leipzig, Zollern Tübingen sowie der Prager Universitäts-Sängerschaft Barden, vor allem aber aufgrund seiner Tätigkeit als Schriftleiter der Zeitschrift *Deutsche Sängerschaft* zwischen 1927 und 1933 eine der zentralen Persönlichkeiten in der deutschen Sängerschafts-Bewegung der Weimarer Republik. Vgl. Lönnecker, Boden, S. 130.

[570] Gegenüber Hans Grimm beschrieb Kröning das Programm seiner Zeitschrift wie folgt: „Sie ist nur eine studentische Verbandszeitschrift, hat aber 9000 Akademiker zu Lesern. Diese große Gelegenheit möchte ich nicht mit klein-studentischen Wichtigtuereien versäumen. Darum habe ich mich bemüht, unsere Jung- und Altakademikerschaft immer wieder in die große Front des deutschen Aufbruches hinein rufen zu lassen und ihnen Ehre und Notwendigkeit auch ihres Standes zu zeigen" (DLA, A:Kröning, Erich Kröning an Hans Grimm, 9. Dezember 1932).

[571] Kolbenheyer, Aufruf [1930], S. 119f.

durch Forschung und Lehre inniger verbinden“, um der Jugend, die später „unter dem Notstand des Volkes zu kämpfen haben“ werde, auf diese Weise „durch Steigerung des Kunsterlebens bei wissenschaftlicher und sinnbildnerischer Arbeit einen emotionalen Rückhalt“[572] für ihre künftigen Aufgaben zu bieten. Wer freilich die Auffassung des Dichters nicht teilte, dass Literatur eine konkrete biologische Wirkung besitze, die zumal objektiv bestimmbar sei, musste in der Auseinandersetzung Hauske zustimmen.

Die Bemühungen Erich Krönings um Kolbenheyers „Aufruf“ – Erich Krönings Bereitschaft zur Unterstützung des „Aufrufs“ blieb nicht lediglich auf den Wiederabdruck des Texts in der *Deutschen Sängerschaft* beschränkt.[573] Abermals auf Initiative Kolbenheyers leistete Kröning zugleich den uneigennützigen Freundschaftsdienst, ein Rundschreiben seines Verbands an alle deutschen Universitäten zu organisieren. Entsprechend der Vorstellung und impliziten Handlungsanweisung Kolbenheyers sollten sich die „Studentenschaft und […] Altherrenschaft“ in ihrem Schreiben mit dem „Aufruf einig“ erklären und dessen „dringliche Behandlung in positivem Sinne“[574] einfordern. „Nichts“ könne „den bereitwilligen Professoren zur größeren Stütze dienen“ als eine solche Stellungnahme von studentischer Seite. Die hierfür nötigen „Unterschriften der einzelnen Sängerschaften“, so Kolbenheyer, „dürften wohl zu beschaffen sein“. Kolbenheyer setzte Kröning detailliert auseinander, wie eine solche „Kundgebung“ aufzuziehen sei, und empfahl zunächst eine „Einleitung, in der sich die ‚Deutsche Sängerschaft‘ mit dem Aufruf einverstanden“ erklären und dessen „dringliche Behandlung“[575] einfordern sollte. Anschließend sollte der „Aufruf“ – einschließlich Kolbenheyers „Erwiderung“ auf die Kritik Hans Hauskes – wiederabgedruckt werden, gefolgt von den Unterschriften der einzelnen deutschen Sängerschaften.

Kröning erwies sich als eifriger wie beflissener Helfer. Auf Kolbenheyers Wünsche ging er „gerne“ ein und kündigte an, sich „unverzüglich“ an die „Sängerschaften und deren Alt-Herrenverbände“ wenden zu werden, um für die erbetene Unterstützung des „Aufrufs“ zu werben. Anschließend werde er sich um „die Eingabe bei den Universitäten“[576] kümmern. Kröning hielt beide Versprechen. Ein Exemplar der von Kröning verfassten und vom Bundesvorsitzenden der *Deutschen Sängerschaft* Rudolf Urlaß sowie dessen Stellvertreter Otto Wenn unterzeichneten Anschreiben hat sich in den Beständen des Universitätsarchivs Tübingen erhalten.

572 Ebd., S. 120f.

573 Auch der Wiederabdruck war freilich keine reine Dienstleistung Krönings, musste doch die Möglichkeit, den zum damaligen Zeitpunkt innerhalb der Weimarer Rechten bereits prominenten Kolbenheyer zu den Mitarbeitern seiner Zeitschrift zählen zu dürfen, für Kröning selbst verlockend sein.

574 DLA, A:Kröning, Erwin Guido Kolbenheyer an Erich Kröning, 2. April 1930.

575 Ebd.

576 KAG, Inv. Nr. 154: Bitten um Beiträge, 1930: Erich Kröning an Erwin Guido Kolbenheyer, 3. April 1930.

Den Fingerzeigen Kolbenheyers entsprechend ist Krönings Text ganz im Geiste einer völligen Solidarisierung mit dem *Aufruf* verfasst. Das Schreiben beginnt jedoch zunächst mit der zurückhaltenden Aussage, die *Deutsche Sängerschaft* erhebe nicht den „Anspruch, das was Herr Dr. Kolbenheyer tadelt oder anstrebt, vom Blickpunkt der Hochschulen aus zureichend beurteilen zu können". Aus Perspektive „des deutschen Studenten", der „in der Wirrnis der Gegenwart" stehe, könne indes kein Zweifel bestehen, dass Kolbenheyers „Forderungen […] erhoben werden müssen". Zu dieser Mitteilung fühle sich die *Deutsche Sängerschaft* deshalb berechtigt und verpflichtet, da sie „vor anderen studentischen Verbänden ihren besonderen Auftrag darin" erblicke, „durch die Bindekräfte deutscher Kunst das Leben in ihren studentischen Gemeinschaften zu formen". Nur „was rein und stark aus der Tiefe unseres Volkstums quillt", könne „deutsche Menschen bilden". Im Gegensatz dazu lasse sich jedoch täglich beobachten, wie „das Kunstwesen der deutschen Gegenwart" zunehmend „entwurzelt" werde und dadurch „entarte". Diese Situation sei umso prekärer, als „dem deutschen Volke durch eine unverantwortliche Geschäftigkeit" unentwegt „die ihnen wesensgemäßen Gefühle verwirrt" und „die rechten Maßstäbe des Urteils zerstört" würden. Umso dringender sei es daher, den „Gedanken Kolbenheyers eingehende Beachtung [zu] schenken"[577].

Kolbenheyer zeigte sich mit Krönings „ausgezeichnet abgefaßt[em]" Schreiben vollauf zufrieden, mahnte mit Blick auf die zu erwartenden Ergebnisse jedoch zu Geduld: „Man stößt auf Gummiwände"[578]. Auch Kröning müsse sich darauf einstellen, dass seine Zuschrift zunächst „abgefertigt" werde, „beruhigend, zurechtweisend, als sei schon so vieles geschehen". In Wahrheit würden die germanistischen Lehrstühle die zeitgenössische Literatur jedoch sträflich missachten und stattdessen reine Literaturhistorie betreiben. Damit würden sie ihrer Aufgabe, die um einen Aufbau der Volkskräfte bemühten Autoren der Gegenwart zu fördern, nicht gerecht, was sich in einer Zeit, in der „das deutsche Volk […] seelisch niedergehalten" werde „wie nie in seinem Leben", umso verheerender auswirken müsse. Kolbenheyer bewahrte sich jedoch auch in dieser Situation seinen charakteristischen Zweckoptimismus: Letzten Endes vertraue er „auf die Akademiker", denn sie seien „in ihrer Mehrzahl dem Aufbauwillen zugewandt"[579].

Private und öffentliche Reaktionen auf den „Aufruf" – Im April 1930 zeigte sich Kolbenheyer von der „nicht unbeträchtlichen Korrespondenz" mit „einzelnen Universitätsprofessoren", die sich an den *Aufruf* angeschlossen hatte, durchaus zufrieden. Auch „Rektoren des Vorjahres" hätten sich unter die „Wohlwollenden" eingereiht. Kolbenheyer leitete daraus die „Gewißheit" ab, dass „viele Universitätslehrer Verständnis für die volksbiologische Dringlichkeit" des *Aufrufs*

577 UAT, Sachakten des Rektoramtes, 117/161, Akten betr. Deutsche Universitäten und andere höhere Lehranstalten: Brief der Bundesleitung der Deutschen Sängerschaft an Rektor und Senat der Universität Tübingen, 29. April 1930.
578 DLA, A:Kröning, Erwin Guido Kolbenheyer an Erich Kröning, 30. April 1930.
579 Ebd.

hätten. Öffentliche Stellungnahmen im größeren Stil erwartete er indes nicht: „Leider dürften diese Herren weniger in dem Kreise der Referenten zu suchen sein“[580]. In der Tat finden sich im Nachlass Kolbenheyers mehrere Zuschriften, die eine mindestens bedingte Anschlussfähigkeit des „Aufrufs“ unter Hochschullehrern belegen. Einige Beispiele seien aufgeführt:

Der Tübinger Ordinarius für Klassische Philologie, Johannes Mewaldt, sah die Universitätsrektoren durch Kolbenheyers *Aufruf* ultimativ vor die Pflicht gestellt, „sich zu entscheiden, wie sie den Niedergang deutschen Geistes zu steuern gedenken“. Viel Vertrauen in seine Kollegen besaß Mewaldt allerdings nicht. An befähigten „Persönlichkeiten“, um die von Kolbenheyer gestellten Aufgaben „in Angriff zu nehmen“, werde es vermutlich „weithin fehlen“. Trotzdem gab sich Mewaldt kämpferisch: Verlangt werden müssten Kolbenheyers Forderungen „trotz allem!“ Womöglich würden die Philosophischen Fakultäten doch „aufgerüttelt“ werden und „ihre Mitglieder aus der Träumerei der Nabelschau erwachen“[581].

Sehr ähnlich fiel die Redaktion des Erlanger Professors für Deutsche Sprachkunst, Ewald Geißler[582], aus. Auch er stimmte den Aussagen des „Aufrufs“ zu, machte Kolbenheyer bezüglich der offiziellen Reaktion seiner Universität jedoch wenig Hoffnung: Der „hohe Senat“ tendiere leider dazu, „Lebensfragen in Aktenschränken [zu] vergraben“. Daher stehe auch „eine große Programmwirkung kaum [zu] erwarten“[583]. Da Geißler nicht Mitglied des Senats war, sah er für sich selbst an dieser Stelle keine direkten Einflussmöglichkeiten. Nicht gelten ließ er jedoch den pauschalen Vorwurf Kolbenheyers, die deutsche Hochschullehrerschaft habe kollektiv darin versagt, der „artgerechten“ Gegenwartsliteratur die ihr gebührende Förderung zuteilwerden zu lassen. Sichtlich persönlich herausgefordert, bemühte sich Geißler, diese Kritik zu widerlegen: Unter dem, was an der Universität Erlangen „an Erziehung geschafft“ werde, finde sich in Wirklichkeit „gewiß mancherlei in deutsch-aufbauendem Sinn Gediegenes“. Im Hinblick auf seine eigenen Wirkungsmöglichkeiten gestand Geißler zwar ein, dass noch Handlungsspielraum nach oben bestehe, die Art und Weise der Beschreibung jenes Spielraums implizierte jedoch eine klare Zurückweisung der Kollektivschuldthese Kolbenheyers gegen die deutschen Germanisten: Er „persönlich“ könne „nichts anderes tun“, als im kommenden Sommersemester „wieder einmal“ über „Dichtung der Gegenwart“ zu referieren, wie er es schon in der Vergangenheit getan

580 DLA, A:Kröning, Erwin Guido Kolbenheyer an Erich Kröning, 2. April 1930.

581 KAG, Johannes Mewaldt an Erwin Guido Kolbenheyer, 9. Dezember 1929.

582 Ewald Geißler, am 18. Januar 1880 in Dresden geboren, war nach seinem Studium der Theologie, Germanistik und Philosophie in Heidelberg, Berlin, Leipzig und Erlangen (Promotion 1904) seit 1906 als Lektor für Vortragskunst an der Universität Halle angestellt. 1925 folgte seine Habilitation für „Deutsche Sprachkunst“ (Rhetorik, Phonetik, Metrik, Stilistik, Ästhetik) an der Universität Erlangen, wo er seit 1922 als Lektor für Stimmbildung und deutsche Sprachkunst gearbeitet hatte. Seit 1932 war er im selben Fachbereich als außerordentlicher Professor tätig. Ab 1936 arbeitete Geißler, seit 1937 NSDAP-Mitglied, als „Weltanschauungs- und Kulturreferent“ der SA. Am 26. Januar 1946 nahm sich Geißler zusammen mit seiner Frau in Erlangen das Leben. Vgl. Wendehorst, Geschichte, S. 220.

583 KAG, Ewald Geißler an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. Juli 1929.

habe und auch „in den Ferienkursen zu Jena u[nd] Marburg tun“ werde und wie er es „im übrigen auch in allen sonstigen Vorlesungen u[nd] Übungen bei jeder Gelegenheit u[nd] Angelegenheit tue“[584].

Das waren keine leeren Worte. Stapel, der Kolbenheyers *Aufruf* selbst als „sehr überzeugend und anregend“ empfand, unterrichtete Kolbenheyer im Anschluss an eine von Max Wundt organisierte Tagung in Weimar im Oktober 1929 darüber, dass Geißler in seinem Vortrag den *Aufruf* namentlich „an[ge]führt“ habe.[585] Auch Grimm, dem ein Sonderdruck des *Aufrufs* von Kröning zugespielt worden war, betonte im Juli 1930, dass er „selbstverständlich der Meinung Kolbenheyers“[586] sei, soweit er den Text richtig verstanden habe. Öffentlich wollte sich Grimm zu dieser Sache jedoch nicht äußern. Stattdessen verwies er auf seinen thematisch verwandten Aufsatz *Der Schriftsteller und die Zeit*, den er Kröning zum Wiederabdruck in der *Deutschen Sängerschaft* anbot – ein Angebot, das der Schriftleiter sogleich dankend annahm.[587]

Weitere positive Reaktionen folgten: Der seinerzeit berühmte, an der Universität Wien lehrende Literaturhistoriker Josef Nadler, den mit Kolbenheyer seit Anfang der 1920er Jahre eine freundschaftliche, von wechselseitigem Respekt getragene Beziehung verband[588], verwies im September 1932 anlässlich einer öffentlichen Feier zum 60-jährigen Bestehen des Allgemeinen Deutschen Buchhandlungsgehilfenverbands auf Kolbenheyers *Aufruf* als eine Mahnung „von besonderem Gewicht“[589]. „Rückhaltlos beizustimmen“ sei insbesondere der Kritik, die Universitäten hätten viel zu wenig unternommen, um der „volksgefährdende[n] Wirkung“ der zeitgenössischen „Kunstverlotterung entgegenzutreten“. D’accord ging Nadler auch mit der Forderung Kolbenheyers, pro Semester „ein Kolleg und ein Seminar über Literatur der Gegenwart in ihrem Verhältnis zur volkseigenen Literaturentwicklung“ zu veranstalten. „Die Universität, an der sich die kommenden geistigen Führer der Nation auf ihre hohen Pflichten vorbereiten“, habe „von ihrer eigenen Pflicht im Kampfe um unsere nationale Literatur den Vorstreit zu führen, nur ungenügend Gebrauch gemacht“[590].

Auch innerhalb der Volkskunde traf Kolbenheyer einen kulturkritischen Nerv. Ein 1930 in der *Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde* veröffentlichter Beitrag

584 Ebd.
585 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 16. Oktober 1929.
586 DLA, A:Kröning, Hans Grimm an Erich Kröning, 9. Juli 1930.
587 Vgl. Deutsche Sängerschaft. Zeitschrift der Deutschen Sängerschaft und des Verbandes Alter Sängerschaftler 35 (1930), S. 183–186.
588 Die gute Beziehung war nicht nur einseitig von der hohen Wertschätzung getragen, die Nadler den Werken Kolbenheyers gegenüber empfand und die ausgiebig in seinen literaturhistorischen Werken dokumentiert ist. Kolbenheyer war demgegenüber ein Anhänger von Nadlers literaturhistorischen Herangehensweisen: Im November 1926 versicherte er Nadler, dass er wisse, „daß Ihre Einstellung dem Standpunkte der modernen Biologie nahekommt, nach welchem auch in der Literaturgeschichte von der Geschichte der Familiennamen wird abkommen und die Geschichte des Blutes wird ins Recht gesetzt werden müssen“ (DLA, A:Nadler, Erwin Guido Kolbenheyer an Josef Nadler, 16. November 1926).
589 Nadler, Buchhandel, S. 34.
590 Ebd.

betonte, Kolbenheyers Mahnungen an die Akademiker, „der Volksgemeinschaft unmittelbar zu dienen“, erinnere an die Aufgaben, wie sie schon „Fichte und W[ilhelm] v[on] Humboldt oder [Paul de] Lagarde […] aus volkhaftem Gewissen heraus“[591] den Deutschen anheimgestellt hätten. „Ihrer hohen Stellung im deutschen Geistesleben entsprechend“ müssten die deutschen Hochschulen daher in der von Kolbenheyer vorgebrachten Angelegenheit „führend vorangehen“. Kolbenheyer habe „die Hüter der Literatur an den Universitäten“ mit vollem Recht „zu verantwortlicher Stellungnahme gegenüber der zeitgenössischen Dichtung aufgerufen“. Der Autor ließ es sich dabei nicht nehmen, Kolbenheyers Diagnosen und Forderungen speziell auf seinen eigenen Fachbereich anzuwenden: „Um wieviel mehr“ verlange „das deutsche Volkstum nach der Aufmerksamkeit der Fachkenner in Volkskunde und Volksgeschichte!“[592]

Dieses kleine Panorama der Rezeption des *Aufrufs an die Universitäten* soll gleichwohl nicht implizieren, die Reaktionen wären ausnahmslos wohlwollend ausgefallen. Es gab sehr wohl auch Gegenstimmen. Scharf ablehnend beantwortete etwa der Heidelberger Literaturhistoriker Friedrich Gundolf die Zusendung des *Aufrufs* durch die Deutsche Sängerschaft.[593] Im Fall Gundolfs ist indes zu bedenken, dass dessen Verhältnis zu Kolbenheyer bereits insofern vorbelastet war, als Gundolf nach der Publikation einer eigenen „Paracelsus“-Monografie (Berlin 1927) von Stapel im *Deutschen Volkstum* polemisch und persönlich verletzend angegriffen worden war. Konkret hatte Stapel – verweisend auf die angeblich ungleich höhere schöpferische Kraft Kolbenheyers – Gundolf die Fähigkeit abgesprochen, sich aufgrund seiner jüdischen Abstammung über die Figur des Paracelsus ein verständiges und ernst zu nehmendes Urteil bilden zu können.[594] Stapel hatte es sich nicht nehmen lassen, Gundolf einen Abdruck seiner Glosse persönlich zu übersenden, dem Germanisten war die gehässige Kritik an seiner Person also bekannt.[595] Wie stark sie seine Sicht auf Kolbenheyer beeinflusst hat, lässt sich indes nicht genau sagen.

Beirren freilich ließ sich Kolbenheyer von ablehnenden Reaktionen auf seinen *Aufruf* nicht; als ihm Gundolfs Urteil zu Ohren kam, behandelte er es gegenüber Erich Kröning vielmehr als weiteren Beleg seines biologistischen Weltbilds: Es sei „eine der Hilfen des Lebens“ für jene Menschen, welche die Zeichen der Zeit bio-

591 Schumacher, Volkskunde, S. 91.

592 Ebd.

593 Siehe die knappe Bemerkung Kolbenheyers in: DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 24. Juni 1930: „Pfarrer [Erich] Kröning, der sich im Rahmen der ‚Deutschen Sängerschaft‘ sehr tapfer für meinen Aufruf d[er] Universitäten einsetzt, hat mir geschrieben[,] das [sic!] Gundolf an diese sehr verbreitete akad[emische] Organisation einen sehr *heftigen* Brief gegen mich, d. h. meinen Aufruf, geschrieben hat. Noch habe ich die Abschrift nicht. Glaube mir, *die* Leute *wissen*, dass ich ihnen an die Nerven greife. Sie hatten die deutsche Kultur schon so schön eingewickelt!“ (Herv. i. Orig.).

594 Vgl. Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 10 (1928), S. 81 f.

595 Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 8. Januar 1928: „Die Glosse habe ich Gundolf angestrichen zugesandt. […] Der Mann soll seine Freude an uns erleben. Man müsste es soweit bringen, daß ein Jude, der auf sich hält, es nicht mehr wagt, sich leichtfertig an deutsche Dinge mit Gift zu machen“.

logisch zu deuten verstünden, „daß unsere Gegner sich immer wieder mit unserer volksbiologischen Artung verrechnen." In ihrer „rassemäßig festgelegt[en]" „rationalistischen Befangenheit" seien sie nicht in der Lage, diese „zu erkennen". Nur für kurze Zeit lasse sich daher „Geistesmode über uns hinwegtreiben", anschließend aber – Kolbenheyers Vorfreude ist nicht zu überhören – komme „die Stunde der Abrechnung"[596].

Erinnerungen an den „Aufruf" im „Dritten Reich" – Die Rezeption von Kolbenheyers *Aufruf* blieb im Wesentlichen auf die Jahre 1929 bis 1931 konzentriert. Auf privater und publizistischer Ebene finden sich in den Folgejahren zwar noch vereinzelt Bemerkungen über Kolbenheyers Initiative, als Ausnahmen der Regel können sie jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der *Aufruf* ab 1932 rasch in Vergessenheit geriet. Am intensivsten war nach 1933 der enge Freund Kolbenheyers und prominente NS-Germanist Franz Koch[597] darum bemüht, die Erinnerung an den *Aufruf* am Leben zu erhalten, indem er immer wieder dessen Relevanz für eine „neue" deutsche Literaturwissenschaft betonte. Ganz im Sinne Kolbenheyers stellte Koch die „Wissenschaft von der Dichtung der Gegenwart" in einem 1935 publizierten Forschungsbericht als eine besonders sträflich vernachlässigte universitäre Disziplin heraus. Als Maßgabe zur Korrektur dieses Defizits verwies Koch auf den orientierungsstiftenden Charakter des *Aufrufs*, in dem der Germanistenzunft die „Pflicht" gegenüber der Gegenwartsliteratur „nachdrücklichst" vor Augen gestellt und damit „das Gewissen geschärft" worden sei. Die Literaturgeschichte werde es in Zukunft als ihre „selbstverständliche Aufgabe betrachten müssen, ihr Mittlertum in den Dienst volkhaften Aufbauwillens zu stellen"[598]. Noch zehn Jahre nach dessen erstmaliger Publikation würdigte Koch den *Aufruf* als eine visionäre Vorwegnahme der im „Dritten Reich" vollzogenen Abkehr der Literaturwissenschaft von der Vergottung „des Individuums, das heißt richtig des Individualismus". Im Rückblick erschien es Koch als hohes „Glück, daß hier einer am Werke war, der […] von je, zu einer Zeit, wo andere noch tief verhangen waren in den Regungen ihres, ach, so interessanten Ichs, dieses Ich von der anderen Seite her erlebte, von den überindividuellen Bindungen der Familie, der Sippe, des Volkes her"[599].

An die Vorbildfunktion von Kolbenheyers *Aufruf* für die Wissenschaft glaubte auch der spätere Ordinarius für Philosophie an der Universität Wien Friedrich Kainz. In einer 1935 in der *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* publizierten Besprechung von Hans Eibls Schrift *Vom Sinn der Gegenwart. Ein Buch von deutscher Sendung* schrieb Kainz:

„Die klaren und besonnenen Ausführungen Eibls zeigen wieder einmal, wie nötig es stets von neuem ist, die Meinungen der Tageskritik, die zwischen verständnisloser Unaufgeschlossenheit

596 DLA, A:Kröning, Erwin Guido Kolbenheyer an Erich Kröning, 18. Juni 1930.
597 Zur Karriere Kochs vgl. Höppner, Germanist.
598 Koch, Umbruch, S. 47.
599 Ders., Kolbenheyer [1939], S. 85.

für das Neue und einem ebenso verständnislosen Verhimmeln jedes Verkrampften Versuchs nur selten die Mitte zu halten weiß, durch eine wissenschaftliche Betrachtung der Kulturleistungen ständig zu überwachen und zu korrigieren – aus der Erkenntnis der hohen Verantwortung, welche die Wissenschaft für das Kulturschaffen der Volksgemeinschaft zu tragen hat. Auf diese Pflicht hat vor einigen Jahren E. G. Kolbenheyer mit den mahnenden Worten seiner denkwürdigen Schrift ‚Wo bleiben die Universitäten‘ nachdrücklich hingewiesen.“[600]

Von einer bedeutenden Rolle des *Aufrufs an die Universitäten* für die Neuausrichtung der Germanistik nach 1933 kann insgesamt jedoch keine Rede sein. Wie aber fiel der Umgang mit dem *Aufruf* innerhalb der 1929 direkt adressierten Universitätsleitungen aus?

### 3.5.3 Der Amtsweg als Sackgasse – Zum universitätsinternen Umgang mit Kolbenheyers „Aufruf“

> *[Es kann] nicht erwartet und nicht als ersprießlich angesehen werden, daß über so schwierige Fragen, wie Kolbenheyer sie zur Erörterung stellt und mit starkem Temperament zu ihnen Stellung nimmt, von dem großen Lehrkörper einer Hochschule im Wege der Abstimmung und durch Mehrheitsbeschluß Stellung genommen wird.*[601]

Kolbenheyers Skepsis im Hinblick auf die Erfolgsaussichten einer direkten Adressierung der Universitätsleitungen erwies sich als berechtigt. Seinen Handlanger Erich Kröning hatte der Dichter schon im April 1930 über sein „weiteste[s] Zweifelsgefühl“ hinsichtlich der bevorstehenden „offiziellen amtlichen Behandlung“ des *Aufrufs* informiert. Überall – so Kolbenheyers, wie das Fallbeispiel Leipzig zeigen wird, Fehlannahme – sei „dem ersten germanistischen Fachmann das Referat anvertraut worden“, ausgerechnet jenen Personen also, von denen er in seinem *Aufruf* verlangt hatte, „mit der gewohnten, bequemeren [Ü]bung ihrer Lehrtätigkeit“ zu brechen und endlich ihrer Mitverantwortung für das „emotionale Leben des Volkes und dessen Aufbau“ gerecht zu werden. Unter diesen Umständen erwartete Kolbenheyer, dass „alle möglichen Ausreden genommen werden“[602] würden, damit die Angelegenheit im Sande verlaufe, schon um der zusätzlichen Arbeitsbelastung aus dem Weg zu gehen.

In den meisten Fällen schuf die Zusendung des *Aufrufs* in den Universitäten aber erst gar keine Situation, in der sich die Germanistik-Professoren in der von Kolbenheyer beschriebenen Weise aus der Verantwortung hätten stehlen müssen. Generell ist vielmehr davon auszugehen, dass der *Aufruf* in den Rektoraten lediglich kurz zur Kenntnis genommen und alsbald ad acta gelegt wurde, es also nur

600 Kainz, Eibl, S. 273.

601 UAT, Sachakten des Rektoramtes, Nr. 117/161, Akten betr. Deutsche Universitäten und andere höhere Lehranstalten: Enno Littmann an den Bundesvorstand der Deutschen Sängerschaft, 29. Juli 1930.

602 DLA, A:Kröning, Erwin Guido Kolbenheyer an Erich Kröning, 2. April 1930.

vereinzelt zu ernsthaften Debatten über dessen Inhalte kam. Offizielle Stellungnahmen von Seiten der Universitäten blieben dementsprechend die Ausnahme.[603] Kolbenheyers Initiative versandete auf dem Amtsweg meist spur- und wirkungslos. Die Enttäuschung, die hierdurch trotz allen vorauseilenden Pessimismus hervorgerufen wurde, evozierte in Kolbenheyer und seinem engen persönlichen Umfeld untypisch scharfe Ressentiments gegen eine nun als engstirnig, feige und verschlafen wahrgenommene Professorenschaft. Ende Januar 1930 kommentierte Stapel das Schweigen der Universitäten süffisant damit, dass es sich bei den Universitätsrektoren letztendlich nur um reine „*Fachmenschen*" und stur „arbeitsteilig" agierende „Erkenntnispräzisionsgehirnmaschinen" handle, von denen „wenig zu wollen"[604] sei. Kurze Zeit später versuchte Stapel, Kolbenheyer auf weitere Enttäuschungen hinsichtlich der zu erwartenden offiziellen Stellungnahmen der Universitäten vorzubereiten: „Große Menschen" seien „unter den Professoren so selten wie anderswo". Mehrheitlich seien sie bloße „Techniker der Erkenntnis in engen Grenzen". Gegen alles, „was von außen komm[t]", reagierten sie instinktiv „höflich", aber „abwehrend"[605].

Kolbenheyer selbst resümierte in seiner Autobiografie ungewöhnlich selbstkritisch, er habe mit seiner direkten Wendung an die Universitätsleitungen „die Sache beim falschen Ende angefaßt"[606]. Sinnvoller und zielführender wäre es gewesen, sich an die ungleich aufnahmefähigere akademische Jugend zu wenden, anstatt den durch professorale Trägheit und schwierige universitätsinterne Konsensfindungsverfahren steinigen Umweg über die Senate zu wählen. Wie zutreffend dieses Resümee war, geht exemplarisch aus Akten des Universitätsarchivs Leipzig hervor. Der nicht unerhebliche Aufwand, der in Leipzig beim Umgang mit dem *Aufruf* betrieben wurde, war, wie schon angedeutet, an sich bereits un-

603 Diese Schlussfolgerung ergibt sich zum einen aus der zeitgenössischen Enttäuschung Kolbenheyers über die Quantität und Qualität der universitären Reaktionen. Da sich eine solche Enttäuschung indes auch bei einer durchaus respektablen Resonanz hätte einstellen können, sind die Rückmeldungen ausschlaggebender, die ich von Seiten zahlreicher Universitätsarchive auf meine Anfrage über mögliche den *Aufruf* betreffende Überlieferungen in ihren Beständen (Senatsprotokolle/Rektoratsakten) erhalten habe. Aus ihnen ging in den meisten Fällen hervor, dass der *Aufruf*, insofern er überhaupt Spuren in den Akten hinterlassen hat, rasch wieder in Vergessenheit geriet. In anderen Fällen erlaubt die Vernichtung von Archivbeständen durch Bombenangriffe in der Endphase des Zweiten Weltkriegs keine Aussagen über mögliche universitätsinterne Debatten. Für die freundlichen Rückmeldungen danke ich Frau Katharina Becker (Universitätsarchiv Frankfurt/M.), Herrn Thomas Becker (UA Bonn), Herrn Andreas Freitäger (UA Köln), Frau Angela Hartwig (UA Rostock), Herrn Marcus Holtz (UA Würzburg), Herrn Ulrich Hunger (UA Göttingen), Frau Karin Keller (UA Halle), Herrn Carsten Lind (UA Marburg), Herrn Lars Nebelung (UA Hannover), Frau Barbara Peters (UA Greifswald), Herrn Clemens Wachter (UA Erlangen-Nürnberg) und Herrn Alexander Zahoransky (UA Freiburg/Br.). Für die Universität Innsbruck ist belegt, dass der *Aufruf* von dem Rektor der Universität im Januar 1930 zwar „sanktioniert und verteilt", von dem dortigen Ordinarius für Neuere deutsche Sprache und Literatur, Moritz Enzinger, jedoch „ignoriert" wurde. Vgl. Holzner, Positivismus, S. 101.

604 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 30. Januar 1930 (Herv. i. Orig.).

605 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. Februar 1930.

606 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 42.

gewöhnlich. Umso anschaulicher unterstreicht die in ihren einzelnen Etappen unfreiwillig komisch wirkende Versandung des *Aufrufs* an der Universität Leipzig, welche Sackgasse Kolbenheyer mit dem offiziellen Amtsweg beschritt. Dabei hatte es vergleichsweise vielversprechend begonnen.

Das Fallbeispiel der Universität Leipzig – Als Außenstehendem drängte sich dem in Leipzig lebenden Erich Kröning im Frühjahr 1931 der Eindruck auf, der *Aufruf* habe innerhalb der dortigen Universität Anlass zu hitzigen, kontroversen Debatten gegeben. Ein „Kreis von Professoren“ habe sich „gebildet, der von den Fakultäten beschickt“ worden sei, um „die Anregungen Ihres Aufsatzes im Vorlesungsplan [zu] berücksichtigen“. Näheres zu sagen schien Kröning noch nicht möglich zu sein, jedoch waren die „Gemüter“, wie Kröning aus unbekannter Quelle vernommen hatte, „sehr erhitz[t]“[607]. Studiert man die Rektoratsakten jenes Zeitraums, drängt sich indes der Eindruck sehr viel kühlerer Temperaturen auf. Zwar war der *Aufruf* zum damaligen Zeitpunkt in der Tat Gesprächsthema an der Universität, von einer erregten Debatte konnte jedoch keine Rede sein. Vielmehr lässt sich beispielhaft nachverfolgen, wie der äußerlich zum Diskussionsgegenstand erhobene *Aufruf* in kürzester Zeit inhaltlich derart verwässert und weichgespült wurde, dass in den nominell aufgrund des *Aufrufs* einberufenen Sitzungen schon bald über allerlei gesprochen wurde, nur nicht über die von Kolbenheyer konkret erhobenen Vorwürfe und Forderungen.

Die unfreiwillige Komödie, den die Behandlung des „Aufrufs“ an der Universität Leipzig im Rückblick darstellt, nahm Anfang Dezember 1930 ihren Ausgang, als der damalige Rektor der Universität, der Veterinärmediziner Hermann Baum, an den berühmten Kriminalbiologen und -soziologen Franz Exner[608] „in Sachen des von dem Dichter Kolbenheyer verfassten ‚Aufrufs der Universitäten‘ […] mit der Bitte“ herantrat, „für die für den Januar n[ächsten] J[ahres] in Aussicht genommene Kommissionssitzung das Referat zu übernehmen“[609]. Exner entsprach dieser Bitte, sodass am 16. Januar 1931 eine erste Sitzung der gebildeten Senatskommission einberufen wurde, in der eine offizielle „Stellungnahme zu dem Aufruf des Dichters Erwin Guido Kolbenheyer“[610] diskutiert werden sollte; diese Sitzung wurde jedoch um eine Woche vertagt. In der Sitzung am 22. Januar ergab die sich an Exners Vortrag „anknüpfende Diskussion“ das Ergebnis, dass „man über die Wiedereinführung einer Sammelvorlesung über das deutsche Volkstum u[nd] von Vorlesungen der von Kolbenheyer gedachten Art geteilter Meinung“[611]

607 DLA, A:Kröning, Erich Kröning an Erwin Guido Kolbenheyer, 21. Februar 1931.
608 Zu Biografie und wissenschaftlicher Bedeutung Exners vgl. Sebald, Kriminalbiologe.
609 UAL, Rektor (1409–1951), Rep. I/III/062, Lauf. Nr. 47: Rektor Hermann Baum an Franz Exner, 8. Dezember 1930.
610 Ebd., Lauf. Nr. 52. Die Kommission konstituierte sich dem Schreiben zufolge nebst Baum und Exner aus den Leipziger Professoren Leo Bruhns (Kunstgeschichte), Theodor Kroyer (Musikwissenschaft), Heinrich Junker (Vergleichende Sprachwissenschaft), Theodor Litt (Philosophie/Pädagogik), Alfred Dedo Müller (Praktische Theologie) und Horst Emil Stephan (Systematische Theologie).
611 Ebd., Lauf. Nr. 59.

sei. Dies konnte kaum überraschen: Dass es einer aus einem Veterinärmediziner, einem Strafrechtler, einem Kunsthistoriker, einem Musikwissenschaftler, einem Sprachwissenschaftler, einem Philosophieprofessor und zwei Theologen – kurioserweise aber keinen Germanisten, an die sich der *Aufruf* im Besonderen gewandt hatte – zusammengesetzten Kommission gelang, sich auf eine einhellige, gemeinsame Stellungnahme zu einigen, stand kaum zu erwarten.

Bereits an dieser ersten Sitzung war bezeichnend, dass sich die Diskussion nicht etwa um konkrete Einzelforderungen und -thesen Kolbenheyers, sondern nur vage um eine mögliche Gemeinschaftsvorlesung zum Thema „Deutsches Volkstum" drehte, deren Zusammenhang mit den Inhalten des *Aufrufs* schon zu diesem Zeitpunkt unklar blieb. Letztendlich einigten sich die Professoren darauf, den Gedanken einer entsprechenden Gemeinschaftsvorlesung „nicht gänzlich fallen [zu] lassen", und bewiesen ihre Entschlussfreude, indem sie die Bildung einer „kleinere[n] Kommission" anstießen, die sich aus jenen Professoren zusammensetzen sollte, „die sich aus Überzeugung für die Sache einsetzen können" – also jene, die der vage angedachten Ringvorlesung über „Deutsches Volkstum" ausreichendes Interesse entgegenbrachten, um eigene Arbeitszeit für sie zu investieren. Eine solche Kommission, so die Hoffnung, würde „eher in der Lage" sein, „konkrete Vorschläge zu machen, die der Rektor dem Senat unterbreiten könnte". Mit diesem Entschluss trat der „tagende Ausschuss außer Funktion"[612].

Da es offenbar nicht gelang, aus dem Kreis der Versammelten ausreichend viele entsprechende Interessenten zu finden, wurden in die anschließend einberufene „vorberatende engere Kommission"[613] neben den bereits am 22. Januar anwesenden Hermann Baum, Franz Exner und Horst Emil Stephan zwei neue Gesichter gewählt. Dieses Schicksal ereilte keine Geringeren als den Kulturhistoriker und Nachfolger Karl Lamprechts, Walter Goetz, sowie den Ordinarius für Nationalökonomie, Kurt Wiedenfeld. Das erste Treffen der neu zusammengesetzten Kommission „in Sachen der Wiedereinführung einer Sammelvorlesung über das deutsche Volkstum im Anschluss an den von Kolbenheyer erlassenen Aufruf"[614] wurde auf den 12. Februar 1931 anberaumt. Beschlüsse von ihr sind jedoch erst für den 6. März belegt. Konkretes oder Verbindliches gab es indes auch weiterhin nicht zu vermelden und das Ergebnis der „eingehende[n] Aussprache" nahm sich ausgesprochen bescheiden aus: Die neue Kommission beschloss, dem Senat zum Vorschlag zu bringen, dass „die Frage […] weiter verfolgt werden"[615] möge. Dass sich die Debatte mittlerweile von den Inhalten des „Aufrufs" völlig abgekoppelt hatte, geht aus dem Vermerk hervor, dass eine mögliche Ringvorlesung über „Deutsches Volkstum" auf eine „breitere Basis" gestellt werden sollte. So könnten „Hörer aller Fakultäten über allgemein interessierende Fragen eingeführt" werden. Über die mögliche „offizielle Benennung" einer solchen Vorlesungsreihe

612 Ebd.
613 Ebd.
614 Ebd., Lauf. Nr. 60.
615 Ebd., Lauf. Nr. 61.

oder gar die Frage, „an welcher Stelle im Vorlesungsverzeichnis“[616] sie angekündigt werden könnte, wollte sich die Kommission keine Stellungnahme erlauben. Für Entscheidungen solcher Tragweite erbat sie stattdessen die Unterstützung durch ein neu hinzuzuziehendes Kommissionsmitglied, wobei der spätere Nobelpreisträger für Chemie, Peter Debye, als Wunschkandidat genannt wurde. Wodurch sich Debye ausgerechnet als Experte für „Deutsches Volkstum“ qualifizierte, blieb offen.

Die Idee einer allgemein gehaltenen, interdisziplinären Vorlesung wurde anschließend an die Dekane aller Fakultäten mit der Bitte um Stellungnahme weitergeleitet. Einen Bezug auf den *Aufruf* sucht man in dem Rundschreiben vergeblich; die ursprünglich von Kolbenheyer angestoßene universitätsinterne Debatte hatte zu diesem Zeitpunkt nichts mehr mit den Ideen und Vorschlägen des Dichters zu tun. Auch die Reaktionen der Fakultäten, die zum Teil mit monatelanger Verzögerung eingingen, trugen nicht dazu bei, der Idee einer Ringvorlesung über „Deutsches Volkstum“ in naher Zukunft hohe Priorität zu verleihen.[617] Gleichwohl lud Rektor Hermann Baum die Professoren Exner, Goetz, Stephan und Wiedenfeld am 15. Juli abermals „in Sachen der Veranstaltung allgemeiner Universitätsvorträge“ zu einer Kommissionssitzung[618], um zu klären, „in welcher Form der Vortragszyklus abgehalten werden“ könne und an „welcher Stelle im Vorlesungsverzeichnis auf ihn hinzuweisen“[619] sei.

Das Desinteresse, das inzwischen selbst im harten Kern der Causa Kolbenheyer Einzug gehalten hatte, zeigt sich am anschaulichsten darin, dass sich nicht weniger als drei der vier geladenen Professoren (Exner, Stephan und Wiedenfeld) entschuldigen ließen und dem Treffen fernblieben. Den grotesken Schlusspunkt der Behandlung des *Aufrufs* an der Universität Leipzig stellte schließlich die Empfehlung der verbliebenen Rumpfkommission dar, in der Angelegenheit ein noch kleineres „Gremium von 2 Herren, etwa Geh[eim]Rat Goetz und Prof. Exner selbst“

616 Ebd.

617 Von Seiten der Philosophischen Fakultät erfolgte am 18. Mai die Stellungnahme, dass man sich von „Allgemeine[n] Universitätsvorlesungen […] keinen großen Gewinn“ verspreche. Sollte eine solche Vorlesungsreihe jedoch veranstaltet werden, werde die Teilnahme oder Nichtteilnahme an ihr „dem Belieben jedes einzelnen Fakultätmitgliedes“ überlassen bleiben (ebd., Lauf. Nr. 66). Die veterinärmedizinische Fakultät erhob am 1. April zwar keine prinzipiellen Bedenken, verwies aber darauf, dass „Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten über allgemein interessierender [sic!] Fragen […] bereits gehalten“ würden und „im Vorlesungsverzeichnis aufgeführt“ seien (ebd., Lauf. Nr. 68). Der Dekan der Theologischen Fakultät berichtete am 14. April „ergebenst […], daß nur ein Teil der Mitglieder meiner Fakultät einen Versuch dieser Art vorbehaltlos“ empfehle, „während andere grundsätzliche Bedenken dagegen haben“. Im Übrigen sei diese Mitteilung „der akademischen Ferien wegen […] als vorläufig zu betrachten“ (ebd., Lauf. Nr. 69). Am 11. Juni 1931, nach etwas mehr als drei Monaten also, bequemte sich schließlich auch die Medizinische Fakultät zu einer offiziellen Stellungnahme und ließ in phlegmatischem Tonfall mitteilen, man habe grundsätzlich „gegen den Gedanken der Abhaltung von Vorträgen für Hörer aller Fakultäten nichts einzuwenden“ (ebd., Lauf. Nr. 75). Vorbehaltslose Unterstützung des Vorlesungsplans wurde lediglich von der Juristischen Fakultät signalisiert (ebd., Lauf. Nr. 67).

618 Ebd., Lauf. Nr. 76.

619 Ebd., Lauf. Nr. 77.

einzurichten, das „bis Mitte Oktober 1931" eine „Zusammenstellung der in Frage kommenden Vorlesungen und Dozenten"[620] erarbeiten sollte. Dass auch diese Idee im Sande verlief, verrät die letzte Spur, die sich in den Rektoratsakten zu der Angelegenheit findet: Ein auf den 28. Oktober 1931 datierender Senatsbeschluss besagt, dass die „Frage der Veranstaltung allgemeiner Universitätsvorträge (in Fluss gekommen durch den Aufruf des Dichters Kolbenheyer) […] zu erneuter Beratung der Kommission überwiesen"[621] werden solle.

Zum Umgang mit dem „Aufruf" an der Universität Tübingen – Als Beispiel einer zwar ebenfalls auf dem Amtsweg steckengebliebenen, für Kolbenheyer jedoch ungleich erfreulicheren Behandlung des *Aufrufs* lohnt ein Blick auf die Universität Tübingen. Entscheidend war hier der Standortvorteil des seit 1919 in Tübingen lebenden Dichters: Einige der mit Kolbenheyer bekannten und befreundeten Professoren waren sichtlich darum bemüht, den Ehrendoktor[622] ihrer Universität nicht durch Untätigkeit vor den Kopf zu stoßen. Eine Erfolgsgeschichte lässt sich, was den Amtsweg anbetrifft, zwar auch für Tübingen nicht bilanzieren – eine gemeinsame, offizielle Erklärung zugunsten Kolbenheyers im Namen der gesamten Universität blieb auch hier zu jedem Zeitpunkt illusorisch –, gleichwohl lässt der Umgang mit dem *Aufruf* in Tübingen auf eine im Vergleich zu Leipzig bei Weitem höhere Anschlussfähigkeit schließen.

Im Mai 1930 beauftragte der Tübinger Universitätsrektor Enno Littmann den mit Kolbenheyer befreundeten Dekan der Philosophischen Fakultät Johannes Mewaldt[623] damit, eine Antwort auf die Zusendung des *Aufrufs* durch die Bundesleitung der Deutschen Sängerschaft zu verfassen. Littmann, der Wind davon bekommen hatte, dass sich Mewaldt „mit dem vor einigen Monaten versandten Aufruf des Herrn Dr. Kolbenheyer" bereits „eingehender beschäftigt" und dem Dichter auch „schriftlich geantwortet"[624] hatte, zeigte sich überzeugt, dass die Universität „nicht achtlos an diesen Kundgebungen vorübergehen" dürfe. Eine „richtige Antwort darauf zu finden" werde jedoch „schwer". Littmann beauftragte

620 Vgl. ebd. Anwesend war hingegen der in der Ankündigung unerwähnte Oberregierungsrat Flade.

621 Ebd., Lauf. Nr. 79.

622 Vgl. Kap. 3.4.

623 Die Freundschaft zwischen Mewaldt und Kolbenheyer bezeugen die Briefe und Postkarten des Philologen im Nachlass Kolbenheyers aus dem Zeitraum 1928 bis 1931 – jenem Jahr, in dem Mewaldt von der Universität Tübingen an die Universität Wien berufen wurde. Mewaldt gab in mehreren Schreiben seine Bewunderung für Kolbenheyers künstlerisches Werk wie auch für dessen politische Publizistik zu erkennen. Kolbenheyers Aufsatz *Die volksbiologische Grundlage des deutsch-österreichischen Anschlussgedankens* kommentierte Mewaldt im März 1928 mit den Worten: „Mich haben Ihre Beweisgründe sehr aufgerüttelt. Möge es auch bei vielen anderen so sein, an deren Ohr Ihre Stimme klingt!" Und auch zu Kolbenheyers Bühnenwerk *Die Brücke* fand Mewaldt im Oktober 1929 „kein Ende des Rühmens". Vgl. KAG, Johannes Mewaldt an Erwin Guido Kolbenheyer, 14. März 1928 und 4. Oktober 1929.

624 UAT, Sachakten des Rektoramtes, Nr. 117/161, Akten betr. Deutsche Universitäten und andere höhere Lehranstalten: Enno Littmann an Johannes Mewaldt, 6. Mai 1930.

Mewaldt darüber hinaus, „in der Sitzung des kleinen Senats am nächsten Donnerstag [den 8. Mai 1930] einmal Ihre Ansicht vorzutragen“[625].

Aus Gründen, die im Detail nicht mehr rekonstruierbar sind, übermittelte Mewaldt an Littmann jedoch erst mit über zweimonatiger Verspätung, am 22. Juli 1930, den Entwurf eines offiziellen Antwortschreibens der Universität an die Deutsche Sängerschaft. In diesem Schreiben wird zwar selbstkritisch die sachliche Berechtigung des *Aufrufs* und dessen Unterstützung durch die Deutsche Sängerschaft betont, eine darüber hinausgehende, verbindliche Aussage jedoch bewusst vermieden: „Mit vollem Recht“, so Mewaldt, werde „von den Besten der deutschen Jugend […] gefühlt und erkannt, daß das Kunstwesen der deutschen Gegenwart weithin entwurzelt und entartet“ sei.[626] Die deutsche Jugend empfinde „hierin ganz instinktiv richtig und tiefer als der größte Teil der gegenwärtig an den Universitäten lehrenden Philologen- und Historikergeneration“. Diese stehe den „geistigen Nöten und Gefahren der Gegenwart“ häufig „ahnungslos oder hilflos“ gegenüber, sei es „aus rein verstandesmäßigem, kühlen Betrachten der Vergangenheit“, sei es „aus Vorkriegserinnerungen“, sei es „auch nur aus liebgewordener Gewohnheit des Lehrbetriebs“. Aus diesem Grund bestehe zwischen Professoren und Studenten nur selten „eine innere geistige Gemeinschaft über die Fragen des alle umfassenden deutschen Kulturinteresses“. In dieser Situation „auf einen großen Mangel des heutigen Universitätslagebetriebes hingewiesen zu haben“, sei „das Verdienst Kolbenheyers“, dessen Forderungen bei „den Versuchen, die deutsche Universität aus der Krisis zu retten“, eine „bedeutende Rolle“ spielen würden.[627]

Littmann pflichtete dem von Mewaldt vorgelegten Text bei und übernahm ihn wortwörtlich in seinem Antwortschreiben an den Bundesvorstand der Deutschen Sängerschaft. Damit unterstrich er eindrücklich die in Tübingen vorhandenen Sympathien für Kolbenheyers *Aufruf*, der, so versicherte Littmann, „den Lehrkörper unserer Universität stark beschäftigt“ habe. Kolbenheyer sei nicht nur den meisten Professoren und Dozenten „persönlich bekannt“, er werde „von uns verehrt“ – wie auch an der Verleihung der Ehrendoktorwürde abgelesen werden könne. Der Lehrkörper sei sich demnach bewusst, dass Kolbenheyer „etwas zu sagen“[628] habe. Zugleich kommt in Littmanns Schreiben jedoch auch unmissverständlich die Aussichtslosigkeit einer einhelligen Solidarisierungserklärung von Seiten der gesamten Universität zum Ausdruck: Von der *Deutschen Sängerschaft*

[625] Ebd. In dem Protokoll der nämlichen Sitzung des Kleinen Senats am 8. Mai 1930 findet sich leider kein Vermerk darüber, dass Mewaldt (der als Teilnehmer der Sitzung belegt ist) zum Fall Kolbenheyer vorgetragen hätte, siehe: UAT, Sachakten des Rektoramtes, Nr. 47a/2: Protokolle über die Verhandlungen des Kleinen Senats der Universität Tübingen vom 3. November 1927–16. Dezember 1935, S. 85–88.

[626] UAT, Sachakten des Rektoramtes, Nr. 117/161, Akten betr. Deutsche Universitäten und andere höhere Lehranstalten: Johannes Mewaldt an Enno Littmann, 22. Juli 1930.

[627] Ebd.

[628] UAT, Sachakten des Rektoramtes, Nr. 117/161, Akten betr. Deutsche Universitäten und andere höhere Lehranstalten: Enno Littmann an den Bundesvorstand der Deutschen Sängerschaft, 29. Juli 1930.

werde schwerlich „erwartet“ und wohl auch nicht „als ersprießlich angesehen“ werden, dass „über so schwierige Fragen, wie Kolbenheyer sie zur Erörterung stellt und mit starkem Temperament zu ihnen Stellung nimmt, von dem großen Lehrkörper einer Hochschule im Wege der Abstimmung und durch Mehrheitsbeschluß Stellung genommen“[629] werde. Littmann solidarisierte sich also persönlich mit Kolbenheyer und den Inhalten des *Aufrufs*, erklärte eine offizielle, einheitliche Verlautbarung der Universität jedoch mit einem Federstreich zu einem Ding der Unmöglichkeit.

Um alle Missverständnisse zu vermeiden, hob Littmann ergänzend hervor, dass sein Schreiben nicht als repräsentativ für die Ansichten des gesamten „Senats oder der Universität Tübingen“ angesehen werden dürfe. Er spiegele lediglich die Auffassung „derjenigen Gruppe von Dozenten“ wider, „die Dr. Kolbenheyer zustimmen und gewillt sind, im Sinne seines Aufrufs zu handeln“. Für den Fall, dass die Deutsche Sängerschaft in Erwägung ziehe, seine Stellungnahme in ihrer Zeitschrift zu publizieren, wollte Littmann unmissverständlich klarstellen, dass sie keine universitätsoffizielle sei, sondern lediglich „aus Universitätskreisen“[630] stamme.

[629] Ebd.
[630] Ebd.

# 4. Völkisches Denken in Publikationen ideologisch wahlverwandter Professoren. Drei Fallbeispiele

Ehe dem komplexen und facettenreichen Verhältnis Grimms, Kolbenheyers und Stapels zum Nationalsozialismus seit Beginn der 1920er Jahre bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nachgegangen wird, soll im Folgenden zunächst an drei Fallbeispielen gezeigt werden, inwiefern die zahlreichen, mit Grimm, Kolbenheyer und Stapel in unterschiedlicher Weise in Beziehung stehenden Hochschullehrer in ihren eigenen Publikationen und Vorträgen auf völkisches Gedankengut rekurrierten und somit zu dessen Verbreitung in der Gesellschaft der Weimarer Republik beitrugen. Ausgewählt wurden hier der Philosoph und Direktor des Instituts für experimentelle Psychologie an der Universität Leipzig Felix Krueger, der an der Universität Münster tätige Strafrechtslehrer Andreas Thomsen sowie der Tübinger Professor für Neuere Geschichte Adalbert Wahl.

Diese Auswahl illustriert nicht nur beispielhaft die Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Disziplinen der weltanschaulich wahlverwandten Professoren, sondern zugleich die große Verschiedenartigkeit ihrer jeweiligen Beziehungen zu den Hauptprotagonisten der vorliegenden Untersuchung: Während Felix Krueger als Familienfreund Wilhelm Stapels beispielhaft für den Typus einer engen und vertrauensvollen Beziehung steht, repräsentiert der in Erwin Guido Kolbenheyers Wahlheimat lehrende Adalbert Wahl eine auf geografischer Nähe und regelmäßigem Umgang basierende Verbindung. Andreas Thomsen steht hingegen für den Beziehungstyp einer nur kurze Zeit dauernden, flüchtigen Bekanntschaft, namentlich mit Hans Grimm.

## 4.1 Felix Krueger und die „Selbstbesinnung in deutscher Not"

> *Inzwischen hat uns Deutsche die harte Schule unserer Geschichte auf das deutlichste erkennen gemacht; jenes hohe, uns gemäße Ziel können wir nur erreichen, wenn wir uns festigen und vertiefen in dem Glauben an den unersetzlichen Eigenwert unseres Volkstums. Dazu gehört, daß jeder zunächst einmal seine angestammte Eigenart treu bewahre, daß er in seinem Heimatboden starke Wurzeln habe und behalte. Nur aus diesen Kräften, naturgewachsener Gemeinschaft heraus, können wir hoffen, ganze Menschen zu werden. Dann aber wird uns das andere alles zufallen.*[1]

Zur Biografie Kruegers – Felix Krueger, am 10. August 1874 als Sohn eines Fabrikanten in Posen geboren, studierte ab 1893 Philosophie, Psychologie, Ge-

[1] Krueger, Verkehr, S. 25 f.

schichte, Wirtschaftswissenschaften und Naturwissenschaften mit dem Schwerpunkt Physik an den Universitäten Straßburg, München, Berlin und Leipzig. Nach seiner Promotion zum Thema *Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie* an der Universität München arbeitete er seit 1897 als Assistent des berühmten Psychologen Wilhelm Wundt[2] (1832–1920) am Leipziger Institut für experimentelle Psychologie. Seiner dortigen Habilitation im Jahr 1903 zum Thema *Das Bewußtsein der Konsonanz. Eine psychologische Analyse* folgten Ordinariate für angewandte Psychologie an der Universität Buenos Aires (1906–1908) sowie für Philosophie an der Universität Halle-Wittenberg seit 1910.[3] Im August 1914 meldete sich Krueger – ein ungewöhnlicher Schritt für einen annähernd vierzigjährigen Ordinarius – als Kriegsfreiwilliger. Krueger diente bis zum Juli 1917 und nahm unter anderem an der Schlacht von Verdun teil, ehe er im Oktober 1917 auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Leipzig sowie zum Nachfolger Wilhelm Wundts als Direktor des Instituts für experimentelle Psychologie berufen wurde. Zwischen 1927 und 1933 amtierte Krueger zudem als Vorsitzender der Deutschen Philosophischen Gesellschaft[4], in den Jahren 1934 bis 1936 als Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Zeitgenössisch schlug sich das hohe wissenschaftliche Renommee Kruegers nicht zuletzt in Ehrendoktorwürden der New Yorker Columbia-Universität, des Wittenberg-College in Springfield/Ohio und der Technischen Hochschule Dresden nieder.[5]

Obgleich Krueger im Jahr 1933 das „Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler“ unterzeichnete, geriet er alsbald in Konflikt mit nationalsozialistisch orientierten Studenten seiner Universität. 1936 wurde Krueger, der im April 1935 das Rektorenamt der Universität Leipzig übernommen hatte, denunziert, nachdem er in einer seiner Vorlesung den Physiker Heinrich Hertz als „edlen Juden“ bezeichnet hatte. Empört über die Geistlosigkeit der Denunziation ergänzte Krueger daraufhin – nicht ohne Trotz – in einer weiteren Vorlesung die Liste „edler Juden“ um den Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy, den Schriftsteller Paul Heyse und den niederländischen Philosophen Baruch de Spinoza. Vertreter des Nationalsozialistischer Deutscher Studentenbund (NSDStB) empfanden dies als unzumutbar und ungeachtet dessen, dass in Kruegers Distinktion zwischen vereinzelten „edlen“ und dem Gros „normaler“ (ergo unedler) Juden bereits eine antisemitische Grundgesinnung zum Ausdruck kam[6], führten die Äußerungen letztendlich zum Entzug seiner Lehrerlaubnis. Im März 1938 wurde er schließlich vorzeitig emeritiert.[7] Krueger,

[2] Vgl. Friedrich, Wundt.

[3] Zu Kruegers Biografie und akademischen Werdegang bis 1914 vgl. Guski-Leinwand, Wissenschaftsforschung, S. 168–173.

[4] Zur Geschichte der Deutschen Philosophischen Gesellschaft vgl. Tilitzki, Universitätsphilosophie, S. 473–544.

[5] Vgl. UAL, Personalakte Felix Krueger (PA 664), Bl. 68.

[6] Die seit 1933 geführte Debatte über vereinzelte verdienstvolle Juden hat Sebastian Haffner als Erfolg der Nationalsozialisten gewertet, die „Judenfrage“ im öffentlichen Diskurs zu etablieren. Vgl. Haffner, Geschichte, S. 138f.

[7] Wolfradt, Ethnologie, S. 67.

der unmittelbar vor Ende des Zweiten Weltkriegs in die Schweiz aussiedelte, starb am 25. Februar 1948 in Basel.

Die Bedeutung der psychologischen Ansätze Kruegers und seiner Schüler wird bis heute anerkannt.[8] Die Forschung hat indes auch auf die prekäre ideologische Aufladung der maßgeblich von Krueger geprägten und vertretenen „Ganzheitspsychologie“ verwiesen: Der Begriff der „Ganzheit“ sei eine spezifische Reaktion auf „eine als Zerfall wahrgenommene politische und soziale Entwicklung“[9] der deutschen Gesellschaft gewesen, an der Krueger den Verlust ihres einstmals angeblich „organischen“ Charakters diagnostizierte. Die maßgeblich von Krueger geformte und repräsentierte „Leipziger Schule“ der Ganzheitspsychologie grenzte sich scharf von der durch die Psychologen Max Wertheimer und Kurt Koffka vertretenen „Berliner Schule“ der „Gestalttheorie“ ab. Ihr wurde eine angeblich spezifisch jüdischen Denkweisen verpflichtete „Psychologie ohne Seele“ vorgeworfen – pauschal bemessen und umschrieben mit Schlagworten wie „materialistisch“, „rationalistisch“, „oberflächlich“ und „wurzellos“.[10] Eine „Heilung der Zivilisationsschäden“ versprach sich Krueger in erster Linie durch die „Rück-Bindung des im Zivilisationsprozess atomisierten Individuums in transpersonale Ganzheiten“ und „ursprüngliche Gemeinschaften“, insbesondere in „Ehe, Familie, Sippe, Bünde, Volk“[11]. Die „Projektion der ‚synthetisch-harmonisierenden Denkfigur‘“ auf das deutsche Volk als „handlungsfähig gedachte[s] Kollektiv“[12], die Stefan Breuer treffend als ein zentrales Wesensmerkmal völkischen Denkens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert beschrieben hat[13], ist hier mit Händen zu greifen. Sein gesellschaftliches Wunschmodell hielt Krueger indes unter dem Weimarer Parteiensystem für politisch nicht realisierbar.

Das Verhältnis Felix Kruegers zu Stapel und Kolbenheyer – Die Beziehung zwischen Krueger und Wilhelm Stapel war vielschichtig. Sie reichte von einem gemeinsamen Engagement in der Fichte-Gesellschaft seit den frühen 1920er Jahren[14] über die Mitarbeit Kruegers im *Deutschen Volkstum*[15] und die Einladung Stapels als Redner auf einer Tagung der Deutschen Philosophische Gesellschaft[16]

[8] Unlängst wurden sie zu den „Meilensteinen“ in der Geschichte der Psychologie gerechnet. Vgl. Galliker/Klein/Rykart, Meilensteine, S. 304–317.
[9] Tilitzki, Universitätsphilosophie, S. 528.
[10] Vgl. Harrington, Suche, S. 235f.
[11] Ebd., S. 528f.
[12] Breuer, Völkischen, S. 17.
[13] Vgl. Kap. 1.2.
[14] Die im Juni 1919 von Felix Krueger in Leipzig gegründete Gesellschaft für deutsche Volksbildung wurde im Oktober 1920 zu einer Ortsgruppe der von Stapel maßgeblich beeinflussten Hamburger Fichte-Gesellschaft umgewandelt. Zur Gewährleistung einer engen Zusammenarbeit zwischen Leipzig und Hamburg wurde Krueger zum stellvertretenden Vorsitzenden der Fichte-Gesellschaft ernannt. Ein im Oktober 1920 gegründeter Schriftenausschuss der Fichte-Gesellschaft wurde von Krueger und Stapel gemeinsam mit Hans Gerber besetzt. Vgl. Mitteilungen der Fichte Gesellschaft von 1914, Blatt 4, o. O. 1921, S. 1.
[15] Vgl. Krueger, Okkultismus.
[16] Vgl. Stapel, Volk [1929].

bis hin zu einer Freundschaft auf familiärer Ebene. „Mit Krueger bin ich familiär befreundet", schrieb Stapel im Oktober 1929 an Kolbenheyer. „Wir haben öfter bei Kruegers in Leipzig logiert, er und seine Frau bei uns"[17]. Informationen darüber, wann genau sich Stapel und Krueger erstmals kennenlernten, gehen jedoch weder aus dem Nachlass Stapels noch jenem Kruegers hervor.

Die erste Begegnung zwischen dem Leipziger Psychologen und Kolbenheyer lässt sich hingegen eindeutig datieren. Sie fand auf dem Geraer Dichtertreffen im Juni 1931 statt, von dem bereits die Rede gewesen ist.[18] Kolbenheyer gewann auf der Tagung einen überaus positiven Eindruck von Krueger, wie er dem Psychologen im direkten Anschluss an die Tagung auch persönlich versicherte: „Wenn ich an die Geraer Tage zurückdenke, so fällt auf meine Begegnung und die Auszeichnung der Bekanntschaft mit Ihnen […] eines der hellsten Strahlenbündel"[19]. Krueger selbst hatte sich bereits einige Jahre zuvor mit Kolbenheyers *Bauhütten*-Philosophie vertraut gemacht. Sein Fazit über das Werk bezeugt einerseits das grundsätzliche Interesse Kruegers an einer stärkeren Interdisziplinarität zwischen Biologie und Psychologie, andererseits jedoch auch seine Vorbehalte gegenüber Kolbenheyers augenfälliger Neigung zu monokausalem, biologistischem Denken. In diesem Vorbehalt kam Kruegers hohes Selbstbewusstsein als einer der damals führenden Vertreter seines mittlerweile traditionsreichen Fachgebiets zum Ausdruck. Eine Annäherung zwischen Psychologie und Biologie durfte laut Krueger nicht einseitig zu Ungunsten seiner Disziplin ausfallen, sondern musste wechselseitig erfolgen. Betont freundlich, wiewohl in einer sprechenden Mischung aus affirmativer Faszination und vorsichtiger Skepsis, schrieb Krueger an Kolbenheyer im Juni 1931:

„Wie ich Ihnen schon in Gera andeutete, habe ich den ermutigenden Eindruck, daß meine und meiner nächsten Schüler wissenschaftliche Ergebnisse sich mit Ihren Einsichten vielfach treffen oder doch berühren. Wenn ich in der Bauhütte […] streckenweise den Eindruck eines noch etwas schematischen Biologismus hatte, so wird sich das, glaube ich, ausgleichen in dem Maße, in dem die Psychologie biologischer denken lernt und gleichzeitig den Anschluß an die Metaphysik wieder findet. Freilich werden die deutschen Philosophen mehr als bisher von den ordentlich erarbeiteten Befunden der Erfahrungsseelenwissenschaft, auch der experimentellen, Kenntnis nehmen müssen"[20].

„Selbstbesinnung in deutscher Not": Felix Kruegers Reaktion auf das Ende des Ersten Weltkriegs – Auf Wunsch des Senats seiner Universität hielt Krueger am 1. Juni 1919, rund vier Wochen vor der deutschen Unterzeichnung des Versailler Vertrags, im Leipziger Stadttheater eine an die von der Front zurückgekehrten Studenten und Dozenten der Universität Leipzig adressierte Rede mit dem Titel *Selbstbesinnung in deutscher Not*. In ihr postulierte Krueger, dass mit Kriegsende eine existenziell bedrohliche Ausnahme- und Krisensituation für das deutsche

[17] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 16. Oktober 1929.
[18] Vgl. die Hinweise in Kap. 3.1.2. Krueger war offenbar aufgrund seines regen, völkischem Ideengut verschriebenen volksbildnerischen Engagements als Vortragsredner eingeladen worden.
[19] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Felix Krueger, 29. Juni 1931 (Durchschlag).
[20] KAG, Felix Krueger an Erwin Guido Kolbenheyer, 23. Juni 1931.

Volk entstanden sei, die es notwendig, ja alternativlos gemacht habe, alle noch vorhandenen gesellschaftlichen Energien auf die Vertiefung und Vergegenwärtigung „deutscher Art“[21] zu konzentrieren. Nach einer einleitenden Verbreitung der Dolchstoßlegende[22] beschrieb Krueger in seinem Vortrag ein völkisch konnotiertes Gemeinschaftsbewusstsein unter deutschen Frontsoldaten, das er als dezidiert vorbildlich für die gesamte deutsche Nachkriegsgesellschaft verstanden wissen wollte.[23] Jenes Gemeinschaftsbewusstsein, so Krueger, sei in den Reihen der deutschen Soldaten gegen Kriegsende – im Angesicht der Erkenntnis eines nicht mehr realisierbaren, „sinnlich greifbaren Erfolg[s]“ des deutschen Heeres – noch zusätzlich verstärkt worden; der Glaube „an den unzerstörbaren Kern und Adel unseres Volkes“ habe die Frontsoldaten gerade damals mit der Gewissheit der „hohe[n], unverdrängliche[n] Bestimmung des deutschen Volkes“[24] erfüllt. Dieser Auffassung versuchte Krueger nicht zuletzt durch angebliche kunsthistorische Erweckungserlebnisse der an der Westfront eingesetzten deutschen Soldaten Plausibilität zu verleihen: „Bei den Vlamen [sic!] bis tief hinein ins nördliche Frankreich, wer hätte nicht mit Inbrunst die Schöpfungen germanischer Kunst betrachtet, mit Wehmut und völkischer Scham die Reste germanischer Sitte und Art?“[25] Im Kern dienten solche Stilisierungen dazu, die Auflösungserscheinungen im deutschen Heer nach der gescheiterten „Michael-Offensive“ im Frühjahr 1918 zu kaschieren[26], die aufgrund der eklatanten materiellen Unterlegenheit und Mangelversorgung der deutschen Truppen erklärbar und menschlich verständlich waren. Sie passten jedoch nicht in das Bild des „im Felde unbesiegten“ Heeres, wie es bereits unmittelbar nach Kriegsende in der deutschen Öffentlichkeit kolportiert wurde.[27]

Zur Erklärung der Kriegsniederlage rekurrierte Krueger indes nicht nur auf die Dolchstoßlegende. Zugleich behauptete und bemängelte er unzureichende „*geistige Voraussetzungen*“ für einen deutschen Sieg im Ersten Weltkrieg. Er verwies dabei zunächst auf die in seinen Augen unzureichende Sensibilität der Reichsdeutschen vor 1918 für die Belange und Probleme der „Auslandsdeutschen“. Gerade intellektuelle Eliten („Mitbürger, die zur Führung berufen schienen“) hätten im

[21] Krueger, Selbstbesinnung, S. 16.

[22] Krueger verwies auf „Daheimgebliebene“, die „Verweichlichten des Etappendienstes“, die „Drückeberger“ und die „unreifsten unter den Arbeitern“, die „in der Stunde höchster vaterländischer Not“ einen „Vernichtungskampf gegen alle Ordnungen des Staates“ eröffnet und sich „weltentrückte[n] Ideologien“ hingegeben hätten. Hierdurch seien die „noch Achtung gebietenden“ deutschen Waffen „zerbrochen oder verschleudert“ worden. Diese Entwicklung habe einen „entwürdigend[en]“ Waffenstillstand nach sich gezogen (ebd., S. 5). Die falschen Grundannahmen und verheerenden gesellschaftlichen Auswirkung der Dolchstoßlegende sind von der Forschung anschaulich gezeigt worden. Vgl. Deist, Zusammenbruch; Barth, Dolchstoßlegende.

[23] Zur Virulenz der Projektion einer pauschalisierten Soldatenerfahrung auf die deutsche und französische Nachkriegsgesellschaft vgl. Kretschmann, Frontgemeinschaft.

[24] Krueger, Selbstbesinnung, S. 6f.

[25] Ebd., S. 7.

[26] Vgl. Deist, Zusammenbruch; Ders., Militärstreik.

[27] Vgl. Sammet, Deutschland, bes. S. 67–71.

Kaiserreich wissenschaftlichen Arbeiten mit „einem nichtverstehenden Lächeln" bedacht, die „auf die Erhaltung eigenwertiger Kulturen" drängten und die „unterdrückte[n] Stammesbrüder"[28] jenseits der Reichsgrenzen thematisierten. Die daraus resultierenden Wissensmängel hätten dann im Krieg dazu geführt, dass alle territorialen Annexionsmodelle auf „rein militärischen oder rein wirtschaftlichen Berechnungen" basierten, nicht aber auf einem tieferen Verständnis des deutschen Volkslebens außerhalb der Reichsgrenzen. Zu den ungünstigen geistigen Voraussetzungen für einen deutschen Sieg rechnete Krueger darüber hinaus eine zu große Affinität der „glaubenshungrigen Deutschen" für die von der gegnerischen Propaganda beschworenen „Menschheitsideale" – habe diese Leichtgläubigkeit doch dazu geführt, dass die Deutschen noch in ihrem „Unglück und ihre[r] nationale[n] Schande […] einen erlösenden, die ganze Menschheit umspannenden Sinn"[29] erkannt hätten.

Indes versuchte Krueger, ähnlich wie Kolbenheyer[30], aus der deutschen Kriegsniederlage auch positive Folgewirkungen abzuleiten und mit Blick auf die Zukunft der Deutschen für größeren Optimismus zu werben. So betrachtete er den Krieg nicht nur als verheerenden Aderlass seines Volks, sondern deutete ihn zugleich – in einer prekären Vermengung psychologischer und sozialdarwinistischer Terminologie – als einen Katalysator der Selektion von Lebenswürdigem und -unwürdigem im deutschen Seelenleben:

„Wertvollstes blieb aufbewahrt in den Besten der Ueberlebenden. Es ist nicht auszusagen, wie viel wir für immer verloren haben: desto mehr müssen wir unsere Kräfte spannen, alle unsere Kräfte, um Neues, Dauerhaftes hervorzubringen. Wer errechnet die Grenzen der Seelenkraft, wer begrenzt die schöpferischen Möglichkeiten eines germanischen Volkes? Die Formen unseres Daseins vor dem Kriege […] waren nur zum Teil erhaltungswürdig. Der Krieg, dieser erbarmungslose Prüfer, hat alles Unserige ans Licht gezogen, und vieles daran wurde zu leicht befunden. […] Rüsten wir uns mit jenem langen, geduldigen Willen, der treu sich selbst und ehrfürchtig vor den Ahnen noch den ungeborenen Geschlechtern sich verpflichtet weiß"[31].

Zum Abschluss seiner Rede rückte Krueger dann die Akademikerschaft direkt in den Fokus. Die „*Erhaltung des deutschen Geistes*" als wichtigste Voraussetzung zur „*Selbsterhaltung*" des Volks postulierend, wies er den Universitäten eine zentrale Bedeutung in der Nachkriegsordnung zu. Um ihrer Aufgabe und Verantwortung gerecht zu werden, forderte Krueger die Wissenschaftler dazu auf, ihr im Kaiserreich kultiviertes, bloß inselhaftes Experten- und Spezialistentum zu überwinden und stattdessen nach einer „organischen Einheit des wissenschaftlichen Lebens" zu streben, ohne dabei jedoch „das Ideal der Gründlichkeit zu opfern"[32]. Auch sah Krueger die Universitäten vor die Pflicht gestellt, dem „*Bildungsstreben* der Nichtakademiker" noch „verständnisvoller" und „ausgiebiger" als in der Vergangenheit entgegenzukommen. Dieser „*Dienst am Volke*" konnte nach seiner Über-

[28] Krueger, Selbstbesinnung, S. 8 (Herv. i. Orig.).
[29] Ebd. Krueger gab zudem an, dass es an einer „zureichenden Organisation" der „geistigen Lebensbedürfnisse" der Fronttruppen gemangelt habe (ebd., S. 8 f.).
[30] Vgl. die Hinweise zu Kolbenheyers Broschüre *Wem bleibt der Sieg?* (1919) in Kap. 2.2.1.
[31] Krueger, Selbstbesinnung, S. 12.
[32] Ebd. (Herv. i. Orig.).

zeugung jedoch nur in einem spezifisch „deutsche[n] Sinne“ geleistet werden. In erster Linie sollte das „starke“ und vermeintlich „wissenschaftlich begründete Bewußtsein“ von der „Eigenart“ des deutschen Volks und „dem unverletzlichen Wert“ seiner „schöpferischen Kräfte“[33] gepflegt werden. Krueger leitete aus der 1918/19 entstandenen gesellschaftlichen Ausnahmesituation also die Verpflichtung der Universitäten ab, ihre traditionelle „weltweite Offenheit für alles Fremde, das fruchtbar ist“, zurückzustellen und stattdessen den Fokus auf das die spezifische deutsche „Artung“ zu richten:

„Zur Stunde aber gilt es Deutschland herauszureißen aus tiefer Not. Das kann nur durch gesammelte geistige Arbeit gelingen. Alle geistigen Kräfte der Nation müssen gegliedert zusammenwirken zu diesem heiligen Ziel. Ernst, gründliche *Selbstbesinnung* ist jetzt von jedem einzelnen gefordert. Unsere Rettung kann, heute wie vor hundert Jahren, uns nur erwachsen aus dem sittlich gefestigten, tatbereiten Gefühle für deutsche Art“[34].

Über die öffentliche Wirkung der Rede Kruegers sind wir kaum unterrichtet. Dafür, dass der Vortrag mindestens seitens seiner Kollegen auf positive Resonanz stieß, spricht jedoch ein im Nachlass Kruegers erhaltenes Schreiben des Extraordinarius für Philosophie an der Universität Leipzig Friedrich Lipsius (1873–1934) hin, der im Juli 1919 betonte, Kruegers Worte hätten auch ihm als „Nicht-Kriegsteilnehmer, eine wirkliche innere Erhebung im Leide der Gegenwart“[35] bereitet. Ähnlich scheint dies Kruegers Amtsvorgänger Wilhelm Wundt gesehen zu haben: 1939 jedenfalls berichtete Krueger, dass Wundt nach der Lektüre der Rede – sie wurde rasch als Broschüre veröffentlicht – an ihn herangetreten sei und geäußert habe, seine Professur sei offensichtlich „dem rechten Mann“[36] übertragen worden.

Zur Vortragstätigkeit Kruegers während der Weimarer Republik – Der Leipziger Rede schloss sich in der Weimarer Republik eine Vielzahl weiterer öffentlicher Vorträge Kruegers an. Eine Auflistung dieser Reden ist in der Festschrift *Ganzheit und Struktur* überliefert, die 1934 anlässlich des 60. Geburtstags Kruegers erschien.[37] Die Liste wartet mit einer Vielzahl von Themen auf, die im hier interessierenden Argumentationszusammenhang einschlägig sind. So referierte Krueger bereits im Oktober und November 1918 an den Universitäten Jena und Leipzig zum Thema „Über den deutschen Geist“. Im Publikum saß damals auch der seinerzeit bekannte Leipziger Männerchor-Komponist und Schriftleiter der *Deutsche Sängerbundeszeitung* Gustav Wohlgemuth (1863–1937), der es sich nach

[33] Ebd., S. 14 f. (Herv. i. Orig.).
[34] Ebd., S. 15 f. (Herv. i. Orig.).
[35] UAL, NA Krueger 14, Brief 80: Friedrich Lipsius an Felix Krueger, 4. Juli 1919.
[36] Vgl. Krueger, Klemm, S. 283.
[37] Vgl. Klemm/Volkelt/Dürckheim-Montmartin (Hg.), Ganzheit, S. 130–134. In dem vom Universitätsarchiv Leipzig aufbewahrten Nachlass Kruegers finden sich leider nur wenige Aufzeichnungen, die über dessen Vortragstätigkeit nähere Auskunft bieten. Einige handschriftliche Notizen haben sich erhalten, die jedoch kaum zu entziffern sind und zudem oftmals keinen Titel tragen, sodass unklar bleibt, auf welche Veranstaltungen sich die jeweiligen Notizen beziehen.

Eigenaussage als „deutsch empfindender Mann“ nicht hatte „versagen“ können, der Rede beizuwohnen. Wohlgemuth hob hervor, dass ihn Kruegers Vortrag „wahrhaft aufgerichtet“ habe, und gab seiner Hoffnung Ausdruck, Kruegers Worte mögen „mit Hammerschlägen an die Millionen deutscher Herzen pochen […], die jetzt in banger Sorge der Zukunft entgegensehen.“[38] Neben diesem Vortrag sind noch besonders zu nennen: „Ferienkurse“ der Universität Marburg im August 1922, zu denen Krueger eine Ansprache über „Deutsches Volkstum und Weltanschauung“ beisteuerte; eine Rede über „Deutsche Volkserziehung“ anlässlich der Eröffnung einer Ortsgruppe der Fichte-Gesellschaft in Halle im Dezember 1924; ein Vortrag über „Erziehung zu deutscher Art“ im Oktober 1926 vor Mitgliedern des Neuen Sächsischen Lehrervereins in Chemnitz.

Im Februar 1930 referierte Krueger dann auch vor dem NS-Lehrerbund in Leipzig zum Thema „Geist der Familie und das Volk“. Mit der NS-Bewegung kam Krueger überdies durch eine Mitgliedschaft in Alfred Rosenbergs Kampfbund für deutsche Kultur (KfdK) in Berührung.[39] Für Mai 1932 ist ein weiterer Vortrag im NSDStB belegt, der Krueger am 23. Mai 1932 für eine „gegen Versailles“ einberufene „Kundgebung in der Wandelhalle der Universität“ einlud.[40] Vor diesem Hintergrund wird die nach dem jähen Ende seiner akademischen Karriere im März 1938 getätigte Äußerung Kruegers durchaus plausibel, das Leipziger Institut für experimentelle Psychologie sei unter seiner Leitung in den Ruf geraten, eine „völkische Zelle“[41] zu sein. Dabei blieben die Vorträge Kruegers freilich nicht ausschließlich auf einschlägige nationalistische Etablissements und Organisationen beschränkt. So hielt er im März und Dezember 1931 zwei Vorträge im Dessauer Bauhaus, zunächst „Über seelische Strukturen“, dann über „Die menschliche Arbeit“[42].

Von Interesse ist überdies Kruegers Engagement bei dem vom 15. bis 19. April 1925 veranstalteten „Zweiten Deutschen Akademikertag“ in Elberfeld. Organisiert

[38] UAL, NA Krueger 14, Brief 149: Gustav Wohlgemuth an Felix Krueger, 5. November 1918.

[39] Vgl. Tilitzki, Universitätsphilosophie, S. 522.

[40] Vgl. Krueger, Klemm, S. 287. Die Veranstaltung war nach der Darstellung Kruegers „eine rechte Feierstunde“, zu der er „von besonders kräftig gewachsenen jungen Kommilitonen […] zwischen zwei Wällen unfreundlich Dreinschauender durchgeleitet“ worden sei.

[41] Krueger, Klemm, S. 289. Der Althistoriker Helmut Berve (1896–1979) hatte diesen Aspekt schon im August 1934 anlässlich Kruegers 60. Geburtstag aufgegriffen. Als damaliger Dekan der Philosophischen Fakultät betonte Berve, ein offizielles Glückwunschschreiben habe – entgegen der sonstigen Gepflogenheiten der Fakultät – im Fall Kruegers seine Berechtigung, da sich Krueger „in den Jahren des nationalen Tiefstandes“ viele Verdienste „zur Pflege des deutschen Volkstums und zur Aufrechterhaltung deutscher Gesinnung“ erworben habe, um „die Wiederauferstehung des deutschen Volkes“ und damit die „nationalsozialistische Revolution“ vorzubereiten. Vgl. UAL, Personalakte Felix Krueger (PA 664), Bl. 64. Zur Person Helmut Berves vgl. Christ, Reichsgedanke.

[42] Vgl. Klemm/Volkelt/Dürckheim-Montmartin (Hg.), Ganzheit, S. 131. Bei einem der Vorträge, so erzählte Krueger später, habe der berühmte Luftfahrt-Pionier Hugo Junkers (1859–1935) erstmalig das *Bauhaus* betreten, um an die anwesende „international gemischte und politisch radikale Künstlerschar“ zu appellieren, dass Kruegers „Klarstellung der inneren Kräfte“ höhere Bedeutung zuzumessen sei als allen technischen Detailfragen ihrer Profession. Vgl. Krueger, Klemm, S. 288 f.

wurde er durch die 1923 gegründete Arbeitsgemeinschaft der völkischen Akademikerverbände des deutschen Sprachgebietes, später umbenannt zu Verband Deutscher Akademiker.[43] Den ersten „Deutschen Akademikertag“ hatte die Arbeitsgemeinschaft im April 1924 in Potsdam veranstaltet – offenbar nach dem Vorbild der allgemeinen „Deutschen Tage“, wie sie der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund seit 1920 zur Sammlung der heterogenen völkischen Szene veranstaltete.[44] Zum ersten „Deutschen Akademikertag“ war auch Wilhelm Stapel als Referent geladen worden, der zum Thema „Entwicklung des deutschen Volkstums“ vortrug.[45] Während der Potsdamer Tagung wurden fünf „Grundsätze“ beschlossen, die das ideologische Grundgerüst der *Arbeitsgemeinschaft* erstmalig absteckten. Demnach sollten das Recht auf staatliche Selbstbestimmung aller Deutschen (einschließlich aller „Auslandsdeutschen“) gestärkt (I) und die „Wehrhaftigkeit aller Deutschen“ sowie der „Schutz des deutschen Volkstums“ soweit „die deutsche Zunge klingt“ (II) gefördert werden. Des Weiteren wollte man jede künftige „politische, wirtschaftliche und kulturelle Arbeit“ auf den „Gemeinschaftsgedanken“ gründen – unter Ablehnung des „Individualismus mit allen seinen Folgerungen“ (III). Die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft erhoben darüber hinaus den Anspruch, „deutsche Führer für unser Volk im Staat, in Wirtschaft, in Kunst- und Schrifttum, vor allem in der Volkserziehung“ sein zu wollen (IV), und betonten die Bedeutung der Erziehung der „charaktervolle[n] christliche[n] Persönlichkeit“ durch eine „Erneuerungsbewegung des deutschen Volkes“ (V).[46] Als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft amtierte Karl Hoppmann (1888–1968), einer der „‚Chefideologen‘ und Vielschreiber“[47] aus den Reihen der Deutschen Burschenschaft. Überhaupt waren die „führenden Positionen“ der Arbeitsge-

[43] Die Erforschung dieser Vereinigung ist ein Desiderat. Für Informationen zu ihrer Gründung vgl. Bericht über den Ersten Deutschen Akademiker-Tag. Potsdam 11. bis 14. April 1924, hg. v. Altherrenschaft des Deutschen Hochschulrings, Greifswald 1924. Demnach hatten sich in Karlsbad der Deutsche Akademikerverband Böhmen, der Deutsche Hochschulring und seine Altherrenschaft sowie die Vaterländische Vereinigung Alter Akademiker des Wuppertals, der Verband deutschvölkischer Akademiker für Mähren und Schlesien, der Zentralverband auslanddeutscher Studierender und der Bund Deutscher Hochschüler Rumäniens zusammengeschlossen. Der Beitritt weiterer Verbände wurde unter der Voraussetzung begrüßt, dass sie „nur aus Mitgliedern deutscher Abstammung“ bestanden und „volksschädliche Einflüsse“ (S. 5) ausgeschlossen werden konnten.

[44] Bis zum ersten „Deutschen Akademikertag“ in Potsdam waren insgesamt fünf „Deutsche Tage“ organisiert worden: In Weimar vom 1.–3. Oktober 1920, in Detmold vom 14.–17. Oktober 1921, in Coburg vom 14.–15. Oktober 1922, in Nürnberg vom 1.–2. September 1923 sowie in Bayreuth am 30. September 1923. Vgl. Lohalm, Radikalismus, passim. Ergänzend: Schramm, Tag.

[45] Neben Stapel sprach der Wiener Ordinarius für Nationalökonomie und Gesellschaftslehre, Othmar Spann (1878–1950), über „Kritik der Demokratie und der wahre Staat“, der Königsberger Theologieprofessor Erich Seeberg (1888–1945) über „Die Bildungshöhe des Akademikers und ihre Pflichten“ sowie der Initiator des Berliner Hochschulrings deutscher Art, Otto de la Chevallerie (1894–1972), über „Völkische Akademikerbewegung“.

[46] Vgl. Bericht über den Ersten Deutschen Akademiker-Tag. Potsdam 11. bis 14. April 1924, hg. v. Altherrenschaft des Deutschen Hochschulrings, Greifswald 1924, S. 11.

[47] Ströle-Bühler, Antisemitismus, S. 57.

meinschaft „von alten Burschenschaftern besetzt“[48]. Hoppmann – der 1931 mit dem vor willkürlichen Statistiken berstenden Pamphlet *Über den Stand der Verjudung der akademischen Berufe* an die Öffentlichkeit trat[49] – bezeichnete es als das „gemeinsame Ziel aller Einheiten“ seiner Organisation, das „Bewußtsein blutsmäßiger Zusammengehörigkeit unter den deutschen Akademikern der Welt“[50] zu stärken.

War die Arbeitsgemeinschaft zum Zeitpunkt der Potsdamer Tagung noch eine marginale Randerscheinung des akademischen Lebens gewesen, so stellte sich 1925 beim „Zweiten Deutschen Akademikertag“ in Elberfeld mit rund 6000 Teilnehmern ein bemerkenswerter Erfolg ein.[51] Auf der fünftägigen Veranstaltung wurden insgesamt neun Ausschüsse gebildet, die sich den Themen „Leibesübungen und Wehrhaftmachung“, „Bildungswesen“, „Kultur und Kunst“, „Rassenfragen“, „Soziale Frage“, „Akademisches Berufsständetum“, „Grenz- und Auslanddeutschtum“ und „Völkische Pressefragen“ widmeten. Hinzu kam ein „Ausschuss für Organisation und Einheitszeitung“.[52]

Felix Krueger übernahm die Leitung des fünften Ausschusses („Soziale Frage“). Sein Engagement in Elberfeld belegt dabei nicht nur erneut eine grundsätzliche Affinität zur völkischen Bewegung, sondern zugleich Kruegers genuine Überzeugung „von der Notwendigkeit konkreter sozialpolitischer Reformen“[53]. In diesem Sinne warnte er in seinem Abschlussbericht über die Ergebnisse seines Ausschusses vor der Vollversammlung des „Akademikertags“ vor jedem „Sichabspaltenwollen von der Volksgemeinschaft“. Stattdessen rückte Krueger den „Gedanke[n] des Dienstes“[54] in den Fokus und prononcierte die „völkische Verantwortung“ der deutschen Akademiker. Diese sollten aktiver am außeruniversitären Leben Anteil nehmen, um sich auf diesem Weg zu wirklich „sozialen Menschen zu erziehen“. Für besonders bedeutsam hielt es Krueger, auf eine „ständische Durchgliederung des Volksganzen“ hinzuwirken, das „blöde Prinzip der Masse [und] der Mehrheit“[55] hingegen zu überwinden. Ferner sollte das „gesamte soziale Bemühen“ der deutschen Akademiker „auf dem Grunde christlicher, völkischer und sozialer Gesinnung erwachsen“; sie hätten sich „einzuordnen in den Gemeinschaftsdienst am großdeutschen Volkstum“[56]. In seinen Ausführungen knüpfte Krueger zu-

[48] Leisen, Ausbreitung, S. 110.
[49] Die Schrift wurde 1934 in der vom Rassenpolitischen Amt der NSDAP herausgegebenen Broschüre *Warum Arierparagraph?* als sogenanntes Beweismaterial herangezogen. Vgl. Schulz/Frercks, Arierparagraph, S. 42. Zum Prozentsatz jüdischer Studierender in Relation zum Anteil an der Gesamtbevölkerung: Titze, Hochschulstudium, S. 226f.
[50] Hoppmann, Verband, S. 572.
[51] Vgl. Volk in Not! Ein Weck- und Mahnruf der Arbeitsgemeinschaft der Völkischen Akademiker-Verbände des Deutschen Sprachgebietes, o. O. [2]1925, S. 7.
[52] Zu den ausführlichen Berichten über die Ergebnisse der jeweiligen Ausschüsse vgl. ebd., S. 17–67. Als „Einheitszeitung“ lief in der Folgezeit die aus der *Deutschen Hochschulzeitung* hervorgegangene *Deutsche Akademiker-Zeitung* (1925–1941).
[53] Tilitzki, Universitätsphilosophie, S. 529.
[54] Volk in Not!, S. 36f.
[55] Ebd., S. 38.
[56] Ebd., S. 41f.

gleich an Denkmuster der Eugenik an: „Krüppel“ und „Idioten“ schloss er ausdrücklich aus der „Wohlfahrt des Volksganzen“ aus, auf die er die deutschen Akademiker verpflichten wollte.[57] Durch eine für das Jahr 1935 belegte Äußerung wird diese Neigung bestätigt[58], näher schriftlich ausgeführt hat Krueger diese Thematik jedoch nie.

Kruegers Haltung im „Dritten Reich“ – Kruegers Denken stand nach 1933 in einem Spannungsverhältnis zwischen der grundsätzlichen Befürwortung der neuen politischen Ordnung und der genuinen Sorge um die Erhaltung und Pflege wissenschaftlicher Standards an den deutschen Universitäten. Anschaulich geht dies aus der Antrittsrede Kruegers bei der Übernahme des Rektorenpostens der Universität Leipzig im April 1935 hervor, die er dem Thema „Seelisches Sein und nationale Formwerdung“ widmete. Einem Bericht der *Leipziger Tageszeitung* vom 9. April 1935 zufolge bestand Kruegers „erste Handlung“ bei der Antrittsrede darin, einen „*Heilruf* auf das Volk und den Führer“ anzubringen. Den Inhalt der Rede fasste das Blatt wie folgt zusammen:

„Es war eine weitgespannte und jeden Anteilnehmenden innerlich aufschließende Lebensschau aus dem Schaffensgeiste des weithin wirkenden fruchtbaren Leipziger psychologischen Forschungskreises – mit wahrhaft verpflichtender Zielrichtung auf die Vervollkommnung unseres seelischen und volklichen Daseins und Werdens. […] Die bereichernde Rede gipfelte in den Erkenntnissen, daß wir alle als von wahrem Werde-Willen Erfüllte einen wesenhaften Zusammenhang aller Erscheinungen und Erlebnisse in einem *Überdauernden*, unendlich *Ganzen* erstreben und finden müssten und daß *Volkstum* und *Reich* die im vergehenden irdischen Sein am zuverlässigsten bestehenden sinnbildlichen *Hochgestalten* des *Ewigen* sind“[59]

Krueger begnügte sich jedoch nicht mit einem reinen Loblied auf den Nationalsozialismus. Er forderte zugleich die Rückkehr zur universitären Normalität ein, wie einem Artikel der *Leipziger Neuesten Nachrichten* zu entnehmen ist, der ebenfalls am 9. April 1935 erschien. Krueger hob demnach im Besonderen die „Notwendigkeit“ hervor, dass die „studentische Jugend“ nach ihrem „vorbildlichen politischen Einsatz“ während der nationalsozialistischen Revolution wieder zu „wissenschaftlicher Leistung“ zurückfinden müsse; in keinem Fall dürfe die Tradition der „deutschen Weltgeltung“[60] in der Wissenschaft einem banalen, unreflektierten Anti-Intellektualismus geopfert werden. Auch um eine Trivialisierung seiner eigenen Forschungen war Krueger besorgt, insbesondere seiner „Ganzheitspsychologie“. So warnte er 1935 mit Blick auf die weitere Entwicklung der

[57] Ebd., S. 39 f.

[58] „Des Staates Wehr und Gerichtsbarkeit können der Härte nicht entbehren. Herrisch fordert er Opfer des Eigenwillens und sogar des Lebens, wie sich allerwegen einem Ganzen, das Bestand haben will, noch seine edelsten Teile zu fügen haben. Den Menschen ist gegeben, daß sie erkennen können, was an ihrem Dasein unganz, das heißt lebenswidrig und formungsfeindlich ist. Sie bringen das Opfer ihrer Fehlsamkeit, indem sie mit Bewußtsein ihrem Staat gehorchen und freiwillig geordnete Gewalt über sich anerkennen“. Zitiert nach: Harrington, Suche, S. 332.

[59] Leipziger Tageszeitung [für nationalsozialistische Politik, Kultur und Wirtschaft], 9. April 1935. Zitiert nach: UAL, Personalakten PA 664, Bl. 69 (Herv. i. Orig.).

[60] Leipziger Neueste Nachrichten, 9. April 1935. Zitiert nach: UAL, Personalakten PA 664, Bl. 70.

Psychologie als Wissenschaft, dass die ganze „Familie […] der schwierig zu deutenden Wörter", die „mit ‚ganz' zusammenhängen", infolge einer unreflektierten Verwendung des Begriffs „Volksgemeinschaft" Gefahr laufe, ins bloß „Gemeinplätzliche" zu „entart[en]"[61].

Parallel dazu kam Krueger jedoch den hochschulpolitischen und rassetheoretischen Vorstellungen der Nationalsozialisten entgegen, indem er betonte, dass jedes „Streben nach Wahrheit immer rassische und völkische Wurzeln"[62] besitzen müsse. Diese Anlehnung an eine rassenbiologisch konnotierte Erkenntnistheorie erinnert an Prämissen aus Kolbenheyers Philosophie der *Bauhütte*[63] und war im Falle Kruegers mehr als ein bloßes Lippenbekenntnis: Wohl blieb „Rasse" für Krueger ein in erster Linie psychologischer, „primär als Geist, Seele oder ‚Gestalt'"[64] verstandener Begriff – seine Vorbehalte gegen ein monokausal biologistisches Denken ohne geisteswissenschaftliche Korrektive legte der Psychologe keineswegs ab. Gleichwohl forderte er 1935 in seiner Funktion als Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychologie sein Fachpublikum unmissverständlich zu einer stärkeren Integration eines erbbiologisch verstandenen Rassebegriffs als analytische Kategorie auf.

„Dabei wird es bleiben: Wo immer wir in der Erfahrung Menschliches vorfinden, erweist es sich als mitbedingt durch die übrige ‚Natur', insonderheit als erdgebunden und zu allermeist als leibverhaftet; […] Von den Zusammenhängen des Menschen mit der Natur werden jetzt aus guten Gründen jene Erbfaktoren auf das stärkste berücksichtigt, die – allzu lange vernachlässigt – in dem Begriff ‚Rasse' einen greifbaren Kern ausmachen"[65].

Vereinzelt argumentierte Krueger freilich schon vor 1933 mit der Kategorie „Rasse". In einem Artikel der *Blätter für deutsche Philosophie* aus dem Jahr 1932 warnte er etwa davor, dass das „Abendland […] dem Chaos anheimfallen" und „minder edle Rassen die Oberhand gewinnen" würden, falls nicht einer seinem ganzheitlichen Denken entsprechenden „Reformation die Bahn frei" gemacht werde.[66] Nach der NS-„Machtergreifung" wollte Krueger daher auch „keinen Zweifel" aufkommen lassen, dass „die praktische Rassenpflege auf dem rechten Wege" sei, wenn sie „mit allen zweckdienlichen Mitteln" danach strebe, die „als ‚nordisch' bestimmbaren" Vererbungsmerkmale zu „verstärken", hätten sich diese doch „als besonders lebenstüchtig und für das Kulturschaffen als am meisten förderlich"[67]

[61] Krueger, Psychologie, S. 27. Bei diesem Text handelte es sich um eine erheblich erweiterte Fassung der Ausführungen Kruegers auf dem 14. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, der im Mai 1934 in Tübingen stattgefunden hatte.

[62] Leipziger Neueste Nachrichten, 9. April 1935 (zitiert nach: UAL, Personalakten PA 664, Bl. 70).

[63] Vgl. Kap. 3.3.1.

[64] Breuer, Völkischen, S. 9.

[65] Krueger, Psychologie, S. 13.

[66] Ders., Problem, S. 138f.

[67] Ders., Psychologie, S. 13f. Die Vorstellung, die „nordische" Rasse besitze vor allen anderen Rassen besonders kulturschöpferische Anlagen, war ein von der völkischen Bewegung des wilhelminischen Kaiserreichs popularisiertes Ideologem, das während der Weimarer Republik insbesondere durch die Schriften Hans F. K. Günthers einem breiteren Publikum vermittelt wurde. Aus seinen „rassenkundlichen" Studien hatte Günther seit den frühen 1920er Jah-

erwiesen. Die Rassenforschung sollte jedoch künftig andere Faktoren und Perspektiven noch stärker mitberücksichtigen und einkalkulieren, insbesondere das „durch ein *Gemeinschaftsleben* bedingt[e]“ und historisch gewachsene „*Seelentum*“[68] der Deutschen. Um die „Wissenschaft der menschlichen Seele“, als deren führender Vertreter er sich verstand, gegenüber der Biologie nicht gänzlich ins Hintertreffen geraten zu lassen, stellte Krueger heraus, dass die „Erbmasse eines Volkes“ zwar „dem Zufall oder willkürlichen Eingriffen entzogen“ sei, jedoch stets „von psychischen Anlagen durchsetzt“[69] werde. Zugleich sprach er sich dagegen aus, „Lebenseinheiten von rassisch geprägter Form“, die von der eigenen abwichen, allein aufgrund dieses Abweichens anzufeinden. Unter den fremden Formen, so Krueger, gebe es „gewiß viele“, die „erhaltungswürdig“ seien. Die Existenz nicht erhaltungswürdiger „rassischer Lebenseinheiten“ ließ diese Äußerung allerdings ausdrücklich offen, mit allen damit verbundenen prekären Implikationen.

## 4.2 Andreas Thomsen und „Der Völker Vergehen und Werden“

> *Gibt es für einen weitschauenden Politiker eine schönere und zugleich wichtigere Aufgabe, als die Natur daran zu hindern, die von ihr geschaffenen Edelvölker wieder untergehen zu lassen, selber aber gleichzeitig neue heranzuzüchten, die langlebiger und vielleicht auch glücklicher und beglückender sind als die von der Natur geschaffenen, wildgewachsenen?*[70]

Zum Werdegang Thomsens und seiner Beziehung zu Hans Grimm – Man mag sich an Thilo Sarrazin erinnert fühlen. Ebenso wie vor 2010 kaum jemand von dem langjährigen Mitarbeiter des Bundesfinanzministeriums und Ex-Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank mit der Veröffentlichung des Pamphlets *Deutschland schafft sich ab*[71] rechnete, dürfte sich auch im Jahr 1925 mancher verwundert die Augen gerieben haben, als Andreas Thomsen (1863–1948) mit der Broschüre *Der Völker Vergehen und Werden. Grundlage einer allgemeinen Völkerpolitik* an die Öffentlichkeit trat.[72] Dem eigentlichen Fachgebiet des damals kurz

ren ein „unvergleichlich“ häufigeres „Auftreten schöpferischer“ und „hervorragender“ Menschen in der „nordischen Rasse“ postuliert und unter anderem daraus spezifische Vorrechte abgeleitet. Günther hing dabei jedoch nicht dem Glauben an, dass sich die deutsche Bevölkerung im Lauf ihrer Geschichte rein oder auch nur vorwiegend „nordisch“ erhalten habe. Stattdessen schätzte er den Anteil „rein nordisch“ verbliebener Menschen an der deutschen Bevölkerung lediglich auf 6–8%. Vgl. Günther, Rassenkunde, S. 152, 208.

[68] Krueger, Psychologie, S. 14 (Herv. i. Orig.).

[69] Ebd., S. 13.

[70] Leitsatz in: Thomsen, Völker.

[71] Hierzu: Hentges, Racism; Werner, Sarrazin.

[72] Bestenfalls Insider konnten dies kommen sehen. Zwar hatte Thomsen 1922 in einer kurzen Broschüre bereits Überlegungen zum *Aussterben der modernen Kulturvölker* angestellt, diese

vor der Emeritierung stehenden Strafrechtsprofessors lag diese Thematik jedenfalls denkbar fern. Thomsen, am 1. Juni 1863 in Hannover geboren, hatte an den Universitäten Freiburg, Göttingen, Leipzig und Lausanne Rechtswissenschaften studiert. Seiner Promotion an der Universität Göttingen im Jahr 1886 schloss sich ein Studium der Mathematik und Physik an, ehe Thomsen sich 1893 schließlich an der Universität Kiel für Strafrecht habilitierte. Anschließend war er in Kiel als Privatdozent tätig. Im Oktober 1902 wurde Thomsen zum Extraordinarius für Strafrecht, Strafprozeß-, Zivilprozeß- und Kirchenrecht in Münster berufen.[73]

Während des Ersten Weltkriegs leistete Thomsen freiwillige Kriegshilfe und unterzeichnete im Oktober 1914 die *Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches*. Ihr zufolge war das „Heil" der „ganze[n] Kultur Europas" von dem „Siege" abhängig, „den der deutsche ‚Militarismus' erkämpfen" würde, „die Manneszucht, die Treue, der Opfermut des einträchtigen freien Volkes"[74]. Im Oktober 1917 gehörte Thomsen zudem zu den Trägern jener „Vaterländischen Kundgebung" gegen die Friedensresolution des Deutschen Reichstags vom 19. Juli 1917, aus der die Deutsche Vaterlandspartei hervorging. Ob Thomsen zugleich Mitglied dieser Partei wurde, ist ungewiss.[75] 1919 wurde Thomsens Stelle an der Universität Münster „in ein etatsmäßiges Extraordinariat umgewandelt"[76]. Ein Antrag „auf Ernennung zum persönlichen Ordinarius" blieb hingegen erfolglos, da dem Ministerium Thomsens „bisherige wissenschaftlichen Leistungen" zu diesem Schritt „nicht ausgereicht"[77] hatten. Im September 1928 wurde Thomsen emeritiert, führte seine Lehrtätigkeit an der Universität Münster jedoch für acht weitere Jahre fort.[78] Nähere Informationen zum Lebensweg Thomsens im „Dritten Reich" ließen sich nicht erheben. Es darf jedoch vermutet werden, dass der in seinem achten Lebensjahrzehnt stehende Emeritus öffentlich kaum mehr in Erscheinung trat. Nach seinem Tod im Frühjahr 1948 wurde Thomsen in der Entscheidung um die Pensionsbezüge seiner Witwe posthum für „völlig unbelastet" erklärt.[79]

Wie aber kam der kurzfristige Kontakt zwischen dem Strafrechtslehrer und Hans Grimm im Winter 1928/29 zustande? Die Initiative ging von Thomsen aus. Wie bei so vielen anderen war auch für seine Entscheidung, den Kontakt mit dem Dichter zu suchen, die Lektüre von *Volk ohne Raum* ausschlaggebend gewesen;

Schrift ist heute in den deutschen Bibliothekskatalogen jedoch eine wahre Rarität. Daher ist hier von einer minimalen Resonanz auszugehen. Außerdem war Thomsen als Vorsitzender des westfälischen Provinzialverbands des 1922 gegründeten *Reichsbundes der Kinderreichen Deutschlands* (vgl. Thomsen, Völker, S. 42. Ebd. auch die von Thomsen verfassten Leitsätze des Bundes) hervorgetreten, dessen rassehygienischer Einschlag bereits in der Forschung skizziert worden ist. Vgl. Stephenson, Reichsbund.

[73] Vgl. Steveling, Juristen, S. 122. Ebd. auch die Vermutung Stevelings, dass Andreas Thomsen „(vermutlich) der Sohn des L[and]G[ericht]-Direktors Thomsen" war.

[74] Vgl. den Abdruck der *Erklärung* in Böhme (Hg.), Aufrufe, S. 49f.

[75] Vgl. Steveling, Juristen, S. 153, 159, 161.

[76] Dies., Geschichte, S. 534.

[77] Dies., Juristen, S. 278, Anm. 130.

[78] Vgl. ebd., S. 261.

[79] Ebd., S. 576.

offenbar hatte der frisch emeritierte Strafrechtler nun endlich Zeit für die umfangreiche Lektüre gefunden. Da Thomsen in dem Autor des Romans nicht ohne Grund eine weltanschaulich verwandte Seele erkannte, fügte er seinem ersten Brief an Grimm vom 27. Dezember 1928 mehrere „Heftchen“ bei, unter anderem zu den Themen *Die deutschen Familienverbände als Völkerkeime, als Retter des schwindenden deutschen Volkes* und *Die Bildung von Völkerkeimen zur Erhaltung und Mehrung wertvoller Erbanlagen.*[80]

Mit dem Komplex „Völkerkeime“ griff Thomsen das Kernelement seiner 1925 in Leipzig erschienenen Broschüre *Der Völker Vergehen und Werden* heraus. Die sich aufdrängende Frage, wie er als Jurist dazu gekommen war, sich mit dieser so fachfremden Thematik auseinanderzusetzen, beantwortete Thomsen in dem Vorwort seiner Schrift mit dem Verweis auf die illuminierende Lektüre mehrerer „biologische[r] Schriften“. Um welche Arbeiten es sich dabei gehandelt hat, lässt sich über das knappe Literaturverzeichnis der Broschüre unschwer rekonstruieren. Die Liste liest sich wie das „Who is Who“ des deutschsprachigen Eugenik- und Rassenhygiene-Diskurses der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts[81]: Neben Wilhelm Schallmayers Hauptwerk *Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker* ([4]1920) stützte sich Thomsen auf Hans F. K. Günthers *Rassenkunde des Deutschen Volkes* ([3]1923), auf Walter Scheidts *Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde* (1923) sowie auf den von Erwin Bauer, Eugen Fischer und Fritz Lenz herausgegebenen, einflussreichen *Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene* (1921).[82] Erst durch diese Lektüre, so Thomsen, sei ihm klar geworden, dass „ganze Verbrechervölker“ im Entstehen waren, die für die „menschliche Gesellschaft eine ständige Plage und Gefahr bilden und in ihrer Krankhaftigkeit und Minderwertigkeit sich schließlich selbst zur Last“ fallen würden. Als Jurist und „Kriminalpolitiker“ sei es eigentlich seine Aufgabe gewesen, „die Entstehung solcher Verbrechervölker zu verhindern“, doch habe er schließlich die Entscheidung getroffen, sich „zunächst mit dem Wichtigeren, mit der ‚Erhaltung der verschwindenden heutigen und Heranzüchtung neuer Kulturvölker‘ […] zu beschäftigen“[83].

Die innere und äussere Bedrohung der „Edelvölker“ – Thomsen untergliederte seine Schrift in insgesamt zehn Kapitel, von denen die ersten fünf einen Abriss der globalen Bevölkerungsentwicklung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bieten. Die Darstellung ist maßgeblich von der These durchdrungen, dass Gebur-

[80] Vgl. DLA, A:Grimm, Andreas Thomsen an Hans Grimm, 27. Dezember 1928.

[81] Die Literatur zu den Themenkomplexen Eugenik und „Rassenhygiene“ seit dem wilhelminischen Kaiserreich bis ins „Dritte Reich“ ist gerade auch durch verdienstvolle regionale und lokale Spezialstudien bei Weitem zu ausdifferenziert, als dass an dieser Stelle eine erschöpfende Bibliografie gegeben werden könnte. Einführend zu diesem Themenkomplex: Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse.

[82] Als weitere Literatur ist zudem *Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückganges im Deutschen Reich* (1914) von dem österreichischen Bakteriologen und von 1902 bis 1923 Ordinarius für Hygiene an der Universität München Max von Gruber (1853–1927) aufgeführt.

[83] Thomsen, Völker, S. X.

tenrückgang[84] und „Rassenvermischung" als die beiden historisch verheerendsten „Völkermörder" betrachtet werden müssten. Durch sie werde der Restbestand der modernen „Kulturvölker" bedroht und gerate in einen schleichenden Prozess des Absterbens.[85] Den exklusiven Ehrentitel „Kulturvolk" sprach Thomsen dabei neben Deutschland und England nur Frankreich und – mit erheblichen Abstrichen – den USA[86] zu. In den restlichen Kapiteln diskutierte Thomsen dann mögliche, nach seiner Ansicht notwendige Maßnahmen zur dauerhaften Erhaltung der „Kulturvölker", wobei er in erster Linie für die Bildung „Biologischer Völkerkeime" plädierte, deren Gestalt weiter unten erläutert wird. In der völkischen Szene lag dieses Thema damals in der Luft, erinnert sei nur an den Gründer des Deutschbunds Max Robert Gerstenhauer und seine Forderung nach einer „Bildung germanischer Rassenkerne"[87].

Worin aber bestanden für Thomsen die Ursachen des „Absterbens der Kulturvölker"? Als ein Hauptfaktor galt ihm die zu geringe Reproduktionsrate „der oberen Stände", verstanden als soziale und geistige, aber auch biologische Elite. Als das absolute Mindestmaß für die Überlebensfähigkeit eines Volks gab Thomsen die Zahl von vier Kindern pro Ehe aus – eine Quote, die beispielsweise von der höheren Beamtenschaft seit langer Zeit nicht annähernd eingelöst worden sei. Auch die deutschen „Geistesarbeiter" nahm Thomsen in die Pflicht, indem er ihre geringe Kinderfreude rügte, deren Ursachen er auf „körperliche Unfähigkeit" oder aber den egoistischen Hang „zu gesellschaftlichen Äußerlichkeiten, Geldgier und Trägheit"[88] zurückführte. Das daraus resultierende „Absterben der Völker von oben herab"[89] ging in den Augen Thomsens mit einem kontinuierlich wachsenden Übergewicht der (ungleich zeugungsfreudigeren) „unteren Stände" einher – eine schleichende „*Verpöbelung*" und „*Entedelung der Völker*". Sollte es, so Thomsens Fazit, nicht gelingen, die Nachkommenzahl der „*führenden Menschen und* […] *führenden Familien*" signifikant zu steigern, würden früher oder später „alle guten Elemente des deutschen Volkes und mit ihnen Kunst und Wissen-

[84] Zu dem im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts äußerst intensiv und kontrovers debattierten Thema des Geburtenrückgangs vgl. Ferdinand, Geburtenrückgangstheorien; Matz, Bewertung.

[85] Thomsen, Völker, S. 11. Historisch relevante „Völkermörder" wie Naturkatastrophen, Hungersnöte, Epidemien und Krieg konnten laut Thomsen demgegenüber in der Moderne beim Verschwinden ganzer Völker keine entscheidende Rolle mehr spielen.

[86] Den „Yankees" als der angeblich hochwertigsten Bevölkerungsgruppe der USA diagnostizierte Thomsen, sie würden aufgrund ihrer zu geringen Reproduktion im Vergleich zur schwarzen Bevölkerung bereits „in 2–3 Generationen ausgestorben sein". Anschließend werde „das zweittüchtigste der Völker" der USA „die oberen Stände ausfüllen", nur um selbst alsbald aus dem gleichen Grund wie die „Yankees" auszusterben. Übrig blieben am Ende „schließlich die Mulatten und zu allerletzt die Nachkommen der 10 Millionen Neger […] *Sklaven glaubten* die Yankees einzuführen, und *Erben haben* sie eingeführt!" (ebd., S. 20, Herv. i. Orig.).

[87] Vgl. Breuer, Völkischen, S. 165; Deutschbund-Blätter 32 (1927), Nr. 8/9, S. 47–49 (für den Hinweis auf diese Quelle danke ich Alexandra Esche).

[88] Thomsen, Völker, S.18f.

[89] Ebd., S. 19.

schaft und alles Schöne und Edle […] verschwinde[n]“. Am Ende bleibe „nur noch die Hefe übrig“[90].

Mit dieser Argumentation reproduzierte Thomsen Vorwürfe, die sich in praktisch identischer Form schon in den Debatten um die „Soziale Frage“ während des 19. Jahrhunderts finden. Als prominentes Beispiel sei auf den Philosophen Eduard von Hartmann verwiesen, der in seinem Werk *Moderne Probleme* (1886) vehement vor den Folgen einer unzureichenden Reproduktionsrate der „besseren“ Gesellschaftsschichten gewarnt[91] und sogar elf Kinder als das biologische Normalmaß ausgegeben hatte.[92] Neu bei Thomsen war jedoch, dass er die Gefahr des „Absterbens“ der „Kulturvölker“ durch einen externen Faktor dramatisch zugespitzt sah: den enormen Populationsdruck des chinesischen Volks. Diese Diagnose überrascht insofern, als die chinesische Bevölkerung zwischen 1800 und 1913 zwar von rund 300 auf rund 440 Millionen anwuchs, die Wachstumsrate des Landes jedoch deutlich hinter jener Westeuropas, Russland, Lateinamerikas, der USA und auch Japans zurückgeblieben und in dem Zeitfenster 1820–1870 sogar negativ ausgefallen war.[93] Dessen ungeachtet klassifizierte Thomsen die Chinesen als „die arbeitsamste, zäheste und bedürfnisloseste Rasse“ der Erde, der „selbst nicht das jüdische“ Volk „im Kampfe ums Dasein gewachsen“[94] sei. In einer demografischen Variante der schon im Kaiserreich intensiv diskutierten „Gelben Gefahr“[95] skizzierte Thomsen ein dystopisches Szenario, in der das chinesische Volk bereits im Jahr „2200 die ganze Menschheit“, also die gesamte Weltpopulation, stellen würde. Diese Überlegung basierte auf der Annahme, dass China auf lange Sicht das einzige Volk bleiben werde, das einen Geburtenrückgang verhindern und sich darüber hinaus durch abschottende Heiratsregelungen besonders effektiv vor einer rassischen „Vermischung“ schützen werde.

Den restlichen Völkern prophezeite Thomsen hingegen, sich sukzessive zu einem „einzigen großen Weltmischvolk“ vermengen zu werden. Als Ursachen gab er zum einen fehlende Sensibilität für die Bedeutung von Rassereinheit an, zum anderen verwies Thomsen auf die ungeahnte Mobilität verleihenden modernen Verkehrsmittel. Jenes „Weltmischvolk“ werde sich rasch „entedeln und infolge Geburtenrückgangs an Zahl fortwährend abnehmen“[96] und den Chinesen da-

[90] Ebd., S. 22 f. (Herv. i. Orig.).
[91] Vgl. Hartmann, Probleme, S. 50–73.
[92] Konkret belief sich die „naturgemässe Kinderzahl einer nationalen Ehe von jugendlich verbundenen gesunden und kräftigen Gatten“ laut Hartmann auf „2 vor dem 20. Jahre, 5 in den 20ger, 3 in den 30ger und 1 in den 40ger Jahren“ (ebd., S. 57).
[93] Osterhammel, Verwandlung, S. 184–192. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stieg die Bevölkerung Chinas – parallel zu jener Indiens – extrem an.
[94] Thomsen, Völker, S. 32.
[95] Eine Zusammenfassung der politisch-militärischen, wirtschaftlichen und sozialen Dimension der Debatte um die „Gelbe Gefahr“ im ausgehenden Deutschen Kaiserreich bietet: Mehnert, Deutschland, S. 35–59. Der Umgang mit China als literarischem Thema ist gut erforscht durch die Habilitationsschrift: Liu, Exklusion. Zum Aspekt der „Gelben Gefahr“ hier bes. S. 116–132.
[96] Thomsen, Völker, S. 28.

durch immer größere Freiräume zur Ausbreitung bieten. Vor dem endgültigen demografischen Triumph der Chinesen erwartete Thomsen jedoch zunächst einen Einbruch der slawischen Völker „im ganzen germanisch-romanischen Westeuropa“[97], da diese im Vergleich mit den mittel- und westeuropäischen Völkern einen deutlich langsameren Geburtenrückgang aufwiesen. Die „Verslawung“ des Abendlandes werde jedoch nur eine Etappe bleiben, da sich auch ein slawisch-europäisches „Mischvolk“ der Chinesen nicht werde erwehren können. Ein Aufgehen der Chinesen in jenem „Mischvolk“ hielt Thomsen für unwahrscheinlich.[98]

Dem – aus völkischer Perspektive – historischen „Dilemma der im Laufe der Jahrhunderte durch Kontakte mit anderen Völkern“ unweigerlich „verlorengegangenen Rassereinheit“[99] war sich dabei auch Thomsen bewusst. Dass sich die Rassen bis zur Gegenwart vollkommen rein erhalten hätten, verwarf er als naives Wunschdenken[100] – eine Deutung, die er Hans F. K. Günthers *Rassenkunde des Deutschen Volkes* entnommen haben dürfte.[101] Trotz dieser Relativierung gab Thomsen, ebenso wie Günther, das Ideal der Reinrassigkeit jedoch nicht grundsätzlich auf. Vielmehr weinte er ihrem Verlust heiße Tränen nach, wie aus seinen Ausführungen über die antiken „Athener“ hervorgeht. Dass es diesen nicht gelungen sei, sich in ihrer ursprünglichen rassischen Konstitution zu erhalten, galt Thomsen als tragisch. Von welchen Leistungen in „Kunst und Wissenschaft“, so rief er aus, hätte die Menschheit profitiert, hätten sich „sagen wir einmal 20–30 000 reine Nachkommen von Athenern“ erhalten; was wäre für die „Zukunft noch zu erwarten“ gewesen, gäbe es „heute noch 15 Millionen reinrassiger Griechen“. Stattdessen, so Thomsens gehässige Randnotiz, müsse man sich nun mit „ca. 15 Millionen einigermaßen rassereinen Juden“[102] herumschlagen. Wie stark Thomsen am Ideal der Rassereinheit festhielt, ist darüber hinaus daran ablesbar, dass er die eherne Notwendigkeit beschwor, zumindest den noch vor-

[97] Ebd., S. 27.

[98] Vgl. ebd., S. 31f.: „Das chinesische Volk wird demnach – es sei denn, daß etwas Außerordentliches geschieht – seinen schon seit vielen Jahrhunderten dauernden Siegeslauf in der Weise fortsetzen, daß es sich nach allen Seiten hin ausdehnt. […] Die Völker, die es vorfindet, treibt es vor sich her oder, richtiger gesagt, sie weichen vor ihm zurück, denn in die kompakten Massen der Chinesen werden sie nicht hineingehen, weil sie dort wirtschaftlich erst recht nicht existieren können. Die Chinesen werden daher überall gleichsam in menschenleeres Gebiet einwandern. […] Eine Mischung wird voraussichtlich nicht stattfinden, wenigstens kommen heut Mischehen zwischen Chinesen und Nichtchinesen so gut wie gar nicht vor“.

[99] Puschner, Germanenideologie, S. 89.

[100] Vgl. Thomsen, Völker, S. 11: „In alter und schon in vorhistorischer Zeit sind die Völker der Erde derartig durcheinandergewandert und so zusammengewürfelt worden, daß wir nicht ein einziges rassereines Volk mehr besitzen“.

[101] Auch Günther hielt „Reinrassigkeit“ jedenfalls für ein sehr rares Phänomen: „Die gegenseitige Zerkreuzung [sic!] aller europäischen Rassen ist so stark vorgeschritten, daß reinrassige Menschen äußerst selten sind. […] Menschen, deren Körper alle Merkmale einer und nur dieser einen Rasse zeigt, sind ziemlich selten. Man schätzt zu hoch, wenn man annimmt, daß etwa ein Zehntel aller Deutschen noch rein nordisch sei. Die rein nordischen Deutschen mögen eher 6–8% des deutschen Volkes ausmachen“ (Günther, Rassenkunde, S. 208).

[102] Thomsen, Völker, S. 34.

handenen Reinheitsgrad zu konservieren, auch wenn dieser nicht mehr genau zu bestimmen sei. Welche Vorschläge aber machte Thomsen, um dieses Ziel zu erreichen?

Agenda 2200: Bildung und Beschaffenheit der „Biologischen Völkerkeime“ – Dieselbe Trauer, die Thomsen im Jahr 1925 über das Aussterben der kulturell und geistig elitären „Athener“ empfand, prophezeite der Strafrechtslehrer dem chinesischen Volk im „Jahre 2200“, sollten sich bis dahin keine „möglichst reine[n] Nachkommen der heutigen Kulturvölker“ erhalten. Restbestände des deutschen, englischen und französischen Volks, etwa in der Stärke von „100 Millionen“, brächten dereinst den „etwa 2400 Millionen“ Chinesen „viele Kulturgüter“, die diese „mit ihren spezifisch chinesischen Begabungen“ aus eigener Kraft niemals „hervorbringen könnten“[103]. Vor diesem Hintergrund forderte Thomsen, zügig und zielstrebig möglichst reinrassige Enklaven zu bilden, die auch unter einer künftigen chinesischen Übermacht, die Thomsen als unaufhaltsam galt[104], überlebensfähig sein würden. Konkret galt es „Gemeinden“ zu gründen, welche die europäischen Kulturvölker „jeweils im Kleinen“[105] repräsentieren, sich einer weiteren rassischen Vermischung verschließen und untereinander möglichst stark fortpflanzen sollten. Von diesen Zweckgemeinschaften, „Biologische Völkerkeime“ genannt, versprach sich Thomsen auch ein „Hochzüchten wertvoller Erbanlagen“[106]. Über dem Ziel einer möglichst hohen „*Quantität der Nachkommenschaft*“, so mahnte Thomsen, dürfe jedoch „*nicht die Qualität derselben vergessen werden*“[107] – eine traditionsreiche, seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert geradezu gebetsmühlenartig wiederholte Forderung der sogenannten „Positiven Eugenik“[108], die von Thomsen jedoch in den spezifischen Argumentationskontext des angeblichen chinesischen Populationsdrucks gestellt wurde.

Im inneren Aufbau der „Völkerkeime“ unterschied Thomsen zwischen „Innengemeinde“, „Außengemeinde“ und „Schutzherren“. Die „Innengemeinde“ sollte sich „aus den zur Bildung des Völkerkeims zusammengetretenen ‚Stammeltern‘“

[103] Ebd., S. 35.

[104] Dieser fatalistische Zug im Denken Thomsens ist evident, vgl. ebd. S. 40: „Bei dem beginnenden modernen Völkersterben werden nach meinem Urteil die Chinesen wiederum ihr *ganzes* Volk retten und sogar noch an Zahl zunehmen. Alle übrigen werden aber, trotz aller Bemühungen – die man natürlich nicht aufgeben darf – trotz aller Eheverbote, aller Strafen für Empfängnisverhütung und Abtreibung, trotz aller Prämien auf Kinderreichtum usw. durch Mischehen und Geburtenrückgang zunächst zu je einem kleinen Rest zusammenschmelzen. Erst wenn es soweit gekommen ist, wird der kleine Rest sich – vielleicht – aufraffen und wieder anfangen zu wachsen oder wenigstens stationär zu bleiben“ (Herv. i. Orig.).

[105] Thomsen, Völker, S. 45.

[106] Ebd., S. 61.

[107] Ebd., S. 43 (Herv. i. Orig.).

[108] Pars pro toto sei auf den Arzt Wilhelm Schallmayer (1857–1919) verwiesen, der in seiner einflussreichen Preisschrift *Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie* (1903) eine „stärkere Fortpflanzung der generativ wertvolleren Volkselemente“ verlangte bei gleichzeitig „möglichst geringe[r] Vermehrung der geistig und körperlich Schwächlichen“ (Schallmayer, Vererbung, S. 332, 340).

konstituieren, die „Außengemeinde“ hingegen aus deren Kindern sowie aus „Unverheirateten“ und „Witwen und Witwern“, die „aus der Innengemeinde“ hervorgingen. Heirateten zwei Mitglieder der Außengemeinde, sollte ihnen Zutritt zur Innengemeinde gewährt werden. Eine „Fremdheirat“ bedeute hingegen den Ausschluss aus dem „Völkerkeim“. Die „Schutzherren“ rekurrierten sich in der Vorstellung Thomsens schließlich aus Personen, die zwar in keine „der beiden Gemeinden […] eintreten“[109] könnten, den Völkerkeim aber gleichwohl fördern wollten.

Um den inneren Zusammenhalt der „Völkerkeime“ zu gewährleisten, schwebte Thomsen ein identitäts- und gemeinschaftsstiftender „*Nachkommenkult*“ vor. Mitglieder der „Innengemeinde“ sollten „auf mindestens 4 Kinder in jeder Ehe“ verpflichtet werden, andernfalls sterbe „die Familie, bzw. das Volk“ notgedrungen aus. Die Tatsache, dass das strikte Fortpflanzungsmodell der „Innengemeinde“ inzestuösen Beziehungen Vorschub leisten musste, entging Thomsen dabei nicht; doch versuchte er, diese Gefahr durch vage historische Analogien zu relativieren.[110] Wirtschaftlich sollten die „Völkerkeime“ wiederum möglichst autark sein, um ihre Abschottung nach außen sicherzustellen. Am „lebensfähigste[n]“ sei jener „Völkerkeim“, der „alle seine Lebensbedürfnisse selbst“ schaffe und „nur für seine Luxusbedürfnisse von der Außenwelt abhängig wäre“[111].

Als eines der vornehmsten Ziele der „Völkerkeime“ gab Thomsen schließlich die „systematische“ und „zielbewußt auf bestimmte Eigenschaften gerichtete Züchtung“ von Nachkommen aus. Entscheidend dafür, welche Eigenschaften in Zukunft herangezüchtet würden, werde „im großen und ganzen *die Weltwirtschaft*“ sein. „Sehr verschiedene Anlagen“ könnten sich als nützlich erweisen. Thomsen dachte etwa an die Befähigung zur Besiedelung von Gegenden, in denen „beliebige Menschen nicht leben können“, beispielsweise „Tropen- und Polargegenden, Gebirge, Hochplateaus, sumpfige Niederungen usw.“[112] Welche Eigenschaften und Merkmale auch gezüchtet werden würden, Sinn und Bestimmung, so Thomsen, würden die Menschen in den „Völkerkeimen“ gewiss finden. Bildreich malte sich Thomsen das „viel erhebendere Gefühl“ aus,

„einem solchen zielbewußten Völkerkeime anzugehören, als einem Adels-, Patrizier- oder Bauerngeschlechte (vorausgesetzt, daß dies nicht ebenfalls achtungswerte züchtnerische [sic!] Ziele verfolgt). Und wenn diese Keime zu Völkern heranwachsen, denke ich es mir viel erhebender,

[109] Thomsen, Völker, S. 46.

[110] Vgl. ebd., S. 51: „Schallmayer erzählt, daß drei hochbegabte […] englische Familien schon seit 10 Generationen unter sich geheiratet haben und zu einem tüchtigen Völkchen herangewachsen seien“. Diese drei Familien seien ein solcher Völkerkeim, „denn wenn die übrigen Angelsachsen durch Vermischung verschwinden sollten, wären sie allein imstande, das englische Volk fortzupflanzen […] Außerdem erzählt die Geschichte von Geschwisterheiraten, die bei alten ägyptischen, bei einem altpersischen Herrscherhause und bei den Inka durch Generationen hindurch Sitte gewesen seien, ohne uns gleichzeitig von einer Degeneration jener Familien zu berichten“.

[111] Ebd., S. 47 (Herv. i. Orig.).

[112] Ebd., S. 64–66 (Herv. i. Orig.).

einem solchen, sich zielbewußt weiter und höher züchtenden Volke anzugehören, als einem ‚wildgewachsenen‘, welches sein Dasein irgendeinem historischen Zufalle verdankt!“[113]

Vortragstätigkeit Thomsens und Wirkung auf Grimm – Um seinen Thesen Gehör zu verschaffen, nutzte Thomsen die reichliche Zeit, die ihm sein Ruhestand bot, auch immer wieder für Vorträge. Dass er dabei nicht ohne Erfolge blieb, dürfte sowohl seinem akademischen Rang als auch der allgemeinen Virulenz bevölkerungspolitischer Themen in der Weimarer Republik geschuldet sein.[114] Allein für das knappe Zeitfenster zum Jahreswechsel 1928/29, in dem Thomsen mit Grimm korrespondierte, lassen sich vier Vorträge belegen: Zunächst sprach Thomsen am 4. Januar 1929 in seiner Heimatstadt Hannover auf einer Veranstaltung des Heimatbunds Niedersachsen[115], anschließend referierte er zum Thema „Der Untergang des Abendlandes und die Bewegung der Kinderreichen“ im Auditorium Maximum der Universität Göttingen, dann erwähnte Thomsen im März 1929 eine „Ansprache an die Kinderreichen auf dem Göttinger ‚Muttertage‘“ – gemeint war hier der Reichsbund der Kinderreichen Deutschlands.[116] Darüber hinaus ist eine „Besprechung mit dem hannoverschen Adel um Celle“[117] belegt, was angesichts dessen, dass sich Thomsen in seinen Schriften gerade auch an die gesellschaftlichen Eliten wandte, nicht überrascht.

Die Inhalte des Vortrags für den Heimatbund Niedersachsen lassen sich über den Nachlass Grimms detailliert rekonstruieren, da Thomsen dem Dichter im Vorfeld seiner Rede die Forderungen auseinandersetzte, die er in Hannover erhob und zur Diskussion stellte. Offenbar versprach sich Thomsen viel von dem kritischen Input Grimms. Thomsen eröffnete seinen Forderungskatalog mit dem Aufruf, alle niedersächsischen „‚Heimat‘- u[nd] ähnlichen Vereine“ zusammenzufassen und die öffentliche Wissensvermittlung über den „Mensch der Heimat“ (I) zu forcieren. Vor allem das angeblich drohende „Aussterben des ‚Menschen der Heimat‘“ und seine „ev[entuellen] Rettungsmöglichkeiten“ sollten dabei behandelt werden. Was nämlich nütze „die ganze Heimatbewegung, wenn der alte Nieder-

113 Ebd., S. 75.

114 Vgl. hierzu: Weipert, „Mehrung der Volkskraft“; Ders., Wiederaufstieg; ferner die Beiträge in: Mackensen (Hg.), Bevölkerungslehre.

115 Vgl. DLA, A:Grimm, Andreas Thomsen an Hans Grimm, 3. Januar 1929. Für Informationen zum Heimatbund Niedersachsen, der 1901 in Hannover gegründet wurde und bis zum Ersten Weltkrieg auf etwas mehr als 1000 Mitglieder anwuchs, vgl. Hartung, Zivilisationskritik, S. 78–85.

116 Vgl. Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, S. 232–237. Der Bund umfasste bereits im September 1922, dem Jahr seiner Gründung, etwa 42 000 Familien mit durchschnittlich 6,6 Kindern. Seit Juni 1923 trug er den kompletten, offiziellen Titel: Reichsbund der Kinderreichen Deutschlands zum Schutze der Familie. Er forderte „neben gesetzgeberischen Maßnahmen […] eine familiengerechte Besteuerung, die Zuweisung menschenwürdiger Wohnungen sowie die Vergabe von Siedlungen und Pachtland an Kinderreiche“ (ebd., S. 233). Von dem Zuspruch der Bevölkerung her betrachtet war der Bund zwar ein Erfolg – 1930 besaß er rund 1200 Ortsgruppen –, ein großer Einfluss auf die Weimarer Familienpolitik blieb ihm jedoch verwehrt.

117 Vgl. DLA, A:Grimm, Andreas Thomsen an Hans Grimm, 30. März 1929.

sachse, Friese, Allemanne [sic!] usw. daraus wegstirbt u[nd] durch die furchtbaren Polen usw. ersetzt wird?!" Weiterhin forderte Thomsen die sofortige Gründung „eines ‚städtischen" und „eines ‚dörflichen V[ölkerkeim]s'" in Hannover (II/III) sowie in der „Tochterstadt ‚Hannover *in den Ver*[einigten] *Staaten*'" (IV/V). Hierzu sollte ein „Dutzend biologisch einwandfreier tüchtiger kinderreicher Kalenberger Bauernfamilien" nach Amerika entsendet werden (VI), indes „auf dortige Kosten". Darüber hinaus bekräftigte Thomsen einen „vom Bund der Kinderreichen, vom Deutschen Schutzbund usw." ausgehenden Vorschlag, die Tiroler Bevölkerung gesammelt „in einer Gebirgsgegend anzusiedeln" (VII). Des Weiteren sollten dörfliche „Völkerkeime" in der Lüneburger Heide (VIII) und an jenen Orten, „wo noch altfränkisch gesprochen" werde (IX), gebildet werden. Dieselbe Forderung galt für das „‚1000jährige Bauerngeschlecht' bei Lehrte" (X). Zuletzt forderte Thomsen den „Zusammenschluß alter Hannoverscher Familien zur gegenseitigen Versicherung auf Kinderreichtum"[118] (XI).

Grimm reagierte auf Thomsens Ausführungen positiv. Zufolge einer Notiz in dem nächsten Brief Thomsens ging Grimm einzig mit dem Vorschlag einer kollektiven Umsiedelung der Tiroler Bevölkerung „nicht […] eins". Thomsen bot dem Dichter daher an, „die Sache" bei nächster Gelegenheit nochmals zu „besprechen"[119]. Vor allem mit dem Szenario einer bevorstehenden „Slawisierung" der europäischen „Kulturvölker" und der Gefahr ihrer rassischen „Entedelung" rannte Thomsen bei Grimm offene Türen ein, beschwor dieser doch zeit seines Lebens die Gefahr eines kulturell und rassenbiologisch nivellierenden Eindringens „östlicher" Völker in Deutschland und Europa. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg behauptete Grimm in seinen energischen Versuchen, zur Ehrenrettung des „Dritten Reichs" beizutragen, dass die Nationalsozialisten durch das Unternehmen Barbarossa einer unmittelbar bevorstehenden Invasion der Sowjetvölker zuvorgekommen seien.[120]

Dass Grimm von Thomsens Szenario eines bis zum Jahr 2200 alles dominierenden chinesischen Volks sonderlich beeindruckt wurde, ist hingegen unwahrscheinlich. Thomsens strikt hierarchisierende Differenzierung zwischen a priori hochbegabten und unbegabten Völkern[121] entsprach jedoch wieder ganz den politisch-ideologischen Gewissheiten des Dichters. Grimms Denken ging „immer

[118] DLA, A:Grimm, Andreas Thomsen an Hans Grimm, 3. Januar 1929 (Herv. i. Orig.).
[119] DLA, A:Grimm, Andreas Thomsen an Hans Grimm, 30. März 1929.
[120] Vgl. Kap. 6.2.
[121] Ihre überlegenen Anlagen, so glaubte Thomsen, werde den höher begabten „Kulturvölkern" aufgrund ihrer niedrigen Reproduktionsrate langfristig nichts nutzen. Durch ein einfaches Gedankenexperiment versuchte Thomsen dies zu illustrieren: „Nehmen wir einmal an, 10 000 Engländer und 10 000 Neger wären verurteilt, in alle Ewigkeit miteinander auf einer Insel fortzuleben. Mischen sie sich und entsteht ein Mulattenvolk, welches begabter als das der Neger, aber unbegabter als das der Engländer ist, so verstößt das Gesamtwohl der Inselbevölkerung. Denn wenn die Engländer auch nur zu einem kleinen Bruchteil sich dort rein erhalten, so ist der ganze Kulturzustand der Insel ein höherer. Auch für die Neger ist dieser Zustand vorzuziehen, vor allem in Zeiten der Not oder der Gefahr, deren ein Engländerhirn eher Herr werden kann als ein Negerhirn" (Thomsen, Völker, S. 33).

von einer naturgegebenen Ungleichwertigkeit der einzelnen Kulturen und Völker“ aus, er lehnte daher alle „egalitären Modelle der Gleichheit der Menschen und Nationen ab“[122]. Darüber hinaus finden sich bei Grimm durchaus Anleihen an die Denkfiguren der Eugenik[123], wie sie in Thomsens Text zum Ausdruck kommen. Im April 1939 betonte Grimm in einem anlässlich von Hitlers 50. Geburtstag verfassten Text, dass es bei der Umsetzung des „Willen[s] zu einem ganz neuen Menschentume“ nicht mehr ausreiche, sich auf „die alten Lehren und Erkenntnisse“ zu stützen. Zwar seien diese „nicht falsch“, doch würden sie der Gegenwart nicht mehr Genüge tun, zumal die Welt unter ihnen „unversehens vor eine wahnwitzige Not geraten“ sei. Gemeint war damit die vermeintliche gesellschaftliche „Vermassung“, die schon in *Volk ohne Raum* ein zentrales Motiv war: „Menschenhorden“, so Grimm, „entstanden und entstehen und machen die ratlose Erde häßlich und fressen sie kahl“. Aus einem „falsch begriffenen Evangelium“ heraus, so Grimm, habe eine mittlerweile überkommene Weltsicht irrigerweise „jedes Einzelleben, ob gesund oder krank, als geheiligt“ angesehen. Im Gegensatz dazu setze der Wille zum „neuen Menschen“ auf die

> „verpflichtete Auswahl an Stelle der Horde und auf das Vorrecht der Auswahl, die gesund und geradegewachsen ist und gesund und geradegewachsen denkt und gesund und geradegewachsen fühlt, und die also nicht lügt aus Bequemlichkeit […], sondern die zum großen Gotte ehrfürchtig aber Auge in Auge zu stehen vermag, wenn sie das neue Gesetz von ihm endlich empfängt“[124].

## 4.3 „Rassegedanke“ und „Völkischer Gedanke“ bei Adalbert Wahl

Biografie und wissenschaftliches Profil Adalbert Wahls und sein Verhältnis zu Kolbenheyer – Adalbert Wahl, am 29. November 1871 in Mannheim geboren, studierte Geschichtswissenschaft an den Universitäten Oxford, Berlin, Wien und Bonn. Hatte er seine Promotion an der Universität Bonn noch einem frühneuzeitlichen Thema gewidmet[125], wandte er sich seit seiner Habilitationsschrift *Studien zur Vorgeschichte der Französischen Revolution* (1901) ganz der Neueren Geschichte zu. Seit 1905 Extraordinarius in Freiburg im Breisgau wurde Wahl 1908 zum ordentlichen Professor für Neuere Geschichte am Hamburgischen Kolonialinstitut berufen. Zwei Jahre später erhielt Wahl – nachdem Friedrich Meinecke zuvor einen Ruf abgelehnt hatte[126] – den Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Universität Tübingen.[127] Mit einer einjährigen Unterbrechung an der estländischen Universität Dorpat im Zeitraum 1918/19 lehrte Wahl bis zu

122 Gümbel, Volk, S. 71.
123 Vgl. die Hinweise zu Grimms Handbuch *Afrikafahrt West* (1913) in Kap. 2.1.
124 Dem Führer. Worte deutscher Dichter zum Geburtstag des Führers 1941, S. 54f.
125 Adalbert Wahl, Compositions- und Successions-Verhandlungen unter Kaiser Matthias während der Jahre 1613–1615, Bonn 1895.
126 Vgl. Meinecke, Werke, Bd. 10, S. 167, Anm. 3.
127 Vgl. Daniels, Geschichtswissenschaft, S. 280.

seiner Emeritierung im Jahr 1938 in Tübingen. Zwischen 1921 und 1922 amtierte er als Rektor der Universität.

Bis zu seiner Berufung nach Tübingen hatte Wahl sein geschichtswissenschaftliches Werk ganz der Französischen Revolution gewidmet. Ernst Schulin hat Wahl in diesem Zusammenhang als „den eigentlichen und typischen deutschen Revolutionshistoriker vom Wilhelminischen Kaiserreich bis zur Hitlerzeit" porträtiert, der in seinen Kollegs „über den Prozeß und die Hinrichtung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes nur unter Tränen"[128] habe erzählen können. Wie wörtlich diese Anekdote zu nehmen ist, kann dahingestellt bleiben. Ohne Zweifel war Wahl aber ein führender Vertreter jener deutschen Historikerschule, der die Französische Revolution schlechterdings als die Urkatastrophe des (langen) 19. Jahrhunderts galt.[129]

Bereits im späten Kaiserreich war Wahl einer der „bekanntesten Vertreter" einer „ultranationalistischen, expansionistischen, antidemokratischen Richtung"[130] in der deutschen Historikerzunft. Es verwundert daher nicht, dass der Tübinger Historiker mit der NS-Bewegung bereits vor dem Aufstieg der NSDAP zur Massenpartei in Berührung kam; eine 1929 veröffentlichte Meldung der *Nationalsozialistischen Monatshefte* belegt Wahls Mitgliedschaft im Förderkreis von Alfred Rosenbergs KfdK.[131] Zwei Jahre später zählte Wahl – gemeinsam mit Kolbenheyer und dem 1929 an die Universität Tübingen berufenen, völkisch orientierten Philosophieprofessor Max Wundt[132] – zu den Gründungsmitgliedern der Tübinger Ortsgruppe des KfdK.[133] Eine maßgebliche Schnittmenge mit der NS-Ideologie bildete Wahls rabiater, über den nationalkonservativen Basiskonsens hinausgehender Antiparlamentarismus. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten skizzierte Wahl das parlamentarische System als einen Hort politischer „Entartung und

128 Schulin, Revolution, S. 12.

129 Paradigmatisch kommt dies im Vorwort des ersten Bandes seiner *Deutschen Geschichte* seit 1871 zum Ausdruck, vgl. Wahl, Deutsche Geschichte, Bd. 1, S. VII. Dort skizziert Wahl die Wirkungen der Französischen Revolution wie folgt: „Es ist unverkennbar, daß in zahlreichen europäischen Staaten seit und infolge der französischen Revolution ein Abstieg einsetzt, von dem freilich noch nicht klar ist, wie tief hinab er führen wird". Dem seit 1789 zu beobachtenden Anstieg der materiellen Reichtümer stehe ein „weit größerer Verlust gegenüber". Überall wo die Französische Revolution „siegreich" vorgedrungen sei, habe sie „die letzten Grundlagen der Kultur und der Leistungen der Völker angefressen: so die Einheitlichkeit des Volksempfindens […] und sie hat überall das Gefühlsmäßige im menschlichen Leben zu Gunsten von rechnenden Nützlichkeitserwägungen zurückgedrängt und vor allem – das Wichtigste – dem Glauben zu Gunsten des reinen Verstandes einen unerbittlichen Krieg erklärt. Durch all dies hat sie vor allem Kunst und Literatur einen schweren, vielleicht tödlichen Schlagversetzt [sic!]".

130 Iggers, Geschichtswissenschaft, S. 320.

131 Vgl. Bollmus, Amt, S. 28.

132 Knappe Hinweise zu Person und Wirken von Max Wundt in: Dahms, Philosophen, S. 729–738.

133 Zu Kolbenheyers Beziehung zum KfdK vgl. Kap. 5.1; Christian Tilitzki vermutet, dass die Berufung Wundts nach Tübingen im Oktober 1929 maßgeblich der „Regie" Wahls zuzuschreiben ist, vgl. Tilitzki, Universitätsphilosophie, S. 283 f.

Korruption“[134]. In seinen Vorlesungen machte Wahl nach 1918 derart rigoros gegen die politische Ordnung der Republik Stimmung, dass sich der württembergische Landtag im März 1921 kritisch mit der Wirkung des polemisierenden Historikers auseinandersetzte.[135] Die entsprechende, berechtigte Debatte blieb jedoch ohne nachhaltige Wirkung. Seine Haltung zur Republik unterstrich Wahl nicht zuletzt auch dadurch, dass er öffentlich die Abgeordneten des Reichstags beleidigte; „seit der Bismarckzeit“ hätten diese an „inneren Werte immer mehr“[136] abgenommen. Diese Behauptung war indes nicht originell, sie findet sich in vielen rechtsradikalen Traktaten der Zeit, etwa in Heinrich Claß’ *Wenn ich der Kaiser wär’*.[137]

Da sich Wahl und Kolbenheyer während der Tübinger Jahre des Dichters (1919–1932) bei Bedarf jederzeit persönlich sprechen konnten, lässt sich ihre Beziehung durch die Nachlassüberlieferung nur bruchstückhaft erfassen. Die hohe gegenseitige Wertschätzung steht indes außer Zweifel: Als Stapel im Frühjahr 1929 zu einem Vortrag nach Tübingen reiste, gehörte Wahl zu jenen Professoren, mit denen Kolbenheyer Stapel unbedingt bekannt machen wollte.[138] Die persönliche Verbundenheit des Historikers gegenüber dem Dichter kommt in einem Brief Wahls an Kolbenheyer vom 11. Dezember 1931 zum Ausdruck, in dem Wahl die Bekanntschaft mit Kolbenheyer „zu den schönsten Errungenschaften“ seines „letzten Lebensjahrzehnts“[139] rechnete. Wahl hatte die Werke des Dichters demnach „schon seit Jahren mit höchster Bewunderung und Dankbarkeit“ verfolgt. Tübinger Gespräche mit Kolbenheyer – in denen er „mächtig aufgerüttelt“ worden sei „durch das *was* Sie sagten und *wie* Sie es sagten“ – waren dem Historiker „unvergesslich“[140]. Mit Blick auf den damals bevorstehenden Umzug Kolbenheyers nach Solln bei München[141] hoffte Wahl schließlich, dass an den „Gerüchten nichts dran“ wäre, Kolbenheyer werde „Tübingen demnächst verlassen“. „Sie sind uns unersetzlich“[142]. Nach dem erfolgten Umzug der Familie Kolbenheyer blieb es schließlich bei einigen wenigen Briefen Wahls – meist Danksagungen für die Zusendung von Freiexemplaren neuer Veröffentlichungen des Dichters. Der Kontakt bracht 1942 endgültig ab. Bis zu dem Tod des Historikers am 5. März 1957 in Tübingen sind keine weiteren Briefe überliefert.

134 Zitiert nach: Langewiesche, Politikstile, S. 3.
135 Vgl. Paletschek, Erfindung, S. 503, Anm. 135.
136 Zitiert nach: Biefang, Seite, S. 276.
137 Vgl. Frymann, Kaiser, S. 44: „das Niveau der Volksvertretung sinkt, und damit werden die Abgeordneten auf der bürgerlichen Seite untauglicher, den Kampf gegen eine unfähige Regierung und gegen die Sozialdemokratie zu führen. Heute ist kein Zweifel mehr möglich, daß der Reichstag keine Volksvertretung ist, der die Achtung der staatserhaltenden Kreise des Volkes zufällt. Die Auslese auf der bürgerlichen Seite hat so gelitten, daß die politischen Köpfe zu zählen sind, womit das parlamentarische Tohuwabohu erklärt ist.“
138 Vgl. DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 22. Januar 1929.
139 KAG, Adalbert Wahl an Erwin Guido Kolbenheyer, 11. Dezember 1931.
140 Ebd. (Herv. i. Orig.).
141 Vgl. Kap. 3.4.
142 KAG, Adalbert Wahl an Erwin Guido Kolbenheyer, 11. Dezember 1931.

Der „Rassegedanke" in Wahls Hauptwerk „Deutsche Geschichte" – Die sich auf rund 2800 Seiten erstreckende, vierbändige Gesamtdarstellung *Deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkriegs* (erschienen zwischen 1926 und 1936 im Stuttgarter Kohlhammer-Verlag) darf als das Hauptwerk Adalbert Wahls gelten.[143] Wahls Gesamtdarstellung fand sowohl im akademischen Milieu als auch in der rechten Publizistik wohlwollende Aufnahme. Nach der Publikation des dritten Bands im Jahr 1932 wurde das Werk in der Monatsschrift *Deutschlands Erneuerung*, einem Hauptorgan der völkischen Bewegung, von dem antisemitischen Musik- und Kulturhistoriker Hermann Seeliger[144] als die „schlechthin beste und lichtvollste Darstellung dieses Zeitraums" und „eines unserer besten Geschichtswerke überhaupt" bezeichnet.[145]

Ein Blick in das inhaltlich weit über bloße Politikgeschichte hinausgehende Werk offenbart rasch das hohe Gewicht, das der Tübinger Historiker dem „Rassegedanken" zumaß. Wahl gründete einerseits Teile seiner eigenen Argumentation auf rassistisches Gedankengut, andererseits schildert er den „Rassegedanke" auch als Teil des wissenschaftshistorischen Rahmens seines Untersuchungszeitraums. Wahl war dabei jedoch merklich darum bemüht, sich von undifferenzierten und fanatischen Rasse-Phantasten zu distanzieren, indem er ihre „unwissenschaftliche" Herangehensweise kritisierte. Durch diese hätten sie den „Rassegedanken", den Wahl ausdrücklich als „höchst bedeutend" gelten ließ, trivialisiert. Ähnlich wie Felix Krueger wollte auch Wahl keine rein auf „körperliche Rassenmerkmale" beschränkte, monokausale Perspektive gelten lassen, sondern betonte die gleichzeitige Bedeutung „geistig-seelische[r]" Rasse-Spezifika.[146] Das konkrete Verhältnis zwischen der biologischen und seelischen Dimension des Rasse-Begriffs blieb dabei jedoch völlig im Dunkeln.

Um sich von den wissenschaftsfernen und -feindlichen Segmenten der völkischen Bewegung abzugrenzen, verwies Wahl auf das Negativbeispiel des schwärmerischen Germaneneuphorikers Ludwig Woltmann.[147] Dem von „irrationale[m], methodisch unkontrollierte[m] Fabulieren"[148] ge(kenn)zeichneten historischen Werken Woltmanns erteilte Wahl eine Absage. So lehnte er etwa die Auffassung des Laienhistorikers, wonach nichtgermanische Völker niemals „große Männer"

[143] Eine ausführliche, aufgrund des Verzichts auf historische Kontextualisierung leider stark deskriptive Zusammenfassung der vier Bände bietet: Daniels, Geschichtswissenschaft, S. 280–300.

[144] Eines der persönlichen Hauptanliegen Seeliger war es, Richard Wagner als einen völkischen Vorkämpfer und Wegbereiter des „Dritten Reichs" darzustellen, vgl. die zahlreichen Hinweise in: Hein, „Es ist viel ‚Hitler' in Wagner".

[145] Seeliger, Geschichtsschreibung, S. 96. Seeliger ordnete die von ihm untersuchten Studien nach den Kategorien „unerschrockenes Deutschbewußtsein" einerseits und „weltbürgerlich-utopistische Denkweise von vielfach mimosenhafter Zagheit" andererseits. Adalbert Wahl galt Seeliger in diesem Zusammenhang als mustergültiger Vertreter der ersten Kategorie.

[146] Wahl, Geschichte, Bd. 3, S. 53; zu Felix Kruegers Einstellung zum „Rassegedanken" vgl. Kap 4.1.

[147] Zu Werk und Person Woltmanns (1871–1907) vgl. die zahlreichen Hinweise in: Schütz, Rassenideologien.

[148] Sieferle, Rassismus, S. 443.

hervorbrächten, als zu undifferenziert ab. Zugleich lobte er es jedoch als „verdienstlich“, dass Woltmann in seinen Werken nachgewiesen habe, dass „besonders in den höheren Schichten Italiens und Frankreichs […] viel germanisches Blut“ fließe – wie der „körperliche Befund“ erwiesen habe.[149] Insgesamt zog er ein versöhnliches Fazit: Trotz zahlreicher „Übertreibungen und Kritiklosigkeiten“ habe sich Woltmann das bleibende Verdienst erworben, mit „dazu beigetragen“ zu haben, dem „Rassegedanke[n]“ höhere öffentliche Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen.[150] Im Kern blieb Wahls kritische Distanz zur völkischen Rasseideologie also auf die Ablehnung ihrer ungebildetsten und dilettantischsten Exponenten beschränkt, insbesondere hinsichtlich ihrer Gleichgültigkeit gegenüber (geschichts-)wissenschaftlichen Standards. Dies zeigt auch der Sachverhalt, dass etwa Houston Stewart Chamberlain, einer der „wichtigsten Wegbereiter der völkischen Weltanschauung“[151], in Wahls Schriften trotz Detailkritik mit offener Sympathie behandelt wird. Entsprechend viel Raum räumte er dem Bayreuther Rasseideologen in seiner Darstellung ein.[152]

Schon in dem 1926 erschienenen ersten Band seiner *Deutschen Geschichte* stützte sich Wahl mehrfach auf „Rasse“ als analytische Kategorie. Für Kenner des Autors kam dies nicht überraschend: Bereits 1913 hatte Wahl in einer Festrede zum 100-jährigen Jubiläum der Völkerschlacht bei Leipzig[153] verkündet, dass „über der Nation […] als natürlich gegebene Grundlage der Organisation die Rasse“[154] stehe. Dreizehn Jahre später skizzierte Wahl als Einstieg in seine *Deutsche Geschichte* den angeblichen „rassischen“ Zustand des deutschen Volks im Jahr 1871. Die Leser der *Deutschen Geschichte* erfuhren dabei, dass eine historische Betrachtung des Kaiserreichs von dem Sachverhalt auszugehen habe, dass nach der Gründung des Kaiserreichs im deutschen Volk „noch immer das nordische Blut“ überwogen habe, im Norden des Reichs „freilich […] weit mehr als im Süden“. Laut Wahl konnte auch für den unvoreingenommenen Betrachter, der sich von „Uebertreibungen“ freihalte, kein Zweifel bestehen, dass die „nordische Rasse das Salz der Erde“ sei – „körperlich und geistig hochbegabt“, über alle „andere[n] Rassen weit hinaus“[155]. Schon im Einstieg der *Deutschen Geschichte* lässt sich also die Akzeptanz und Verbreitung völkischer Ideologeme unter dem Vorzeichen eines vor „Übertreibungen“ warnenden, bildungsbürgerlichen Mäßigungsgestus nachweisen, wie er auch für Grimm, Kolbenheyer und Stapel charakteristisch war.[156]

[149] Wahl, Geschichte, Bd. 3, S. 53 f. Konkret erwähnt Wahl hier folgende Werke Woltmanns: *Die Germanen und die Renaissance in Italien* (1905) und *Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluss der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs* (1907).
[150] Wahl, Geschichte, Bd. 3, S. 54.
[151] Puschner, Bewegung, S. 280.
[152] Vgl. Wahl, Geschichte, Bd. 3, S. 54–63.
[153] Vgl. hierzu einführend Poser, Jahrhundertfeier; Dyroff, Jahrhundertfeiern.
[154] Zitiert nach: Weber, Tendenzen, S. 852.
[155] Wahl, Geschichte, Bd. 1, S. 37.
[156] Vgl. Kap. 2.2.2.

Im deutschen Süden, so fuhr Wahl fort, sei es im Lauf der Geschichte zu „starke[n] Blutbeimischungen aus anderen Rassen" gekommen, insbesondere aus der „ostischen" Rasse, „wie man heute sagt"[157]. Diese Bemerkung war eine Referenz auf die seinerzeit populäre, erstmals 1922 erschienene *Rassenkunde des Deutschen Volkes* von Hans F. K. Günther, der 1930 – ohne annähernd ausreichende wissenschaftliche Qualifikation – auf Veranlassung des nationalsozialistischen thüringischen Innen- und Volksbildungsministers Wilhelm Frick einen neu eingerichteten Lehrstuhl für „Sozialanthropologie" an der Universität Jena erhalten sollte.[158] Günther unterschied in seinen Arbeiten insgesamt sechs europäische „Systemrassen", namentlich die „nordische", „westische", „ostische", „dinarische", „fälische" und schließlich die „ostbaltische" Rasse.[159] Ganz im Sinne Günthers deutete Wahl die „ostische" Rasse als biologisch a priori minderwertig. Folglich habe die Rassenvermischung im deutschen Süden ein insgesamt weniger begabtes „Menschenmaterial" hervorgebracht, das dafür „unendlich viel leichter zu regieren" gewesen sei. Um es sich mit seinem bajuwarischen Publikum nicht zu verscherzen, fügte Wahl indes versöhnlich hinzu: „Tüchtig aber waren auch die Deutschen dieses Blutes". Der Grad der Tüchtigkeit galt ihm dabei freilich als direkt proportional zur „Beimischung" nordischen „Blutes". Darüber, dass das deutsche Volk „*als Ganzes*" betrachtet „im Vergleich mit andere[n] Völker[n]" die mit Abstand höchste „Begabung"[160] besaß, ließ der Tübinger Neuzeithistoriker keine Zweifel gelten.

Auch in Wahls vergleichender Betrachtung der 1871 „neu erworbenen und völkisch gemischten Gebiete" im deutschen Osten und Westen spielte rassistisches Denken eine zentrale Rolle. Dem ost-westlichen Vergleich widmete Wahl ein ausführliches Kapitel, in dem er diametrale Gegensätze zwischen beiden Grenzregionen bilanzierte.[161] Als Vergleichsgrundlage dienten ihm dabei Elsass-Lothringen und Posen, wo Polen vor 1918 die deutliche Bevölkerungsmehrheit stellten.[162] Der „Bevölkerung mit uralter deutscher Hochkultur" im Westen stellte Wahl ein kulturelles Brachland im Osten gegenüber, das „in geistiger, materieller, sittlicher, wirtschaftlicher Hinsicht" seit jeher tief unter Deutschland gestanden habe. Der Deutsche im Osten verliere nie den Eindruck, „auf einem Kulturboden schwach

[157] Wahl, Geschichte, Bd. 1, S. 37.

[158] Während zu Leben und Werk Hans F. K. Günthers bis dato vergleichsweise wenige Forschungen vorgelegt worden sind, darf die Berufung Günthers zum ordentlichen Professor – die an der dortigen Universität wie im gesamten akademischem Deutschland starke Proteste hervorrief – als gut erforscht gelten. Vgl. Hoßfeld, Jahre; Kaudelka, Berufung.

[159] Zusammenfassende Hinweise zu Günthers Rassekonzeptionen in: Freisleben, Grundelemente, S. 51–81.

[160] Wahl, Geschichte, Bd. 1, S. 37 f. (Herv. i. Orig.).

[161] Ebd., S. 286–341.

[162] Zwischen 1871 und 1910 stieg der polnische Anteil an der Gesamtbevölkerung Posens von 61% auf 64,7% an, während der deutsche Bevölkerungsanteil leicht von 35,1% auf 34% sank. Die Gesamtbevölkerung Posens betrug 1871 etwa 1 584 000, 1910 etwa 2 100 000 Menschen. Vgl. Ferrari Zumbini, Wurzeln, S. 471.

wie dünnes Eis zu stehen“[163]. Vor diesem Hintergrund postulierte Wahl, dass das „elsaß-lothringische Problem“ – gemeint war hier die Frage einer funktionalen Eingliederung des „Reichslands“ Elsass-Lothringen in das Deutsche Reich – nach 1871 lösbar gewesen sei, habe es sich bei der dortigen Bevölkerung doch „um ein im Wesentliches deutsches Volk“ gehandelt. Demgegenüber seien die „volks- und rassefremd[en]“ Polen durch keine Anstrengungen zu integrieren oder „bekehren“ gewesen. Allenfalls durch eine „sehr starke Einwanderung von altdeutschen Elementen“, so Wahl, „wäre die polnische Frage lösbar gewesen“[164]. Er griff damit die schon im wilhelminischen Kaiserreich populäre Idee der „Inneren Kolonisation“[165] auf, die in den Augen vieler völkischer Ideologen nach 1871 in nur völlig unzureichendem Maße politisch verfolgt worden sei. Bevölkerungs- und rassebedingt habe Posen im Kaiserreich so ein Fremdkörper bleiben müssen.

Jüdische Typologie in Wahls „Deutscher Geschichte“ – Um eine detaillierte Erläuterung der Stellung der Juden in der Kaiserreichsgesellschaft bemühte sich Wahl in seiner Gesamtdarstellung nicht. Judentum und „Judenfrage“ spielen in der *Deutschen Geschichte* nur eine Nebenrolle. Die wenigen Passagen, in denen sich Wahl zu diesen Themenkomplexen äußert, lehnen sich indes deutlich an antisemitische Topoi an. Dies beweist unter anderem die Beschreibung einzelner jüdischer „Typen“ in Wahls Text. Ein sprechendes Beispiel ist die Charakterisierung Eduard Laskers, der 1867 die Nationalliberale Partei mitbegründet hatte und ab 1880 bis zu seinem frühen Tod 1884 zur maßgeblichen Figur der Liberalen Vereinigung avanciert war.[166] Lasker galt Wahl schon aufgrund seiner kritischen Haltung zu Bismarck als „der böse Geist der Nationalliberalen“. Den Lesern wird er als ein „winziges Männlein […] mit stark jüdischer Physiognomie“ vorgestellt, das sich jeglichem Lebensgenuss verschlossen habe und gänzlich in der Arbeit aufgegangen sei.[167] Schon die frühen Schriften Laskers, so Wahl, würden zwar eine „spezifisch dialektische Begabung“ offenbaren, ansonsten jedoch – „wie so viele Werke semitischer Autoren“ – eine „blendende Klarheit“ lediglich „vortäuschen“. Laskers „Fähigkeit, mit vielen Worten wenig zu sagen“, deutete der Tübinger Historiker als ein spezifisches Merkmal jüdischer Autoren, die immer dann durch „verschwommen[e] und lebensfern[e]“ Äußerungen in Erscheinung träten, sobald es nicht mehr nur um Fragen des „Ausdruck[s]“, sondern um die „Dinge, die zu Grunde“ liegen, gehe.[168] Oberflächlichkeit und ein substanzloser, lebensferner Intellektualismus waren es also, die Lasker in der Darstellung Wahls zu einem typisch jüdischen Politiker und Publizist machten.

[163] Wahl, Geschichte, Bd. 1, S. 323.
[164] Ebd., S. 324, 327.
[165] Vgl. Helmes, Kolonisation; Weipert, Siedlung.
[166] Zu Eduard Lasker vgl. v. a. Harris, Study; Dill, Parlamentarier. Zur Liberalen Vereinigung, die sich vor der Reichstagswahl am 28. Oktober 1884 mit der Deutschen Fortschrittspartei zur Deutsch-Freisinnigen Partei zusammenschloss, vgl. Cioli, Pragmatismus, S. 148–189.
[167] Wahl, Geschichte, Bd. 1, S. 49.
[168] Ebd., S. 49 f.

Ein weiteres Beispiel antisemitisch konnotierter Personenbeschreibung ist Wahls Porträt des sogenannten „Eisenbahnkönigs" Bethel Henry Strousberg, der während der „Gründerzeit" zu einem überaus erfolgreichen Großunternehmer aufstieg, Mitte der 1870er Jahre jedoch aufgrund krimineller Machenschaften inhaftiert wurde und wenig später Konkurs machte.[169] Für ebenjene Machenschaften war Strousberg von niemand anderem als Eduard Lasker am 7. Februar 1873 in einer dreistündigen Reichstagsrede angegriffen worden, wobei Lasker zugleich offenlegte, dass „hochrangige Politiker und Beamte, darunter Hermann Wagener, langjähriger Berater Bismarcks, bei der Vergabe von Eisenbahnkonzessionen, von denen sie profitierten, ungesetzliche Praktiken zugelassen hatten"[170]. In der ansonsten so detailverliebten Darstellung Wahls wird diese mutige und verdienstvolle Rede Laskers bezeichnenderweise nicht erwähnt. Stattdessen erscheint der „ostpreußische Jude" Strousberg als ein autonom agierender „Hauptverderber der guten geschäftlichen Sitte"[171] des deutschen Volks. Strousberg – der von sich selbst behauptet habe, „aus vornehmer alter Judenfamilie" zu stammen und nicht etwa „Abkömmling schmieriger Ostjuden" zu sein – besaß nach der Auffassung Wahls in geschäftlichen Dingen zwar „ein kluges Auge mit ruhigem Blick." Dieser habe jedoch keinem „Menschenkenner […] Vertrauen" eingeflößt. Die „wichtigsten Anregungen" für seine „geschäftlichen Methoden" habe Strousberg in England erworben – ein laut Wahl symptomatischer Sachverhalt, pflege sich die jüdische „Rasse [doch] nicht durch Originalität auszuzeichnen"[172]. Insgesamt gestand Strousberg zwar zu, sich „um das Eisenbahnnetz Deutschlands hoch verdient gemacht" zu haben, ohne sich jedoch die vielsagende Andeutung sparen zu können, dass Strousberg als Unternehmer im Kern von „Ruhm- und Herrschsucht" angetrieben worden sei sowie von „jene[m] semitische[n] Tätigkeitsdrang, den wir alle kennen"[173].

„Jüdische" Wesenszüge schrieb Adalbert Wahl in seiner Gesamtdarstellung auch einigen nichtjüdischen Persönlichkeiten zu, für die er eine besondere persönliche Abneigung empfand. So porträtierte er etwa August Bebel als „Jünger des jüdischen Propheten"[174]. Hintergrund der Abneigung Wahls war unter anderem Bebels Schrift *Die Frau und der Sozialismus* (1879), die der Historiker mit einem auffallend ausführlichen, polemischen Verriss bedachte.[175] Von einem „durch und durch kranken Denken" Bebels war hier die Rede und von einem „tiefe[n] Ekel",

169 Zur Karriere Strousbergs vgl. Borchert, Eisenbahnkönig; Roth, Sturz.
170 Craig, Geschichte, S. 84.
171 Wahl, Geschichte, Bd. 1, S. 448.
172 Ebd., S. 448f.
173 Ebd., S. 449.
174 Wahl, Geschichte, Bd. 2, S. 609.
175 Vgl. ebd., S. 607–612. Wahl warf Bebel zum einen das Vorgaukeln eines wissenschaftlichen Anspruchs, zum anderen mangelnde Menschenkenntnis und ein bewusstes „Schwarz in Schwarz"-Malen (S. 608) der tatsächlichen rechtlichen und gesellschaftlichen Stellung der Frau vor, eine Einstellung, in der eine prinzipielle Staatsfeindlichkeit Bebels zum Vorschein komme. Zu den Inhalten und der Rezeption von Bebels Schrift vgl. Lopes/Roth, Men's feminism; Weiß, Frauenfrage.

mit der „man“ das Buch nach der Lektüre beiseitelege.[176] Vor allem dass Bebel einen Zusammenhang zwischen der Lösung der Klassenfrage und jener der Frauenfrage postuliert hatte, konnte Wahl dem Mitbegründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei nicht verzeihen. Im Vergleich zur Darstellung Laskers und Strousbergs fiel Wahls Schilderung Bebels letztlich aber weniger abschätzig aus – trotz eines ellenlangen Registers vermeintlicher Versündigungen des berühmten Sozialdemokraten. Der Tübinger Historiker respektierte die „rednerische und agitatorische Begabung“ Bebels und dessen Fertigkeiten als „Führer der Massen“[177].

Generell erachtete Wahl das Auftreten und Wirken genialer „Führer“ als das eigentliche Movens der Geschichte.[178] Dementsprechend orientierten sich seine Hoffnungen auf eine „Rettung“ des deutschen Volks nach 1918 ganz an dem Auftritt eines neuen politischen „Führers“ – ein für die Weimarer Rechte charakteristischer Gedanke.[179] Wahl forderte jedoch, dass es nicht bei dem rein passiven „Glauben“ bleiben dürfe, dass „zur rechten Zeit […] der Führer eben kommen werde, von dem allein wir mit Recht die Rettung“ erhoffen. Vielmehr gelte es dem noch unbekannten „geborenen Führer“ aktiv

> „[entgegenzu]arbeiten, auch um uns selbst darauf vorzubereiten, den echten Führer zu erkennen oder zu *erfühlen*, wenn er kommt, und ihm zu folgen. […] So gilt es denn für uns, die Verhältnisse so zu gestalten, daß wir dazu beitragen können, den einmal erkannten Führer auch an die Spitze zu bringen, soweit es in unserer Macht steht“[180].

Der „völkische Gedanke“ in der deutschen Geschichte – Noch ehe der erste Band seiner *Deutschen Geschichte* erschienen war, erhielt Wahl 1925 die Gelegenheit, die ideologischen Grundlagen seiner Geschichtsbetrachtung in der Broschüre *Der völkische Gedanke und die Höhepunkte der neueren deutschen Geschichte* darzulegen. Das Büchlein erschien im *Pädagogischen Magazin* des Hermann Beyer & Söhne Verlags im thüringischen Langensalza, das während der 1920er und 1930er Jahre von zahlreichen völkischen Autoren frequentiert wurde[181] und

[176] Wahl, Geschichte, Bd. 2, S. 609, 611.

[177] Ebd., S. 612.

[178] Vgl. Wahl, Führertum, S. 26f.: Wahl wandte sich in der Broschüre gegen die „gerade in letzter Zeit immer wieder“ auftauchenden Auffassungen, „wonach schließlich doch gerade die Massen die eigentlichen Träger des geschichtlichen Lebens und Werdens seien“.

[179] Vgl. Sontheimer, Denken, S. 268–280; Schreiner, „Wann kommt der Retter Deutschlands?“.

[180] Wahl, Führertum, S. 42 (Herv. i. Orig.).

[181] Neben der Arbeit Adalbert Wahls erschienen im „Pädagogischen Magazin“ des Verlags an einschlägigen Publikationen unter anderem Max Wundts *Was heißt völkisch?* (1924, $^{3}$1925), Max Maurenbrechers *Völkischer Geschichtsunterricht. Entwurf eines Lehrplanes* (1925), Max Kochs *Richard Wagners geschichtliche völkische Sendung. Zur Fünfzigjahr-Feier der Bayreuther Bühnenfestspiele* (1927), Otmar Freiherr von Verschuers *Sozialpolitik und Rassenhygiene* (1928), Hermann Tögels *Rasse, Volk und alttestamentlicher Religionsunterricht* (1931), Wilhelm Fricks *Bevölkerungs- und Rassenpolitik* (1933), Wilhelm Karl zu Isenburgs *Das Problem der Rassenreinheit* (1933), Martin Staemmlers *Rassenpflege und Schule* (1933, $^{4}$1937), Achim Gerckes *Rasseforschung und Familienkunde* (1934), Joseph Goebbels' *Rassenfrage und Weltpropaganda* (1934, $^{2}$1937), Arthur Gütts *Leibesübungen im Dienst der Rassenpflege* (1935, $^{2}$1937) und H. J. Kuhns *Arndt und Jahn als völkisch-politische Denker* (1936).

seinerzeit „breit gelesen“[182] war. Zugleich war Wahls Broschüre Teil der Reihe *Schriften zur politischen Bildung*, die von der „dem Alldeutschen Verband nahe stehende[n] Gesellschaft Deutscher Staat“[183] herausgegeben wurde. Wahl beschreibt in der Broschüre vier ausgewählte Ereignisse der deutschen Geschichte seit dem Ende des Mittelalters, denen er jeweils katalysatorische Wirkung für Entstehung und Verbreitung des „völkischen Gedankens“ zusprach. Eingangs räumte Wahl zwar ein, dass die deutsche Geschichte im Vergleich zu jener Englands und Frankreichs lange Zeit weniger „Höhepunkte“ aufgewiesen habe. Gleichsam als „Ersatz“ konnte das „junge Volk“ der Deutschen laut Wahl jedoch auf eine außerordentlich ereignisreiche jüngere Geschichte zurückblicken, in der sich „weit über irgend ein anderes Land hinaus“ Höhepunkte akkumuliert hätten – „leuchtender und glänzender“ als jene „der andern“[184]. Um diese These zu illustrieren, zog Wahl vier denkbar konventionelle Beispiele heran: Erstens die Reformation, zweitens die Zeit Friedrichs des Großen, drittens die Befreiungskriege und viertens schließlich die Reichsgründung von 1871.

Um erläutern zu können, worin seiner Ansicht nach der „völkische“ Kern dieser vier Untersuchungsgegenstände bestand, bemühte sich Wahl zunächst um eine Definition des Begriffs „völkisch“. Dieser schien ihm „schwankend geworden“ zu sein und der „Erläuterung“ zu bedürfen – eine seinerzeit gängige und nicht unberechtigte Beobachtung, zumal sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs eine Vielzahl unterschiedlichster „politischer Kräfte, kulturkritischer Theorien und literarischer Richtungen“ als „programmatische[s] Schlagwort“[185] auf den Begriff beriefen und damit die schon vor 1918 entstandene Begriffsverwirrung zusätzlich steigerten.[186] Wahl wollte den Begriff „völkisch“ weder als bloßes Synonym für „national“ verstanden wissen, noch ausschließlich mit „antisemitisch“ gleichsetzen. Keiner dieser beiden Zugänge werde dem Begriff ganz gerecht. „‚Nationale‘ Bestrebungen“, so Wahl, liefen stets auf eine „Bildung der Nation“ und „die möglichste Ausdehnung von Macht und Ruhm“ hinaus, „‚völkische‘ Bestrebungen“ zielten hingegen darauf ab, „überall – im Staat und auf allen Gebieten der Kunst – das Eigentümliche des eigenen Volkes zum Siege [zu] führen“. Die vier von ihm beschriebenen historischen „Höhepunkte“ zeichneten sich demnach im Kern dadurch aus, die „deutsche Art“ auf jeweils spezifische Weise vertieft zu haben – ohne dabei „nach ausländischem, besonders französischem Vorbild“ vorgegangen zu sein oder sich „fremden Geist, etwa dem semitischen“[187], unterworfen zu haben.

Mit Blick auf die Reformation gestand Wahl zunächst ein, dass „Luthers Tat“ nicht „*wesentlich* von dem völkischen Gedanken bestimmt“ gewesen sei. Allerdings sei das Wirken des großen Reformators „in die Zeit eines sichtlichen Er-

182 Ulbricht, „Goethe-Schiller-Universität Jena-Weimar“, S. 342.
183 Wiede, Rasse, S. 138.
184 Wahl, Gedanke, S. 5.
185 Broszat, Ideologie, S. 56.
186 Vgl. Kap. 1.2.
187 Wahl, Gedanke, S. 6f.

wachens völkischen Geistes“ gefallen. Überdies sei Luther in seinem Spätwerk vom „völkischen Gedanken stark berührt worden“[188]. Dieses Deutungsmuster war 40 Jahre zuvor in Heinrich von Treitschkes stark rezipierten Vortrag *Luther und die deutsche Nation* (1883) popularisiert worden[189] und basierte nicht zuletzt auf den antijüdischen Verdikten in den späten Schriften Luthers.[190] Auch Wahls Aussage, dass Luthers Entdeckung der „Art und […] Vorzüge seines Volkes“ mit einer scharfen Wendung gegen die „Wälschen“ einhergegangen sei, entsprach der Denkschule Treitschkes. Mit der Behauptung, Luther habe infolge seines völkischen Erwachens gerade auch gegen „Polen oder sonstige Slaven“ Stellung bezogen, ging Wahl indes über sein großes Vorbild hinaus. Insgesamt betrachtet tritt Luther in Wahls *Der völkische Gedanke und die Höhepunkte der neueren deutschen Geschichte* als wegweisender Protagonist einer „völkische[n] Gesinnung“ in Erscheinung, „die nicht allein auf verstandesmäßigen Erwägungen“ beruht, sondern eine „Gesinnung der Liebe“ repräsentiert habe und daher gleichermaßen „warm“ und „blutvoll“ ausgefallen sei.[191] Mit der Überordnung des Gemüts über den rein „rechnerischen“ Verstand befand sich Wahl in der Tradition eines gegenaufklärerischen Antirationalismus, der sich zwischen den 1880er und 1930er Jahren insbesondere in der „Lebensphilosophie“ niederschlug.[192]

Dem Zeitalter Friedrichs des Großen als zweiten historischen „Höhepunkt“ ließ Wahl zunächst zwei „öde und sandige“ Jahrhunderte des „tiefen Darniederliegens des völkischen Bewußtseins“ vorangehen. Erst Friedrichs „Taten im Krieg“ und in der „äußere[n] und innere[n] Politik“ hätten diese überwunden. Den bekannten Sachverhalt, dass der preußische König der deutschen Kultur und Sprache mit offener Geringschätzung begegnete, verschwieg Wahl dabei nicht. Zur Wiedererweckung des völkischen Gedankens habe es daher bedeutender Mittler bedurft – gemeint waren hier vor allem zeitgenössische Schriftsteller. Diese hätten sich große Verdienste darin erworben, durch ihre patriotischen Beschreibungen die Taten und Leistungen Friedrichs ins rechte Licht zu rücken und das deutsche Volk mit ihnen vertraut zu machen. Erst durch die Kombination aus der faktischen Politik des Königs und den heroisierenden literarischen Darstellungen sei es gelungen, das „französische Joch abzuschütteln“[193], wie es bis dahin auf dem deutschen Geist gelastet habe.

188 Ebd., S. 7f. (Herv. i. Orig.).
189 Vgl. Lehmann, „Er ist wir selber: der ewige Deutsche“.
190 Erinnert sei nur an die 1543 veröffentlichte Schrift *Von den Juden und ihren Lügen*. Einführend zu den judenfeindlichen Sentenzen im Spätwerk Luthers: Leppin, Luther, S. 340–344. Zu deren Rezeption unter völkischen Ideologen: Wiese, „Unheilsspuren“.
191 Wahl, Gedanke, S. 9–11; für weiterführende Hinweise zur völkisch-nationalistischen Lutherrezeption seit dem späten 19. Jahrhundert vgl. exemplarisch: Steigmann-Gall, „Furor protestanticus“.
192 Vgl. Schnädelbach, Philosophie, S. 174–193. Der prominenteste Vertreter einer Lebensphilosophie in völkischer Verengung war August Julius Langbehn (1851–1907). Für dessen Gegenüberstellung von „Verstand“ und „Gemüth“ vgl. Langbehn, Rembrandt, S. 302f.
193 Wahl, Gedanke, S. 12f.

Die antinapoleonischen Befreiungskriege deutete Wahl wiederum primär als einen „Sieg im Reiche der Idee". In diesem Fall galt Wahl das Aufleben völkischen Ideenguts weniger als Folge denn als „Vorbedingung des großen Aufschwungs". Die Protagonisten der Befreiungskriege hatten sich nach dieser Lesart nicht nur in militärischem Sinne, sondern zugleich in ihrem ideellen Kampf gegen den „reine[n], naive[n] Individualismus" der Französischen Revolution bewährt – ein Kampf, der laut Wahl als einer „des Guten gegen das Böse aufgefaßt werden"[194] sollte. Diese außergewöhnlich triviale moralisierende Wertung entsprach dem damaligen Selbstverständnis der völkischen Bewegung als „Avantgarde einer breiten Abwehrfront gegen die ‚Ideen von 1789'"[195]. Bereits 1913 hatte Wahl im Rahmen der aufwendigen Feierlichkeiten zum 100. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig die „Ideen von 1813" ausgerufen und „als deutsches Gegenstück zu den Ideen der Französischen Revolution bezeichnet"[196]. Die Verfechter der „Ideen von 1789" erklärte Wahl auch Mitte der 1920er Jahre zum ärgsten „Feind" des deutschen Volks, hätten „ihre Staatsferne, ihr Individualismus, ihr materielles Glücksstreben, ihr Pazifismus und Kosmopolitismus" doch den „kläglichen Zusammenbruch" Preußens im Vorfeld der Befreiungskriege „verschuldet"[197].

Zuletzt die Reichsgründung von 1871: Dass nicht schon während, sondern erst nach und infolge der Reichsgründung „völkische Stimmen" laut geworden seien, führte Wahl auf die Einführung des „allgemeine[n] und gleiche[n] Wahlrecht[s] aller ‚Individuen'" in der Verfassung des Deutschen Kaiserreichs vom 16. April 1871 zurück. Im Ganzen würdigte Wahl die Verfassung zwar als ein „Wunderwerk", das in ihr fixierte Wahlrecht bezeichnete er jedoch als „häßlichen neuen Anbau […] nach französischem Muster", der gegen die natürliche Ungleichheit der Menschen[198] verstoßen habe. Einen zentralen „Höhepunkt" der deutschen Geschichte stellte die Reichsgründung in den Augen des Historikers trotzdem dar, zumal nach 1871 eine abermalige bewusste Wendung „zum völkischen Gedanken"[199] in Deutschland vollzogen worden sei. Zum Beweis dieser Behauptung reihte Wahl eine willkürliche und eklektische Ahnengalerie auf, bestehend aus Richard Wagner, Wilhelm Leibl, Adolf Stoecker, Heinrich von Treitschke, Paul de Lagarde, Constantin Frantz und Hans von Wolzogen. Constantin Frantz etwa habe die Wendung zum völkischen Denken vollzogen, indem er „nach der Reichsgründung zusehends antisemitischer" geworden sei und „durchaus zutreffend" vor einer „Judenherrschaft" in Deutschland gewarnt habe.[200] Auch die Entstehung der völkischen Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich zog Wahl als

194 Ebd., S. 14f.
195 Ulbricht, „Ein heimlich offener Bund für das große Morgen…", S. 67.
196 Bruendel, Volksgemeinschaft, S. 62.
197 Wahl, Gedanke, S. 16f.
198 Zum Glauben an die „natürliche Ungleichheit" als wesentliches Charakteristikum völkischer Ideologie vgl. Breuer, Völkischen, S. 18f.
199 Wahl, Gedanke, S. 23f. Keine Rede kann also davon sein, dass Wahl, wie Thomas Klein behauptet hat, in seiner Beurteilung der Reichsverfassung „jegliche Problematik negiert" habe, vgl. Klein, Wahlprüfungsverfahren, S. XXII.
200 Wahl, Gedanke, S. 25–27.

Beweis heran, wobei er sich jedoch mit ihr nicht gänzlich identifizierte und solidarisierte. So lehnte Wahl – ähnlich wie Wilhelm Stapel – insbesondere alle sogenannten „arteigenen“, christentumsfeindlichen Religionsentwürfe strikt ab, die in Teilen der völkischen Bewegung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert vorgelegt und bisweilen auch vorgelebt worden waren.[201] Mit Blick etwa auf den „ungesunden“ und „närrischen“ Glauben an die „nebelhafte Germanengottheit“ Wotan forderte Wahl die Völkischen dazu auf, sich von ihren „Schlacken“ zu reinigen. Auch die Tendenz zur maßlosen Selbstüberhöhung und die Neigung zur „gegenseitigen Befehdung“ müssten ablegt werden. Nur auf diese Weise, so Wahls Ratschlag, könne der „völkische Gedanke“ wie schon in der „Zeit der Freiheitskriege“ auferstehen und zum entscheidenden „Signal“ einer neuerlichen „Erhebung“ werden.[202]

[201] Vgl. zu diesen Gruppierungen: Puschner, Religionsentwürfe; Franz, Religion.
[202] Wahl, Gedanke, S. 21, 28 f.

# 5. Große Erwartungen und bittere Enttäuschung: Grimm, Kolbenheyer und Stapel in ihrem Verhältnis zur NSDAP

## 5.1 Frühe Unterstützung und erste Fühlungnahme 1923–1930/31

*Ich würde es nicht begrüßen, wenn der Radikalismus in unveränderter Form Oberhand auf lange Dauer erhielte, aber wenn der Nationalsozialismus nicht gekommen wäre, man hätte ihn erfinden müssen.*[1]

Schon sehr früh nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs" hat Veit Valentin hellsichtig hervorgehoben, wie weitgehend die Geschichte des Nationalsozialismus und seines Aufstiegs als eine „Geschichte seiner Unterschätzung"[2] verstanden werden kann. Speziell zur Erklärung der illusorischen Zähmungskonzeptionen[3] seitens der Eliten des politischen Konservatismus ist das Interpretament der „Unterschätzung" fraglos von zentraler Bedeutung. Im Falle von Grimm, Kolbenheyer und Stapel würde hinsichtlich ihres Verhältnisses zur NSDAP vor 1933 ein allein auf „Unterschätzung" abzielender analytischer Zugriff indes deutlich zu kurz greifen. Gewiss: Auch sie perzipierten die NS-Bewegung mitunter leichtfertig als eine vermeintlich rein episodenhafte Erscheinung, die kurzfristig für eigene Zwecke instrumentalisiert werden könnte und sollte.[4] Eine erschöpfende Erläuterung ihrer Einstellungen ist damit jedoch keineswegs gewonnen. Ihre Wahrnehmung der NS-Bewegung war weder konstant, noch blieb sie ohne Ambivalenzen, wie ein Blick in die Quellen rasch lehrt. Die Annahme, Grimm, Kolbenheyer und Stapel wären sich in dem hier interessierenden Zeitfenster stets sicher gewesen, wie sie sich zum Nationalsozialismus stellen sollten und wie dieser als politische und soziale Bewegung einzuschätzen sei, wäre irrig und ginge an der empirischen Realität vorbei. Vielmehr lässt sich eine spannungs- und widerspruchsvolle Gleichzeitigkeit von Wohlwollen und Skepsis, Hoffnung und Verunsicherung,

[1] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Jakob Schaffner, 25. Oktober 1930 (Durchschlag).
[2] Valentin, Geschichte, S. 284.
[3] Vgl. Jasper, Zähmung.
[4] In seiner im Juni 1931 verfassten internen Denkschrift *Sechs Sätze zur Entwicklung der Verlagsunternehmungen des D.H.V.* vertrat Stapel etwa die Auffassung, dass „der Nationalsozialismus […] wahrscheinlich nur eine Durchbruchskraft" darstellen, die nach ihrem zu wünschenden und zu erwartenden Erfolg praktisch überflüssig werden und die politische Arena einer „nationalbolschewistische[n]" und einer „national-konservative[n]" Front überlassen würde. Wohl müsse der DHV also schon aus Eigeninteresse „engste Fühlung mit dem Nationalsozialismus halten", ohne sich aber „an ihn zu binden". Es gelte, sich „auf die *nach* dem Nationalsozialismus kommenden Fronten" einzustellen (zitiert aus der Beilage des Briefs von Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer vom 19. Juni 1931, in: KAG, Schriftwechsel mit Wilhelm Stapel: 1930–1931, Herv. i. Orig.).

Unterschätzung und Bedeutungszuschreibung beobachten. Im Folgenden soll zunächst der Umgang mit der NS-Bewegung vor der Reichstagswahl vom 14. September 1930 interessieren, die den politischen Durchbruch der NSDAP einläutete[5], ehe anschließend die Reaktionen auf den spektakulären Wahlerfolg der Nationalsozialisten skizziert werden.

Die Verteidigung des Hitler-putschs durch Stapel und grimm – In den Jahren 1920–1922 schenkten Grimm, Kolbenheyer und Stapel der NSDAP noch keine nähere Aufmerksamkeit. Dies vermag freilich nicht zu überraschen, blieben die Nationalsozialisten im Vorfeld ihres aufsehenerregenden Debakels vor der Münchner Feldherrnhalle und dem anschließenden, vielbeachteten Hitler-Prozess doch eine Randerscheinung des politischen Lebens, eine völkische Splitterpartei unter vielen, die – zumal außerhalb Bayerns – kaum der Rede wert war. Der Putschversuch[6] veranlasste Grimm und Stapel dann allerdings, sich öffentlich zu Wort zu melden. Konkret war es die spöttische Presseberichterstattung über den kläglich misslungenen Putschversuch, die Grimm und Stapel als unangemessen kritisch und destruktiv empfanden und die sie zur Widerrede motivierte. Kolbenheyer hielt sich demgegenüber bedeckt. Die für so viele Autoren der Weimarer Republik nachweisbare Sensibilität, keinesfalls in den Ruf zu geraten, einseitig parteipolitisch orientiert oder gar gebunden zu sein, war bei ihm besonders stark ausgeprägt und ein elementarer Bestandteil seines Selbstverständnisses als Künstler. Das immer wache, intrinsische Bedürfnis, die Chimäre präferenzloser Überparteilichkeit aufrechtzuerhalten, prägte das öffentliche und private Auftreten Kolbenheyers noch stärker als jenes von Grimm und Stapel – jedenfalls in den Jahren der Weimarer Republik. 1940 sollte sich Kolbenheyer aus euphorischer Zustimmung zur nationalsozialistischen Außenpolitik dann jedoch zum Parteieintritt in die NSDAP entschließen.[7]

Stapel begann bereits über ein halbes Jahr vor Hitlers Putschversuch damit, in seiner Zeitschrift schützend für die junge NSDAP einzutreten. Im Februar 1923 wies er das „große Geschrei", das sich schon damals wegen des rabaukenhaften politischen Auftretens der Nationalsozialisten erhob, als unberechtigt zurück. Stapel war hierbei indes weniger darum bemüht, politische Einzelforderungen der NSDAP zu verteidigen, vielmehr versuchte er, seine Leser von dem angeblichen außenpolitischen Wert der Nationalsozialisten für das gesamte Deutsche Reich zu überzeugen: Ohne das von den Nationalsozialisten geschürte und lebendig erhaltene „nationale Feuer in Bayern", so versuchte er plausibel zu machen, „würde der Damm der Deutschböhmen allein die Tschechen nicht abhalten, den Franzosen

[5] Die NSDAP vereinigte bei der Wahl 18,3% der abgegebenen Stimmen auf sich und wurde mit 107 Mandaten zur zweitstärksten Partei im Reichstag hinter der SPD mit 143 Mandaten.

[6] Vgl. Gordon, Hitlerputsch 1923; Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 253–267. Gedankenanstöße zu einer Neubewertung des Putschs in: Dotterweich, „Hitlerputsch".

[7] Vgl. Kap. 5.3.2.

mainabwärts entgegenzustürmen“[8]. Auch zum rabiaten Antisemitismus, der gerade in den frühen 1920er Jahren die öffentlichen Auftritte der Nationalsozialisten entscheidend prägte, nahm Stapel Stellung und argumentierte, dass dieser in der republikanischen Öffentlichkeit viel zu kritisch und nervös betrachtet werde. Er forderte stattdessen – hier kommt das Element der Unterschätzung sehr deutlich zum Ausdruck –, der NS-Bewegung mehr guten Willen zuzugestehen: Hatten die Nationalsozialisten nicht „selbst das Wort ausgegeben, Zucht zu halten“? Niemand „außer den Sensationisten [sic!]“, so behauptete Stapel, könne Anlass dazu haben, an dem „guten Willen“ der Nationalsozialisten „zu zweifeln“. Kritikern der NSDAP warf Stapel vor, sich „Gespenster“ vorgemacht, die „Hauptsache“ jedoch aus dem Blick verloren zu haben: Es sei „wichtiger, daß die Tschechen sich nicht an den Main getrauen, als daß etliche empfindliche und ängstliche jüdische Gemüter sich nicht nach München getrauen“[9].

Wie nah sich Stapel zum damaligen Zeitpunkt den radikalen politischen Positionen der Nationalsozialisten angenähert hatte und verbunden fühlte, zeigt ein Brief an Kolbenheyer vom 19. Oktober 1923. Der Brief entstand vor dem Hintergrund der am 26. September 1923 getroffenen Entscheidung der Reichsregierung unter Gustav Stresemann, die Politik des „Passiven Widerstands“ gegen die französisch-belgische Ruhrbesetzung zu beenden. Auch wenn diese Entscheidung eindeutig wirtschaftlicher Vernunft und politischem Verantwortungsbewusstsein entsprach[10], führte sie bei Stapel – wie bei zahlreichen anderen Autoren des rechten Lagers[11] – zu einer zusätzlichen Verhärtung republikfeindlicher, antidemokratischer Überzeugungen. Stapels Brief an Kolbenheyer geht dabei an Schärfe noch deutlich über seine publizistischen Äußerungen während des Krisenjahrs 1923[12] hinaus. Hitler, so Stapel, habe „ganz recht“ gehabt:

„man hätte sämtliche Zechen und Hochöfen sprengen und verbrennen sollen im Ruhrgebiet. Was liegt uns an der Industrie! Die Söhne können sich eine neue Industrie schaffen, wenn sie noch nicht genug von dem Zeugs haben! *Wir* müssen erst die Freiheit behaupten und soviel Franzosen zu Tode befördern, als wir irgend können. Aber der träge sozialdemokratische Diätenspeck in Berlin bangt ja für die ‚Kultur‘, d. h. für das, was er dafür hält“[13].

[8] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 82. Die Vorstellung einer „Invasion der verhältnismäßig gutorganisierten tschechischen Armee“ in deutsches Territorium bildete in der Frühphase der Republik ein „permanentes Schreckgespenst“; allerdings „folgten den immer wiederkehrenden Gerüchten über bevorstehende Großangriffe aus dem Osten zu keiner Zeit reale Taten.“ (Keller, Wehrmacht, S. 138f.).

[9] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 82.

[10] Zum französisch-belgischen Ruhrbesetzung und der – aus wirtschaftlicher wie sozialpolitischer Perspektive – notwendigen Beendung der Politik des „Passiven Widerstands“ durch die deutsche Reichsregierung vgl. Krüger, Außenpolitik, bes. S. 132–206; Fisher, Crisis, sowie die aufschlussreichen, deutsche und französische Perspektiven vereinigenden Beiträge in: Schwabe (Hg.), Ruhrkrise; Krumeich/Schröder (Hg.), Schatten.

[11] Vgl. Köhler, Nachkrieg.

[12] Vgl. hierzu Keßler, Stapel, S. 72–78.

[13] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 19. Oktober 1923 (Herv. i. Orig.). Stapel spielte hier sehr wahrscheinlich auf eine schon zeitgenössisch beachtete, radikale Rede Hitlers vom 21. August 1923 im Münchner Zirkus Krone vor rund 8000 Zuhörern an, in der Hitler unter anderem ausführte: „Was hat es zu sagen, wenn in der Katastrophe unserer Gegenwart

Als Hitler nur wenige Wochen später mit seinem Putschversuch gescheitert war, setzte Stapel seine öffentliche Verteidigung der Nationalsozialisten im *Deutschen Volkstum* fort. Dabei argumentierte er, dass am 9. November zwar „offensichtlich verfrüht" losgeschlagen worden sei, jedoch keinerlei Veranlassung bestehe, den Putschversuch als eine „Riesendummheit" abzuwerten, wie es „Stammtische" und „Literaten an ihren Pulten"[14] mit Vorliebe täten. Das Scheitern des Putschversuchs sei vor allem mit Blick auf die „*moralische*[n]" Folgen für das deutsche Volk zu bedauern. Der Misserfolg müsse sich insbesondere auf die „begeisterte Jugend" verheerend auswirken: Ludendorff und Hitler seien „die einzigen" Persönlichkeiten gewesen, die das „nationalen Empfindungen zugänglich[e]" Volk noch hätten „*begeistern* können"; „anständige Männer", die von den „tausend taktischen Kunstgriffen" der Politik unberührt geblieben seien, suche man in Deutschland ansonsten leider vergeblich. Nun, nach dem Scheitern des Putschs, werde das „neue Deutschland […] nicht aus der jugendlich-schönen Kraft der Begeisterung und des Heroismus erschaffen", sondern aus „nüchtern-kluge[r] Berechnung". Damit drohte dem deutschen Volk in den Augen Stapels das Schicksal, „zu einem bloßen Aktionsfeld für geldmachende Großfinanziers und kluge, undurchsichtige Reichswehrgeneräle" herabzusinken, „zwischen denen allerlei Parteigrößen hin- und herwanken"[15] würden.

Mehr noch als jener Hitlers, schmerzte Stapel der Ansehensverlust Ludendorffs, den er aus „persönlicher Unterhaltung"[16] kannte. In einem Brief an Kolbenheyer vom 19. November 1923, in dem seine damalige Ludendorff-Begeisterung[17] abermals deutlich vorscheint, bezeichnete Stapel das Bild, das von Ludendorff „durch die Zeitungen gerollt" werde, als „saudumm"[18]. Die Weimarer „Literaten" könnten „dieser Art Mensch (ausgesprochen nordisch) nicht gerecht werden". Ludendorff sei „nicht ‚Putschist'" – darüber habe er sich „seinerzeit in München ausführlich mit ihm in seiner Villa unterhalten." Ludendorff sei vielmehr „einer der anständigsten, mutigsten Menschen, die je gelebt" hätten. „Tief ethisch, stark protestantisch. Fähig, abweichende Meinungen sorgfältig anzuhören." Durch das

Industrieanlagen zugrunde gehen? Hochöfen können bersten, Kohlengruben ersaufen, Häuser mögen zu Asche verbrennen – wenn nur ein Volk dahinter aufsteht, unerschütterlich, zum Letzten entschlossen. Denn wenn das deutsche Volk wieder aufersteht, dann wird auch das andere alles wieder aufstehen. Wenn aber alles das stünde und ein Volk geht an innerer Fäulnis zugrunde, so sind Kamine, Industriewerke und Häusermeere nichts anderes als die Leichensteine dieses Volkes! […] Hinter dem brennenden Ruhrgebiet hätte ein solches Volk seinen Widerstand auf Tod und Leben organisiert. […] So hätte [Wilhelm] Cuno die Ruhrfrage zum Anlaß nehmen müssen, unter entschlossener Nutzung der emporflammenden Stimmung des ganzen Volkes zu zeigen: jetzt bricht eine andere Stunde an. Ofen um Ofen, Brücke um Brücke gesprengt! Deutschland erwacht! Frankreichs Armee hätte sich nicht in das Grauen eines solchen Weltuntergangs peitschen lassen! Bei Gott, wir ständen heute anders da!" (Kuhn, Programm, S. 79; vgl. auch: Jäckel/Kuhn (Hg.), Hitler, S. 982).

[14] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 455.

[15] Ebd. (Herv. i. Orig.).

[16] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 19. November 1923.

[17] Vgl. Kap. 2.2.1.

[18] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 19. November 1923.

„Münchener Schlamassel" sei Ludendorff „*ganz rein* hindurchgegangen", der „Zeitungspöbel" aber bewerfe ihn nun „am meisten mit Dreck"[19]. Wen Stapel mit dem „Zeitungspöbel" meinte, stellte er im *Deutschen Volkstum* unmissverständlich klar: Die Pressekritik an Ludendorff und Hitler führte Stapel auf die „journalistische Technik gewisser jüdischer und jüdisch geschulter Literaten" zurück, die darauf zielten, die beiden außergewöhnlichen und mutigen Männer „beim Volke durch Lächerlichmachung zu entwerten"[20] – ein antisemitischer Topos, den kurze Zeit später auch Hitler in seinen Arbeiten an *Mein Kampf* aufgreifen sollte.[21] Allzu leichtfertig, so Stapel, werde vergessen, dass es Ludendorff gewesen sei, der im Ersten Weltkrieg mit noch nicht einmal „dem halbe[n] deutsche[n] Heer […] Rußland zu Boden" geschlagen habe. Ein solcher Mann, so folgerte Stapel, könne prinzipiell „nichts Lächerliches" tun. Niemand solle sich durch die „jüdische" Berichterstattung „verwirren lassen": Hitler und Ludendorff hätten in München mit „leidenschaftlich glühende[n] Seelen und einem lauteren Willen für Deutschlands Ehre und Größe" gefochten. Darin werde auch Gustav Ritter von Kahr, der aus dem Putschversuch als Sieger hervorgegangen sei, „sie nicht übertreffen"[22] können.

Im Januar 1924 war es dann weniger Ludendorff als Hitler, den Stapel im *Deutschen Volkstum* mit besonderem Nachdruck gegen öffentliche Kritik verteidigte. Nun war es Hitlers Aufbau und Konsolidierung der NSDAP seit 1919/20, die er als eine „Leistung" bezeichnete, die „Achtung" abnötige und verdiene. Wer Hitler einmal „selbst reden gehört" habe, gelange rasch zur Einsicht, dass es sich bei ihm um „einen Menschen [handle], der redlich sein Bestes gab"[23] – etwas, das sich von seinen journalistischen Kritikern nicht behaupten lasse. Ludendorff wiederum, so hieß es nun, sei bei dem Putschversuch „nur mitgegangen, als die Vertreter der höchsten bayrischen Gewalt" ebenfalls mitgegangen seien. Dass Ludendorff – anders als Kahr und Lossow – sein Wort nicht „auf einen halben Wink hin" zurückgenommen habe, mache ihm „Ehre, nicht Unehre"[24]. Mit diesem Versuch, zwischen Ludendorff einerseits und dem *eigentlichen* Putschisten-Kreis andererseits zu unterscheiden, nahm Stapel in gewisser Weise die Begründung vorweg, die bei der Urteilsverkündung des Münchner Hochverratsprozesses am 1. April

[19] Ebd. (Herv. i. Orig.).

[20] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 455.

[21] Siehe das Kapitel „Persönlichkeit und völkischer Staatsgedanke", in dem Hitler „die destruktive Wirkung der Tätigkeit des Judentums in anderen Volkskörpern" auf die „ewigen Versuchen" der Juden zurückführt, „die Bedeutung der Person bei seinen Gastvölkern zu unterhöhlen und die Masse an ihre Stelle zu setzen". Auf diese Weise trete „an Stelle des organischen Prinzips der arischen Menschheit das destruktive des Juden" (Hitler, Kampf, Bd. 2, S. 85 f.). Auch Theodor Fritsch hatte schon in seinem einflussreichen, vielfach aufgelegten *Handbuch der Judenfrage* die Juden bezichtigt, demokratisches und kommunistisches Gedankengut nur deshalb zu „predigen", um auf diesen „Umweg zur Aufrichtung der jüdischen Weltherrschaft mit Hilfe des betörten Proletariats" zu gelangen (Fritsch (Hg.), Handbuch, S. 634).

[22] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 455 f.

[23] Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 6 (1924), S. 45.

[24] Ebd.

1924 für den Freispruch Ludendorffs aufgeführt wurde: Der Urteilsbegründung zufolge war Ludendorff „von den Ereignissen so ergriffen gewesen, daß er nichts von dem Hochverrat merkte, der um ihn her vor sich ging“[25].

Stapels Verbundenheit mit den Putschisten und der nach dem Putschversuch verbotenen NSDAP war zu diesem Zeitpunkt so stark, dass er sich bei den Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924 sogar als parteiloser Zweitkandidat hinter Ernst Graf zu Reventlow für die Hamburger Wahlliste der Nationalsozialistischen Freiheitspartei zur Verfügung stellte, die sich aus Mitgliedern der NSDAP und der kurz zuvor ebenfalls verbotenen Deutschvölkischen Freiheitspartei zusammensetzte.[26] Das Schicksal, sich mit dem ihm so verhassten Parlamentarismus näher auseinandersetzen zu müssen, blieb Stapel indes erspart: Seine Kandidatur blieb erfolglos.[27]

Gänzlich frei von Kritik blieb Stapels Publizistik zur NSDAP in den 1920er Jahren indes nicht. Im Vordergrund standen hier jedoch weder ethische noch weltanschauliche, sondern organisatorische und strategische Fragen. So kritisierte Stapel im April 1925 in der von Hermann Ullmann herausgegebenen *Politischen Wochenschrift*, dass die NSDAP und ihr „Führer“ nach Neugründung der Partei im Februar 1925 abermals die Stadt München zu ihrer Zentrale erkoren hatten und nicht etwa Berlin. Unter dem Titel *Hitlers falscher Ansatz* behauptete Stapel, dass jeder Politiker mit „*historisch*-politische[m] Gefühl“ intuitiv erfassen müsse, dass vom deutschen Süden her lediglich „*Anregungen* ausgehen“ könnten, „aber nicht *Entscheidungen*“[28]. Hitlers Entscheidung, die nationalsozialistische Bewegung abermals von der bayerischen Landeshauptstadt aus aufbauen und leiten zu wollen, glich nach Stapel dem Versuch, „mit den Karten [eines] zusammengestürzten Kartenhauses zum zweitenmal in derselben Weise“ bauen zu wollen: „Wiederholung statt Originalität“. Dass die „nationale Bewegung“ 1919/20 „in München kulminiert“ sei, galt Stapel vor dem Hintergrund der Münchner Räterepublik noch als erklärlich; dass „sie nun abermals in München beginnen“ solle, sei hingegen allein „durch die Gewohnheit motiviert“ und Zeichen von „Ermattung“[29].

Auch im Falle Grimms lässt sich eine frühe publizistische Unterstützung der NSDAP nachweisen. Dass er schon früh zu einem Anhänger der Nationalsozialisten geworden war, hob Grimm sowohl öffentlich als auch privat wiederholt hervor. So bekannte er etwa in einem Wahlaufruf zugunsten Hitlers vor dem zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl am 10. April 1932, „erst recht nach dem

[25] Hoegner, Radikalismus, S. 113.

[26] Vgl. Sauer, Freiheitspartei. Dass Hitler sämtliche Parteineugründungen mit dem Begriff „nationalsozialistisch“ nach dem Verbot der NSDAP entschieden ablehnte, da er seinen alleinigen Führungsanspruch von ihr gefährdet sah, dürfte Stapel damals unbekannt gewesen sein.

[27] 1938 vermerkte Stapel rückblickend, dass er seinen Misserfolg als „Wink des Schicksals“ verstanden habe, „nicht in die praktische Politik zu gehn, sondern meiner 1918 erwählten Aufgabe treu zu bleiben. Ich lehnte es fortan ab, in Parteiversammlungen zu sprechen – auch bei den Deutschnationalen sprach ich nicht.“ Vgl. Stapel, Jahre [1938], S. 801.

[28] Stapel, Ansatz, S. 188 (Herv. i. Orig.).

[29] Ebd.

9. November 1923" zum NSDAP-Wähler geworden zu sein: „Ich, der Parteilose, stimmte für die nationalsozialistische Partei trotz vielem, das mich störte, um der Bewegung willen, die um die Partei entstand und durch die Partei gehalten wurde wie der Leib durch die Knochen."[30] Bereits kurz zuvor hatte Grimm seine langjährige Verbundenheit zur NSDAP, ebenso wie seine persönliche Bekanntschaft mit Hitler, auch in einem Brief an den Hamburger Großreeder Kurt Woermann hervorgehoben, mit dem er aus der Deutschen Kolonialgesellschaft bekannt war: „Ich bin ein Freund des Nationalsozialismus nicht seit den letzten zwei Jahren sondern vom Tage seiner Entstehung an."[31] Zwar sei er „der Partei nicht beigetreten", habe aber, „wo ich konnte, im Stillen für die Bewegung gearbeitet." Ein mögliches „Mißlingen des Nationalsozialismus" galt Grimm als „das Mißlingen unserer Zukunft. Ich kenne Hitler persönlich und schätze ihn"[32].

Es wäre zu einfach, hinter diesen Äußerungen lediglich eine bloße Anbiederung an die damals dynamisch aufstrebende NSDAP zu erblicken. Mit Joseph Goebbels hatte Grimm bereits im Frühjahr 1927 den Kontakt gesucht[33] – zu einem Zeitpunkt also, an dem der spätere Aufstieg der NSDAP zur erfolgreichen Massenpartei noch keineswegs absehbar war. Auch hatte Grimm, wie gezeigt, seine Sympathien für die Nationalsozialisten schon vor großem Publikum in *Volk ohne Raum* (1926) kundgetan, indem er am Ende des Romans in einer Passage, die im nationalsozialistischen Lager wohlbekannt war, eine Lanze für die Münchner Putschisten brach: Den Märtyrertod seines Romanhelden Cornelius Friebott datierte Grimm „knapp vor jenem neunten November 1923 in München", an dem einige „Wagemutige und Sehnsüchtige […] von anderen Deutschen" zusammengeschossen worden seien, während „Wortemacher rundum regierten"[34].

Diese den dezisionistischen Aktivismus der NS-Bewegung zelebrierende Passage war jedoch nicht die einzige Referenz auf den Hitler-Putsch während der 1920er Jahre. Schon am 22. September 1924 hatte Grimm im *Hannoverschen Kurier* seinem politischen Frust freien Lauf gelassen, als er mit Entsetzen die Bereitschaft von etwa der halben DNVP-Reichstagsfraktion verfolgte, den Dawes-Plan

[30] Grimm, Antwort [1932], S. 17. Der Artikel erschien ursprünglich im *Göttinger Tageblatt* am 7. April 1932.

[31] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Kurt Woermann, 9. März 1932.

[32] Ebd. Die Bekanntschaft Grimms mit Hitler ging auf ein „Reichskolonialtreffen" in Stuttgart im Jahr 1928 zurück, bei dem Hitler gegenüber Grimm geäußert haben soll, *Volk ohne Raum* von mehrfachem Lesen her zu kennen (vgl. Franke, Grimm, S. 25; Gümbel, Volk, S. 73). Eine zweite flüchtige Begegnung mit Hitler ergab sich im Oktober 1931 auf der Tagung in Bad Harzburg. Da die Forderung nach „Lebensraum" zu den zentralen Kategorien der Weltanschauung Hitlers gehörte, ist ein Interesse an Grimms Roman durchaus plausibel. Indes hatte Hitler seit etwa 1928 infolge der sogenannten Legalitätstaktik „in der öffentlichen Bekundung seiner ‚Lebensraum'- und ‚Germanisierungs'-Ziele […] eine Art ‚Moratorium' eingelegt" (Wirsching, „Man kann nur Boden germanisieren", S. 532, Anm. 63). Für weiterführende Hinweise zum Stellenwert der „Raumfrage" in der Weltanschauung Hitlers vgl. Jäckel, Weltanschauung, S. 29–54.

[33] Vgl. Kap. 5.2.4.

[34] Grimm, Volk [1927], Bd. 2, S. 663f. Für weitere Details zu dem Roman vgl. den Exkurs im Anschluss an Kap. 2.2.1.

zu unterstützen[35], der in der rechtsradikalen, nicht zuletzt nationalsozialistischen Agitation heftig und mit zum Teil wüst antisemitischer Rhetorik attackiert wurde.[36] In diesem Kontext ließ Grimm neben seiner Kritik an der DNVP auch seine Wertschätzung für die Münchner Putschisten durchscheinen. Als, so Grimm, „die agrarischen Deutschnationalen mit den Sozialdemokraten" zum Dawes-Plan „zusammen ‚Ja' sagten", sei „das westliche Lachen ungeheuer gewesen"[37]. Durch die Kollaboration mit den Sozialdemokraten sei der gegen die sogenannte Weimarer „Erfüllungspolitik" gerichtete, unbedingte Oppositionskurs der Deutschnationalen vor den Augen der Alliierten als „Bluff" enttarnt worden. Angesichts dieser „Blamage" hätten die Alliierten nun leichtes Spiel, dem deutschen Volk noch umfänglicher ihre Interessen aufzunötigen, zumal die deutsche Öffentlichkeit, so Grimm mit Blick auf den misslungenen Hitler-Putsch des Vorjahres, „von selbst bemüht" sei, „noch den nationalsozialistischen Versuch töricht zu machen und zu überwinden"[38]. Ebenso wie Stapel wollte Grimm also Hitler und Ludendorff nicht der Lächerlichkeit preisgegeben sehen. Nach seiner Auffassung sollte nicht unentwegt die mangelhafte Vorbereitung und Durchführung des Putschversuchs, sondern der hinter den äußerlichen Ereignissen stehende, bewunderungswürdige und vorbildliche nationale Idealismus der Putschisten erkannt und hervorgehoben werden.

Kolbenheyer und der „Kampfbund für deutsche Kultur" – Öffentliche Äußerungen Kolbenheyers zum Hitler-Putsch sind aus den 1920er Jahren nicht bekannt. Lediglich in seiner Autobiografie betonte Kolbenheyer, dass er als Privatperson den Münchner Putsch als einen Ausdruck der „erwachenden Lebenskräfte" des deutschen Volks wahrgenommen und begrüßt habe. Mit eigenwilliger Logik beschrieb er den Putsch im Rückblick als ein zugleich zeitgemäßes und verfrühtes Unterfangen: Der Putsch habe „zweifellos der Not der Stunde" entsprochen, sei „natürlich" und „zeitgerecht" gewesen, sei zugleich jedoch „zu früh" gekommen. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg rätselte Kolbenheyer, warum das „politische Programm" Hitlers vor dem Hintergrund des damaligen „verzweifelten Zustand[s] des deutschen Volkes" nicht jedermann in seiner „Natürlichkeit, ja Selbstverständlichkeit" eingeleuchtet habe.[39] Dass Kolbenheyer hier tatsächlich sämtliche Punkte des Parteiprogramms der NSDAP vom 24. Februar 1920 vor Augen hatte, ist indes unwahrscheinlich. Seine weiteren Ausführungen lassen

[35] Vgl. Büttner, Weimar, S. 350–353.

[36] In der NS-Zeitschrift *Der Weltkampf* konstatierte etwa Gregor Straßer: „Der Dawesplan ist nichts anderes als das jüdische Versailles der deutschen Volkswirtschaft" (Der Weltkampf 2 (1925), S. 625–644, hier S. 629). Verwiesen sei auch auf Alfred Rosenbergs Pamphlet *Die internationale Hochfinanz als Herrin der Arbeiterbewegung in allen Ländern* (1925), in dem behauptet wird, durch den Dawes-Plan habe sich die von „jüdischem Finanzkapital" getragene „amerikanische Hochfinanz" zum „eigentliche[n] Regent[en] Deutschlands" erhoben (Rosenberg, Hochfinanz, S. 26 f.).

[37] Grimm, Kolonialpläne [1924], S. 37

[38] Ebd.

[39] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 415 f.

vielmehr vermuten, dass er auch hier einer – für seine Autobiografie so typischen wie bezeichnenden – selektiven Wahrnehmung des Nationalsozialismus unterlag. Das Programm der NSDAP reduzierte er im Wesentlichen auf zwei Ziele: Erstens die Revision der Versailler „Friedensdiktate", zweitens den „Zusammenschluß aller deutschen Stämme" zu einem von „Stammesdeutschen getragen[en]", „gleichberechtigte[n] Großdeutschland"[40]. Ausgespart blieben in dieser nachgerade banalen Verengung freilich insbesondere die offensiven antisemitischen Inhalte des Programms.[41] Während der Weimarer Republik hielt sich Kolbenheyer demgegenüber mit öffentlichen Sympathiebekundungen für die NS-Bewegung weitgehend zurück. Unter keinen Umständen wollte er vor den Augen der Öffentlichkeit als ein im parteipolitischen Sinne nationalsozialistischer Dichter angesehen werden.

Dieses Kalkül – sowie seine gleichzeitige Solidarisierung mit den Zielen der NS-Bewegung – versuchte Kolbenheyer auch Alfred Rosenberg plausibel zu machen, nachdem ihn dieser im Juni 1929 als Vorsitzender des KfdK[42] kontaktiert und zur Mitarbeit aufgefordert hatte.[43] Dass sich Rosenberg bereits wenige Monate nach der Gründung des Kampfbunds um eine Zusammenarbeit mit Kolbenheyer bemühte, kann Kenner von Rosenbergs *Der Mythus des 20. Jahrhunderts* (1930)[44] nicht überraschen. So ließ der „Chefideologe" der NSDAP in seinem weltanschaulichen Hauptwerk keinen Zweifel daran, in welch hohem Ansehen Kolbenheyer bei ihm stand, als er dessen *Paracelsus*-Trilogie – gemeinsam mit Grimms *Volk ohne Raum* – als ein Werk mit „Ewigkeitswert"[45] zelebrierte. Darüber hinaus musste auch die christentumsfeindliche Tendenz in Kolbenheyers *Paracelsus*-Trilogie das Gefallen des NS-Ideologen finden.[46]

[40] Ebd. Weitere Informationen zu Kolbenheyers Ausdeutung des Nationalsozialismus nach dem Zweiten Weltkrieg in Kap. 6.2.

[41] Vgl. Mommsen (Hg.), Parteiprogramme, S. 547–552. Siehe darin – ausgehend von Programmpunkt 4 („Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein") – die Forderung nach einer „Fremdengesetzgebung" für Juden (Punkt 5), nach deren Ausschluss aus allen öffentlichen Ämtern (Punkt 6), nach deren Einwanderungsverbot (Punkt 8) und nach deren Ausweisung bei unzureichender Grundversorgung der Staatsbürger (Punkt 7). Letzterer Programmpunkt ist angesichts der Hungerunruhen und enormen Versorgungsprobleme in der frühen Weimarer Republik als Forderung nach Ausweisung sämtlicher Juden zu verstehen. Vgl. hierzu: Howard, Consequences; Reif, Hunger; Schulte-Varendorff, Hungerunruhen; Büttner, Weimar, S. 133f., 176–179.

[42] Zu Entstehungshintergründen und Geschichte des Kampfbunds für deutsche Kultur vgl. Gimmel, Organisation; Piper, Rosenberg, S. 259–274.

[43] Vgl. KAG, Inv. Nr. 154: Vereine, 1929: Alfred Rosenberg (Kampfbund für deutsche Kultur) an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. Juni 1929.

[44] Zu den Inhalten des Buchs vgl. Piper, Rosenberg, S. 179–230.

[45] Rosenberg, Mythus, S. 416.

[46] Vgl. ebd., S. 416f.: „‚Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig danach verlangt, den Gott zu schauen', läßt Kolbenheyer den ewigen Wanderer [gemeint ist hier die germanische Göttergestalt Odin, d. Verf.] zum Kreuzesgott sagen. Jener nimmt den müden Christus, der bettelnd am Wege liegt, auf seine starken Arme und trägt ihn durch die deutschen Gaue. Und die armselige zerquälte Gestalt Christi saugt den starken Odem dieses deutschen Ingeniums auf und wird stärker und kraftvoller. Bis der große Einäugige spricht über

Kolbenheyer reagierte auf die Avancen Rosenbergs betont freundlich, lehnte jedoch ein direktes persönliches Engagement im KfdK zunächst ab. Dabei stellte er jedoch unmissverständlich klar, dass Rosenberg bei seinen kulturpolitischen Vorstellungen und „Bestrebungen" stets seine „aufrichtige Zustimmung" „erwarten" dürfe. Er selbst, so Kolbenheyer, habe „längst für das" gewirkt, wofür nun auch der KfdK einstehe. Dass er sich gleichwohl „von allem parteilich gebundenen abseits" halte, dürfe Rosenberg nicht als „deutsche Einfalt der Eigenbrötelei" missverstehen. Ausschlaggebend, so Kolbenheyer, sei es vielmehr, dass er sein Werk „nur vollbringen" könne, wenn er „es über alle Partei stelle". Nur auf diese Weise könne er sich „die Freiheit des Schaffens" erhalten, „die den Abfluß meidet und aus der Quelle unmittelbar schöpft". Kolbenheyer bat Rosenberg, sein Gesamtwerk „als Bundesgenossen des Kampfbundes für deutsche Kultur" zu nehmen, denn „es *ist* sein Bundesgenosse"[47].

Rosenberg zeigte sich von Kolbenheyers Schreiben zwar enttäuscht, reagierte aber durchaus verständnisvoll. Kolbenheyers „innere Abwehrinstinkte gegenüber allen Vereinigungen" hielt er für nachvollziehbar. Gleichwohl unterließ es Rosenberg nicht, nachzufragen, ob Kolbenheyer gegebenenfalls einmal bei einer Veranstaltung des KfdK vorlesen wolle.[48] Doch ohne Erfolg: Sichtlich um die Vermeidung eines offenen Streits bemüht, rechtfertigte sich Kolbenheyer abermals in aller Ausführlichkeit und unter Wiederholung derselben Argumente für seine Entscheidung, nicht öffentlich im Rahmen des KfdK aufzutreten: „Ich kämpfe besser mit Ihnen, wenn ich allein kämpfe"[49].

Als im Juli 1931 in Tübingen mit maßgeblichem Engagement des völkisch orientierten Philosophieprofessors Max Wundt[50] eine Ortsgruppe des KfdK gegründet wurde[51], war Kolbenheyer jedoch zu einem Beitritt bereit. Neben Kolbenheyer traten bei der Gründungsveranstaltung noch weitere „namhafte Herren des

die Deutschen: ‚Sie bekennen mich nicht mehr, denn sie haben nur mehr Zungenlaut für ihre ewigen Götter, die das Siegel des Todes tragen, alles andere scheint ihnen klein. Aber sie leben mich. Daß dieses Volkes Blut noch soviel Urquell durch die Adern führt! So müssen sie die Sehnsüchtigen sein unter den Menschen…'. Aus dieser Weltenvision entsteigt dem Dichter der große Sucher Paracelsus, auf der Schwelle zweier großer Epochen stehend, über beide hinausschauend mit der Sehnsucht nach einer Zeit, da nicht mehr Wort wider Wort, Altar wider Altar stehen, sondern dieses alles eingefügt sein wird in die Urgesetze des Lebens. […] Glaubt jemand etwa, ein Kolbenheyer hätte sein großes Werk aus artistischem Wohlgefallen heraus geschrieben und nicht, weil er selber ein einsamer Sehnsüchtiger ist? Und glaubt jemand, sein Werk zu verstehen, wenn er nicht die Kraft der Sehnsucht in sich wachsen gefühlt hat? Wer das glaubt, hat nicht nur diesen ‚Roman' nicht erfaßt, er hat germanische Kunst in ihrem Wesen überhaupt noch nicht von ferne geahnt".

47 KAG, Inv. Nr. 154: Vereine, 1929: Erwin Guido Kolbenheyer an Alfred Rosenberg, 4. Juli 1929 (Durchschlag, Herv. i. Orig.).

48 KAG, Inv. Nr. 154: Vereine, 1929: Alfred Rosenberg (Kampfbund für deutsche Kultur) an Erwin Guido Kolbenheyer, 12. Juli 1929.

49 KAG, Inv. Nr. 154: Vereine, 1929: Erwin Guido Kolbenheyer an Alfred Rosenberg, 13. Juli 1929 (Durchschlag).

50 Knappe Hinweise zu Person und Wirken von Max Wundt in: Dahms, Philosophen, S. 729–738.

51 Lönnecker, „…Boden für die Idee Adolf Hitlers auf kulturellem Felde gewinnen", S. 124.

geistigen nationalen Tübingen“ in die Ortsgruppe ein, darunter „drei Dozenten der Universität“[52]. In der Folgezeit wurde Kolbenheyer in der laut Harald Lönnecker „besonders erfolgreich“ agierenden Tübinger Ortsgruppe zur „zentrale[n] Figur“. Anfragen um öffentliche Vorträge lehnte der Dichter indes auch weiterhin mit dem Verweis ab, seinen „Förderungsabsichten“ nur „nach eigenem Ermessen“ nachkommen zu wollen; er stehe nicht „zu beliebigem Gebrauch“ zur Verfügung.[53]

Neben seiner Sorge, zu einem „Parteidichter“ gestempelt zu werden, hing dies auch damit zusammen, dass Kolbenheyer ein erst spätberufener Vortragsredner war und nach 1918 zunächst jedwede Anfragen um Vorträge ablehnte, ehe er im März 1932 schließlich an der Universität München sein Debüt als Redner gab.[54] Entscheidend war jedoch Kolbenheyers genuine Abneigung, sich öffentlich vor den Karren der NSDAP spannen zu lassen. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Anfang November 1931 verfasster Brief, in dem Kolbenheyer Stapel von Auseinandersetzungen mit dem KfdK berichtete. In dem Brief kommt klar zum Ausdruck, dass Kolbenheyer in seinem Verhältnis zu Rosenbergs Organisation die Rolle des Lehrmeisters in Anspruch nahm, keineswegs aber jene des Lakaien. Der Kampfbund, so Kolbenheyer, habe von München aus versucht, ihn „als Fahne auf[zu]ziehen“[55], was er jedoch nicht mit sich machen lasse. Stattdessen wollte Kolbenheyer „diese Herren […] privatim einladen, um ihnen zu sagen, was man kluger Weise tun darf u[nd] was nicht.“ Zugleich bezeugt der Brief jedoch auch Kolbenheyers Freude über das große Gewicht seines Namens im KfdK: „Übrigens scheinen die Leute vom Kampfbund vorläufig auf mich hören zu wollen, also werde ich das Eisen zu schmieden verstehen. Es ist ein Glück, daß wir Deutsche doch zuweilen auch die Wahrheit hören wollen.“[56] Kolbenheyers Haltung gegenüber dem KfdK zeigt demnach eine für die Zeit der Weimarer Republik durchaus charakteristische Ambivalenz: Einerseits war Kolbenheyer von der Sorge beseelt, bei einer zu deutlichen Annäherung an Rosenbergs Organisation in den Ruf eines bloßen Parteidichters zu geraten. Andererseits zeigen die Briefe von 1929 eindeutig, dass er bemüht war, den Leiter des KfdK, mit dessen Zielen er

[52] Ebd., S. 125.

[53] Vgl. ebd, S. 124, 127, 133.

[54] Im überfüllten Auditorium Maximum der Universität München sprach Kolbenheyer zum Thema „Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst“. Ausschlaggebend für Kolbenheyers Entscheidung, als Redner in die Öffentlichkeit zu treten, war ein Brief der Münchner Studentenvertretung gewesen, in welchem er gebeten worden war, zu dem Thema „Ist die deutsche Kultur am Ende?“ zu sprechen. Der Sachverhalt, dass es überhaupt zu einer solchen Fragestellung hatte kommen können, zumal von Seiten junger Akademiker, versetzte Kolbenheyer in eine derart „fassungslose Erregung“, dass er eine Ablehnung der Bitte mit seinem Gewissen nicht habe vereinbaren können: „Ich wurde aus dem Versteck gejagt. Ich durfte mich nicht verweigern. […] Das lud eine neue Verantwortung auf mich. Ich sollte fortan meinem Volke nicht mehr nur an meinem Schreibtische dienen.“ Vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 106f.

[55] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, [?] November 1931 (der undatierte Brief ist zwischen zwei Briefe vom 28. Oktober und 7. November eingeordnet).

[56] Ebd.

sich offen solidarisierte, nicht durch eine reine Verweigerungshaltung vor den Kopf zu stoßen.

Ein Brief an den Schweizer Schriftsteller Jakob Schaffner, den Kolbenheyer wenige Wochen nach dem spektakulären Erfolg der Nationalsozialisten bei der Reichstagswahl vom 14. September 1930 verfasste, belegt dabei, dass Kolbenheyer hinsichtlich des weltanschaulichen Radikalismus der NS-Bewegung zu großen Konzessionen bereit war. Zwar betonte der Dichter, im Grunde „gegen den absoluten Radikalismus" eingestellt zu sein; in bestimmten „Krisenzeiten" stelle sich ein solcher Radikalismus jedoch von selbst und ganz natürlich ein. Nur auf diese Weise könne das „Bestandstaugliche" eines Volks gefördert und geschützt werden.[57] Aufgrund der weltanschaulichen Gewissheiten, wie er sie in seiner *Bauhütten*-Philosophie niedergelegt hatte[58], glaubte Kolbenheyer, im Nationalsozialismus eine gesunde, biologisch bedingte „Volksreaktion" erkennen zu können. Wohl sei es zu wünschen, dass der Radikalismus nicht lange vorherrsche, aber, so Kolbenheyer, „wenn der Nationalsozialismus nicht gekommen wäre, man hätte ihn erfinden müssen"[59].

Im *Deutschen Volkstum* sekundierte Stapel – mittlerweile selbst beflissener *Bauhütten*-Schüler[60] – dieser biologistischen Perzeption des Wahlerfolgs der NSDAP, indem er ihn zum „Ausdruck eines langen und tiefen volksbiologischen Prozesses"[61] verklärte. Wenn man davon absehe, das Ergebnis der Wahlen „auf parlamentarische Schwierigkeiten hin, also nach sekundären Maßstäben zu beurteilen, sondern wenn man es biologisch wertet, so zeigt es eine gesunde Reaktion an. So antwortet der gesunde Volkskörper auf eine jahrelange Vergiftung"[62]. Privat reagierte Stapel allerdings sehr viel verunsicherter auf die Frage, welche Folgen das Wahlergebnis tatsächlich zeitigen werde: „Daß die Nationalsozialisten über 70 Mandate bekommen würden, habe ich nicht gedacht. […] Was die 107 Mann für die Zukunft bedeuten, weiß der Himmel. Man ‚muss hindurch' – aber wie kommt man am anderen Ende zum Vorschein?"[63]

Grimm verstand das Wahlergebnis vom September 1930 wiederum primär als Erfolg jener Partei, die ihm zum damaligen Zeitpunkt auf Seiten der politischen Rechten als die „einzige noch handlungsfähige"[64] erschien. Im März 1931 bilanzierte er die politische Lage in Deutschland wie folgt: „Ich sehe übrigens gar keinen Weg mehr, auf dem uns irgendwo wieder Achtung gewonnen werden könnte, als den über den Nationalsozialismus"[65]. Vor diesem Hintergrund ging Grimm in den Jahren 1931/32 mit Nachdruck dazu über, offensiv für die NSDAP zu werben,

[57] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Jakob Schaffner, 25. Oktober 1930 (Durchschlag).
[58] Vgl. Kap. 3.3.1.
[59] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Jakob Schaffner, 25. Oktober 1930 (Durchschlag).
[60] Vgl. Kap. 2.3.2.
[61] Stapel, Wahl [1930], S. 796.
[62] Ebd.
[63] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. September 1930.
[64] Gümbel, Volk, S. 74.
[65] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsches Volkstum, 14. März 1931.

wofür er seine exzellenten Verbindungen zur bürgerlichen Rechtspresse mobilisierte. Hierbei war er stets auch darum bemüht, an jenen Facetten Kritik zu üben, die ihn an der NS-Bewegung störten, um hierdurch – so seine illusorische Hoffnung – Einfluss auf die politische Entwicklung des Nationalsozialismus gewinnen zu können. Grimms, Kolbenheyers und Stapels Versuche der Einflussnahme im Vor- und unmittelbaren Umfeld der NS-„Machtergreifung" sowie die Reaktionsformen, die jene Versuche von Seiten der NSDAP evozierten, sind Gegenstand des nachfolgenden Kapitels.

## 5.2 Verhinderte Mentoren: Versuche zur Lenkung der NS-Bewegung und ihre Zurückweisung

### 5.2.1 Versuche der Einflussnahme auf die NS-Bewegung 1932/33

> *Ich habe nicht die Absicht, als Gegner des Nationalsozialismus aufzutreten, ich habe wohl die Absicht, kritisch zu sein, wo Kritik nötig ist und durch eine bessere Erfahrung vertreten werden kann.*[66]

> *Ich meinerseits halte dafür: je mächtiger die N.S.D.A.P. an Masse wird, um so eifersüchtiger müssen wir unsere Selbstständigkeit wahren. […] Mit der Wahrung freier Kritik tut man der nationalen Sache einen höheren Dienst, als wenn man sich mit den Mediokritäten vereinspatriotisch einläßt. In Kunst und Wissenschaft ist persönliche Fühlung wichtig, Freundschaft etwas Großes, aber Organisation eine Art Sündenfall.*[67]

Bekanntlich bemühte sich Hitler in *Mein Kampf* mit Nachdruck darum, sich und seine Partei von allen etablierten „Größen" der völkischen Bewegung abzugrenzen. Süffisant karikierte er sie pauschal als „deutschvölkische Wanderscholaren" und „völkische Komödianten", deren „positive Leistung" für das deutsche Volk „immer gleich Null" gewesen sei, trotz einer mitunter „schon dreißig oder gar vierzig Jahre"[68] währenden Arbeit. Diese polemische Distanzierungsgeste war freilich an konkrete politische und propagandistische Wirkungsabsichten geknüpft: Hitler reduzierte die völkische Bewegung bewusst auf ihre bizarren und verstiegenen Züge, um sie als unzeitgemäß und überlebt erscheinen zu lassen, im Kontrast zum Nationalsozialismus als der zukunftsträchtigeren, sehr viel kraftvolleren und damit zur Führung berufenen Bewegung. Es galt, den Nationalsozialis-

[66] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Mündensche Nachrichten, 16. August 1931.
[67] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 11. November 1931.
[68] Hitler, Kampf, Bd. 1, S. 381 f.

mus als etwas vielversprechend Neues und noch nie Dagewesenes in der deutschen Geschichte zu inszenieren. Aus diesem Kalkül heraus war es für Hitler von hoher Bedeutung, die zutiefst epigonalen Wesenszüge der NS-Ideologie sowie seines Denkens zu kaschieren, drohte ihm in den frühen 1920er Jahren doch die Gefahr, zu jenen weltfremden „Inflationsheiligen" gerechnet zu werden, die damals in missionarischer Absicht durch Deutschland schwadronierten und kleine Bevölkerungskreise mit ihren abseitigen Heilsversprechen zwar zu mobilisieren vermochten[69], vom Gros der Gesellschaft hingegen abgewiesen und verlacht wurden. Darüber hinaus erkannte Hitler „zu Recht die Gefahr", bei einer Zusammenarbeit mit anderen völkischen Kleingruppierungen alsbald „in Führungskämpfen und Intrigen aufgerieben zu werden"[70]. Infolgedessen grenzte er sich ostentativ von jener Bewegung ab, aus der sich die NS-Ideologie und sein eigenes Denken maßgeblich speisten.[71]

Dies machte es auch für außerhalb der NSDAP stehende, völkisch orientierte Intellektuelle wie Grimm, Kolbenheyer und Stapel, die nicht dem Kreis schrulliger „Wanderscholaren" zuzurechnen waren, ausgesprochen schwierig, bei ihren vielfältigen Versuchen der Einflussnahme auf die NS-Bewegung Erfolge zu verbuchen. Die Schwierigkeiten waren zumal dann eklatant, wenn die Einflussnahme über den Weg offener Briefe, Zeitschriften- und Zeitungsartikel oder Reden unternommen wurde – also vor den Augen der politisch interessierten Öffentlichkeit. Die immer wache Sorge der nationalsozialistischen Führungsriege, nicht in den Ruf bloßer Lehrjungen längst etablierter Figuren im völkischen Lager zu geraten, führte hier unweigerlich zu einer vorauseilend reservierten und argwöhnischen Haltung.

Hans Grimms „Bitte an den Nationalsozialismus" (1932) – Obgleich Grimm diese Einstellung der Nationalsozialisten zu außerparteilichen Einflussversuchen nicht verborgen geblieben war, beschloss er im September 1932 eine öffentliche *Bitte an den Nationalsozialismus* auszusprechen.[72] Ursprünglich hatte Grimm mit dem Gedanken gespielt, mehrere namhafte Autoren des rechten Lagers hinter seiner *Bitte* zu versammeln, er entschied sich letztendlich jedoch gegen diesen Plan. Als Mitunterzeichner kamen für ihn nur Männer in Betracht, „die dem Nationalsozialismus unbedingt freundlich" gesinnt waren und von dessen Anhängern mutmaßlich „nicht beargwöhnt werden"[73] konnten. Insbesondere das zweite Kriterium machte die Auswahl indes schwierig. Nach der Einschätzung Grimms erfüllte zum damaligen Zeitpunkt lediglich August Winnig diese Voraussetzungen. Gegenüber Winnig, der 1920 wegen seiner Beteiligung am Kapp-Lüttwitz-Putsch

[69] Zur Geschichte der „Inflationsheiligen" vgl. Linse, Propheten.
[70] Plöckinger, Geschichte, S. 81.
[71] Das gilt zuvorderst für das am 24. Februar 1920 im Münchner Hofbräuhaus verkündete *25-Punkte-Programm* der NSDAP, das inhaltlich „so gut wie nichts Originelles oder Neues mit Blick auf die völkischen Rechte" bot (Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 190).
[72] Vgl. Grimm/Winnig, Bitte.
[73] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an August Winnig, 14. September 1932.

aus der SPD ausgeschlossen worden war und ein Jahrzehnt später mit der Studie *Vom Proletariat zum Arbeitertum*[74] großes Aufsehen erregt hatte, betonte Grimm: „Ich weiß von solchen Leuten im Augenblick nur Sie und mich“[75].

Grimm und Winnig hatten bereits 1922 in dem von Arthur Moeller van den Bruck herausgegebenen Sammelband *Die neue Front* mitgewirkt und dabei verwandte Themen besetzt.[76] Eine enge persönliche Beziehung entwickelte sich dann seit 1926. Anlass war hier, wie bei vielen anderen Autoren, die Veröffentlichung von *Volk ohne Raum*. Nach der Lektüre des Romans verfasste Winnig für die *Berliner Börsen-Zeitung* eine hymnische Rezension, in der er Grimms Werk als „große völkische“ und „große dichterische Tat“[77] huldigte. Dass das deutsche Volk Grimm für das „große Erzählwerk“ zu „Dank“ verpflichtet sei, teilte Winnig dem Dichter auch persönlich mit.[78] Winnig hatte das Buch demnach „mit Bedacht gelesen“, bewunderte Grimms „große Leistung“ und fühlte sich „dem Geiste“ des Romans eng „verbunden“[79]. Die beiden Autoren blieben bis 1948 in einem regelmäßigen und freundschaftlichen Austausch, ehe eine heftige Auseinandersetzung über das politische Erbe des Nationalsozialismus einen jähen und endgültigen Bruch zwischen ihnen herbeiführte.[80]

Den Text der *Bitte an den Nationalsozialismus* verfasste Grimm indes weitestgehend allein. Nachdem er einen Entwurf verfasst und im September 1932 an Winnig übermittelt hatte, stimmte dieser Grimms Ausführungen sogleich „mit Freuden“ zu und nahm eilends Kontakt mit Richard Jügler auf, dem ihm wohlbekannten Hauptschriftleiter der *Berliner Börsen-Zeitung*.[81] Grundvoraussetzung für die Zusammenarbeit mit Winnig war für Grimm, dass die gemeinsame *Bitte an den Nationalsozialismus* eine „ungeheure Hochachtung vor Hitler und dem Nationalsozialismus“ und „größte Dankbarkeit für die Leistung der Bewegung zum Ausdruck“[82] bringen musste. Ihr Versuch der Einflussnahme auf die Führung der NSDAP war ausdrücklich von der Absicht getragen, zur Stärkung des inneren Zusammenhalts und zur Stabilisierung der politischen Dynamik des Nationalsozialismus beizutragen. Kurzum: Hitler sollte „ein Dienst“ erwiesen

[74] In dieser 1930 erschienenen Schrift, die 1941 das 52. Tausend erreichte, hatte Winnig ein „gegenmarxistisches Begriffsbewußtsein“ zu entwickeln versucht und dabei den „alte[n] Gegensatz zwischen ‚Arbeiterstand‘ und ‚Proletariat‘ aus der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder aufgegriffen“ (Conze, Proletariat, S. 67).

[75] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an August Winnig, 14. September 1932.

[76] Während Grimm einen Aufsatz über *Übervölkerung und Kolonialproblem* schrieb, steuerte Winnig einen Beitrag über *Die neue Weltlage* bei. Nähere Informationen zu dem Sammelband in: Schlüter, Moeller van den Bruck, S. 314–317.

[77] Zitiert nach: Lennartz, Schriftsteller, S. 612.

[78] Vgl. DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 31. August 1926.

[79] Ebd.

[80] Grimm führte den Bruch herbei, nachdem ihm Winnigs 1946 veröffentlichte Erinnerungen *Rund um Hitler* bekannt wurden, die ihn aufgrund ihrer Kritik am Nationalsozialismus zutiefst empörten. Vgl. Kap. 6.2.

[81] DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 15. September 1932. Winnig fügte dem Wortlaut der *Bitte an den Nationalsozialismus* lediglich einen kurzen zusätzlichen Absatz zu.

[82] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an August Winnig, 14. September 1932.

werden. Zugleich ging es Grimm und Winnig darum, dem Nationalsozialismus eine Hilfestellung zu bieten, damit „er sich nicht selbst zerstör[e]". Konkret sollten durch die *Bitte* jene von der NS-Bewegung „schwer erschreckte[n]" Menschen „wieder Mut fassen", die „augenblicklich ganz hülflos [sic!]"[83] seien. Dieses Motiv speist sich aus einer Flut von Briefen und Anfragen „gequälte[r] Menschen"[84], die Grimm im Lauf des Jahres 1932 erreicht hatte. Sie alle hatten vom Schöpfer von *Volk ohne Raum* Orientierung darüber erhofft, wie sie sich in der diffizilen und unübersichtlichen politischen Lage Deutschlands zur NSDAP stellen sollten. Grimm konzipierte die *Bitte an den Nationalsozialismus* als Kollektivantwort auf all diese Anfragen. Sie sollte der NSDAP Wähler sichern, das war die Hauptsache, zugleich aber auch eine vorsichtige Mahnung sein.

In welcher Weise aber versuchte Grimm, durch seinen Text auf die Entwicklung der NS-Bewegung einzuwirken? Grimm und Winnig legten zu Beginn ihrer *Bitte* „dankbares Zeugnis" dafür ab, dass „die Hitler-Bewegung" Deutschland „vor der kommunistischen Auflösung und damit vor der völligen Abtötung der besonderen deutschen Kräfte des Geistes und der Seele"[85] errettet habe – insbesondere aufgrund ihres vermeintlich heilsamen Einflusses auf die deutsche Jugend. „Nach vierzehn Jahren unseligen Lavierens" sei erst aufgrund des „unbeugsamen Willens, des rastlosen Kampfes und der Wahl- und Massensiege" der NS-Bewegung wieder die Möglichkeit eines gemeinsamen nationalen Handelns in greifbare Nähe gerückt. Vor diesem konstruierten Hintergrund rechneten es Grimm und Winnig gar zu den Verdiensten der Nationalsozialisten, das „durch feindliche Bedrückung, durch Raumenge, durch Verhemmung seiner besten Kräfte […] verzweifelte" deutsche Volk „vor dem Bürgerkriege bewahrt"[86] zu haben. Die von der SA gewollte, provozierte und getragene Brutalisierung der innenpolitischen Auseinandersetzung während der Weimarer Republik[87] klammerten Grimm und Winnig dabei nicht etwa stillschweigend aus, sondern billigten ihr in verklausulierter Form Indemnität zu: Die politische Aggression der Nationalsozialisten rechtfertigten sie durch den Hinweis, dass die NS-Bewegung auf ihrem Weg, die „entnationalisierte[n] Massen" – gemeint waren hier pauschal die Anhänger der Republik ebenso wie die Anhänger der KPD – wieder „für den nationalen Staat" zu gewinnen, weder zimperlich noch „wählerisch" sein durfte und weiterhin sein dürfe. Neben diesem bezeichnenden Euphemismus führten Grimm und Winnig zur Verteidigung der Nationalsozialisten weiterhin ins Feld, dass die NSDAP seit ihrer Gründung unter einem Trommelfeuer „schamlos und hemmungslos gewordene[r] Agitation der inneren und äußeren Reichsfeinde"[88] gestanden habe. Unter diesen Voraussetzungen sollte das Mittel politischer Gewalt und brachial hasserfüllter Propaganda seitens der Nationalsozialisten als ein von außen aufge-

[83] Ebd.
[84] Grimm, Suchen [1960], S. 174.
[85] Grimm/Winnig, Bitte, S. 20.
[86] Ebd., S. 20f.
[87] Zur „Gewaltbilanz" der SA vgl. Reichardt, Kampfbünde, S. 53–99.
[88] Grimm/Winnig, Bitte, S. 21.

nötigtes, bloß reaktives Verhalten erscheinen, das, wenn schon nicht grundsätzlich zu befürworten, so doch verständlich und entschuldbar war.

Nach diesem einleitenden Blankoscheck „wag[t]en" es Grimm und Winnig anschließend, „eine offene Bitte auszusprechen". In einem zugleich mahnenden und wohlwollend väterlichen Tonfall riefen sie die Nationalsozialisten dazu auf, es mit den sozialistischen Elementen in ihrer Politik und Ideologie nicht zu weit zu treiben: „Ganz kurz formulier[t]" lief ihre *Bitte* darauf hinaus, die NS-Bewegung möge sich in keine Front „treiben lassen", von welcher aus „nur mehr Arbeitnehmer-Politik alten und das heißt marxistischen Stils getrieben werden" könne; „weder „Deutschland noch der deutsche Arbeiter" könnten auf dieser Basis „gerettet werden"[89]. Wohl, so gestanden Grimm und Winnig zu, könne „Arbeiter-Politik eine gute deutsche Politik sein", jedoch nur wenn es ihr gelinge, den Arbeiter als „Kern" der „leiblichen Volkskraft zu bewahren" und ihn zum „willentlichen Mit-Träger der gesamten deutschen Aufgabe zu erheben". Eine solche „Arbeiter-Politik" müsse sich jedoch „durch ihre Zielsetzung wie durch die Überlegenheit ihrer Sicht" von einer klassenkämpferischen „Arbeitnehmer-Politik"[90] sozialistischen Stils völlig abgrenzen. Die NS-Bewegung habe das Verdienst, von allen politischen Parteien „das Reich am stärksten und wirklichsten gewollt" und damit „das deutsche Volk dem einigen Reiche näher gebracht" zu haben als „jemals" zuvor. Durch die gegenwärtige „Taktik der Partei" einer „klassenkämpferischen Arbeitnehmer-Front" stehe dieses Verdienst jedoch wieder „auf dem Spiele". Werde sie aufrechterhalten, müsse die NS-Bewegung „zu Grunde" gehen und mit ihr der gesamte „nationale Staat"[91].

Grimms und Winnigs *Bitte an den Nationalsozialismus* lief also darauf hinaus, die NS-Bewegung möge in ihrem als existenziell bedeutsam perzipierten Kampf gegen den Marxismus selbst nicht zu sehr auf marxistische Methoden verfallen. Sehr wahrscheinlich stand ihnen bei dieser Ermahnung insbesondere die damalige Bereitschaft der Berliner Nationalsozialisten vor Augen, sich in ihrem Protest gegen das Weimarer „System" mit Kommunisten zusammenzuschließen. Den Höhepunkt dieses kurzfristigen Trends bildete der von NSDAP und KPD getragene Streik bei der Berliner Verkehrsgesellschaft Anfang November 1932.[92] Zugleich knüpften Grimm und Winnig – bewusst oder unbewusst – mit dem Vorwurf einer zu starken Nähe der Nationalsozialisten an den Marxismus und seine politischen Techniken an eine Kritik an, mit der sich die NSDAP schon früh konfrontiert sah.[93] Entsprechend hat Hitler schon in *Mein Kampf* zu dem Vorwurf,

[89] Ebd., S. 22.
[90] Ebd.
[91] Ebd., S. 23.
[92] Vgl. Röhl, Gegner.
[93] Erinnert sei an den bayrischen Pfarrer und BVP-Politiker Wilhelm Vielberth, der im Mai 1923 in der Zeitschrift *Politische Zeitfragen* mit Blick auf das Wirtschaftsprogramm der Nationalsozialisten sowie ihre Religionsfeindlichkeit schrieb: „Die großen Irrtümer, die nun seit dem Humanismus in der Kulturwelt fortgewirkt, sich entfaltet und ausgebaut haben, erreichen den Zenith im Schlußsatz des Marxismus, in der bolschewistischen, zentralistisch-

seine Partei sei „nur eine Spielart des Marxismus", Stellung bezogen und ihn zurückgewiesen.[94]

Von der Wirkung der *Bitte an den Nationalsozialismus* wurden Grimm und Winnig alsbald enttäuscht. „In bester Wohlmeinung", so Winnig rund zwei Wochen nach der Veröffentlichung, habe man den Nationalsozialisten „eine Gelegenheit" geboten, „in anständiger Form von begangenen Fehlern abzurücken und berechtigte Zweifel aufzulösen"[95]. Diese Gelegenheit sei jedoch nicht nur ausgeschlagen, sondern geradezu brüsk zurückgewiesen worden. Prominent hatte sich diese Zurückweisung in einer Stellungnahme Joseph Goebbels artikuliert, die am 24. September 1932 in der Berliner NS-Gauzeitung *Der Angriff* erschien. Mit kühl reserviertem Ton, in dem seine damals beginnende Entfremdung zu Grimm deutlich anklingt[96], wies Goebbels darauf hin, Grimm habe sich mit seiner „Bitte an die falsche Adresse" gewendet. Wenn die *Bitte*

„schon einmal von Ihrer Seite ausgesprochen werden sollte, dann an diese sogenannte Staatsautorität selbst, und zwar so, daß sie die unabweisbare Pflicht habe, augenblicklich das Feld zu räumen und nicht länger der Nation und der Welt das schmähliche Schauspiel zu bieten, dass Hitler und seine Bewegung mit List und falscher Klugheit in einer historischen Stunde von einer historischen Aufgabe ferngehalten werden"[97].

Zugleich forderte Goebbels Grimm dazu auf, nicht „den Schein von heute für das Sein von morgen zu nehmen" und damit den „untrüglichen Blick zu verlieren für das, was kommen wird, weil es kommen muß"[98]. Auf eine Auseinandersetzung mit den konkreten Inhalten der *Bitte an den Nationalsozialismus* verzichtete Goebbels vollständig. Stattdessen nahm er die Veröffentlichung zum Anlass für weitere Wahlkampfpropaganda für die Reichstagswahl vom 6. November 1932.

Die öffentliche Stellungnahme Goebbels' wurde im Lager der NSDAP von einem deutlich vernehmbaren Murren über das Auftreten Grimms und Winnigs flankiert. Inmitten des Wahlkampfs für die Reichstagswahl war den Nationalsozialisten die *Bitte* doppelt unwillkommen. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg erstaunte Grimm die Größenordnung des „Geheul[s]" und der „Verdrehung[en] und Anwürfe", mit der die NSDAP auf die Veröffentlichung der *Bitte an den Nationalsozialismus* reagiert habe.[99] Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Brief Walter Franks vom 3. November 1932, dem späteren Direktor des Reichsinstituts für Geschichte des Neuen Deutschlands, der mit Grimm seit 1930

unitaristischen Weltrepublik, die keinen Gott mehr kennt […] und die rein diesseitige Weltregierung nach kommunistischen Rezepten bedeutet. Der nationale Sozialismus ist ein Abbild davon, angewendet auf eine einzelne Nation, die deutsche. […] [S]ein politisches Ziel ist die zentralistisch-unitarische Diktatur und sein Wirtschaftsgedanke vorläufig der Staatssozialismus!" (Vielberth, Nationalsozialismus, S. 102f.).

94 Vgl. Hitler, Kampf, Bd. 2, S. 126f.

95 DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 10. Oktober 1932.

96 Zum Verhältnis zwischen Grimm und Goebbels vgl. Kap. 5.2.4.

97 Hier zitiert aus: Gümbel, Volk, S. 79.

98 Hier zitiert aus: Franke, Grimm, S. 42.

99 Grimm, Warum [1954], S. 125.

befreundet war.[100] Frank erkannte zwar an, dass Grimm die „Absicht der Versöhnung" geleitet habe, warf dem Dichter jedoch eine verzerrte politische Perspektive vor: Anstatt die entscheidende Frage behandelt zu haben, „ob Hitler das Recht hatte, die Kanzlerschaft zu verlangen und die Vizekanzlerschaft abzulehnen", habe es Grimm bevorzugt, das abseitige und nebensächliche Thema einer vermeintlich zu „einseitigen Arbeitnehmerpolitik"[101] aufzugreifen. Schlimmer noch: Die notwendige Kritik an der zu „einseitigen *Arbeitgeber*politik" des regierenden „konservative[n] Klassenkabinett[s]" unter Franz von Papen sei dabei völlig ausgespart geblieben. Grimm habe die „Parität" vermissen lassen. Zu allem Überfluss habe er seine Kritik ausgerechnet in der *Berliner Börsen-Zeitung* publiziert, dem „Blatt des industriellen Scharfmachertums"[102].

Frank drängte sich zudem der Eindruck auf, dass die *Bitte an den Nationalsozialismus* mit Grimms literarischem Hauptwerk *Volk ohne Raum* inhaltlich unvereinbar sei: Wohl „ohne es zu wollen", gerate Grimm in eine Gesellschaft, „in der man den armen Cornelius Friebott mit Nasenrümpfen hinausgeworfen hätte", bzw. in die dieser „erst gar nicht gegangen wäre". Friebott, der Hauptprotagonist von *Volk ohne Raum*, wäre stattdessen „geraden Weges zu Adolf Hitler gegangen". Dabei, so Franks Lamento, gehöre doch auch Grimm in jenen „großen geistigen Zusammenhang", dessen Ausdruck der „politische Kampf de[s] Nationalsozialismus" sei. Für geradezu „undenkbar" hielt es Frank, würde sich Grimm in dem „große[n] Kampf" zwischen Hindenburg und Hitler auf die Seite „eines altersblödsinnigen Feldwebels"[103] stellen. Es spricht Bände über die suggestive Wirkmächtigkeit von Grimms *Volk ohne Raum*, dass Frank an dieser Stelle die Auffassung vertrat, aus dem Jahre zuvor verfassten fiktiven Roman spreche eine authentischere und relevantere Botschaft als aus der *Bitte an den Nationalsozialismus*, die unmittelbar aus dem politischen Zeitgeschehen heraus verfasst worden war.

Grimm und Winnig verzichteten darauf, die seitens der NSDAP an ihnen geübte Kritik öffentlich weiter zu kommentieren. Vor allem Winnig drängte darauf, eine Replik zu unterlassen. Nach seiner Überzeugung hätte eine Widerlegung der Kritikpunkte lediglich eine „noch mehr kompromittieren[de]"[104] Gegenantwort der Nationalsozialisten provoziert, was ausdrücklich nicht in ihrem Interesse lag – zumal so kurz vor der Reichstagswahl vom 6. November 1932. Angesichts der hohen Wahrscheinlichkeit, so Winnig, dass die NSDAP bei der anstehenden Wahl einen „Millionenverlust" erleiden werde, sei es gegenwärtig das Wichtigste, nichts zu unternehmen, das die Nationalsozialisten „stören, beirren oder schwächen könnte". Auf diese Weise könne man hinterher für eine mögliche Wahlniederlage der Partei auch nicht verantwortlich gemacht werden.[105]

[100] Zum Verhältnis zwischen Grimm und Frank vgl. Kap. 2.3.3.
[101] DLA, A:Grimm, Walter Frank an Hans Grimm, 3. November 1932.
[102] Ebd. (Herv. i. Orig.).
[103] Ebd.
[104] DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 10. Oktober 1932.
[105] Ebd.

Diese Befürchtung erwies sich indes als unbegründet. Nachdem die Reichstagswahl vom 6. November 1932 der NSDAP in der Tat erhebliche Stimmverluste einbrachte[106], behandelte die Parteileitung Grimm und Winnig nicht als Sündenböcke, vielmehr überwog das Kalkül, das Verhältnis zu den beiden berühmten Autoren nicht gänzlich abkühlen zu lassen. Grimm und Winnig sollten als künftig potenziell zugkräftige Werbefiguren nicht verloren werden. Mitte November erreichte Winnig ein Schreiben von Rudolf Heß, in dem dieser im Namen der Parteileitung die massive Kritik, die an der *Bitte an den Nationalsozialismus* geübt worden war, mit der Ausnahmesituation des Wahlkampfs erklärte und entschuldigte. Nur vor dem Hintergrund der „gereizte[n] Stimmung" des Wahlkampfes habe es zu den scharfen Reaktionen kommen können.[107] Durch dieses Schreiben zeigte sich Winnig, den keine Überlegungen einer möglicherweise manipulativen Absicht der Parteileitung plagten, wieder deutlich hoffnungsvoller: „Hitlers jetzige Haltung" zeige, „daß unser Schritt nicht ohne Wirkung geblieben ist"[108].

Wilhelm Stapels „Forderungen der Kulturpolitik" – Im April 1932 veröffentlichte der Mitherausgeber des *Deutschen Volkstums*, Albrecht Erich Günther, den Sammelband *Was wir vom Nationalsozialismus erwarten*. Der Band darf als wahre Goldgrube an Informationen darüber gelten, mit welchen Hoffnungen, Erwartungen, aber auch Forderungen völkische und nationalkonservative Autoren am Vorabend des „Dritten Reichs" der Machtübernahme der NSDAP entgegensahen, die ihnen bereits zum damaligen Zeitpunkt als sicher galt. Angesichts dessen, dass die NS-Führung nach 1933 primär auf junges, als ideologisch besonders verlässlich geltendes Personal setzte, anstatt die selbsterklärten Wegbereiter des „Dritten Reichs" in bedeutende Ämter zu hieven, bietet der Sammelband zugleich anschauliches Informationsmaterial dafür, völkische und nationalkonservative Enttäuschungserfahrungen im späteren NS-Staat zu konkretisieren. Neben Wilhelm Stapel und August Winnig meldeten sich in dem Sammelband unter anderem der Schriftsteller und spätere Präsident der NS-Reichsschrifttumskammer Hanns Johst, der Marburger Soziologieprofessor Johann Wilhelm Mannhardt sowie Wilhelm Grewe zu Wort, der spätere Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Washington.[109]

Die erhoffte pädagogische Wirkung des Sammelbands richtete sich dabei nicht allein auf die Führung der NSDAP. Günther konzipierte das Buch als eine „Art Umfrage", in der die Mitarbeiter „Vorschläge und Forderungen entwickeln" soll-

[106] Gegenüber der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 sank der Stimmenanteil der NSDAP von 37,4% (230 Mandate) auf 33,1% (196 Mandate). Die NSDAP verlor dabei etwas mehr als zwei Millionen Wählerstimmen. Vgl. Büttner, Weimar, S. 803.

[107] Vgl. Mitteilung Winnigs in DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 20. November 1932. Informationen zu dem Schreiben von Heß auch in: Grimm, Warum [1954], S. 128.

[108] DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 20. November 1932.

[109] Winnig lieferte einen Beitrag zum Thema *Der Weg zur nationalen Arbeiterbewegung*, Johst referierte über *Kunst unter dem Nationalsozialismus*, Mannhardt thematisierte die Erwartungen des „Auslandsdeutschtums" an den Nationalsozialismus, während Grewe über *Verfassungspolitische Aufgaben eines nationalsozialistischen Staates* schrieb.

ten, mit denen die „noch formlose aber auch noch formbare *Volksbewegung*“ als Ganzes beraten und beeinflusst werden sollte. „Vorschläge, Mahnungen und Forderungen“ sollten in die große „erregte und drängende aber unberatene Volksmasse hineingetragen werden“, die sich um die NSDAP „gesammelt“[110] hatte. Gegenüber Kolbenheyer kündigte Günther im September 1931 an, dass das Buch „keine nationalsozialistische Schrift werden“ solle, sondern dass es darum gehe, „positive Vorschläge“[111] zu entwickeln und zur Diskussion zu stellen. Nach der Veröffentlichung stellte Günther dann allerdings unmissverständlich klar, dass der Sammelband auf „Anregungen zur Weiterbildung und Konsolidierung der nationalsozialistischen Bewegung“ abgezielt habe. Die „Gesamtabsicht“ der Schrift liege darin, „der Bewegung einen Dienst zu leisten“[112]. Günthers Aussage, dass „Hitler gerade jetzt das Bedürfnis“ fühle, „eine solche Hilfe zu erhalten“ – er habe sich „darüber auch mit der Parteileitung in Verbindung gesetzt“[113] – kann in diesem Kontext freilich nur bedingt ernst genommen werden. Hitlers Ungeduld, von den Mitarbeitern des Bands politisch beraten zu werden, dürfte sich, falls überhaupt vorhanden, in sehr engen Grenzen gehalten haben. Aus dem Kreis der Nationalsozialisten störte sich Walter Frank bereits im Vorfeld der Veröffentlichung an der grundsätzlichen Konzeption des Sammelbands, über die er von Grimm in Kenntnis gesetzt worden war. Frank lehnte den Anspruch auf eine geistige Belehrung der NS-Bewegung rundweg ab; es sei „der bekannte gönnerhafte Ton der ‚Turmschädel‘ gegen die ‚geistig Armen‘“[114]. Stapel hielt Günthers Auffassung hingegen für plausibel und betonte auch gegenüber Kolbenheyer, Hitler erwarte „das Buch mit Interesse“[115]. Entsprechend sagte Stapel seine Mitarbeit zu und verfasste zwei Aufsätze für den Band. Von den beiden Beiträgen werden hier nur die *Forderungen zur Kulturpolitik* behandelt, da die Inhalte des zweiten Artikels, *Versuch einer praktischen Lösung der Judenfrage*, bereits an anderer Stelle der Arbeit eingeflossen sind.[116]

Stapel gliederte seine kulturpolitischen Forderungen in zwölf programmatische Punkte. Schon Punkt 1 behandelt dabei exakt jenes Szenario, das nach 1933 den Kern aller Kritik und Enttäuschung bilden sollte: Stapel ermahnte die Nationalsozialisten, in künftiger Regierungsverantwortung die Ambitionen aller op-

110 DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 15. Juli 1931.

111 KAG, Albrecht Erich Günther an Erwin Guido Kolbenheyer, 21. September 1931 (Herv. i. Orig.).

112 KAG, Albrecht Erich Günther an Erwin Guido Kolbenheyer, 15. April 1932. Identisch formuliert in: DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 15. April 1932.

113 DLA, A:Grimm, Deutsches Volkstum an Hans Grimm, 21. Juli 1931. Zwar dürfte Günther ein Schreiben solchen Inhalts erhalten haben, es gab jedoch viele Gründe, es in seiner inhaltlichen Verbindlichkeit infrage zu stellen und kritisch-distanziert zu betrachten. Für die Parteileitung der NSDAP machte es keinen Sinn, Günther als den Mitherausgeber einer Zeitschrift, in der die NS-Bewegung seit fast zehn Jahren mit wohlwollender Aufmerksamkeit verfolgt und kommentiert wurde (vgl. Kap. 5.1), durch eine Bekundung von Desinteresse vor den Kopf zu stoßen.

114 DLA, A:Grimm, Walter Frank an Hans Grimm, 11. November 1931.

115 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 2. Oktober 1931.

116 Vgl. Kap. 3.2.1.

portunistischer „zudringlicher“ und „mittelmäßiger“ Emporkömmlinge „grundsätzlich“ zurückzuweisen und in der Kulturpolitik stattdessen ganz auf die Empfehlungen der Schöpfer bedeutender nationaler Werke zu bauen. Jene Autoren freilich seien „zu vornehm“, um „sich an Mächtige heranzudrängen“, sondern wollten vielmehr „gesucht sein“[117]. Dass sie nach 1933 eben nicht gesucht, sondern weitgehend ignoriert wurden, sollte im „Dritten Reich“ dann auch zur zentralen Enttäuschungserfahrung Stapels, Grimms und Kolbenheyers werden.[118] Punkt 2 des kulturpolitischen Forderungskatalogs war nach 1933 hingegen weit größere Erfolge beschieden: Stapels „Gerechtigkeitsgefühl“ verlangte, dass man „alle Professoren, Ministerialbeamte, Schulräte, Direktoren usw.“, die nach 1918 aufgrund ihrer Bindung zur SPD zu ihren Stellungen gelangt seien, „kurzerhand entlassen“ müsse. Einer solchen Forderung sollten die Nationalsozialisten durch ihre umfassenden Gleichschaltungsmaßnahmen mehr als gerecht werden. Stapels Erwartung, dass „der Nationalsozialismus nicht seinerseits Ämter nach Parteizugehörigkeit“, sondern nach „wirkliche[r] Leistung“[119] vergeben solle, blieb hingegen illusorisch und zeugt abermals von der elementaren Unterschätzung des totalitären Anspruchs der NSDAP und deren zynischer Bereitschaft, ab 1933 die eigenen wirtschafts- und arbeitspolitischen Versprechungen aus der „Kampfzeit“ mit Füßen zu treten.

Die Punkte 3 und 4, in denen Stapel auf eine Aufhebung der „Pädagogik als besondere Disziplin“[120] und die Beschränkung des schulischen Geschichtsunterrichts auf die Zeit „bis zum Jahre 1871“[121] abzielte, liefen dem Propagandakalkül der Nationalsozialisten hingegen diametral entgegen. Die heroisierende und selbstinszenierende Verklärung der eigenen Parteigeschichte gehörte bekanntlich zu den Kernelementen der NS-Propaganda.[122] Stapels Forderung nach einem Verbot jeglicher pazifistischer Agitation (Punkt 5) lag demgegenüber wieder ganz auf Höhe nationalsozialistischer Grundüberzeugungen. Dass auch Stapel vom Pazifismus eine Gefahr insbesondere für die Persönlichkeitsentwicklung von Jugendlichen ausgehen sah, zeigt sich daran, dass er das Verbot „pazifistische[r] Jugendvereinigungen“ und die Entlassung pazifistisch eingestellter Lehrer forderte. Mit seiner damit zusammenhängenden Forderung, dass „defaitistische und paneuropäische Literatur“ restlos „zu vernichten“[123] sei, konnte Stapel im Lager der Nationalsozialisten ebenfalls mit Zustimmung rechnen, nahm sie doch gleich-

[117] Stapel, Forderungen [1932], S. 154.
[118] Vgl. Kap. 5.3.1.
[119] Stapel, Forderungen [1932], S. 154.
[120] Ebd. Gerade die Verfasser theoretischer pädagogischer Aufsätze und Bücher hätten sich „in der Praxis oft“ als „die unfähigsten Lehrer“ erwiesen. „Wer nicht von Natur die Jugend führen“ könne, lerne es auch nicht „unter dem papiernen Wust von pädagogischer Wichtigtuerei“. Die „massenhafte pädagogische Federfuchserei“ müsse „aufhören“ (ebd., S. 155).
[121] Ebd., S. 155: Die „spätere Geschichte“ sollte „dem Elternhaus und den nationalen Schülervereinigungen vorbehalten“ bleiben.
[122] Vgl. exempl.: Behrenbeck, Kult.
[123] Stapel, Forderungen [1932], S. 155.

sam die knapp ein Jahr später inszenierten Bücherverbrennungen vorweg.[124] Die Größenordnung und brutale Radikalität der Verfolgung politischer Gegner im NS-Staat sah Stapel zwar nicht voraus, der Ausgrenzung „Andersdenkender" aus der Öffentlichkeit sprach er aber dennoch das Wort: Da der „Pazifismus volks- und staatsgefährlich" sei, müsse es als „schimpflich" erachtet werden, „diese Gesinnung zu haben. Menschen von schimpflicher Gesinnung mögen in schimpflichen Winkeln des Privatlebens ihr unvermeidliches Dasein hinbringen, für die Öffentlichkeit sind sie nicht vorhanden"[125]. Ob Stapel bereits zum damaligen Zeitpunkt ahnte, wie wenig die Nationalsozialisten das „Dasein" ihrer politischen und weltanschaulichen Gegner als „unvermeidbar" erachteten, muss dabei offenbleiben. Verfechter einer exterminatorischen Xenophobie war er indes zu keinem Zeitpunkt.

Stapels sechste kulturpolitische Forderung gründete zunächst auf der Annahme, dass der Pazifismus für das „internationale Volk" der Juden „natürlich" und ein „Bestandteil *seiner* nationalen Gesinnung" sei. In ihrem Fall hielt er daher einen besonderen Rechtsstatus für notwendig: Solange jüdische Pazifisten sich auf „ausdrücklich […] jüdische Zeitungen" beschränkten und „die *deutsche* nationale Gesinnung" nicht diffamierten, sollte es ihnen erlaubt bleiben, sich weiterhin zu Wort zu melden. Nichtjüdische Pazifisten, so Stapels perfides „Zugeständnis", könnten sich „öffentliche Wirksamkeit" jederzeit durch einen „Übertritt zum Judentum ermöglichen"[126].

Die anschließende Forderung nach einem nationalen Mahn- und Gedenktag „des verfluchten Friedensschlusses von Versailles"[127] (Punkt 7) bediente lediglich einen rechtspopulistisches Klischee der Weimarer Republik. Die Punkte 8 und 9 zielten hingegen auf die Aufhebung der „bunte[n] Vielfältigkeit" des „höhere[n] Schulwesens" durch eine Fixierung auf „Germanentum, Christentum, Antike" – eine Trias, die Stapel zu den drei Säulen des „Deutschtums" erklärte: Im Deutschen Reich vereinige sich erstens „germanischer Geist und germanische Tugend", zweitens „der Glaube an die Erlösung der gefallenen Welt durch den Herrn Jesus Christus" und drittens „der geistige Adel des Griechentums und der Stolz des Römertums". Egal welches Spezialfach auch studiert werde, zunächst müssten – gleichsam als Studium generale – „jene drei Elemente des Deutschtums" von allen Hochschülern erlernt und „erfahren"[128] werden.

Stapels zehnte Forderung der Kulturpolitik lief schließlich auf die strikte Trennung von Wissenschaft und anwendungsorientierten technischen Studiengängen hinaus. Nachdrücklich verwarf er in diesem Kontext die Tendenz, wissenschaftliche „Studien nach schulmäßig festen Lehrplänen zu regeln und ein chinesisches Labyrinth von Prüfungen einzuführen". Stattdessen solle der gemäß Punkt 8 und 9

124 Über die Dimension und Hintergründe der Bücherverbrennungen informieren die Beiträge in: Schoeps/Treß (Hg.), Vorgeschichte.
125 Stapel, Forderungen [1932], S. 155.
126 Ebd., S. 155f. (Herv. i. Orig.).
127 Ebd., S. 156.
128 Ebd.

„deutschgebildete Knabe" – vom deutschen „Mädel" ist bei Stapel keine Rede – in die Lage versetzt werden, sich „frei und selbstständig in die Wissenschaften hinein[zu]arbeiten"[129]. Anschließend forderte Stapel eine hier im Detail nicht interessierende organisatorische Neuausrichtung der Preußischen Akademie der Künste (Punkt 11) sowie ein Verdrängung der „Libertinage" aus „den öffentlichen Auslagen" (Punkt 12): Dem „Handel mit Sexualien" dürfe „nicht die Würde der Zulässigkeit" verliehen werden; das „Aussehen der Öffentlichkeit" solle ausschließlich „durch die christliche Familie bestimmt" werden. Die durch das sogenannte Lex Heinze seit 1900 im Reichsstrafgesetzbuch geregelten Sanktionen gegen die Ausstellung und Verbreitung „unzüchtiger" Schriften, Abbildungen und Darstellungen[130] wollte Stapel deutlich verschärft sehen. Bereits eine öffentliche Verhöhnung des Ideals der christlichen Familie sollte demnach „mit Ausweisung aus dem Deutschen Reiche beantwortet"[131] werden.

Schon ein Blick auf die Punkte 1–5 dieses kulturpolitischen Programms offenbart die Gleichzeitigkeit von Forderungen, die mit der NS-Ideologie und der späteren nationalsozialistischen Herrschaftspraxis in klarem Widerspruch standen (1, 3 und 4), und Forderungen, die mit ihr gut in Einklang zu bringen waren (2 und 5). Die spannungsreiche Parallelität von Zufriedenheit und Enttäuschung über die politische Entwicklung des NS-Staats, die sich nach 1933 erweisen sollte, ist im Kleinen in Stapels *Forderungen der Kulturpolitik* bereits exemplarisch angelegt. Darüber, dass sich die NS-Kulturpolitik freilich unabhängig von seinem 1932 aufgestellten Forderungskatalog entfaltete, machte sich Stapel im „Dritten Reich" keine Illusionen.[132]

Kolbenheyer und die Ansprüche des „Lebensstands der geistig Schaffenden" – Anders als Grimm und Stapel hielt sich Kolbenheyer vor 1933 mit öffentlichen Adressierungen an den Nationalsozialismus zurück. Als er im Herbst 1931 zur Mitarbeit an dem Sammelband *Was wir vom Nationalsozialismus erwarten* aufgefordert wurde, lehnte er dies mit der Begründung ab, dass es zunächst notwendig sei, sich gemeinschaftlich, etwa auf „eine[r] kl[einen] Konferenz […] über den *Stand* des Nationalsozialismus [zu] orientieren". Erst dann lasse sich entscheiden, „wo man einen Rat u[nd] eine Form anlegen soll". Ohne eine solche gemeinsame Orientierung, so glaubte Kolbenheyer, schreibe „sonst jeder ins Blaue hinein"[133].

Schon bald nach der NS-„Machtergreifung" trat Kolbenheyer hingegen mit einigen Veröffentlichungen hervor, in denen er die NS-Bewegung nicht nur zu unterstützen und – entsprechend seiner *Bauhütten*-Philosophie[134] – (volks-)bio-

[129] Ebd.
[130] Zum Entstehungskontext des Gesetzes vgl. Stolleis, „Mordfall Heinze".
[131] Stapel, Forderungen, S. 157.
[132] Vgl. Kap. 5.3.1.
[133] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 29. September 1931 (Herv. i. Orig.).
[134] Vgl. Kap. 3.3.1.

logisch herzuleiten[135], sondern auch in ihrer Entwicklung zu beeinflussen versuchte. Die stärkste Resonanz, sowohl in negativer wie positiver Hinsicht, evozierte er dabei mit der im Winter 1933/34 in zahlreichen deutschen Städten gehaltenen Rede *Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland.*[136] In ihr wies Kolbenheyer mahnend auf eine in seinen Augen unzulängliche Personalpolitik des „Dritten Reichs" und einen nach seinem Geschmack zu weit getriebenen Anti-Intellektualismus hin. Die Rede lief auf die Forderung hinaus, jenen Vertretern des geistigen Deutschlands, die sich vor 1933 als Vorkämpfer des „Dritten Reich" Verdienste erworben hätten, größtmögliche Freiheiten in ihren jeweiligen Arbeitsgebieten einzuräumen. Da dieser Personenkreis sowohl seine Leistungsfähigkeit als auch seine weltanschauliche Zuverlässigkeit im Kampf gegen die Weimarer Republik bereits unter Beweis gestellt habe, sah Kolbenheyer keine Notwendigkeit für einen kontrollierenden staatlichen Einfluss auf dessen Arbeiten.

Den Begriff „Lebensstand" grenzte Kolbenheyer mit Nachdruck von jenem des „Berufsstandes" ab. Die Gliederung des deutschen „Volkswesens" erschöpfte sich nach seiner Vorstellung nicht im bloß Ökonomischen. Vielmehr ging er von der Existenz einer biologisch bedingten, „natürliche[n] Gliederung" des Volks aus, die nicht von Menschenhand „organisiert" werden musste, nicht wirtschaftlich bedingt war, sondern eine „*lebensständische*, wesentlich erbbedingte und erbentwickelte […] Artung"[137] aufwies. Als theoretische Unterfütterung seiner Differenzierung zwischen „Lebensstand" und „Berufsstand" schlug Kolbenheyer das Modell eines „biologischen Sozialismus"[138] vor, den er diametral von einem „demagogisch-rationalistischen Sozialismus" abgrenzte. Letzterem warf er vor, in „naturwidrig[er]" Weise für „alle Volksgenossen" die „gleichen Funktionsrechte und die beliebige Funktionswahl" eingefordert zu haben. Der „biologische Sozialismus" sollte demgegenüber auf die unterschiedlichen, naturbedingten „Funktionsgruppen im Volke" hinweisen, darunter eben, unter anderem, auf jene der „geistig Schaffenden". Auch persönlich glaubte Kolbenheyer, nur deshalb den Beruf des Schriftstellers eingeschlagen zu haben, weil eine spezifische „auslesende Gattenwahl" seiner „Eltern und Voreltern"[139] den hierfür notwendigen biologischen „Wachstumsboden"[140] geschaffen habe. Hinauslaufen sollte das Gesell-

135 Vgl. Kolbenheyer, Grundlagen [1933].

136 Vgl. Kolbenheyer, Lebensstand [1934]. Kolbenheyer hielt den Vortrag in Aachen, Dresden, Düsseldorf, Erlangen, Freiburg, Halle, Jena, Köln, München, Stuttgart, Tübingen und Würzburg, vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 181–188. In Leipzig und bei einem zweiten Termin in Dresden kam es aufgrund lokaler Animositäten zu zwei im „Dritten Reich" singulären Vortragsverboten Kolbenheyers, vgl. Kap. 5.2.2.

137 Kolbenheyer, Lebensstand [1934], S. 6 (Herv. i. Orig.).

138 Ebd., S. 11.

139 Ebd.

140 Ders., Sebastian Karst, Bd. 2, S. 72. Bereits 1920 hatte Kolbenheyer hervorgehoben, dass die „schöpferische Persönlichkeit" nicht aus einem „bloßen Vererbungsglück" heraus entstehen könne. „Sie kann allein als Kulmination von eigengearteten Triebreihen erfaßt werden, die sich auf breiter Basis über zahlreiche Geschlechter hin zu ihr nicht nur ausgebaut haben, sondern haben ausbauen müssen" (Kolbenheyer, Irrationales [1920], S. 5 f.).

schaftsmodell des „biologischen Sozialismus“ auf ein „organisches Zusammenwirken eigengearteter, also funktionell und biologisch verschiedener Lebensbestände“[141]. Welchem „Lebensstand“ der einzelne Mensch angehörte, entschied sich nach diesem Denken qua Geburt – durch eine dem Willen des Individuums entzogene bzw. vorgeschaltete, vererbungsbedingte Prädisposition.

Insgesamt unterschied Kolbenheyer vier Lebensstände: Erstens das „*Bauerntum*“, das zugleich „*Nährstand*“ und „tiefste[r] Quellboden einer *Blutzufuhr* und *-erneuerung*“ der anderen Lebensstände sei. Zweitens den „*Arbeiterstand*“, der durch seine Produktivität den anderen Lebensständen „Zeit und Mühe“ abnehme und dadurch den notwendigen Freiraum verschaffe, „der eigengearteten Werktätigkeit“ nachgehen zu können. Drittens den „*Verwaltungs-* und *Verkehrsstand*“, unter den Kolbenheyer alles dem Handel und der Wirtschaft sowie dem „Ordnungs- und Kommunikationswesen“ Zugehörige subsummierte. Viertens schließlich den „Lebensstand der beobachtenden, erkennenden, wegweisenden und entwickelnden Kräfte, de[n] *Stand der geistig Schaffenden*“[142]. Innerhalb dieses biologisch vorgeformten Modells einer Volksgemeinschaft galt es Kolbenheyer als die „Pflicht“ der „geistig Schaffenden“, „volksverantwortlich“ dafür zu sein, „die Ereignisse des überindividuellen, des völkischen Daseins in ihrer Entwicklung zu erkennen“ sowie „ihre Entstehung, ihren […] naturbedingten Lauf und ihre künftige Wirklichkeit innerlich zu erschauen“[143].

Diese dem „Lebensstand der geistig Schaffenden“ anheimgestellte Aufgabe, die „deutsche Kulturkraft und -leistung […] aufrecht zu erhalten“, um dadurch die „Fähigkeit zu kultureller Führung“ innerhalb der „weißen Rasse“ zu bewahren, sah Kolbenheyer im „Dritten Reich“ durch eine zu weit getriebene staatliche Steuerung des „Geistesleben[s]“[144] gefährdet. Hatte Kolbenheyer vor 1933 noch mit Nachdruck die Notwendigkeit eines kulturpolitischen Interventionismus zugunsten der völkischen, „artgemäßen“ Kunst betont[145], waren ihm nun, nach dem Exodus und der gewaltsamen Ausschaltung seiner literarischen Konkurrenz, die staatlichen Eingriffe zunehmend ein Dorn im Auge. Dies war auch deshalb der Fall, da jene organisatorischen Eingriffe in das Geistesleben von einer Generation jüngerer Nationalsozialisten ausgingen, der Kolbenheyer zwar vielfach guten Willen attestierte, nicht jedoch die Befähigung, die ihrem Ressort zufallenden Angelegenheiten angemessen beurteilen zu können. Entsprechend forderte er, einflussreiche kulturpolitische Ämter künftig nur noch durch ausgewiesene geistige „Führer“ zu besetzen, die eine eigenständige schöpferische Lebensleistung nachweisen könnten. Die nach der „Machtergreifung“ in zentrale kulturpolitische Positionen gelangten NS-Führungseliten betrachtete Kolbenheyer nicht als solche

141 Kolbenheyer, Lebensstand [1934], S. 11.
142 Ebd., S. 15 (Herv. i. Orig.).
143 Ebd., S. 7.
144 Ebd., S. 18, 20.
145 Zum völkischen Kunstverständnis Kolbenheyers vgl. Kap. 2.2.1.

berufene „Führer", sondern lediglich als „beauftragte" „Kommandant[en]". Der „Lebensstand der geistig Schaffenden" dulde jedoch

„kein Kommando, er kann nur Führung dulden. Durch seine schöpferische Leistung unterscheidet sich der Führer vom Kommandanten. Wer das geistige Leben eines Volkes ordnen und gestalten will, der erweise sein Führertum durch schöpferische Leistung, die jedem Willen und Anspruch auf gestalterischen Einfluß vorausgegangen sein muß"[146].

Die Forderung an den NS-Staat, der invasiven und überheblichen Organisationswut jener „Kommandanten" künftig Einhalt zu gebieten und die „geistig Schaffenden" in ihren Rechten zu stärken, verstand Kolbenheyer – einem „Wort des Führers"[147] folgend – als Beitrag zur Transformation der nationalen „Revolution" in die nationale „Evolution". Er griff damit einen Ausspruch Hitlers vom 6. Juli 1933 auf, demzufolge sich die „Revolution […] nicht zu einem Dauerzustand ausbilden" dürfe, sondern „in das sichere Bett der Evolution"[148] hinüberzuleiten sei. Während des revolutionären Umbruchs, so Kolbenheyer, hätten die geistig Schaffenden zunächst zu Recht hintangestanden, hätten sie doch in jener Phase forscher Dynamik unweigerlich ein retardierendes Moment dargestellt. Im Winter 1933/34 sah Kolbenheyer jedoch die Stunde gekommen, in der „deutsche Geistesmenschen" wieder „die völkische Verpflichtung ihrer eigengearteten Funktion innerhalb des Gemeinschaftslebens erkennen, betätigen und behaupten" müssten. Die „deutsche Revolution", so Kolbenheyer, könne erst dann auch zur „deutsche[n] Evolution" werden, wenn den einzelnen Lebensständen der nötige Entfaltungsraum geschaffen würde, sich „frei im Sinne der Gesamtleistung eines Volkes [zu] betätigen"[149].

Dieses kämpferische Plädoyer für die Übertragung kulturpolitischer Macht an verdiente völkische Autoren seiner Generation ergänzte Kolbenheyer um die Warnung vor einer übersteigerten Geistesfeindlichkeit im „Dritten Reich". Der NS-Kulturpolitik warf er vor, nicht ausreichend zwischen echter „Geistigkeit" und bloßem „Intellektualismus" zu differenzieren. Sein Unterscheidungskriterium ließ hier jedoch viel an Tiefenschärfe zu wünschen übrig: Zeitgemäße Geistigkeit unterschied sich für ihn von „einem überspitzten Intellektualismus" lediglich dadurch, dass sie „den Volksboden nie" verliere. Ein philosophischer Text, so Kolbenheyer, dürfe nicht automatisch als eine „faule Angelegenheit" zurückgewiesen werden, nur weil er „nicht ohne weiteres jeder Durchschnittsintelligenz verständlich"[150] sei – hier kamen leidvolle Erfahrungen aus der Rezeption seiner *Bauhütten*-Philosophie zum Tragen.[151] Zum Abschluss seiner Rede rief Kolbenheyer zur Sammlung und Zusammenarbeit jenes Personenkreises auf, den er – sich selbst eingeschlossen – zu den „geistigen Führer[n]" zählte, „die mit dem neuen Deutschland gehen, weil sie das neue Deutschland vorgebaut haben, ehe es

146 Kolbenheyer, Lebensstand [1934], S. 18, 20.
147 Ebd., S. 12.
148 Vgl. Akten der Reichskanzlei. Regierung Hitler. 1933–1938, Bd. 1.1, S. 630, Anm. 5.
149 Kolbenheyer, Lebensstand [1934], S. 14.
150 Ebd.
151 Vgl. Kap. 3.3.2.

gewesen ist“[152]. Ihnen, den „wirklich Geistigen“ und wahren Vorkämpfern des „Dritten Reiches“, wollte Kolbenheyer „ihr lebensständisches Wesen“ vor Augen führen, das hieß ihr biologisches Erbe, welches sie gleichsam „zum Geistigen“[153] zwang. Nur durch eine solche Solidarisierung der „geistig Schaffenden“ werde „die deutsche Lebenswelt wachse[n] und ihren Führerrang in der Welt der weißen Rasse behaupte[n]“[154] können.

Wie schon das Befremden zeigt, mit dem Gottfried Benn auf Kolbenheyers Rede reagierte, fühlte sich beileibe nicht das ganze im „Dritten Reich“ verbliebene und nicht verfolgte „geistige Deutschland“ von dem Plädoyer des Dichters angesprochen. Benn fand Kolbenheyers Ausführungen gleichermaßen „langweilig“ und „konfus“; es sei „weder Biologie noch Philosophie noch Soziologie noch Politik. Von allem etwas und das Ganze hat man schon ein dutzend Mal gehört. Ich finde es auch sehr oberflächlich.“[155] Bei vielen anderen namhaften Autoren und Wissenschaftlern fand Kolbenheyers Rede indes eine sehr positive Aufnahme. Mit der Argumentation, dass die lebenserfahrenen „geistig Schaffenden“ im NS-Staat eine exklusive kulturpolitische und wissenschaftliche Funktion erfüllen müssten, rannte Kolbenheyer bei ihnen offene Türen ein. Auch für seine Kritik an nazistischer Geistesfeindlichkeit erntete er viel Applaus. Ein kleines Panorama einschlägiger Schreiben mag dies illustrieren:

Der Leipziger Bibliothekar und Leiter des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde Walter Hofmann[156] begrüßte Kolbenheyers Ausführungen vorbehaltlos und verstand sie als notwendigen Beitrag im Kampf zwischen einem wahren und lebendigen Nationalsozialismus auf der einen und einem Nationalsozialismus der „Vermassung“ und Uniformierung auf der anderen Seite.[157] Otto Höfler, kurz vor seiner Berufung zum Professor für germanische Altertumskunde und Philologie an der Universität Kiel stehend, konnte im März 1934 „kaum“ zum Ausdruck bringen, wie gut ihm die „klare, feste, ernste Art“ tat, mit der Kolbenheyer gesagt habe, „was nottut“[158]. Huldigende Worte fand auch der Professor für allgemeine Geschichte an der Universität Wien, Heinrich von Srbik[159], dessen freundschaft-

[152] Kolbenheyer, Lebensstand [1934], S. 20.

[153] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, [?] Dezember 1933 (der undatierte Brief ist chronologisch zwischen zwei Briefen vom 14. und 24. Dezember eingeordnet).

[154] Kolbenheyer, Lebensstand [1934], S. 20f. In der *Gesamtausgabe letzter Hand* änderte Kolbenheyer die Formulierung „…Führerrang in der Welt der weißen Rasse“ zu dem unverfänglichen „…Rang in der Welt“. Vgl. zu dieser Problematik die Ausführungen in Kap. 1.5.

[155] Zitiert nach der Abschrift des Briefs in: Scheufele, Dokumentation, S. 94.

[156] Zu Person und dem im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts einflussreichen Wirken Hofmanns (1879–1952) vgl. Marwinski, Bibliothek.

[157] Vgl. KAG, Walter Hofmann an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. Februar 1934.

[158] KAG, Otto Höfler an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. März 1934.

[159] Zu Werk und Person Heinrich von Srbiks (1878–1951) vgl. Schönwälder, Srbik. Für völkische Ideologeme im Werk von Srbiks vgl. ebd., S. 533–540. Ebenso wie Kolbenheyer verstand und konzipierte auch von Srbik sein Schaffen explizit als „Dienst am Volk“ (zitiert nach ebd., S. 533).

liche Beziehung zu Kolbenheyer auf das Jahr 1927 zurückging.[160] Nach Übersendung der „Lebensstand"-Rede dankte Srbik für den hellsichtigen Mut, mit dem Kolbenheyer – in den Augen des berühmten Wiener Historikers die herausragende intellektuelle Führergestalt des „Dritten Reichs" – vor einer Geringschätzung des Geistigen gewarnt habe.[161] Auch der an der Medizinischen Akademie Düsseldorf lehrende Chirurgie-Professor Emil Karl Frey teilte Kolbenheyer nach wiederholter Lektüre der Rede seine völlige Zustimmung mit und klagte über die bedauerliche geistige Lage im NS-Staat. Frey konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass „wohl nicht vom Führer selbst, aber von Vielen, die heute Rang und Stellung haben, […] der Wert des freien geistigen Schaffens, das doch eine der besten deutschen Eigenschaften darstellt, unterschätzt, und zwar bewusst unterschätzt" werde. Ganz im Sinne Kolbenheyers betonte der Chirurg die Wichtigkeit, dass „diejenigen, die in der Lage sind, den Wert geistigen Schaffens für Deutschland zu beurteilen, sich aus dem Gefühl der Verantwortung heraus sammeln"[162] würden. Dieser Idee habe Kolbenheyer mit seiner Rede die notwendige intellektuelle Substanz verliehen und sie erheblich vorangetrieben.

Belege der Zustimmung für die „Lebensstand"-Rede haben sich indes nicht nur in privaten Zuschriften an Kolbenheyer erhalten. So lehnte sich der Ordinarius für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Halle, Siegfried A. Kaehler, im Mai 1934 in einem Brief an seinen Schüler Hermann Körner direkt an Kolbenheyers Ausführungen an, als er den damaligen Stand der NS-Bewegung kommentierte. Auch Kaehler orientierte sich hierbei an der oben zitierten Aussage Hitlers; es schien ihm „immer deutlicher" zu werden, dass „gerade auf weltanschaulichem Gebiet" die „Evolution noch längst nicht die [nationalsozialistische] Revolution abgelöst" hatte. Stattdessen sei nach wie vor alles „im Fluß". Kaehlers Hoffnung ging in dieser Situation dahin, dass „die jüngere Generation der sogenannten akademischen Schicht recht bald in die Lage" komme und sich als fähig erweise, jene „Aufgaben zu übernehmen und durchzusetzen", die „Kolbenheyer in seinem Programm des ‚Lebensstandes der geistig Schaffenden' angezeigt"[163] habe.

Nach eingespieltem Muster trug auch Will Vesper zur Verbreitung und Popularisierung der Rede bei, indem er sie den Lesern seiner Zeitschrift *Die neue Literatur* als „dringend[e]" Lektüreempfehlung gab. Kolbenheyers „Kritik aus liebendem Herzen" sei für die Gegenwart von eminenter Bedeutung, da sie „Dunst und Missverständnisse" vertreibe. Die Rede umfasse keine Zeile, die „selbst das unsicherste Gemüt als schädlich für die [NS-]Bewegung empfinden könnte". Wer

[160] Srbik ging damals ein Exemplar des Romans *Das Lächeln der Penaten* zu, worauf er sich als ein Bewunderer und Anhänger von Kolbenheyers literarischem und philosophischem Werk zu erkennen gab. Vgl. KAG, Heinrich von Srbik an Erwin Guido Kolbenheyer, 12. Juni 1927. Knappe Hinweise zu Kolbenheyers *Das Lächeln der Penaten* in: Jäger, Literatur, S. 162 f.

[161] Vgl. KAG, Heinrich von Srbik an Erwin Guido Kolbenheyer, 18. März 1934.

[162] KAG, Karl Emil Frey an Erwin Guido Kolbenheyer, 28. Februar 1934.

[163] Brief Siegfried Kaehlers an Hermann Körner vom 14. Mai 1934, abgedruckt in: Bußmann/Grünthal (Hg.), Kaehler, S. 247 f. (für den Hinweis auf diesen Brief danke ich Peter Keller).

Gegenteiliges behaupte, mache sich einer „plumpe[n] Beleidigung des echten Nationalsozialismus“[164] schuldig.

Dieser Optimismus erwies sich indes als unzutreffend. Zwar erfuhr Kolbenheyer, wie seit Anbeginn seiner Vortragstätigkeit, einen erheblichen Zuspruch und Publikumszulauf, wo immer er seine „Lebensstand“-Rede hielt, von einigen Exponenten der NSDAP wurde seine „Kritik aus liebendem Herzen“ jedoch sehr wohl als feindseliger Akt wahrgenommen. Die Versuche Grimms, Kolbenheyers und Stapels, nach 1933 Einfluss auf die NS-Bewegung auszuüben, stießen angesichts des rigorosen Alleingültigkeitsanspruchs des Nationalsozialismus auf eine demonstrative und mitunter überaus scharfe Ablehnung. Die Zurückweisungen der Lenkungsversuche und die Vorbehalte gegen die drei Autoren von Seite der NSDAP sind Gegenstand der nachfolgenden Überlegungen.

### 5.2.2 Vorbehalte und Kritik gegen Grimm, Kolbenheyer und Stapel im „Dritten Reich“

> *Seht, meine Freunde, so etwas gibt es heute. Man erhebt den Anspruch einer der größten deutschen Schaffenden der Gegenwart zu sein, man fordert, daß die Nation in schweigender Ehrfurcht vor seinem Werke steht, – aber man singt das Horst-Wessel-Lied nicht, man demonstriert seine selbstständige Mannhaftigkeit gegen diesen ‚nationalsozialistischen Unfug‘. Kleines Bild eines großen Dichters!*[165]

Kritik an Grimms Öffentlichen Stellungnahmen im Jahr 1932 – Die zwar im Kern eindeutig befürwortenden, zugleich aber vorsichtig mahnenden Äußerungen zur NSDAP, die Grimm im Jahr 1932 in die Öffentlichkeit getragen hatte, gerieten im „Dritten Reich“ nicht in Vergessenheit. Vielmehr spitzte sich die Kritik an Grimm im Vergleich zur späten Weimarer Republik zunächst weiter zu, sodass mitunter gar die ganz und gar verfälschende Behauptung kolportiert wurde, Grimm habe sich 1932 in eine offene Gegnerschaft zum Nationalsozialismus begeben. Nationalsozialistische Kritiker machten Grimm nicht nur seine gemeinsam mit August Winnig veröffentlichte *Bitte an den Nationalsozialismus* zum Vorwurf.[166] Scharfe Kritik entzündete sich auch an der Rede *Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit*, die Grimm in den letzten anderthalb Jahren der Republik in mehreren deutschen Städten gehalten hatte.[167] Auch in ihr hatte Grimm zwar unmissverständlich zugunsten Hitlers und der NSDAP Stellung

[164] Die neue Literatur 35 (1934), S. 245.
[165] Der Angriff, 3. Juli 1935. Zitiert nach: Gümbel, Volk, S. 195f.
[166] Vgl. Kap. 5.2.1.
[167] Erstmals hatte Grimm die Rede am 28. November 1931 in Berlin gehalten. Als Organisator fungierte damals die Fichte-Gesellschaft. Grimm konnte das Manuskript seines Vortrags durch die exzellente Beziehung zu Paul Fechter (vgl. Kap. 3.1.3) sogleich in der Berliner DAZ veröffentlichen.

bezogen[168], es zugleich jedoch nicht unterlassen, auf die seiner Meinung nach vorhandenen Unvollkommenheiten der Hitler-Partei hinzuweisen. Neben der Warnung vor einer zu starken Annäherung der NS-Bewegung an marxistische Techniken und Positionen, die bereits im Zentrum der *Bitte an den Nationalsozialismus* gestanden hatte, kritisierte Grimm in seiner Rede vor allem die starken antibürgerlichen Ressentiments in der NSDAP und zielte somit auf ein „Erstarken des nationalen Besitz- und Bildungsbürgertums"[169] im Gefüge der NS-Ideologie ab. Sein Plädoyer für eine größere Hochachtung des Bürgertums versuchte er dabei merklich in eine der nationalsozialistischen Zielgruppe einleuchtende Rhetorik zu kleiden:

„Ich glaube an Blut, ich glaube an die Kraft des Erbes, aber ich weiß, daß Blut und Erbe sich erschöpfen können. Ich vertrete hier nicht ein *ererbtes* Recht *bestimmter* Geschlechter zur Oberschicht, aber ich […] vertrete freilich den Gedanken der Oberschicht […] und ich vertrete den Willen und die Fähigkeit und Voraussetzungen zur Oberschicht, die das Pariaideal nicht kennt, während deutscher Bürgersinn sie kennt. […] wenn man Abstand und Form und Andacht und Tradition und Persönlichkeit und das Streben nach materieller Unabhängigkeit angreift, greift man die Notwendigkeit *jeder* künftigen Oberschicht an, wenn man den Bürgersinn ausrottet, rottet man den *Willen* zur Oberschicht aus, und mit diesem Willen geht der Wille zum *Herrenvolke* ebenfalls verloren."[170]

Jedoch umsonst: Da Grimms öffentliche Stellungnahmen des Jahres 1932 von kritischen Tönen nicht völlig frei geblieben waren, wurden sie im „Dritten Reich" pauschal als eine Versündigung an der NS-Bewegung gewertet und gegen den Dichter gekehrt.

Dies war nicht etwa nur bei führenden NS-Funktionären wie Joseph Goebbels der Fall.[171] Auch von gewöhnlichen „Märzgefallenen"[172] wurden scharfe Vorwürfe laut, wie das Beispiel des Herausgebers der *Zeitschrift für Deutschkunde* Walther Linden illustriert. Im Sommer 1933 veröffentlichte Linden, der am 1. April 1933 Mitglied der NSDAP geworden war[173], in seiner Zeitschrift einen Aufsatz, der die Entwicklung des politischen Denkens von Thomas Mann und Hans Grimm thematisierte und negativ als „Entwicklungsstufen scheidender Bürgerlichkeit"[174] deutete. Zwar griff Linden zunächst den altbekannten, anerkennenden Topos auf, Grimm habe sich durch *Volk ohne Raum* einen „ungeheuren Verdienst in der

[168] „Der Führer", so Grimm mit Blick auf Hitler, habe sich „in acht Jahren gesteigert […] wie wenige Deutsche vor ihm […]. Ich sehe bewundernd, daß er fast als Erster in der Welt Menschenmasse *ohne* Zwang und auch ohne irgendeinen *nahen* Nutzen aus ihrem völlig *freien* Willen in seine Gefolgschaft gebracht hat" (ebd., S. 17, Herv. i. Orig.). Der Nationalsozialismus erschien Grimm vor diesem Hintergrund freiwilliger Gefolgschaft als „die *erste* und bisher *einzige* echte demokratische Bewegung des deutschen Volkes. Ich höre die Nationalsozialisten als erste Volkskreise sich nicht zur Gleichheit sondern zur Gemäßheit, und das heißt, sich zur Führerschaft der jeweils Besten bekennen, wodurch eben *sie* ganze Deutschheit dartun" (ebd., S. 15, Herv. i. Orig.).

[169] Gümbel, Volk, S. 150.

[170] Grimm, Ehre, S. 32 (Herv. i. Orig.).

[171] Vgl. Kap. 5.2.4.

[172] Vgl. Falter, „Märzgefallenen"; Weigel, „Märzgefallene".

[173] Vgl. Kaiser, Grenzverwirrungen, S. 135, Anm. 18.

[174] Vgl. Linden, Entwicklungsstufen.

neueren deutschen Dichtungsgeschichte“ erworben, da er als erster Dichter ein „bis in den Kern politische[s] Romanwerk der Gegenwart geschaffen“[175] habe. Für alles über den Roman hinausgehende hatte Linden aber nur Kritik übrig. Gegen Ende der Weimarer Republik, so sein hauptsächlicher Vorwurf, sei im politischen Denken Grimms ein fundamentaler und unseliger Wandel eingetreten: Ausgerechnet während der „großen Entscheidungskämpfe des Jahres 1932“ habe sich Grimm bewusst in einen offenen „Gegensatz“ zu dem „steil emporwachsenden […] Nationalsozialismus“ gesetzt und sich auf die „Seite der konservativen Reaktion“ geschlagen. Anstatt dem Nationalsozialismus mit aller Kraft beizustehen, habe es Grimm vorgezogen, der Bewegung in aller Öffentlichkeit vorzuwerfen, „den Proletarier zu begünstigen und zu bolschewistisch zu werden“[176]. In dieser Kritik, so die in diesem Fall durchaus zutreffende Diagnose Lindens, sei die „‚bürgerliche‘ Angst“ des Dichters vor den „erwachten und empordrängenden Massen“ zum Tragen gekommen. Zu dem nationalsozialistischen Glauben einer „Umschmelzung zum neuen Menschen“ habe Grimm „trotz seiner tiefen und lebendigen Einsichten in die wahren deutschen Volksnöte“ nicht finden können; ein „breite[r] Graben des *Generationsunterschiedes*“ habe ihn vielmehr von diesem Glauben „getrennt“[177]. Anstatt also das „aufbrechende Massengefühl“ als einen „Durchbruch deutschen organischen Geistes“ zu begrüßen, sei Grimms Denken ganz „im Wirtschaftlichen“ befangen und infolgedessen von einem „eigenbrötlerische[n] Zug“[178] nicht frei geblieben.

Dieser Kritik schloss sich ein hektischer, emotionsgeladener Briefwechsel zwischen Linden und Grimm an, der rasch zu einem schroffen Bruch zwischen den beiden zuvor konstruktiv miteinander verkehrenden Männern führte.[179] Tief empört beschwerte sich Grimm unmittelbar nach der Veröffentlichung des Artikels bei Linden darüber, dass es „ganz unmöglich“ sei, wenn „in der gegenwärtigen Zeit“ behauptet werde, er habe 1932 gegen den Nationalsozialismus agitiert.

[175] Ebd., S. 356. In *Volk ohne Raum* habe der deutsche Leser erstmalig die Möglichkeit gehabt, die Handlung einer epischen Dichtung vollständig „auf die großen deutschen Volksschicksale bezogen“ zu sehen. Insbesondere aus diesem Grund sei der Roman nach seinem Erscheinen „von der deutschen Jugend und weit ins Auslanddeutschtum hinein jubelnd begrüßt“ worden.

[176] Ebd., S. 358.

[177] Ebd. (Herv. i. Orig.). Näheres zu dem Aspekt des Generationsunterschiedes im nachfolgenden Kapitel.

[178] Ebd., S. 359 f. (Herv. i. Orig.).

[179] Es entbehrt nicht der Ironie, dass Linden just zu jenem Zeitpunkt, als Grimm mit seiner später so stark bekrittelten *Bitte an den Nationalsozialismus* an die Öffentlichkeit trat, in einem Vortrag über die *Deutsche Dichtung der Gegenwart*, den er in zahlreichen deutschsprachigen Gemeinden in Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien und Polen hielt, für Grimms Werk geworben hatte: „Ich habe meinen Vortrag ‚Deutsche Dichtung der Gegenwart‘, der Ihr Werk und dasjenige Kolbenheyers und Carossas als Lebensdeutung des modernen Deutschland behandelt, in Neusatz […] und Groß-Betschkerek […], in Belgrad in der Jugoslaw[isch]-d[eu]t[schen] Gesellschaft […], in Sofia (Universität), Philippopel, Stara Zagora, Burgas und Varna […] gehalten und immer wieder die Erfahrung gemacht, daß eine ruhige und besonnene Hervorhebung des nationalen deutschen Standpunktes die entschiedenste Wirkung ausübt“ (DLA, A:Grimm, Walther Linden an Hans Grimm, 21. Oktober 1932).

Grimm warf Linden vor, in gewissenloser Weise verleugnet zu haben, dass all seine Veröffentlichungen des Vorjahrs „in sehr wesentlichen Augenblicken die Nationalsozialistische Bewegung zu unterstützen versucht" hätten. Wer die Texte Grimms liest, wird dem Dichter hier zustimmen müssen. Entsprechend forderte Grimm von Linden, seine falschen Behauptungen in der nächsten Ausgabe der *Zeitschrift für Deutschkunde* „unter allen Umständen" vor den Augen der Öffentlichkeit richtigzustellen.[180]

In einer ausführlichen Replik „bedauer[t]e" Linden, Grimms „Forderung ablehnen zu müssen". Linden hielt stattdessen an seiner Interpretation fest, dass Grimm zwar zu Beginn des Jahres 1932 die NS-Bewegung „durch eine Sympathieerklärung unterstützt", anschließend sein Verhältnis zu ihr jedoch „entscheidend"[181] geändert habe. Mit der „Sympathieerklärung" spielte Linden auf Grimms *Antwort und Aufruf an Deutsche* an, die vor dem zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl im April 1932 erschienen war. In ihr hatte Grimm öffentlich bekundet, Hitler wählen zu werden, und „jede[n] Deutsche[n]" aufgefordert, „wenigstens um seiner Kinder willen […] dasselbe [zu] tun"[182]. Mit seiner anschließend „durch alle deutschen Zeitungen" hallenden *Bitte an den Nationalsozialismus* habe sich der Dichter jedoch „gegen die Bewegung gewandt" und an ihrer statt den „versinkenden bürgerlichen Kräfte[n]" den Vorzug gegeben. Möge Grimm seinen Text auch „in bester Absicht" verfasst oder „sogar geglaubt haben, den richtigeren und besseren Nationalsozialismus zu vertreten": Innerhalb der Bewegung sei sein Schritt als „Verrat im entscheidenden Augenblick"[183] aufgefasst worden. Dasselbe galt in den Augen Lindens für die Rede *Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit*; sie habe „in gleicher Richtung" gewirkt. Am „aufreizendsten" sei Grimms „Behauptungsversuch der bürgerlichen Kräfte" jedoch bei einer Teilnahme an einem Berliner „Herrenklubessen" im Jahr 1932 zum Ausdruck gekommen. Hier habe sich Grimm „unter die Namen der reaktionären Schildhalter des versinkenden Bürgertums" gemischt sowie jene „der mit diesen verbündeten jüdischen Finanzleute"[184]. Vor diesem Hintergrund war es Linden „unerfindlich", wie Grimm behaupten konnte, die Vorwürfe seien „aus der Luft gegriffen". Seine Darstellung könne er nur dann „berichtigen", wenn Grimm einen „sachlichen Anlass" hierfür liefern könne. Angesichts der Inhalte der ihm vorliegenden Texte meinte Linden jedoch keine andere Ansicht vertreten zu können als jene, dass Grimm sich 1932 mit der NS-Bewegung „nicht nur in einem

[180] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Walther Linden, 30. Oktober 1933.
[181] DLA, A:Grimm, Walther Linden an Hans Grimm, 6. November 1933.
[182] Grimm, Antwort [1932], S. 15.
[183] DLA, A:Grimm, Walther Linden an Hans Grimm, 6. November 1933. Mit „im entscheidenden Augenblick" spielte Linden auf den Wahlkampf für die exakt ein Jahr vor der Entstehung des Briefs stattgefundene Reichstagswahl an.
[184] Ebd. Zur Geschichte des Deutschen Herrenklubs (ab 1933: Deutscher Klub), der 1924 von Heinrich von Gleichen-Rußwurm, einem Vertrauten Grimms, gegründet worden war und stark unter dem Einfluss der Schriften Arthur Moeller van den Brucks stand, vgl. Schoeps, Herrenklub; Malinowski, „Führertum".

Zustand höchster Gespanntheit, sondern auch im offenen Kampfe befunden“[185] habe. Die diametrale Gegensätzlichkeit der Auffassungen über die den fraglichen Texten innewohnende politische Tendenz und Aussageabsicht ließ sich letzten Endes nicht auflösen. Was Grimm als eine für die langfristige Prosperität des Nationalsozialismus notwendige Hilfestellung erachtete, deutete Linden als reaktionären Versuch, die NS-Bewegung zu einer grundsätzlichen Kursumkehr zu bewegen, welche sich nur zu ihrem Nachteil hätte auswirken können.

Sehr zum Leidwesen Grimms erwies sich der Vorwurf, er sei 1932 öffentlich als Gegner des Nationalsozialismus aufgetreten, im „Dritten Reich“ als ausgesprochen zählebig. Spöttisch vermerkte im Juli 1935 etwa ein Artikel des NS-Blatts *Der Angriff*, Grimm habe noch 1932 als „Wanderprediger die deutsche Bürgerlichkeit“ gepriesen, als „über die Feigheit und Verlogenheit des deutschen ‚Bürgers‘ schon die Hühner lachten“. Der von Grimm erhobene „Anspruch[,] einer der größten deutschen Schaffenden der Gegenwart“ zu sein, vor dessen Werk „die Nation in schweigender Ehrfurcht“[186] zu stehen habe, sei so in sich zusammengebrochen. Angesichts solcher Vorwürfe echauffierte sich auch der Leiter des LMV, Gustav Pezold, im September 1935 gegenüber Wilhelm Stapel darüber, wie „verlogen“ die Unterstellung sei, Grimm habe „in den Jahren vor dem Umsturz Hitler bekämpft“. In Wahrheit, so der sichtlich um die Absatzchancen des bis dahin erfolgreichsten Hausautors besorgte Verleger, sei Grimm während der Präsidialkabinette „mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für Hitler und öffentlich ja auch mehrmals für Goebbels eingetreten“[187].

Diese Deutung ist prinzipiell korrekt, klammert jedoch aus, dass Grimms Plädoyers zugunsten der NSDAP stets mit dem pädagogischen Anspruch auf politische Belehrung verbunden waren, der in einer totalitären Bewegung, die vorbehaltlose Gefolgschaft und Einordnung einforderte, unweigerlich Friktionen hervorrufen musste. Dadurch geriet die eigentliche Intention Grimms, zur Stabilisierung und zum Erfolg der NS-Bewegung beizutragen, aus dem Blickfeld. Anspielend auf die Auseinandersetzung mit Linden klagte Grimm im November 1933 gegenüber seinem langjährigen Vertrauten Alfred Hugenberg, ununterbrochen „kleine[n] Schweinereien“[188] ausgesetzt zu sein. Eine wirkungsvolle argumentative Strategie gegen die Vorwürfe gelang dem Dichter zu keinem Zeitpunkt.

Konflikte um Kolbenheyers „Lebensstand“-Rede – Mit ablehnenden Reaktionen auf seine Rede *Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland* sah sich Kolbenheyer erstmals im Januar 1934 konfrontiert, nach einer Veranstaltung im Auditorium Maximum der Universität München. Der Vortrag war im Rahmen des Winterhilfswerks organisiert worden und hatte prominente Zuhörer

185 DLA, A:Grimm, Walther Linden an Hans Grimm, 6. November 1933.
186 „Kleines Bild eines großen Dichters“, in: Der Angriff vom 3. Juli 1935, zitiert nach: Gümbel, Volk, S. 195f.
187 DLA, A:Stapel, Gustav Pezold an Wilhelm Stapel, 23. September 1935.
188 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Alfred Hugenberg, 1. November 1933.

angelockt. Unter den Anwesenden befand sich etwa der bayerische Kultusminister und Gründer des Nationalsozialistischen Lehrerbunds Hans Schemm.[189] Im Anschluss an den Vortrag kam es – der Autobiografie Kolbenheyers zufolge – im „Studentenhaus" zu einer „sehr heftigen Diskussion" mit einigen in der SA organisierten Studenten. Schon während der Rede wollte Kolbenheyer die Anwesenheit einer „Gruppe des Widerstandes" unter seinen Zuhörern verspürt haben, von welcher er dann im Studentenhaus stark angegriffen worden sei. Zugleich habe er unter den Studenten jedoch auch „gewichtige Sekundanten"[190] gefunden.

Kolbenheyers Andeutungen können durch Äußerungen des in der Bundesrepublik bekannt gewordenen rechtsextremen Publizisten Kurt Ziesel ergänzt werden.[191] Ziesel hatte als damaliger Mitarbeiter des *Völkischen Beobachters* dem Vortrag Kolbenheyers beigewohnt und war auch bei der anschließenden Diskussion zugegen. Aufgrund seiner engen persönlicher Verbindung mit Kolbenheyer muss seine Schilderung indes mit großer Vorsicht behandelt werden.[192] Nach Ziesels Darstellung spitzte Kolbenheyer in der Diskussion seine Warnung vor „drohenden Gefahren eines kulturellen Niedergangs im neuen Staat" noch einmal zu und machte sie nun speziell der SA zum Vorwurf. Kulminiert sei Kolbenheyers Kritik in der Aussage, das „Maulheldentum" der „ungeistige[n] Radaubrüder" der SA, wie überhaupt ihr gesamtes Auftreten, stelle eine „Kulturschande" für Deutschland dar. Über diese Äußerung sei es „beinahe zu einer Schlägerei"[193] gekommen. Ziesel berichtet überdies, dass er am Tag nach dem „Skandal" von Reinhard Heydrich, damals Leiter der Politischen Abteilung der Polizeidirektion München, zum Rapport über die Ereignisse einbestellt und dabei mit einem Haftbefehl gegen den Dichter konfrontiert worden sei. Mit seinem Verweis auf die angebliche „Weltgeltung" Kolbenheyers habe er jedoch dessen Verhaftung verhindern können.[194]

Fraglos spitzte Ziesel die Ereignisse einseitig zu. Sein Versuch, Kolbenheyer heroisierend als angeblich „anständig gebliebenen"[195], vom NS-Staat schwer bedrängten Exponent des geistigen Deutschland darzustellen, ist evident. Ziesel gehörte nach 1945 zu den fleißigsten Apologeten Kolbenheyers und forderte „auf öffentlichen Veranstaltungen […] wiederholt" dazu auf, „endlich auch Kolben-

189 Vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 184f.

190 Ebd., S. 185.

191 Zur schillernden, von skandalträchtigen Prozessen insbesondere gegen Günter Grass begleiteten und hoher Publizität gekennzeichneten „zweiten Karriere" Ziesels (1911–2001) nach 1945 vgl. Busch, NS-Autoren, S. 219–286.

192 Ziesel zeigte sich in seiner Arbeit davon überzeugt, dass er es „ausschließlich dem Mut, der Kameradschaft und der menschlichen Anständigkeit" Kolbenheyers zu verdanken hatte, „nicht ein paar Jahre lang in den Kerkern und Lagern Hitlers verbracht" zu haben. Aus diesem „Blickwinkel" erschienen Ziesel nach dem Zweiten Weltkrieg alle „Verdammungen und Verurteilungen" Kolbenheyers und anderer Autoren „als besonders fragwürdig, niederträchtig und absurd" (Ziesel, Gewissen, S. 20).

193 Ziesel, Gewissen, S. 21.

194 Ebd., S. 21f.

195 Zum Topos des „anständig geblieben"-Seins in der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur vgl. die Beiträge in Gross (Hg.), Moral.

heyer in Deutschland [wieder] gebührend zu ehren."[196] In den zeitgenössischen Briefen Kolbenheyers an Stapel im Frühjahr 1934, die von detailreichen larmoyanten Selbstdarstellungen des Dichters ansonsten schier überquellen, ist von einer quasi in letzter Sekunde verhinderten Inhaftierung jedenfalls keine Rede. Als das Winterhilfswerk nach einem Jahr abermals Veranstaltungen in München organisierte, wurde Kolbenheyer erneut eingeladen, wobei er unter abermals „*sehr groß*[em]" Zustrom eine Lesung aus seinen Werken geben konnte.[197] Muss also Ziesels Behauptung einer nur um ein Haar vermiedenen Inhaftierung auch stark relativiert werden, so ist damit nicht gesagt, dass Kolbenheyer während der Diskussion im Münchner Studentenhaus nicht in der Tat scharfe Kritik gegen die SA geäußert hat. Kolbenheyer litt zeit seines Lebens nicht unter mangelndem Selbstbewusstsein; außerdem steht außer Frage, dass er zum damaligen Zeitpunkt eine starke persönliche Abneigung gegen die SA empfand. Dies zeigt nicht zuletzt seine Erleichterung, als er von der Liquidierung der SA-Führung im Rahmen des sogenannten Röhm-Putschs erfuhr. Die „Reinigung des SA-Kommandos" ließ Kolbenheyer „aufatmen. Solche Kerle gehören weg." Hitler habe „sehr tapfer gehandelt"[198].

Innerhalb der Führungsriege der NSDAP war es insbesondere der „Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP" und frühere Kolbenheyer-Bewunderer[199] Alfred Rosenberg, der aufgrund der „Lebensstand"-Rede eine deutliche Aversion gegen den Dichter entwickelte. Zufolge einer persönlichen Unterredung zwischen Stapel und Rosenberg im September 1934, war der „Chefideologe" der NSDAP überzeugt, dass Kolbenheyer die Rede spezifisch als Kritik gegen ihn und sein Amt konzipiert hatte. Folgt man Stapels vertraulicher Paraphrasierung der unter vier Augen gemachten Äußerungen Rosenbergs, fühlte sich dieser „gekränkt", dass sich Kolbenheyer „*gegen* ihn und überhaupt gegen den Nationalsozialismus gestellt" habe. Kolbenheyers Vortrag legte Rosenberg „als Angriff gegen sich aus"[200] – eine

196 Brüdigam, Schoß, S. 260

197 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 5. April 1935 (Herv. i. Orig.).

198 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 2. Juli 1934. Stapel sekundierte Kolbenheyer in dieser Ansicht: Seine „erste Empfindung" war demnach: „Gott sei Dank, die Säuberung beginnt!" Anschließend habe er sich jedoch an „der unnötig moralisierenden, unsachlichen Ansprache Goebbels" gestört, insbesondere daran, dass Röhms Homosexualität nun als allgemein bekannt bezeichnet werde, während man zuvor für eine entsprechende Äußerung „ins Konzentrationslager" gesteckt worden sei. Stapel ließ sich dabei von der propagandistischen Hochverratsbehauptung hinters Licht führen: „Ich kann mir das bei Röhm gut vorstellen". Zugleich reagierte er mit makabren Zynismus, als er die Auffassung vertrat, dass es für Röhm, der „abgesehen vom Moralischen, ein Mordskerl, ein geborener Revolutionär" gewesen sei, den „stilvolle[n] Abschluß seines Lebens" bedeute, dass er nun „sozusagen von seinen eigenen Leuten abgeknallt" worden sei (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 5. Juli 1934). Zur propagandistischen Funktionalisierung der sexuellen Orientierung Röhms im „Dritten Reich" vgl. Nieden/Reichardt, Skandale.

199 Zur Würdigung Kolbenheyers in Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts* vgl. Kap. 5.1.

200 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. September 1934 (Herv. i. Orig.).

unzutreffende Annahme, die Kolbenheyer noch in seiner Autobiografie zurückgewiesen hat.[201]

Rosenbergs Abneigung gegen den Dichter entlud sich im März 1934, als er während einer „Kulturwoche" des Gaus Thüringen in Weimar einen Vortrag über „Die Weltanschauung des Nationalsozialismus" hielt, in den er eine abschätzige Anspielung auf Kolbenheyer einfließen ließ. Auf eine namentliche Nennung des Dichters verzichtete Rosenberg zwar, sodass gewiss nicht alle Hörer (und Leser) der Rede die Anspielung verstanden, für Kenner der „Lebensstand"-Rede war sie jedoch evident. Konkret nahm Rosenberg jene „Kreise" ins Visier, die der Meinung seien, den Nationalsozialismus über die Themen „Autorität" und „Führerschaft" aufklären zu müssen und belehren zu können; „ganz weise" werde etwa behauptet, dass man „zwischen Führern und Kommandanten" unterscheiden müsse. Zur Erziehung jener „Kommandanten" werde die Notwendigkeit „geistige[r] Führer" postuliert, die sich als eigener „Lebensstand des deutschen Volkes […] zu einem sozusagen abstrakten Führertum" zusammenfinden müssten. Laut Rosenberg kam in dieser Forderung „*gelinde gesagt, eine geistige Arroganz*" zum Ausdruck, gegen die der Nationalsozialismus seit jeher gekämpft habe. Zugleich spiegle sich in ihr der „*Verzweiflungskampf gewisser, geistiger Schichten*" wider, denen Rosenberg unterstellte, in der Überzeugung zu leben, die nationale Revolution sei deshalb zustande gekommen, damit sie sich „*bequem*" einem „*Philisterdasein*" hingeben könnten. Jegliche Trennung zwischen „einen Handwerker- und einen geistigen Lebensstand" werde von der nationalsozialistischen Weltanschauung jedoch abgelehnt: „Wenn wir das zugestehen würden, hätten wir 14 Jahre umsonst gekämpft"[202].

Dieses publizistische Scharmützel war freilich Ausdruck eines übergreifenden, allgemeineren Konflikts. So war, wie Rosenberg in seiner Unterredung mit Stapel betonte, innerhalb der NSDAP großer Unmut entstanden, als nach der Berufung Hitlers zum Reichskanzler in Teilen der Presse „eine Anzahl Schriftsteller […] als die eigentlichen Erfinder des Nationalsozialismus gefeiert worden" seien. Dabei sei so getan worden, als habe „der Nationalsozialismus seine Gedanken woanders her", auch Hitler sei in den Artikeln „nur nebenbei, wie aus Höflichkeit, erwähnt worden". Eine solche „Legende" habe sich „der Nationalsozialismus nicht gefallen lassen" können und sei deshalb in einen „Kampf gegen die Ansprüche von Literaten" getreten, „die sich an die Stelle der eigentlichen Träger der Bewegung setzen wollten"[203]. Auch Rosenberg trieb also das Interesse an, den – ideengeschichtlich betrachtet – zutiefst epigonalen Charakter der NS-Ideologie zu kaschieren, wie es schon in Hitlers *Mein Kampf* zum Ausdruck gekommen war.[204] Den Nationalso-

[201] Vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 237.
[202] Thüringische Staatszeitung. Amtliches Nachrichtenorgan der Thüringischen Staatsregierung und der Gauleitung Thüringen der N.S.D.A.P., 3. März 1934, Nr. 53 (Herv. i. Orig.).
[203] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. September 1934.
[204] Vgl. Kap. 5.2.1.

zialisten, so Stapels treffende Formulierung, ging es also auch um einen „Kampf ums Urheberrecht“[205].

Rosenbergs Rede in Weimar und der Vorfall in München blieben nicht die einzigen Episoden in einem für Kolbenheyer konfliktreichen Frühjahr 1934. Inmitten einer großen Vortragsreise, die sich an den Münchner Vortrag anschloss, erhielt Kolbenheyer am 23. Januar einen Brief der Universität Leipzig, in welchem er im Namen des damaligen Rektors Arthur Golf gebeten wurde, von dem geplanten Vortrag seiner „Lebensstand“-Rede „Abstand zu nehmen“. Andernfalls stünden „Unruhen zu befürchten“[206]. Kurz darauf erfuhr Kolbenheyer, dass auch ein für Dresden geplanter Vortrag mit derselben Begründung abgesagt wurde. Zugleich informierte ihn ein „Gewährsmann“ in Leipzig – es handelte sich sehr wahrscheinlich um Erich Kröning[207] –, dass die Leipziger Presse angewiesen worden sei, jegliches Wirken für Kolbenheyer zu „unterbrechen“. Weder „Voranzeigen, noch Berichte, noch Hinweise auf das Werk, noch Besprechungen“ seien zu veröffentlichen. Als wichtigste Drahtzieher der Anweisungen vermutete Kolbenheyer „Kreishauptmann Dönnike [sic!] und Gauschulungsleiter Studentkowsky [sic!]“[208].

Diese Informationen wirkten auf Kolbenheyer zunächst wie ein Schock, schien sich in ihnen doch die Möglichkeit einer staatlich koordinierten Aktion zur Unterbindung weiterer Veranstaltungen seiner Rede anzudeuten. Solche Befürchtungen stellten sich jedoch bald als unbegründet heraus. Die beiden Verbote in Leipzig und Dresden blieben Einzelfälle, die durch lokale Animositäten bedingt waren. Ihre Bedeutung für Kolbenheyers Stellung in der Frühphase des „Dritten Reiches“ wird daher leicht überschätzt. Bereits die unlängst geäußerte Behauptung, Kolbenheyer sei infolge seiner „Lebensstand“-Rede „zeitweilig die Vortragstätigkeit untersagt“[209] worden, führte in die Irre, da sie ein wenn auch kurzfristiges, so doch reichsweites Vorgehen gegen den Dichter impliziert, welches so nie stattgefunden hat.

Vor den Ereignissen in Leipzig hatte Kolbenheyer seine Rede unter anderem „in Halle […] unter großem Zulauf u[nd] stürmischem Beifall halten“[210] können. Auch in Dresden hatte er vor dem dortigen Verbot bereits gastiert und zwar, wie er im Dezember 1933 nicht ohne Stolz an Stapel berichtete, mit einem

[205] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. September 1934.

[206] Zitiert aus den maschinenschriftlichen Aufzeichnungen Kolbenheyers zum Vortragsverbot in: DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 25. Januar 1934 (Beilage).

[207] Vgl. Kap. 3.5.2.

[208] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 25. Januar 1934 (Beilage). Beide Namen der NS-Funktionäre schrieb Kolbenheyer falsch. Es handelte sich um Walter Dönicke (1899–1945) und Werner Studentkowski (1903–1951). Das Amt des „Kreishauptmanns“ in Leipzig hatte Dönicke von 1933 bis 1937 inne. Anschließend fungierte er bis zu seinem Selbstmord im April 1945 als Oberbürgermeister der Stadt Leipzig. Studentkowski arbeitete von 1934 bis 1941 im Rang eines Oberregierungsrats im Sächsischen Volksbildungsministerium. Anschließend war er im Propagandaministerium tätig.

[209] Scheufele, Dokumentation, S. 92f.

[210] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 25. Januar 1934.

„geradezu stürmischen Erfolg". „Viele Leute konnten nicht mehr zugelassen werden. Man stand im Stiegenhaus"[211]. Und auch nach den Verboten in Sachsen konnte Kolbenheyer seine Vortragsreise ohne Störungen weiterführen: Als die Deutsche Akademie in Würzburg im Februar 1934 auf Veranlassung Kolbenheyers bei den Behörden offiziell anfragen ließ, ob ein Einverständnis mit einer Veranstaltung der Rede vorliege, wurde sogleich grünes Licht gegeben.[212] Im November 1934 schrieb Kolbenheyer an August Winnig, dass er seinen Vortrag „nun schon 4mal […] *nach* dem damaligen Verbot öffentlich wiederholt" habe und zwar jeweils „nach ausdrücklicher Forderung der Veranstalter"[213]. Anfragen bei den „entsprechende[n] N.S.-Führungsstelle[n]" hätten stets ergeben, dass dem Vortrag nichts im Wege stehe. Die Verbote in Leipzig und Dresden, so schlussfolgerte Kolbenheyer mit guten Gründen, gingen auf das „Betreiben irgend welcher untergeordneter Personen" zurück. Die eigentlich „betreffenden Führer" seien hingegen mit zu vielen „andern Angelegenheiten überhäuft"[214], um sich selbst einzuschalten.

Angriffe gegen Stapel und gegen das „Deutsche Volkstum" – Eine ähnliche Erfahrung wie Kolbenheyer in Leipzig und Dresden machte Stapel in Kiel. Dort wurde bereits im November 1933 ein von dem studentischen Kampfbund deutscher Christen veranstalteter Vortrag zum Thema „Deutschtum und Christentum" auf polizeiliche Weisung kurzfristig abgesagt.[215] Wie Stapel mitgeteilt wurde, ging das Verbot auf eine Beschwerde des „aus 14 Studenten" bestehenden „Kieler Heiden-Verein[s] – kein Witz, sondern Tatsache –" zurück. Dieser habe im Vorfeld der Veranstaltung „mit Störung gedroht" und sei von dem „atheistische[n] Rektor" der Universität unterstützt worden. Der Kieler Polizeipräsident, „ein Graf zu Rantzau", sei „vor dieser ‚Macht' zusammen[geknickt]"[216]. Die selbsterklärten Heiden hatten zuvor in der *Kieler Zeitung* verlautbaren lassen, Stapels Auffassung „über Religion und Rasse", insbesondere aber die von ihm „behauptete Vereinbarkeit von Deutschtum und Christentum", sei „für die junge nationalsozialistische Generation untragbar"[217]. Das Verbot kam für Stapel umso überraschender, als er die Kerninhalte des geplanten Vortrags kurz zuvor ohne jede Widerstände in der Broschüre *Die Kirche Christi und der Staat Hitlers* hatte

211 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 14. Dezember 1933.
212 Vgl. DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 21. Februar 1934.
213 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an August Winnig, 30. November 1934 (Durchschlag, Herv. i. Orig.).
214 Ebd.
215 Eine Schilderung der Stellungnahmen zahlreicher Beteiligter in: Schmalz, Kirchenpolitik, S. 100–103.
216 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 18. November 1933. Das Rektorenamt hatte damals der Professor für Physikalische Chemie, Karl Lothar Wolf (1901–1969), inne. Den Vorwurf gegen Wolf nahm Stapel später zurück, vgl. Schmalz, Kirchenpolitik, S. 101.
217 DLA, A:Stapel, Manuskripte: Bericht über das Verbot von Stapels Vortrag an der Universität Kiel, S. 3.

publiziert können.[218] Zudem hatte Stapel noch am Vortag des Verbots auf Einladung „an der Eröffnung der Reichskulturkammer in Berlin teilgenommen“[219]. Entsprechend groß war zunächst seine Empörung über das Vortragverbot in Kiel. Über dessen Ungeheuerlichkeit schien ihm „die Weimarer Republik […] noch im Grabe“ zu lachen. Gerade „vor den Augen der Juden“, so Stapel, sei das Verbot tief „beschämend“, zumal die von ihm entwickelten Thesen im Einklang mit dem „klaren Wortlaut des Parteiprogramms“ und „viele[n] Äußerungen des Führers“[220] stünden.

Stapel verfasste nach Verlautbarung des Verbots einen Beschwerdebrief an Rudolf Heß, der ihm als Leser des *Deutschen Volkstums* persönlich bekannt war.[221] Dessen damaliger Sekretär Martin Bormann setzte sich daraufhin mit der schleswig-holsteinischen Gauleitung in Verbindung, welche die Mitteilung gab, der Vortrag sei verboten worden, da der veranstaltende Kampfbund deutscher Christen „seit längerer Zeit gegen die Politik der örtlichen Kieler Studentenschaft und der des nationalsozialistischen Studentenbundes Opposition getrieben“ habe. Das Verbot, so versicherte Bormann, habe sich „keinesfalls“ gegen Stapel „persönlich gerichtet“[222]. Wie schon bei den Verboten von Kolbenheyers „Lebensstand“-Rede in Leipzig und Dresden der Fall, gründeten demnach auch die Ereignisse in Kiel auf spezifischen lokalen Begebenheiten. Spürbar befriedigt stellte Stapel dann auch Ende Januar 1934 fest, dass die gesamte „Gesellschaft von studentisch-heidnischen Wichtigtuern“, von denen das Verbot angestoßen worden war, mittlerweile „davongejagt“ worden sei. „Gott schütze Hitler vor solchen Urgermanen!“[223]

Stapels Freude und Beruhigung über das Verschwinden des Kieler Heiden-Vereins hielt indes nicht lange an. Sein anfängliches kämpferisches Selbstbewusstsein

[218] Die Broschüre, durch die Stapel „bewußt auf die Deutschen Christen als Bündnispartner“ seiner kirchenpolitischen Bemühungen setzte (Schmalz, Kirchenpolitik, S. 252), wurde 1933 drei Mal neu aufgelegt.

[219] DLA, A:Stapel, Manuskripte: Bericht über das Verbot von Stapels Vortrag an der Universität Kiel, S. 2.

[220] Ebd., S. 2f. Stapel bezog sich hier auf Punkt 24 des Parteiprogramms der NSDAP vom 24. Februar 1920, der vorsah, dass „die Partei als solche […] den Standpunkt eines positiven Christentums“ vertrete. Stapel überschätzte nicht nur in der Öffentlichkeit die Verbindlichkeit des Parteiprogramms für die NS-Herrschaftspraxis bei Weitem. Auch privat hielt Stapel eine Argumentation mit den Inhalten des Parteiprogramms für stichhaltig: Als ihm über seinen Mitarbeiter A. E. Günther zu Ohren kam, dass ihm von Seiten der NSDAP sein vermeintliches Eintreten „für das Alte Testament“ zum Vorwurf gemacht wurde, kommentierte Stapel dies wie folgt: „Abgesehen davon, daß ich die Autorität des A.T. im dauernden Kampf mit den Theologen *bestreite* – welch eine kümmerliche *politische und kulturelle Sektiererei*, einen Menschen, dessen Hilfe man vierzehn Jahre lang gern hinnahm, zu *verfemen*, weil er im Sinne des Punktes 24 des nat.soz. Parteiprogramms Christ ist!“ (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. März 1934, Herv. i. Orig.).

[221] Vgl. Literaturarchiv der Monacensia, NL Kalkschmidt, B 98: Wilhelm Stapel an Eugen Kalkschmidt, 5. Dezember 1941.

[222] DLA, A:Stapel, Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei an Wilhelm Stapel, 22. Dezember 1933.

[223] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. Januar 1934.

unter der Parole „Los auf die Minderwertigen! Los auf das Neidgesindel!“[224] wich rasch einer spürbaren Resignation. Im Gegensatz zu Kolbenheyer, der das Tal öffentlicher Kritik Mitte 1934 bereits durchschritten hatte, traten bei Stapel erst ab 1935 die schwerwiegendsten und langfristigsten Konfliktfelder zutage. Ebenso wie Grimm und Kolbenheyer wäre zwar auch er bereit gewesen, als kulturelles Aushängeschild des NS-Regimes zu fungieren, anders als die Dichter besaß Stapel als politischer Publizist in den Augen der NS-Kulturpolitiker jedoch nicht das hierfür gewünschte Profil und notwendige Renommee.

Zu Recht hat Oliver Schmalz darauf verwiesen, dass „Stapels Verbindung von Volksgedanken und Christentum“[225] häufig Hintergrund der nach 1933 an ihm geäußerten Kritik war. Man muss sich hier jedoch von der Vorstellung lösen, Stapel sei bei den entsprechenden Konflikten stets unbedarftes Opfer perfider „deutschgläubiger“ Aggressoren gewesen. Als Stapel etwa im Frühjahr 1936 in der Zeitschrift *Durchbruch*, dem Organ der christentumsfeindlichen Deutschen Glaubensbewegung[226], attackiert wurde, war dies eine Reaktion auf eine zuvor im *Deutschen Volkstum* veröffentlichte Polemik Stapels. Entsprechend beschwerte sich Hans Kurth, damals Schriftleiter des *Durchbruch*, in seinem Artikel darüber, dass Stapel die Mitglieder der Deutschen Glaubensbewegung „in einem Atemzuge mit dem Bolschewismus“ genannt und in „eine innere Verwandtschaft“[227] mit ihm gestellt habe. Für diesen Angriff revanchierte sich Kurth, indem er Stapel eine „*Kampfweise*“ vorwarf, die ansonsten nur „*bei Rabbinern und Jesuiten*“ zu beobachten sei. Darüber hinaus führte er Stapels Kritik auf ein gleichsam naturgesetzmäßiges Unverständnis zurück: Wer, so wie Stapel, „das Christentum als ‚geoffenbarte Wahrheit‘“ betrachte und „sich zur Erbsündenlehre“ bekenne, könne den „Deutschen Glauben“ schlechterdings nicht verstehen, sondern müsse ihn „ablehnen und […] bekämpfen“[228].

[224] Aus etwa dreimonatiger Distanz zu dem Vortragsverbot in Kiel sprach Stapel davon, dass den Attacken der „*Minderwertigen*“, welche „*gelten* wollen, aber nicht durch *Leistung* gelten können“, offensiv begegnet werden müsse. Den Kieler Heiden-Verein habe weniger seine christliche Gesinnung als seine „überlegene […] *Logik*“ gereizt: „Damit werden sie nicht fertig, darum nehmen sie das Mittel der Diffamierung. Los auf die Minderwertigen! Los auf das Neidgesindel! Damit das Dritte Reich nicht den Spartakisten in die Hände fällt! Mitten zwischen Reaktion *und Spartakismus* geht der Weg hindurch“ (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 2. Februar 1934, Herv. i. Orig.).

[225] Schmalz, Kirchenpolitik, S. 99.

[226] Vgl. Junginger, Glaubensbewegung; Nanko, Sammlung.

[227] Durchbruch. Kampfblatt für deutschen Glauben, Rasse und Volkstum, 14. Mai 1936.

[228] Ebd. (Herv. i. Orig.). Der Konflikt hatte insofern eine Vorgeschichte, als Kurth Mitte der 1920er Jahre von Stapel angezeigt worden war, nachdem dieser die Behauptung aufgestellt hatte, das *Deutsche Volkstum* sei ein Organ der Freimaurer. Bei dem anschließenden Verfahren stellte sich freilich heraus, dass Kurths Vorwürfe frei erfunden waren. Stapel betont, dass Kurth vor seiner Arbeit in der Deutschen Glaubensbewegung „*Frau Ludendorffs Redakteur*“ gewesen sei, was eine Erklärung für Kurths erfundene Freimaurerverdächtigung wäre, welche sich im Hause Ludendorff hoher Beliebtheit erfreuten. Zur Aussage Stapels vgl. KAG, Inv. Nr. 169: Hilfen 1933–1945: Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Januar 1936.

Wie zwei Aufsätze der von Alfred Rosenberg herausgegebenen *Nationalsozialistischen Monatshefte*[229] illustrieren, erschöpfte sich die Kritik am *Deutschen Volkstum* indes nicht allein in Angriffen gegen das christliche Bekenntnis ihres Herausgebers. Stapels Zeitschrift wurde im Amt Rosenberg grundsätzlich als unwillkommene Konkurrenz genuin nationalsozialistischer Organe betrachtet. Die Kritiker Stapels waren dabei oft auffallend jung. Im Januar 1936 sah etwa der gerade erst 26-jährige, stellvertretende Schriftleiter der *Nationalsozialistischen Monatshefte* und spätere Leiter der Abteilung für „Juden- und Freimaurerfragen" im Amt Rosenberg[230], Eberhard Achterberg (1910–1983), einen Anlass zur pauschalen Abrechnung mit dem *Deutschen Volkstum* gekommen. Als Aufhänger diente ihm der kurz zuvor in Stapels Zeitschrift erschienene Aufsatz *Religiöse Volkskunde*[231] des späteren Würzburger Professors für Volkskunde Josef Dünninger. In dessen „Geschreibsel" erkannte Achterberg eine grundsätzliche „Absage an unsere Weltanschauung"[232] – eine Absage, in der sich zugleich der allgemeine Charakter von Stapels Zeitschrift spiegele. Der Aufsatz, so Achterberg, zeige, „wie es mit der oft betonten nationalsozialistischen Einstellung dieser Zeitschrift" in Wirklichkeit bestellt sei. Gerade „in den Fragen, die am tiefsten in die Auseinandersetzung der Gegenwart" eindrängen, sei „eine innere Haltlosigkeit und Zwiespältigkeit" zu spüren, „die aber wohl mehr ein Stehen *zwischen* den Fronten" sei. Stapels *Deutsches Volkstum* sei „jedenfalls nur sehr bedingt auch unser Volkstum"[233].

Noch deutlich schärfer wurde Stapel im Mai 1937 für seine Publikationen zur „Judenfrage" von dem damaligen Hauptschriftleiter der *Nationalsozialistischen Monatshefte*, Matthes Ziegler (1911–1992)[234], attackiert. Anlass des Angriffs war in diesem Fall die kurz zuvor veröffentlichte Schrift *Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918–1933*. Stapel hatte sie im Auftrag des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands verfasst, in dessen Sachverständigenbeirat er seit 1935 tätig war.[235] Sehr zu seinem Verdruss (und nicht ganz zu Unrecht) vermutete Stapel nach der Veröffentlichung von Zieglers Aufsatz, Opfer des Kompetenzgerangels und der persönlichen Animositäten zwischen Alfred Rosenberg und Walter Frank, dem Leiter des Reichsinstituts, geworden zu sein: Der „große Angriff" in den *Nationalsozialistischen Monatsheften*, so Stapel, sei ein

„Akt vor allem gegen Prof. *Frank*. Auf diese Weise tragen die Herren heute ihre Feindschaften aus. Was soll unsereiner dabei tun? Man leistet ehrliche Arbeit – nicht um sich einzudrängen, sondern *auf Anforderung* – und dann wird man von der Kreatur[?] eines Machthabers öffentlich bespuckt, ohne die Möglichkeit zu haben, sich wehren zu können."[236]

[229] Zur Geschichte dieser Zeitschrift vgl. Rusinek, Monatshefte.
[230] Vgl. Gossman, Brownshirt, S. 108.
[231] Vgl. Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 17 (1935), S. 898–903.
[232] Achterberg, Zeitschriftenschau, S. 200.
[233] Ebd. (Herv. i. Orig.).
[234] Zur Biografie Zieglers vgl. Gailus, Kirchenkämpfer.
[235] Wulf, Literatur, S. 446.
[236] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 17. Mai 1937 (Herv. i. Orig.). Ausführliche Informationen zum Verhältnis zwischen Rosenberg und Frank in: Heiber, Frank.

Matthes Ziegler – oder wie er in den Briefen Stapels fortan in Erscheinung trat: „Matjes Ziegler“[237] – griff in seinem Aufsatz die Inhalte und Ausrichtung des vorgeblich „sachlichen“ Antisemitismus an, durch die Stapel in den Diskussionen zur „Judenfrage“ während der Weimarer Republik eine erhebliche Diskursmacht zuteil geworden war.[238] Nun aber wurden Stapel die Abwendung „von dem Radau-Antisemitismus der Straße“ und seine auf Wahrung des rechten „Taktes“ ausgerichteten Ansichten zum Vorwurf gemacht. Ziegler stieß sich vor allem an dem Aufsatz *Versuch einer praktischen Lösung der Judenfrage*, den Stapel 1932 in dem Sammelband *Was wir vom Nationalsozialismus erwarten* veröffentlicht hatte. Man wisse nicht, so Ziegler, „worüber man sich mehr wundern“ solle: Die „Unbekümmertheit“, mit der Stapel „der praktischen Politik des Nationalsozialismus Vorschriften zu machen“ wage, oder aber „die Undiskutierbarkeit dieser Vorschläge selbst“[239]. Dass Stapel seine während der „Systemzeit“ vertretenen Ansichten in seiner Studie des *Reichsinstituts* wiederaufgewärmt habe, trug in den Augen Zieglers „den Charakter der Unentschuldbarkeit“[240]. Abschließend anerkannte Ziegler zwar gönnerhaft „gewisse Verdienste“, die sich Stapel vor 1933 durch das *Deutsche Volkstum* erworben habe, legte diesem jedoch nicht ohne drohenden Unterton „dringend nahe“, künftig „auf den Ruhm eines Wissenschaftlers im Staate Adolf Hitlers zu verzichten!“[241]

Im Falle der Attacke Zieglers sah Stapel von einer öffentlichen Reaktion ab. Gegenüber Kolbenheyer begründete er dies damit, der HVA „keine Schwierigkeiten […] bereiten“[242] zu wollen. Die hauptsächliche Ursache seines Verzichts auf eine Gegendarstellung war indes, dass er sich zwei Jahre zuvor in einer Auseinandersetzung mit der der SS-Zeitung *Das schwarze Korps*[243] schwer die Finger verbrannt hatte. Da dieser Konflikt bereits in gebührender Detaildichte von Oliver Schmalz beschrieben worden ist[244], kann hier auf eine ausführliche Zusammenfassung verzichtet werden. Zum Verständnis der Ablehnung Stapels, sich zu den Vorwürfen Zieglers öffentlich zu äußern, ist jedoch das Wissen notwendig, dass Stapel 1935 mit der Taktik gescheitert war, seine Zeitschrift zu Gegenangriffen auf herablassende Artikel des *Schwarzen Korps* zu nutzen. Nach einer Reihe von Artikeln, in denen er als Gegner des Nationalsozialismus porträtiert worden war[245] und auf die er polemisch geantwortet hatte, beantragte Stapel am 28. August 1935

237 Vgl. bspw. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Mai 1937.
238 Vgl. Kap. 3.2.2.
239 Ziegler, Stapel, S. 412.
240 Ebd., S. 414. Insbesondere kritisierte Ziegler, dass Stapel den nationalsozialistischen Anteil an dem „Kampf gegen die literarische Vorherrschaft der Juden“ viel zu gering geachtet, jenen der „deutschen Geistigkeit“ hingegen viel zu hoch gestellt habe (ebd., S. 415).
241 Ebd., S. 417.
242 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Mai 1937.
243 Zum Programm des *Schwarzen Korps* und seiner Bedeutung für die SS vgl. Zeck, Korps, bes. S. 89–117, 283–304.
244 Vgl. Schmalz, Kirchenpolitik, S. 103–108.
245 Vgl. bes. Otto Hildebrand, Hinter der freundlichen Maske, in: Das schwarze Korps. Zeitung der Schutzstaffeln der NSDAP. Organ der Reichsführung der SS, 10. Juni 1935.

gegen Gunter d'Alquen, den Schriftleiter des *Schwarzen Korps*[246], ein ehrengerichtliches Verfahren beim Reichsverband der Deutschen Presse. Dabei musste er letztlich die frustrierende Erfahrung machen, dass sein aufwendiger, mit ausführlichem Beweismaterial seiner pronazistischen Gesinnung versehener Antrag ohne jegliche Begründung abgeschmettert wurde. Die „Abschaffung des angeblich überholten ‚bürgerlich-liberalen Rechtstaats'" machte sich auf diese Weise „auch für Stapel empfindlich bemerkbar"[247].

Neben den Angriffen in einschlägigen NS-Blättern erreichte Stapel am 11. Dezember 1936 für seine Arbeit im *Deutschen Volkstum* auch eine Rüge durch Alfred-Ingemar Berndt, den damals „stellvertretende[n] Pressechef der Reichsregierung in der Presseabteilung"[248] im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Nach Berndts Auffassung hatte Stapel zuvor in einem Aufsatz zum Thema *Der preußische Staat* erkennen lassen, „noch nicht die für den deutschen Schriftleiter notwendige innere Einstellung zum nationalsozialistischen Staat hergestellt"[249] zu haben. Stapel hatte in dem Artikel das Verschwinden eines preußischen Geistes im NS-Staat bedauert und im Wesentlichen eine „Grabrede auf Preußen"[250] gehalten – eine Auffassung, die Berndt angesichts des „Staatsakts in der Garnisonskirche in Potsdam" als „äußerst bedenklich" schien. Für „ganz unmöglich" hielt er indes Stapels „zweifelnde Beantwortung" der Frage, ob „die deutsche Volksgemeinschaft ein Gesetz"[251] besitze. Überhaupt würdige Stapel in seiner Zeitschrift „die Geschehnisse der neuen Zeit" viel zu wenig; die im *Deutschen Volkstum* „zu Tage tretende Einstellung zum neuen Staat" bilde „durchaus keine günstige Voraussetzung für die Erfüllung" der Stapel „durch das Schriftleitergesetz auferlegten Berufspflichten". Ebenso wie Matthes Ziegler verzichtete auch Berndt nicht darauf, seine Ausführungen mit einer Drohung zu beenden: Sollte Stapel in Zukunft seine Einstellung nicht

246 Zur Biografie Gunter d'Alquens (1910–1998) vgl. Zeck, Korps, S. 10–68.

247 Keßler, Stapel, S. 208. Die emotionalen und psychologischen Folgewirkungen der Ablehnung des Ehrengerichtsverfahrens werden in Kap. 5.3.1 thematisiert.

248 Vgl. Barbian, Literaturpolitik, S. 93.

249 Zitiert nach Keßler, Stapel, S. 252.

250 Ebd., S. 204.

251 Stapel hatte in dem entsprechenden Artikel argumentiert, dass der preußische Staat seit dem 10. November 1918 aufgehört habe zu existieren, namentlich „in dem Augenblick, als der preußische König und die preußische Armee sich voneinander lösten". Berndts Kritik zielte jedoch hauptsächlich auf den letzten, ausklingenden Absatz des Artikels, in dem Stapel einen Blick auf die Zeit nach 1933 warf. Zum Verständnis der Kritik Berndts sei der Absatz hier vollständig wiedergegeben: „Eine neue Welt ist auf aufgestiegen aus *anderen* Gründen der Seele. Seit 1933 gibt es ein ‚Deutsches Volk'. Die Preußen waren kein ‚Volk', sie waren ein ‚Staat'. Der Staat war des Preußen strenges Gesetz. Hat auch die deutsche Volksgemeinschaft ein Gesetz? Was ist *ihr* Nomos? Preußisch war es, ‚durch manchen sauren Tritt hindurch ins Alter dringen', ‚auf daß ich tragen mag in Ehren graues Haar'. Preußisch war König Friedrich Wilhelm, als er sich den Holzsarg ins Zimmer tragen ließ und genaue Anweisungen gab. Preußisch war König Friedrich im sorgenvollen Lehnstuhl zu Sanssouci. Deutsche Volksgemeinschaft aber – was ist ihr Nomos und ihr Ethos? Vielleicht ist es die Lebensfreude" (Stapel, Staat [1936], Zitate S. 753 f., Herv. i. Orig.).

korrigieren, würden die „notwendigen Folgerungen“ gezogen.[252] In der Tat behielt das Ministerium Stapels Zeitschrift weiterhin im Auge. Mit welch perfider Kleinkariertheit es dabei vorging, zeigte sich am 6. Mai 1938, als es Stapel schriftlich dafür tadelte, Heinrich Mann in seiner Zeitschrift namentlich erwähnt zu haben. Konkret hatte Stapel im *Deutschen Volkstum* die harmlose Feststellung gemacht, dass die Werke des kurz zuvor verstorbenen italienischen Schriftstellers Gabriele D’Annunzio in Deutschland kaum Wirkung entfaltet hätten, der Einfluss jedoch am ehesten in Werken Heinrich Mann zu spüren sei. Durch diese Bemerkung habe Stapel den fatalen Eindruck erweckt, Heinrich Mann könne „noch als deutscher Dichter betrachtet“ werden. In Zukunft, so die ministerielle Anweisung, seien „Emigranten überhaupt nicht mehr, es sei denn in eindeutig negativem Sinne, zu erwähnen“[253].

Die von Grimm, Kolbenheyer und Stapel gehegten Hoffnungen, auf die politische Entwicklung des Nationalsozialismus Einfluss gewinnen zu können, wurden von Vertretern der NSDAP im „Dritten Reich“ letztlich mit denkbar einfachen Methoden zurückgewiesen. Die vor 1933 veröffentlichten, klar zugunsten der NS-Bewegung argumentierenden Texte Grimms und Stapels wurden schlicht auf ihre vereinzelt kritischen Passagen reduziert und so verfälschend zu angeblichen Dokumenten anti-nationalsozialistischen Denkens erklärt. Derselbe Befund gilt für Kolbenheyers Rede *Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland* aus dem Jahr 1933. Kolbenheyers Plädoyer, eine Stabilisierung des „Dritten Reichs“ könne nur durch einen stärkeren Einbezug der seit 1918 für den völkischen Gedanken wirkenden Intellektuellen seiner Generation gelingen, verhallte innerhalb der NSDAP und blieb wirkungslos. Dass seine Rede außerhalb der Partei demgegenüber starken Zuspruch erfuhr, konnte für den Dichter nur ein schwacher Trost sein. Hatten es Grimm, Kolbenheyer und Stapel nach 1918 unternommen, sich demonstrativ von der älteren Riege der völkischen Bewegung des wilhelminischen Kaiserreichs abzugrenzen[254], so wurde ihnen nun ein ähnliches Schicksal von Seiten junger Nationalsozialisten zuteil. Ein Unterschied bestand freilich darin, dass die Kritik und Abgrenzung nun sehr viel respektloser, persönlich verletzender und auch unversöhnlicher ausfiel. Dies zeigt sich vor allem bei Stapel, der sich gemessen an Grimm und Kolbenheyer im ersten Jahrfünft des „Dritten Reichs“ mit den deutlich schärfsten Angriffen konfrontiert sah. An den Lebensdaten der in diesem Kapitel berücksichtigten nationalsozialistischen Kritiker hat sich dabei bereits ein signifikanter Anteil von Vertretern der im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts geborenen „Kriegsjugendgeneration“ angedeutet. Das Verhältnis zu dieser Alterskohorte während der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ soll im Folgenden anhand des Beispiels von Hans Grimm detaillierter in den Blick genommen werden.

[252] Zitiert nach Keßler, Stapel, S. 252 f.; Zum „Staatsakts in der Garnisonskirche in Potsdam“ vgl. Müller, Tag.
[253] Zitiert nach Keßler, Stapel, S. 254.
[254] Vgl. Kap. 2.2.2.

### 5.2.3 Verschleppter Generationenkonflikt – Zum Verhältnis Hans Grimms zur „Kriegsjugendgeneration"

> *Die Sprache, die Sie in „Volk ohne Raum" reden, verstehen wir alle, aber diese Sprache verstehen wir nicht. Mag das nun an uns liegen oder an Ihnen, die Frage, wer denn schuld sei an dem Missverstehen, scheint mir völlig gleichgültig. Gar nicht gleichgültig aber ist es, daß zwischen Ihnen und den besten deutschen Jungen eine Kluft entsteht. Deshalb habe ich Ihnen das alles schreiben müssen, und ich habe meinen ganzen Zorn in diesen Brief hineingelegt, damit Sie auch genau verstehen, was Sie sich und uns angetan haben.*[255]

Grimms schier märchenhafter Aufstieg von einer unbedeutenden Randfigur des literarischen Lebens zu schlechterdings *dem* Autor der Weimarer Rechten infolge der Publikation seines Romans *Volk ohne Raum* (1926) wurde auch von jener Alterskohorte mitgetragen, die in der Forschung als „Kriegsjugendgeneration" (Ulrich Herbert), „Überflüssige Generation" (Detlev Peukert) oder „Generation des Unbedingten" (Michael Wildt) bezeichnet und herausgearbeitet worden ist.[256] Die Jahrgänge 1902–1912, die sich nach dem Ersten Weltkrieg „als besonders anfällig für die totalitären Deutungsmuster und Ideologieangebote" erwiesen und „weitaus mehr als etwa die Frontkämpfergeneration zum gewaltsamen Konfliktaustrag"[257] neigten, sind im Nachlass Grimms zahlreich vertreten. Die Intensität der ehrfurchtsvollen Begeisterung, mit der sie in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik – und insbesondere in den Jahren 1931/32[258] – Grimm und seinem Hauptwerk begegneten, legt es zuweilen nahe, von Grimm als von einem Vaterersatz zu sprechen.[259]

Die enorme Wirkung und Ausstrahlung des Autors schlug sich auch darin nieder, dass Grimms einstmals verschlafenes Domizil Lippoldsberg nach der Veröffentlichung von *Volk ohne Raum* schier zu einem Pilgerort orientierungssuchender Bewunderer, insbesondere jüngeren Alters, wurde. In welcher Größenordnung Grimm von ehrfurchtsvollen Ratsuchenden auf-, um nicht zu sagen heimgesucht wurde, unterstreicht eine von der Schreibhilfe des Dichters geführte Statistik, nach der zu Beginn der 1930er Jahre nicht weniger als durchschnittlich acht Besucher pro Tag dem Herren Lippoldsbergs ihre Aufwartung machten.[260]

255 DLA, A:Grimm, Ottokar Lorenz an Hans Grimm, 28. Januar 1933.

256 Vgl. Herbert, Best, bes. S. 42–45; Peukert, Republik, S. 25–31; Wildt, Generation, bes. S. 23–29.

257 Wirsching, Generationen, S. 45.

258 Der Grund hierfür ist sicherlich in der Publikation der verbilligten Volksausgabe von *Volk ohne Raum* (1931) zu suchen. Vgl. Kap. 2.3.3.

259 Vgl. Gümbel, Volk, S. 143 f.

260 Vgl. Grimm, Suchen, S. 42: „In einem Jahre, es kann nur das Jahr 1931 oder 1932 gewesen sein, schrieb meine Helferin alle Besucher auf, die im Klosterhaus einen bald größeren bald kleineren Imbiss […] erhalten hatten, da ergab sich am Ende des Jahres die Zahl Dreitau-

Zufolge einer – von persönlicher Sympathie gefärbten – Einschätzung Paul Fechters, dem sein erster eigener Besuch in Lippoldsberg stets in lebhafter Erinnerung blieb[261], leistete Grimm infolge seiner Bereitschaft, das junge, sinn- und orientierungssuchende Deutschland bereitwillig in seinem als „Wallfahrtsstätte" dienenden Klosterhaus aufzunehmen und ihm zuzusprechen, „mehr an lebendigem, echt politischen Erziehen" als „alle Lager- und Schulungs- und Bildungskurse"[262] zusammen. Die Suggestionskraft Grimms und Lippoldsbergs auf die nationale Jugend ist anekdotenhaft auch in Ernst von Salomons berühmten Roman *Der Fragebogen* (1951) eingeflossen. „Kaum ein Tag", so Salomon, der Grimm einst selbst mehrfach in Lippoldsberg aufgesucht hatte, sei vergangen „an welchem nicht Besucher im Klosterhaus erschienen" seien, „unangemeldete fremde Besucher, wohlverstanden, allerlei junges, begeisterungsfähiges Volk, welches herbeiströmte, den Dichter zu sehen und zu sprechen"[263].

Das im Folgenden interessierende Verhältnis zur „Kriegsjugendgeneration" soll dabei nicht verschleiern, dass mitunter auch etwas ältere, kurz vor der Jahrhundertwende geborene Männer mit ähnlicher Euphorie auf Grimms Werk reagierten. Verwiesen sei auf Gustav Sondermann (1894–1973), der im März 1927 – kurz nach Veröffentlichung einer hymnischen Besprechung von *Volk ohne Raum* in seiner Zeitschrift *Das Dritte Reich. Eckartbrief für Freiheit und Gemeinschaft* – voller Pathos die Bedeutung des Werks für ihn sowie für das gesamte junge nationale Deutschland herauszustellen versuchte.[264] Zu verweisen ist zudem auf den spä-

send rund. In der Zahl waren freilich die großen Aufmärsche einbegriffen, wie sie sich von 1930 an zu einem gewünschten Vorlesen oder einer gewünschten Ansprache oder zu einem Gruppengespräch einfanden". Dass sich Grimm nicht um jeden seiner Besucher persönlich kümmerte und auch nicht kümmern konnte, die Pilgerzüge nach Lippoldsberg vielmehr nach ihrem rituellen Charakter als eine dezidiert republikfeindliche, jugendliche Protestkultur zu betrachten sind, versteht sich von selbst.

261 In seinen Memoiren schildert Fechter, dass bei seinem unangekündigten Besuch eine der Damen des Hauses gar „in eine Art verzweifelten Gelächters" ausgebrochen sei, angesichts dessen, dass an diesem Tag vor Fechter bereits „zwischen zwanzig und dreißig" Andere Grimm aufgesucht hätten. Bei späteren Besuchen, so Fechter, habe er „ähnliche Situationen des öfteren erlebt" (Fechter, Wende, S. 394f.).

262 Fechter, Geschichte, S. 590.

263 Zitiert nach: Gümbel, Volk, S. 140.

264 Hinsichtlich der über allem schwebenden Frage „Was sollen wir tun?" kannte Sondermann nur „eine [Antwort]: die deutsche Revolution vorbereiten". *Volk ohne Raum* sei ihm bei dieser schicksalshaften Bestimmung ein wesentlicher Orientierungsmaßstab: „Ihr Werk hilft bei dieser Bewegung mit, denn es zerbricht in dem, der wirklich durch die Passion dieses Werkes gegangen ist, die letzten Schranken, die wir eigensüchtig um unser Ich herumgebaut haben und bindet unser Wesen an das Leid der Volksgemeinschaft, entfesselt damit den elementaren Auftrieb zu Volk und Nation; und der kann sich heute, unter den gegebenen Umständen nur revolutionär gestalten" (DLA, A:Grimm, Gustav Sondermann an Hans Grimm, 24. März 1927). Geburts- und Sterbejahr Sondermanns sind belegt in: Bayerisches Ärzteblatt 28 (1973), S. 928, 930. – Zuvor hatte sich Sondermann bei Grimm gar dafür entschuldigt, dass in seiner Zeitschrift noch keine Rezension des Romans erschienen war. An eine Besprechung von Grimms „Schicksalsbuch der Deutschen", so Sondermann, habe sich in der Redaktion schlicht lange niemand „so recht herangetraut". Nebst dem Versprechen einer baldigen Wiedergutmachung, versuchte Sondermann das Wohlwollen Grimms da-

teren Mitherausgeber des monumentalen Lexikons *Geschichtliche Grundbegriffe*, Otto Brunner (1898–1982), auf den die erstmalige Lektüre von *Volk ohne Raum* „wie eine Offenbarung“[265] wirkte. Insbesondere die von Grimm geschilderte „Geschichte des Leidensweges des deutschen Menschen ohne Raum“ – „heimatlos gemacht […] durch die Enge der Großstadt“ und daher „Beute der Ideen der Fremdstämmigen“, namentlich der „Lehren von Freiheit und Gleichheit und Völkerverbrüderung“[266] – hatte es Brunner angetan. Brunner zählte Grimm zu den wahren Volksrepräsentanten, die, außerhalb aller Parteikämpfe stehend, angesichts der kaum noch zu steigernden Volksnot das Wort erheben und zur Eintracht aufrufen müssten. Jeder, „in dessen Herzen noch ein Fünkelchen Deutsches Blut“ sei, müsse doch „mitschreien: ‚Vergesst was euch trennt und denkt nur an das Gemeinsame!‘“ Brunner selbst wollte dies „gerne hinausschreien in die Deutsche Welt“, glaubte als „Unbekannte[r]“ jedoch nicht auf öffentliches Interesse hoffen zu dürfen. „Drum komme ich zu Ihnen und bitte Sie aus der Tiefe meines Herzens, aus der Tiefe meiner deutschen Seele heraus, mahnen Sie zur Einigkeit!“[267]

Trotz der hohen Suggestionskraft seines literarischen Hauptwerks machte Grimm nach 1933 die bittere Erfahrung, dass sich viele Vertreter der „Kriegsjugendgeneration“, die sich vor der NS-„Machtergreifung“ als überaus anhänglich und weltanschaulich formbar erwiesen hatten, im „Dritten Reich“ schrittweise von ihm zu entfernen begannen und entfremdeten. Dies schlug sich in sehr unterschiedlicher Weise nieder: Zum Teil lässt sich beobachten, wie zuvor lebhafte und herzliche Korrespondenzen in den ersten Jahren des „Dritten Reichs“ unvermittelt einschliefen, wie im Folgenden das Beispiel von Karl Richard Ganzer (1909–1943) zeigen wird. Zum Teil radikalisierten sich Grimms junge Korrespondenzpartner nach 1933 ideologisch derart rasant und intensiv, dass der weltanschaulich unversehens rechts überholte Dichter bald sämtliche Hoffnungen aufgeben musste, weiterhin Einfluss auf ihr politisches Denken ausüben zu können. Das Beispiel des späteren Bundesverdienstkreuzträgers Karl Paetow (1903–1992) wird dies illustrieren. Zum Teil kam es jedoch auch zu scharfen Konfrontationen

durch zu gewinnen, dass er, demütig seine eigene Bedeutung im Vergleich zu Grimm relativierend, ein Exemplar des aktuellen Heftes seiner Zeitschrift übermittelte: „Im Vergleich zu Volk ohne Raum“, so Sondermann, sei seine Publizistik „sicherlich winzig“ (DLA, A:Grimm, Gustav Sondermann an Hans Grimm, 13. Februar 1927).

265 DLA, A:Grimm, Otto Brunner an Hans Grimm, 26. Dezember 1929.

266 Ebd.

267 Ebd. Originell war dieser Stoßseufzer über die innere „Zerrissenheit“ der Deutschen freilich nicht – entsprechende Lamentos waren auf Seiten der politischen Rechten seit dem frühen 19. Jahrhundert fester Bestandteil nationaler Selbstperzeption. Nach dem Ersten Weltkrieg vertiefte sich dieses Denken indes deutlich, als der Weimarer Parlamentarismus als neuer, unerreichter Höhepunkt bzw. Abgrund deutscher „Zerrissenheit“ wahrgenommen und entsprechend angegriffen wurde. Die Überwindung des Parteiensystems wurde nach dieser Lesart zur Grundvoraussetzung für das deutsche Volk erklärt, sich wieder – so Max Wundt 1920 in der Broschüre *Vom Geist unserer Zeit* – „aus dem Zustand der Schmach und Erniedrigung herausarbeiten [zu] können“ (Wundt, Geist, S. 94). Vgl. weiterführend auch die Hinweise in: François/Schulze (Hg.), Erinnerungsorte, Bd. 1, S. 469f.

und Auseinandersetzungen, die zu einem jähen Abbruch jeglicher Beziehungen führen konnten. Stellvertretend hierfür soll die Beziehung Grimms zu Ottokar Lorenz (*1905), nach 1933 führender Mitarbeiter im Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, näher betrachtet werden.

Mentorin und Entfremdung vor und nach der NS-„Machtergreifung". Drei Fallbeispiele – Der 1909 als Sohn eines Kaufmanns im mittelfränkischen Gunzenhausen geborene Karl Richard Ganzer studierte Geschichte, Geografie und Germanistik an der Universität München.[268] Ab 1927 war Ganzer im NSDStB sowie als „ständiger Lieferant für nationalsozialistische Zeitungen"[269] aktiv. 1929 trat er der SA und NSDAP bei. Ein Jahr später unterbrach Ganzer aufgrund finanzieller Schwierigkeiten sein Studium und arbeitete für kurze Zeit als Hauslehrer, ehe er 1931 im „Braunen Haus", der Münchner Parteizentrale der NSDAP, angestellt wurde, was ihm auch den Abschluss seines Studiums erlaubte. Ganzers 1934 veröffentlichte Dissertationsschrift widmete sich dem Thema *Richard Wagner. Der Revolutionär gegen das 19. Jahrhundert.* Für das Wintersemester 1935/36 ist ein Lehrauftrag Ganzers an der Technischen Hochschule München belegt.[270] Im „Dritten Reich" trat Ganzer vor allem als Verfasser zahlreicher Propagandaschriften hervor[271] und zählte zu dem festen Mitarbeiterkreis des 1935 gegründeten Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland. 1941 übernahm er nach der Entlassung Walter Franks die kommissarische Leitung des Instituts. Nach seinem Einzug in die Wehrmacht starb Ganzer am 11. Oktober 1943 bei Gomel im heutigen Weißrussland.[272]

Anlass zum Erstkontakt zwischen Ganzer und Grimm bot im Herbst 1931 eine (zuvor bereits im *Völkischen Beobachter* publizierte[273]) huldigende Rezension von Grimms Aufsatzsammlung *Der Schriftsteller und die Zeit* in den *Nordischen Blättern.*[274] Grimm war von ihr überaus angetan und bedankte sich sogleich für die

[268] Soweit nicht anders gekennzeichnet sind sämtliche Inhalte des Absatzes dem von Helmut Heiber verfassten ausführlicheren biografischen Abriss zu Ganzer entnommen, vgl. Heiber, Frank, S. 376–384.

[269] Faust, Studentenbund, S. 86.

[270] Vgl. Pabst/Fuchs/Herrmann, Universität, S. 279.

[271] Zu nennen sind vor allem: *Weiter nur weiter! Der Roman des deutschen Aufbruchs 1917–1933* (1933), *9. November 1923. Tag der ersten Entscheidung* (1936) und *Das Reich als europäische Ordnungsmacht* (1941).

[272] Vgl. Hieber, Frank, S. 1180.

[273] Information aus: DLA, A:Grimm, Karl Richard Ganzer an Hans Grimm, 19. September 1931.

[274] Ganzer begann, *Volk ohne Raum* vor Augen, seine Rezension mit der Feststellung, dass Grimm „als einziger unter den zeitgenössischen deutschen Dichtern das große Werk" vollbracht habe, „über die herkömmliche Deutung brüchiger Schicksale irgendwelcher Privatmenschen hinauszugreifen und das Gesamtschicksal seines Volkes […] einzufangen". Bei Erscheinen von *Volk ohne Raum* habe der deutschen Jugend das Herz geschlagen, „weil eine große heimliche Hoffnung sich erfüllte". Grimm habe es vermocht, in dem Einzelschicksal seinen Hauptprotagonisten „jeder privaten Sphäre" zu entheben und in ihm das Schicksal des ganzen Volks zu spiegeln: „Der ‚Held' war das Volk selber, und die Hauptgestalt fand weniger des eigenen Wesens halber Interesse […] als vielmehr dadurch, daß sie

ihm persönlich übermittelte, „ausgezeichnete Besprechung“[275]. Aus Sorge, sich durch allzu euphorische Äußerungen womöglich lächerlich zu machen, verzichtete Ganzer in seinem ersten Brief noch darauf, seine persönlichen Ansichten über Grimm und dessen Werk näher auszuführen.[276] Als Ganzer jedoch drei Monate später, im Dezember 1931, eine Besprechung der Volksausgabe von *Volk ohne Raum* an Grimm übermittelte[277], nützte er diese Gelegenheit, um dem Dichter sein Herz auszuschütten: Es sei „keine Phrase“, dass das deutsche Volk Grimm „Unendliches zu danken“ habe und ihm „verpflichtet“[278] sei.

Der enorme Verkaufserfolg von *Volk ohne Raum* galt Ganzer als „das hoffnungsvollste Zeichen für die Zukunft unseres Volkes“. Zugleich entsann er sich seiner „3 oder 4 Jahre“ zurückliegenden Studententage, als er sich mit seinen Münchner Kommilitonen regelmäßig getroffen hatte, um „immer wieder den heillosen Zustand“ Deutschlands zu diskutieren. Die gesamte „öffentliche Meinung“, so Ganzer, habe damals „in vielen Tonarten durcheinander[ge]hall[t]“, nur deutsch sei keine von ihnen gewesen. Alle Zeitungen hätten „eifrig und besessen in Literatur“ gemacht, „die deutsche“ aber, „die wir brauchten, verstaubte in vielen Ecken und Winkeln“. Ihm und seinen Kommilitonen sei es „unmöglich“ erschienen, „gegen das Beharrungsvermögen von Masse und Presse und Intelligenz“ effektiv „anzugehen“, ehe Grimm dann mit seinem Werk die entscheidende „Bresche“ geschlagen habe. Die „wahre Bedeutung dieses Durchbruchs“ sei ihm „damals noch gar nicht so eingehend zum Bewußtsein gekommen“, als „die Schar der Nachkommenden in keiner Weise zu übersehen oder gar als geistige Einheit zu erkennen“ gewesen sei. „Heute aber“ sei „der Endsieg gewiss“[279].

Es steht sinnbildlich und stellvertretend für die sich im „Dritten Reich“ immer weiter öffnende Schere zwischen Grimm und der „Kriegsjugendgeneration“, dass sich von Seiten Ganzers an dieses emphatische Schreiben sowie an weitere ausführliche Briefe nach 1933 keine weitere, annähernd vergleichbare Pflege der persönlichen Beziehung anschloss. Stattdessen dünnte der Kontakt rasch aus, um ab 1936 dann völlig zu versiegen. Grimm diente in den Augen Ganzers künftig nicht mehr als maßgebliches, orientierungsstiftendes Leitbild. Diese Funktion füllten fortan die neuen Machthaber aus.

die umfassendsten Probleme einer völkischen Gemeinschaft, die nationale Not und das nationale Schicksal, in sich trug und in sich reifen ließ. […] Es ist kein leeres, phrasenhaftes Wort, wenn man sagt, daß Hans Grimm mit der Eingebung ‚Volk ohne Raum‘ dem deutschen politischen Denken einen neuen Inhalt gegeben hat“ (Ganzer, Grimm, S. 127–129).

275 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Karl Richard Ganzer, 23. September 1931.

276 „Näheres, Einzelnes über Ihr Buch Ihnen hier persönlich zu sagen, möchte und darf ich wohl vermeiden: es entbehrte der sachlichen wie der inneren Berechtigung, es schiene leere und unwürdige Schmeichelei. Nur eines sei mir zu sagen vergönnt: daß ich nichts inniger wünsche, als daß Ihrem letzten Buche bald ein neues nachfolge. Deutschland bedarf Ihrer Kunst“ (DLA, A:Grimm, Karl Richard Ganzer an Hans Grimm, 19. September 1931).

277 Zur Volksausgabe von *Volk ohne Raum* vgl. Kap. 2.3.2.

278 DLA, A:Grimm, Karl Richard Ganzer an Hans Grimm, 22. Dezember 1931.

279 Ebd.

Eine zweite Variante der Entfremdung zwischen Grimm und Vertretern der „Kriegsjugendgeneration" war deren beschleunigte ideologische Radikalisierung, der Grimm weder folgen konnte noch folgen wollte. In den Augen vieler junger Korrespondenzpartner geriet Grimm nach 1933 so gleichsam zum alten Eisen. Das Fallbeispiel Karl Paetows illustriert dies:

Karl Paetow wurde am 19. März 1903 im brandenburgischen Fürstenwalde als Sohn eines Uhrmachermeisters geboren. Bereits 1907 zog die Familie nach Kassel, wo Paetow bis 1922 die Oberrealschule besuchte. Sein Studium der Volkswirtschaftslehre, Germanistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Göttingen, Frankfurt am Main, München, Köln, Leipzig und Berlin schloss Paetow 1928 mit einer kunsthistorischen Promotion zum Thema *Klassizismus und Romantik auf Wilhelmshöhe* ab.[280] Nach seiner Promotion absolvierte Paetow eine Ausbildung am Landesmuseum Kassel, ehe bereits 1930 die Ernennung zum Leiter des Stadtmuseums Stolp in Pommern (heute pol. Słupsk) erfolgte, wo Paetow bis 1933 arbeitete. Ab 1935 fand er Anstellung bei der Stadt Kassel und war dort unter anderem mit der Erforschung der historischen Altstadt beauftragt. 1938 trat Paetow als Herausgeber einer Bildchronik Kassels hervor. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem er eine schwere Verwundung erlitt, leitete Paetow von 1951 bis 1968 das Deutsche Tabak- und Kreismuseum in nordrhein-westfälischen Bünde. Während dieser Zeit veröffentlichte er mehrere Nacherzählungen aus der deutschen Märchen- und Sagenwelt, von denen einige bis in die jüngste Vergangenheit zahlreiche Neuauflagen erlebt haben.[281] Nach seiner Pensionierung leitete Paetow bis 1981 das Deutsche Märchen- und Wesersagenmuseum in Bad Oeynhausen bei Bielefeld. Im selben Jahr wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen. Paetow starb am 23. Oktober 1992.

Wie bei vielen seiner Altersgenossen der Fall, übte Grimms *Volk ohne Raum* auch auf den jungen Paetow eine enorme Faszination aus. Die orientierungsstiftende Bedeutung des Romans geht anschaulich aus einem Brief vom Oktober 1931 hervor, den der damals 28-jährige Paetow unmittelbar im Anschluss an einen Besuch bei Grimm in Lippoldsberg verfasste. Der Brief war nicht zuletzt von dem Bedürfnis motiviert, Grimm in aller Ausführlichkeit auseinanderzusetzen, was er der Lektüre seiner Bücher zu „verdanke[n]" glaubte. Da ihm bei dem vorangegangenen Treffen in dieser Hinsicht „der Mund wie verklebt"[282] gewesen war, griff Paetow zur Feder. Grimm, so resümierte Paetow, habe durch seine Werke nicht nur ihm persönlich, sondern dem gesamten deutschen Volk „neue Werte und neue Wege gezeigt". Vor allem in *Volk ohne Raum* habe er „in die Klarheit gehoben", was zuvor nur „verschwommen", wenngleich „mächtig" von den Deut-

[280] Die biografischen Informationen sind dem knappen Lebenslauf entnommen, den Paetow in seiner Doktorarbeit aufführte. Vgl. Paetow, Klassizismus, S. 103.

[281] Vgl. vor allem: Karl Paetow, Rübezahl: Sagen und Legenden, Husum $^{9}$2012; Ders. Die schönsten Wesersagen an der Märchenstraße von Kassel bis Bremen, Hemmingen $^{6}$2004; Ders., Die Wittekindsage, Hemmingen $^{4}$1994; Ders., Frau Holle: Volksmärchen und Sagen, Husum $^{3}$1986.

[282] DLA, A:Grimm, Karl Paetow an Hans Grimm, 23. August 1931.

schen verspürt worden sei. Der Roman gehörte in den Augen Paetows zu den wenigen Büchern, die einen „Wendepunkt im Leben des Suchenden" darstellten. Als hauptsächliche Ursache der enormen Wirkung des Romans auf seine persönliche Entwicklung verwies Paetow auf seine Identität als Grenzlanddeutscher, welche ihn „die Daseinsfragen unseres Volkes", die er in Grimms Roman angelegt und ausgearbeitet sah, „heftiger" empfinden lasse „als die meisten im unbestrittenen Deutschland"[283]. Grimm, der selbst von 1898 bis 1908 in der britischen Kapkolonie lebte[284] und in seinen zahlreichen autobiografischen Publikationen immerzu bemüht war, die Bedeutung seines jahrelangen „Auslandsdeutschtums" für seine Persönlichkeitsentwicklung herauszustellen, dürfte diese Deutung eingeleuchtet haben.

Wie stark Paetow die deutsche „Raumfrage" bereits vor der Lektüre von *Volk ohne Raum* beschäftigt hatte, lässt sich indes kaum beurteilen. Aufgrund dessen, dass er bis 1930 in Kassel und seinen verschiedenen Studienorten alles andere als das Leben eines Grenzlanddeutschen geführt hatte, ist anzunehmen, dass die Lektüre des Romans für das politische Denken Paetows erst vor dem Hintergrund seiner Neuanstellung in Pommern virulent wurde; der Brief entstand in jenem Zeitraum, in dem Paetow die Leitung des Stadtmuseums Stolp innehatte. Grimm jedenfalls wurde für den frischgebackenen Museumsdirektor zur Identifikationsfigur und Legitimationsinstanz seiner eigenen Tätigkeit. Verweisend auf die maßgebliche Bedeutung der Kunst und Literatur für das Leben eines Volks[285], glaubte Paetow, aufgrund der Lektüre von *Volk ohne Raum* seine eigenen „Aufgaben immer mehr erkennen[n]" zu können. Es seien „die Aufgaben eines schweren Lebens", eine Aussicht, die Paetow allerdings nicht zu betrüben schien: Ein „leichtes Leben und billiges Glück" habe er „niemals gesucht". Das „Schicksal" der Menschen liege in ihrem „Willen", welchen Paetow schon zum damaligen Zeitpunkt

283 Ebd. Sein Argument erläuterte Paetow folgendermaßen: An der deutschen Ostgrenze vermische sich „das Deutschtum" schon seit so langer Zeit „mit dem alten Slawentum", dass deren Vertreter bereits „selber blond und blauäugig geworden" seien, „oder hatten sie schon das nordische Blut von den Resten der Völkerwanderungsstämme in sich?" Hinzu komme die Doppelbelastung durch eine permanente „Flucht aus dem Osten" von Seiten der deutschen Bevölkerung bei gleichzeitiger Bereitschaft der Slawen, „in den sich leerenden Raum zu strömen". Entscheidend aber sei das im Reich weitverbreitete „mangelnde Interesse" an den Grenzlanddeutschen, dass der Osten generell nicht gelte, „was er wert ist". Erst wenn er verloren gehen sollte, werde man „spüren, wie lebensnotwendig diese Provinzen sind. Denn hier ist noch der freieste Raum im Reich, hier ist noch Bauernerde, Bauernvolk. Hier kann noch ein volkerneuerndes Geschlecht wachsen. Hier ist unser altes Volk noch so jung wie vor vielen hundert Jahren".

284 Vgl. Kap. 2.1.

285 „Ich meine, daß eben hier" – Paetow hatte hier das politisch-gesellschaftliche „System" vor Augen – „die erneuernden […] Energien von der Kunst […] kommen. [Wer] erkennt, wie das Volk in seinem geistigen Teil immer wieder von oben empfängt und wie sehr es abhängig ist von der Art der dargebotenen Gaben, wie sehr es auf Autorität hält, der wird sich bewußt, welche Verantwortung für die Führer einer Nation hier liegen. Ein Volk ist das, was seine Schriftgelehrten aus ihm machen" (DLA, A:Grimm, Karl Paetow an Hans Grimm, 1. September 1931).

„durch Erbschaft und Rasse“ bestimmt sah. Sein eigenes Schicksal identifizierte Paetow mit jenem des Ostens. Hier warteten „noch Aufgaben“, denen er sich „verpflichtet“ fühlte. Abschließend bat er Grimm zu entschuldigen, dass sein Brief „gar so ins Persönliche gerate[n]“ sei. Paetow fühlte sich jedoch einer „Generation – ein *anderer* Jahrgang 1902!“ zugehörig, „die von den wenigen Führern[,] an die sie glauben mag[,] eine Stärkung ihres Glaubens erwartet“[286]. Und zu eben jenen „Führern“ gehörte für den jungen Museumsdirektor im Besonderen der Schöpfer von *Volk ohne Raum*.

Grimm, der sich die auf diese Weise an ihn herangetragene Verantwortung gerne gefallen ließ, blieb in den kommenden Jahren mit Paetow in unregelmäßigem Kontakt. Die Briefe behandelten dabei allerdings zunächst nur Themen, die im vorliegenden Argumentationszusammenhang ohne Bedeutung sind. Nach 1933 bezeugen die vereinzelten Korrespondenzen zwar die anhaltende Hochachtung Paetows für Grimm, ihre jeweiligen Entstehungsgründe lassen sich jedoch auf bloße monetäre Interessen des nach Kassel zurückgekehrten und nach Geldeinkünften suchenden Paetow zurückführen. So bat er Grimm im Herbst 1933 um eine „Bürgschaft“ für seinen Antrag auf Aufnahme in den Reichsverband deutscher Schriftsteller[287]; rund drei Jahre später wünschte er Grimms Hilfestellung bei der Suche nach einem passenden Verlag für sein Manuskript *Die Spiele vom deutschen Jahreslauf*.[288]

Bis zum Vorabend des Zweiten Weltkriegs verblasste dann zunehmend die Bedeutung Grimms für Paetows Weltbild. Die wachsende Distanz geht anschaulich aus einem ausführlichen Brief hervor, den Paetow am 2. August 1939 verfasste, unmittelbar im Anschluss an einen neuerlichen Besuch in Lippoldsberg.[289] Der Bedeutungsverlust Grimms ging indes nicht etwa auf einen Streit mit dem Dichter zurück; Paetows Brief ist vielmehr eine anhaltende und prinzipielle Wertschätzung zu entnehmen. Jedoch ließ Paetow nun, sechs Jahre nach der Etablierung des „Dritten Reichs“, *Volk ohne Raum* nur noch als eine Leistung der Vergangenheit gelten. Den während des Besuchs in Lippoldsberg unternommenen Versuch Grimms, abermals auf Paetow einzuwirken, wehrte dieser nun nachdrücklich ab. Hintergrund war, wie der Brief bezeugt, dass der Referenzrahmen des politischen Denkens Paetows, der in den Jahren 1931/32 noch so stark von

[286] Ebd. (Herv. i. Orig.). Mit der Formulierung „ein anderer Jahrgang 1902“ grenzte sich Paetow von Ernst Glaesers (1902–1963) zeitgenössisch sehr erfolgreichen, heute hingegen weithin vergessenen Antikriegsroman *Jahrgang 1902* (Potsdam 1928) ab. Eine knappe Einführung in den Roman bietet: Karpenstein-Eßbach, Krieg, S. 112–120.

[287] DLA, A:Grimm, Karl Paetow an Hans Grimm, 27. September 1933.

[288] DLA, A:Grimm, Karl Paetow an Hans Grimm, 9. Juni 1936. Die weitere Geschichte dieses Manuskripts ist verworren. Grimm setzte sich auf die Bitte Paetows sogleich mit Reinhold Geheeb vom LMV in Verbindung, der das Buch zwar nicht selbst übernehmen wollte, es jedoch dem Berliner Verleger Junghans empfahl. Am 23. August 1936 meldete Paetow dann an Grimm, mit Junghans verabredet zu haben, dass das Buch zu Weihnachten herauskommen solle; bibliografisch lässt sich eine solche Publikation jedoch nicht belegen.

[289] Für die nicht selbstverständliche Zitationserlaubnis aus diesem Brief bin ich Herrn Eckhard Paetow und seiner Familie zu Dank verpflichtet.

der Lektüre von *Volk ohne Raum* geprägt gewesen war, mittlerweile von einer tief internalisierter NS-Rassenideologie bestimmt wurde.

Eingangs hob Paetow hervor, dass ihm die vielen bohrenden Fragen, die Grimm bei dem Besuch an ihn gerichtet und aufgeworfen hatte, „schwer auf [die] Seele gefallen" seien. Nun, nach seiner Rückkehr aus Lippoldsberg, glaubte Paetow jedoch, sie für sich „gelöst und geklärt" zu haben: Was ihn während des Besuchs an Grimms „Worten so betrübt" hatte, sei ihm mittlerweile „zu einem Bekenntnis"[290] geworden. Im Anschluss an diese Vorbemerkungen entfaltete Paetow ein politisch-ideologisches Glaubensbekenntnis, in dessen Zentrum die vulgärdarwinistische Ordnungsvorstellung stand, dem „Arier" stehe im Vergleich zu anderen „Menschenrassen" das höchste Lebens- und Selbstentfaltungsrecht zu. Der „Arier" stellte in den damaligen Augen Paetows innerhalb der Entwicklungsgeschichte des Menschen den „Hauptspross" und „Herzkeim" dar, andere Rassen hingegen lediglich „Seitentriebe"[291] minderer biologischer Qualität. Wesen und Aufgabe des „Ariers" war es nach seiner Ansicht, „in ständiger Selbstüberhöhung die anderen Wesen und Gattungen aus sich heraus[zu]scheide[n]" und sich dadurch stetig fortzuentwickeln. Auf der Strecke bleibe dabei lediglich, was ohnehin „vermanscht und entedelt" sei, etwa „die dunkelhäutigen Menschenrassen", über die Paetow die zweifelnde Frage stellte: „Sind die Neger noch Menschen wie wir?" Bezogen auf seine politische Gegenwart konkretisierte Paetow sein neu gewonnenes Weltverständnis anhand der nationalsozialistischen Rassenpolitik und -ideologie: Um eine „Verpanschung und Vermanschung" zu unterbinden, so Paetow, habe der „Führer" jegliche „Rassenmischung" verboten und insbesondere entschlossen, „die Juden aus unserem Volkskörper aus[zuscheiden]". Mit diesem „harte[n] Befehle" habe sich Hitler als „das Gewissen" in dem „Herzstück arischer, menschlicher Überhöhung" erwiesen. In Hitlers politischen Entscheidungen kam laut Paetow gar ein „Mensch-gewordene[r] göttliche[r] Wille"[292] zum Ausdruck: „Wenn Christus ein Gott war, dann ist es Hitler noch mehr"[293].

Auf eine vollständige Zusammenfassung des überaus prekären Briefs, in dem sich Paetow auch über die mutmaßliche „Milde" des „Führer[s]" im Umgang mit den Juden als den „Erbfeind[en] des Menschen" erstaunt und davon überzeugt zeigte, Hitler werde – den Versprechungen „in seinem Buche ‚Mein Kampf'" folgend – dem „arische[n] Menschen das ihm zustehende „Siedlungsland […] im Osten"[294] verschaffen, kann an dieser Stelle verzichtet werden. Hier ist lediglich von Interesse, dass das von Paetow umrissene Glaubensbekenntnis ideologisch weit über alles hinausging, was von Grimm jemals vertreten und geschrieben worden war. Anders als während des Treffens in Lippoldsberg brachte Grimm nunmehr jedoch keine Motivation mehr auf, Paetow in seinem Denken weiter

290 DLA, A:Grimm, Karl Paetow an Hans Grimm, 2. August 1939, S. 1.
291 Ebd.
292 Ebd.
293 Ebd., S. 3.
294 Ebd., S. 3f.

beeinflussen zu wollen. Die völlig unreflektierte und bedingungslose, ja schier devote Führergläubigkeit Paetows sowie die ungeheure ideologische Härte des Briefs dürften ihn überrascht und unvorbereitet getroffen haben.[295] Auch die herausfordernde Andeutung Paetows, dass Grimm dem skizzierten Glaubensbekenntnis insgeheim „näher" stehe, als er wohl „selber zugeben" wolle – ganz zu schweigen davon, dass seine Werke für „unzählige Deutsche" „bei ihrem Weg zum Führer"[296], so wie Paetow ihn verstand, Mark- und Meilenstein gewesen seien –, evozierte in Grimm kein Bedürfnis zum Disput. Stattdessen zog er sich auf einen hilflos anmutenden, in den Jahren zuvor völlig untypischen Standpunkt neutraler Unbeteiligtheit zurück. Lapidar hielt Grimm in seinem knappen Antwortschreiben lediglich fest, es sei „schön" für Paetow, dass er nach seinem individuellen Lebensweg nun zu „diese[m] Glauben gefunden" habe. Mit den in Paetows Brief angesprochenen „Dingen" müsse freilich „jeder selbst fertig werden", je „nach den eigenen Notwendigkeiten und Einsichten". Dann, so glaubte Grimm, sei „alles in Ordnung"[297].

Als drittes Beispiel für die im „Dritten Reich" jäh geschwundene Bedeutung Grimms für das politische Denken der „Kriegsjugendgeneration" kann der 1905 geborene Ottokar Lorenz gelten. Lorenz, Enkel des ungleich bekannteren gleichnamigen österreichischen Historikers[298], trat schon während seines Geschichtsstudiums „mit den Interessensschwerpunkten Gesellschaft und Wirtschaft"[299] an der Universität München der NSDAP und SA bei und beteiligte sich im November 1923 am Hitler-Putsch.[300] Nach seiner 1930 fertiggestellten, jedoch erst 1937 publizierten Dissertation zum Thema *Karl Marx und der Kapitalismus. Eine Untersuchung über die Grundbegriffe der marxistischen Klassenkampflehre*[301] fand Lorenz infolge einer „Reorganisation des zentralen Münchener [Partei-]Apparats" eine Anstellung im „Braunen Haus", der Münchner Parteizentrale der NSDAP. Dort fungierte er in dem von Walter Frank geleiteten Referat für Wirtschaftspolitik als „Presse- und Propagandareferent"[302]. 1932 erfolgte seine Ernennung zum Gebietsführer der Berliner HJ. Nach seinem Rückzug aus der Jugendarbeit im Jahr 1939 wurde Lorenz als „Alter Kämpfer" und Träger des „Blutor-

[295] Der Sachverhalt, dass sich in den früheren Briefen Paetows trotz aller ideologischen Aufladung keine Anzeichen für eine derart bedingungslose Hingabe an die NS-Ideologie auffinden lassen, weist eine aufschlussreiche Parallele zu dem von Michael Wildt untersuchten Kreis der maßgeblichen Mitarbeiter des Reichssicherheitshauptamts auf. Schließlich fand sich bei „keinem der jungen Männer, die später im RSHA führende Positionen einnahmen, […] zu Beginn des NS-Regimes irgendwelche Anzeichen auf einen ‚eliminatorischen Antisemitismus' oder auf eine Bereitschaft zur Vernichtung, die nur auf den Moment des Auslösens" (Wildt, Generation, S. 25f.) gewartet hätte.

[296] DLA, A:Grimm, Karl Paetow an Hans Grimm, 2. August 1939, S. 5.

[297] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Karl Paetow, 4. August 1939.

[298] Vgl. Heiber, Frank, S. 25.

[299] Ebd., S. 401.

[300] Ebd.

[301] Die Dissertation wurde 1937 von Walter Frank in die Schriftenreihe des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands aufgenommen und damit erstmals publiziert.

[302] Pätzold/Weißbecker, Geschichte, S. 203.

dens“ (1935) mit offenen Armen als Mitarbeiter im Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands aufgenommen. Hier übernahm er zusammen mit Wolfgang Höfler die Leitung des Hauptreferats für Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftsgeschichte. Zugleich war er „Geschäftsführer der Münchner Dienststelle“[303] des Reichsinstituts.

Zum Zeitpunkt des Erstkontakts mit Grimm war Lorenz als Mitarbeiter des *Akademischen Beobachters* tätig, dem Hauptorgan des NSDStB. Im Dezember 1929 hatte Lorenz in der Zeitschrift unter dem Pseudonym „Otto Renz“ einen Aufsatz zum Thema *Der neue Kunstwille in Hans Grimm: „Volk ohne Raum“*[304] veröffentlicht, von dem Grimm derart angetan war, dass er ihn zum Anlass nahm, den direkten Kontakt mit Lorenz zu suchen. Ähnlich wie in seinem Aufsatz im *Akademischen Beobachter*[305] pries Lorenz Grimm in seinem Antwortschreiben als Inkarnation einer volksgerecht gearteten Kunst, deren „göttliches Feuer“ erst durch den Dichter „wieder entzündet“ worden sei. Lorenz sprach zudem von seiner großen Ergriffenheit, wie Grimm in seinen Werken „die nordische Seele“ künde; das „Große“ an Grimms Kunst lag in Lorenz’ Augen besonders darin, wie er jene Seele in seiner Ganzheit dargestellt und also „nicht zerglieder[t]“[306] habe.

Darüber hinaus begeisterte sich Lorenz freilich auch deshalb für *Volk ohne Raum*, da er sich von dem Buch einen unmittelbaren und greifbaren politischen Nutzen für die NSDAP versprach. Die künstlerische Leistung Grimms stellte er in einen engen und direkten Zusammenhang mit den politischen Intentionen der NS-Bewegung.[307] Dies führte im Umkehrschluss freilich dazu, dass Grimm an Wertschätzung verlieren musste, je fragwürdiger sein Nutzen für die NS-Bewegung wurde bzw. je mehr dieser zu schwinden schien. Wie jäh die zuvor noch zelebrierte Grimm-Verehrung in fundamentale Skepsis umschlagen konnte, zeigte sich, nachdem Lorenz – zusammen mit zahlreichen Altersgenossen aus der HJ – in München Grimms Vortrag *Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Not-*

303 Heiber, Frank, S. 401 f. Für weitere Informationen zu Wolfgang Höfler vgl. ebd. S. 464, 608.

304 Vgl. Renz, Kunstwille.

305 Vgl. ebd.: Lorenz pries Grimm in seinem Aufsatz als denjenigen Autor, dem es gelungen sei, die zeitgenössische Literatur aus der Sackgasse der sich in atomisierten „Einzelfällen“ ergehenden „psycho-analytische[n] Zergliederung“ herauszuführen, indem er in seinem Roman über die „Darstellung von Einzelschicksalen“ hinausgehend nichts weniger als „das Schicksal des deutschen Volkes“ aufgeschlüsselt habe. In *Volk ohne Raum*, so Lorenz, sei „unser aller Schicksal […] dargestellt“. Er kenne kein Buch, „in dem die Bluts- und Schicksalsverbundenheit zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft“ vergleichbar „packend“ und erhellend behandelt worden sei. Grimm achte in seiner Darstellung gewissenhaft auf die Unterscheidung zwischen „Gemeinschaft“ als natürlichem und „lebendige[n] Zusammenhang“ auf der einen und der innerlich zusammenhangslosen „Masse“ auf der anderen Seite.

306 DLA, A:Grimm, Ottokar Lorenz an Hans Grimm, 27. Mai 1930.

307 Grimm hatte demnach „als erster die Verbundenheit zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft künstlerisch dargestellt. Er hat damit ein künstlerisches Problem gelöst, das schon lange dunkel als Aufgabe empfunden wurde […]. Es ist kein Zufall, daß gleichzeitig in der Politik der verkehrte Sozialismus demokratischer Prägung durch den Nationalsozialismus abgelöst wird, der nicht von der Masse ausgeht, sondern von der Gemeinschaft. [Beide] schöpferischen Leistungen künden das Aufbrechen eines neuen Wollens und einer neuen Zeit“ (Renz, Kunstwille, S. 223).

*wendigkeit*[308] beigewohnt hatte. Zwei Tage vor der Übertragung des Reichskanzleramts an Hitler beschrieb Lorenz voller Verbitterung die verheerende Wirkung, die Grimms Rede in seinen „Kameraden der Reichsjugendführung" und „anderen jungen Parteigenossen" sowie in ihm selbst evoziert hatte. Alle seien von Grimm „grenzenlos enttäuscht" worden. Durch den Vortrag, so warnte Lorenz, werde „ein Berg von Missverstehen zwischen Ihnen und der nationalsozialistischen Jugend aufgetürmt."[309]

Lorenz selbst, dessen persönliche Bekanntschaft mit Grimm offenbar bekannt war, war am Tag nach der Rede von „tief erregt[en]" HJ-Mitgliedern aufgesucht und ausgefragt worden. Grund der Erregung, so Lorenz, sei dabei weniger gewesen, dass „eine in der Hauptsache unbegründete Kritik" am Nationalsozialismus geäußert worden sei, sondern dass ausgerechnet der Schöpfer von *Volk ohne Raum* eine solche Kritik geäußert habe. Keiner der Anwesenden habe begriffen, worauf Grimm mit seiner „Kritik überhaupt hinaus wollte". Was etwa habe sich Grimm von seiner Ermahnung versprochen, „die nationalsozialistische Bewegung möge nur ja nicht die Wirkungsmöglichkeit der wenigsten einengen, die die besten sind"? Sei es Grimms Aufgabe, „der deutschen Jugend, die vollkommen klar und bewusst ihren Weg" gehe, „diese Klarheit wieder zu verwirren" und ihren „nationalsozialistischen Geist [zu] zerreden"? Nichts anderes jedenfalls sei mit seinen „völlig überflüssige[n] und unbegründete[n] Warnungen" bewerkstelligt worden. Früher oder später – so Lorenz nun auch mit Blick auf die *Bitte an den Nationalsozialismus*[310] – werde Grimm auf diesem Weg von der Jugend „zu den ewig nörgelnden und besserwissenden Intellektuellen" gerechnet und verstoßen werden. Harsche Kritik äußerte Lorenz auch daran, dass Grimm in seinem Münchner Vortrag der „deutschen Jugend zu verstehen" gegeben habe, dass „ihre Existenz nicht von den Parteien" abhänge, sondern von den Leistungen ganz gewöhnlicher Bürger – etwa der

> „Leute, die Brot backen, Erfindungen machen und ihr Geld für irgendwelche wirtschaftlichen Zwecke riskieren. Was soll die deutsche Jugend mit dieser grauenvollen Spießbürgerphilosophie anfangen?! Die Jugend weiß, dass ihr Schicksal von diesen Menschen nicht gestaltet und ganz gewiss nicht gewendet wird. Die deutsche Jugend […] weiß, dass ihr Schicksal nur von den heroischen Menschen gewendet wird, von denen, die ihr Leben riskieren, von denen die dem Volk einen neuen Willen geben"[311].

Kurzum: Die nüchtern und bieder anmutenden Überlegungen Grimms zum Nationalsozialismus prallten an Lorenz' Bedürfnis nach Aktionismus, Heldenkult und unbedingter Bekenntnistreue wirkungslos ab. Die entschieden emotio-

[308] Vgl. Kap. 5.2.2.

[309] DLA, A:Grimm, Ottokar Lorenz an Hans Grimm, 28. Januar 1933.

[310] Siehe Kap. 5.2.1.

[311] DLA, A:Grimm, Ottokar Lorenz an Hans Grimm, 28. Januar 1933. In seinem Vortrag hatte Grimm, Oswald Spengler zitierend, vor der ungeheuren Gefahr einer potenziellen „Ausschaltung der geschichtlich führenden Kulturschicht" im deutschen Volk (und anderen Kulturvölkern) durch vage umrissene gesellschaftliche Vermassungstendenzen gewarnt. Eben jene Elemente der „Vermassung" nahm er als die großen inneren und äußeren Gefährdungen für die NS-Bewegung wahr. Vgl. Grimm, Ehre [1932], S. 24.

nal argumentierende Haltung des 28-jährigen Lorenz vermochte der 58-jährige Grimm mit seinen schulmeisterlich wirkenden Ermahnungen nicht zu beeinflussen.[312]

Grimms Enttäuschung über die zunehmende Belehrungs- und Beratungsresistenz der „Kriegsjugendgeneration" dürfte nach 1933 auch dadurch nicht aufgewogen worden sein, dass mitunter Vertreter dieser Alterskohorte selbst von ähnlichen Erfahrungen berichteten. So beklagte sich etwa der Freikorps-Veteran und Autor des Erfolgsromans *Die Geächteten*, Ernst von Salomon (1902–1972), im September 1934 über einen Vortrag vor Göttinger Studenten, die nichts als den „alte[n] Knatsch" und die längst durchgekauten „Räubergeschichten der Revolution"[313] hätten hören wollen, für weiterführende Themen jedoch völlig unzugänglich gewesen seien. Sämtliche seiner Fragen, so Salomon, stießen seitens der Studenten auf erschreckend banale Antworten, selbst Carl Schmitt sei unreflektiert attackiert und abgelehnt worden. Konsterniert und desillusioniert bilanzierte Salomon seine Bestürzung darüber, die „unzweifelhaft gute Substanz" der jungen Menschen „in solch unzweifelhaft hoffnungsloser geistiger Resignation versinken" zu sehen. „Das ist doch die Pest, eine Ideologie, die selbst in diesen unverbrauchten Köpfen solche platten Verheerungen anrichtet"[314].

Parallelen bei Kolbenheyer – Auch Kolbenheyer war nach 1933 vereinzelt Kritik aus dem Kreis der „Kriegsjugendgeneration" ausgesetzt. Exemplarisch zeigt dies ein Artikel aus den *Jenaer Nachrichten* vom 23. Januar 1934 von Rudolf Ortlepp (1909–1942), der im selben Jahr zum Gaustudentenführer Thüringens berufen wurde. Ebenso wie Alfred Rosenberg nur wenige Wochen später auf einer „Kulturwoche" des Gaus Thüringen in Weimar[315], griff auch Ortlepp vor allem Kolbenheyers Rede *Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland* an. Kolbenheyer habe nichts dazu beigetragen, „den augenblicklichen geistigen Lebensstand in Ordnung zu bringen", seine Ideen könnten für

312 Die diametrale Gegensätzlichkeit der Gemütslagen von Grimm und Lorenz wird besonders evident, führt man sich das kurze Zeit später publizierte, inhaltlich maßgeblich von Lorenz bestimmte *Manifest der Jugend* vor Augen: „Hunderttausende marschieren im ganzen Reich. Das ist die deutsche Jugend, die sich nicht bange machen läßt, die sich ihren Glauben nicht aus dem Herzen reißen läßt und die stets dort stehen wird, wo um Deutschlands Zukunft gekämpft wird. Es ist kein Zufall, daß diese Jugend sich zu Adolf Hitler bekennt. Denn was sie im Innersten ihrer Seele empfindet, dem hat Adolf Hitler Ausdruck gegeben. Und was die deutsche Jugend aus der schicksalsmäßigen Gestaltung ihres Lebens heraus will und wollen muß, das erkämpft die nationalsozialistische Bewegung Adolf Hitlers" ([Lorenz], Manifest, S. 3). Lorenz ist als Verfasser in eckige Klammern gesetzt, da er zwar ausdrücklich als „verantwortlich für den Gesamtinhalt" (S. 2) des Manifests zeichnete, aber weder auf dem Titelblatt noch in den Verbundkatalogen der deutschen Bibliotheken namentlich erwähnt wird. Zum Teil ist jedoch fälschlicherweise „Reichsjugendführer" Baldur von Schirach als Verfasser angegeben.

313 DLA, A:Grimm, Ernst von Salomon an Hans Grimm, 20. September 1934.

314 Ebd.

315 Vgl. Kap. 5.2.2.

die „junge geistige Generation, niemals richtungsweisend und ausschlaggebend sein“[316].

Am stärksten stieß sich Ortlepp an Kolbenheyers Darstellung der nationalsozialistischen Revolution als einer bereits vollendeten Tatsache. In Wirklichkeit befinde sich die von Kolbenheyer „als vollendet bezeichnet[e]“ Entwicklung erst in ihren Anfangsstadium. Noch nicht einmal das „Grundfundament“ der Revolution sei bislang errichtet worden, worin Ortlepp ohne jede Bescheidenheit die Durchsetzung einer „nationalsozialistische[n] Haltung aller Deutschen“[317] verstand. Ohne jede Berufung habe Kolbenheyer „von der Vollendung unseres Kampfes“ gesprochen. An ihm, so Ortlepp, lasse sich jene „große Gefahr“ zeigen, „die der Lebensstand der Geistigkeit immer in sich“ berge, namentlich einer „Entwicklung nicht zu helfen, sondern sie zu zerreden, zu zerdiskutieren und durch wissenschaftliche Spekulationen zu verfälschen“. Kurzum: Ortlepp lehnte es auf das „allerschärfste“ ab, dass die „Grundforderungen, die wir von jedem geistig Schaffenden in Zukunft erfüllt wissen müssen“, namentlich die Beteiligung in „SA oder Arbeitsdienst“, von einem Menschen wie Kolbenheyer kritisiert zu sehen, der „niemals [seine] Nase“ in diese Organisationen „gesteckt“[318] habe.

Ähnlich wie bei Grimm gingen Vorwürfe dieser Art von Seiten junger Nationalsozialisten spürbar an die Substanz Kolbenheyers, der sich angesichts des Unwesens jener „Frechdächse“ gar zu dem am schlechtesten behandelten Autor der Gegenwart erklärte: „Ich glaube kaum“, so klagte er Ende Januar 1934, unmittelbar nach der Veröffentlichung von Ortlepps Artikel, „daß jemals einem deutschen Dichter solche Rohheiten geboten worden sind“. Dabei treffe dieses schreiende Unrecht mit ihm ausgerechnet jenen Dichter, „der gerade gegen die Internationalen gekämpft“ habe, „fast allein […] gekämpft“ habe, als diese „noch herrschend“[319] gewesen seien.[320] Nebst solch selbstbeweihräuchernder Weinerlichkeit reagierte Kolbenheyer auf die vereinzelt gegen ihn geäußerte Kritik durch junge Nationalsozialisten auch mit der Trennung der deutschen Jugend in ein wohlwollendes Freund- und ein böswilliges Feindlager. Es herrsche

„heute ein unglaublicher Terror etlicher […] junger Scharfmacher gegen die andere Jugend. So viel ich weiß u[nd] auch beobachten konnte, ist die Jugend längst nicht mehr innerlich auf Seite der Terrormänner. Nur eine Führung, die der geistigen Notdurft des Volkes gerecht wird, kann heute die Sache im Herzen der Jugend retten. Deshalb kämpfe ich u[nd] werde weiterkämpfen.“[321]

316 Zitiert aus der maschinenschriftlichen Abschrift des Artikels von Ortlepp in: DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 25. Januar 1934 (Beilage).
317 Ebd.
318 Ebd.
319 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 29. Januar 1934.
320 Zur Legende von Kolbenheyer als einem „totgeschwiegenen“ Einzelkämpfer im Literaturmarkt der Weimarer Republik vgl. Kap. 3.1.1, 3.1.2 und 3.1.5.
321 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 5. Februar 1934.

Der Zweckoptimismus, der aus diesen Zeilen spricht, erwies sich als eine der charakteristischsten Reaktionsweisen, mit denen Kolbenheyer im „Dritten Reich" auf persönliche Enttäuschungserfahrungen reagierte. Den unterschiedlichen Reaktionsformen, mit denen Kolbenheyer, Grimm und Stapel die Erfahrung verarbeiteten, dass das Antlitz des NS-Staats merklich anders ausfiel als von ihnen vor 1933 imaginiert, wird ein eigenes Kapitel gewidmet werden. Zunächst soll die Aufmerksamkeit aber noch speziell dem Verhältnis zwischen Hans Grimm und Joseph Goebbels gelten, in dem sich die in diesem Kapitel geschilderten Zusammenhänge und Entwicklungslinien wie in einem Brennglas bündeln.

### 5.2.4 Von Freundschaft zu Feindschaft: Hans Grimm und Joseph Goebbels

Der erste Kontakt zwischen Hans Grimm und Joseph Goebbels fand zu einem Zeitpunkt statt, an dem die NSDAP noch eine politisch bedeutungslose Randerscheinung des Weimarer Parteiensystems war. Die Initiative ging dabei von Grimm aus: Ein Schreiben Goebbels' an Grimm vom 17. Februar 1927 belegt, dass sich der Dichter kurz zuvor an den Gauleiter Berlin-Brandenburgs gewandt und sich besorgt nach dem Befinden Hans Husterts erkundigt hatte. Hustert war am 6. Dezember 1922 zu zehn Jahren Festungshaft verurteilt worden, nachdem er sechs Monate zuvor gemeinsam mit seinem Komplizen Karl Oehlschläger als Mitglied der Organisation Consul[322], die während der Weimarer Republik für mehrere politische Morde verantwortlich zeichnete, ein Blausäure-Attentat auf Philipp Scheidemann ausgeübt hatte, das der damalige Kasseler Oberbürgermeister nur mit großem Glück überlebte.[323] Hustert genoss seit seiner Inhaftierung in der Weimarer Rechten Märtyrerstatus als vermeintliches Opfer einer mutmaßlich auf dem linken Auge blinden, deutschfeindlichen Justiz.[324] Goebbels dankte für Grimms Anteilnahme und zeigte sich hocherfreut darüber, den ihm durch die Lektüre von *Volk ohne Raum* bekannten und „verehr[ten]" Romancier dem eigenen politischen Lager zurechnen zu dürfen:

„Weder eine sozialdemokratische, noch eine deutsch volksparteiliche, noch eine demokratische, noch eine deutschnationale Regierung hält es für nötig, sich dieses im Zuchthaus verfaulenden jungen Menschen zu erbarmen. Umso tiefer freut es ihn und uns, zu sehen, wie das junge nationalsozialistische Deutschland Anteil an seinem Schicksal nimmt. Dass Sie mit zu dieser stillen, geräuschlosen Gemeinde gehören wollen, gewährt mir vor allem eine tiefe Befriedigung."[325]

322 Zur Organisation Consul vgl. Sabrow, Verschwörung, bes. S. 42–65, 169–216.
323 Vgl. Gebhardt, Fall, S. 50f.; Sabrow, Verschwörung, S. 144–146.
324 Die Vorstellung einer tendenziell republikfreundlichen Richterschaft stellt den tatsächlichen Charakter der Weimarer Justiz auf den Kopf. Zur Mentalität der mehrheitlich auf dem rechten Auge blinden Weimarer Richterschaft und zahlreichen Beispiele dezidiert republikfeindlicher Rechtsprechung vgl. Angermund, Richterschaft, S. 19–44; Rasehorn, Rechtspolitik.
325 DLA, A:Grimm/Regierungs- und Parteistellen, Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Gau Berlin-Brandenburg an Hans Grimm, 17. Februar 1927.

Goebbels bat Grimm darum, Hustert seine Anteilnahme persönlich mitzuteilen und ihm ein Exemplar seines Romans zukommen zu lassen. Er könne nicht ahnen, „welch eine Freude" er Hustert damit bereiten würde.[326] Ansonsten könne für den Gefangenen jedoch nichts weiter unternommen werden, außer „immer bei allen, die in Betracht kommen, zu mahnen, nicht zu vergessen und auf den Tag der Abrechnung zu warten"[327]. Nach diesem kurzen Briefwechsel ist bis Ende 1930 kein weiterer Briefkontakt überliefert. Ein Schreiben von Goebbels aus dem Februar 1931 belegt jedoch, dass er damals zu den regelmäßigen Besuchern in Lippoldsberg zählte.[328]

Bis zum Frühling 1932 standen Grimm und Goebbels dann in engem Kontakt. Grimm pflegte diesen Kontakt vor allem deshalb, da ihm die NSDAP spätestens seit Ende 1930 als die einzig verbliebene vielversprechende (partei-)politische Option erschien.[329] Von der DNVP wandte er sich, trotz seiner engen Freundschaft zu Alfred Hugenberg, entschieden ab. Dabei spekulierte er darauf, den 22 Jahre jüngeren Goebbels politisch formen und gleichsam fortbilden zu können. Aufschlussreich sind hier die Erinnerungen des Schriftstellers Arnolt Bronnen, in denen von einer im Herbst 1931 in Berlin organisierten „Vorstands-Sitzung" des „nationalen Schrifttums" berichtet wird, die von Grimm initiiert worden war. Grimm habe dabei eine gemeinsame „Stellungnahme der deutschen Schriftsteller" zur NS-Bewegung angestrebt und es als das Ziel des Treffens ausgegeben, zu erörtern, wie die „nun einmal vorhandene elementare Bewegung des Nationalsozialismus in die Hand [zu] bekommen" sei, wie man sie „meistern" könne, „im Sinne einer deutschen Erneuerung"[330]. Goebbels hingegen hoffte trotz aller authentischen Sympathie für Grimm vor allem (und nicht ohne Erfolg) darauf, den berühmten Autor als zugkräftige Werbefigur der NSDAP zu gewinnen. Dass Goebbels den Kontakt zu Grimm indes nicht nur aus strategischen Überlegungen heraus suchte, sondern über Aufmerksamkeit und Engagement des berühmten Schriftstellers zunächst aufrichtig erfreut war, belegt schon der erste in den Tagebüchern Goebbels' notierte Kommentar über Grimm.[331] Am 15. Februar 1931 schrieb Goebbels im Anschluss an ein gemeinsames Mittagessen mit dem Dichter:

[326] Ebd. Ob Grimm dieser Aufforderung nachkam, geht aus dem späteren Briefverkehr mit Goebbels nicht hervor, es spricht jedoch nichts dafür, dass Grimm die Bitte ausgeschlagen hätte.

[327] DLA, A:Grimm/Regierungs- und Parteistellen, Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Gau Berlin-Brandenburg an Hans Grimm, 17. Februar 1927. Tatsächlich wurde Hustert noch im Jahr 1927 „im Rahmen einer allgemeinen Amnestie begnadigt", woraufhin er sich der NSDAP anschloss und bis 1931 „zur SA-Führung in Berlin um Walter Stennes" gehörte. Vgl. Sauer, Freikorps, S. 24; Sabrow, Verschwörung, S. 192f.

[328] Vgl. DLA, A:Grimm/Regierungs- und Parteistellen, Deutschland, Deutsches Reich, Reichstag an Hans Grimm, 20. Februar 1931.

[329] Vgl. Kap. 5.1.

[330] Bronnen, Protokoll, S. 332f.

[331] Es ist erheblich plausibler, die Äußerungen der Sympathie zum damaligen Zeitpunkt als authentische Gefühlsäußerungen und nicht als Ausdruck einer hintergründigen, doppelbödigen Propagandaabsicht anzusehen. Die Sympathie Goebbels' für Grimm wird – wenn-

„Er sieht in der Politik ganz klar. Wir sind ihm die beste deutsche Chance, und deshalb setzt er auf uns. Aber ganz ohne Pathos und Gerede […], sehr gut und anhänglich zu Hitler. Ich erobere gleich sein Herz. Er ist betroffen, als ich von den Pflichten spreche, die die deutschbewussten Geister uns gegenüber haben. Das geht sichtbarlich an sein Gewissen. Er überantwortet sich dann ganz uns. Zivilkourage! [sic!] Bravo! So sollten wir viele haben. Wir scheiden als Freunde, mit dem Wunsche, uns oft wiederzusehen. Das ist ein Gewinn! Der Dichter des ‚Volk ohne Raum' steht bei unseren Fahnen."[332]

Dass die persönliche Wertschätzung gegenseitig war, betonte Grimm noch nach dem Zweiten Weltkrieg. Demnach erkannte er bereits bei der ersten Sportpalast-Rede an dem damals noch „unverbrauchte[n] Goebbels" ein „Stück Genie", was ihm „Achtung" abgenötigt habe.[333] Ein Brief an Stapel vom März 1931 belegt ebenfalls, dass Grimm von der Persönlichkeit Goebbels' merklich beeindruckt war: „Ich habe inzwischen hier [in Berlin] übrigens Dr. Goebbels kennen gelernt und muß sagen, daß diese Bekanntschaft, der eine mehrstündige Aussprache unter vier Augen folgte, mir ein großes Erlebnis war"[334]. Grimm betrachtete Goebbels damals als den politisch begabtesten und vielversprechendsten Kopf der NSDAP – eine Auffassung, die in seinem persönlichen Umfeld, unter anderem bei Stapel, durchaus Unverständnis hervorrief.[335]

Ein Tagebucheintrag vom 12. März 1931 belegt indes zugleich, dass Goebbels' Meinung über Grimm und andere Rechtsintellektuelle seiner Generation, die sich für den Nationalsozialismus in wohlwollender Weise interessierten, schon zum damaligen Zeitpunkt zwiespältig war. Darüber, wie zielführend die Unterredungen mit jenem Personenkreis für die politischen Zwecke der NSDAP tatsächlich waren, plagten den Gauleiter jedenfalls einige Zweifel: „Aber bei diesen Zirkeln kommt nicht viel heraus. Das ist meist eine Politik der Ästhetik. Eine Massenversammlung ist mehr als zehn Teeabende."[336] Nur zwei Tage später betonte er hingegen, wie „lehrreich" ein am Vorabend stattgefundenes Treffen mit Grimm und Paul Fechter für ihn gewesen sei.[337] Eine in die Memoiren Fechters

gleich überspitzt – auch durch Paul Fechters Erinnerungen bestätigt (siehe unten). Außerdem lassen die noch zu schildernden Ereignisse am Königsberger Bahnhof und ihre Folgen eine Zuneigung des „Gauleiters" nahe liegend erscheinen. Bernd Sösemann hat zwar mit Recht auf geschichtsklitternde Selbstinszenierungen hingewiesen, von denen die Goebbels-Tagebücher zumal während des „Dritten Reichs" durchzogen sind; Angela Hermann konnte jedoch für das Zeitfenster 1938/39 an zahlreichen überzeugenden Beispielen nachweisen, dass sich die Tagebücher keineswegs allein in der Lesart Sösemanns erschöpfen. Vgl. Sösemann, Goebbels-Propaganda?; Hermann, Weg.

332 Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 2/I, S. 345 f. (vgl. auch ebd., S. 362).

333 Vgl. Grimm, Suchen, S. 93.

334 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Deutsches Volkstum, 23. März 1931.

335 Im Anschluss an einen Besuch, den er Grimm im Frühling 1931 gemeinsam mit Albrecht E. Günther in Lippoldsberg abgestattet hatte, berichtete Stapel an Kolbenheyer, Grimm halte „Goebbels im Ernst für einen ‚Führer'!" Während des Treffens habe Grimm insbesondere mit Günther „immer […] über den Nationalsozialismus sprechen" wollen, was diesem schließlich „in Rücksicht auf die anderen Tischgenossen sehr peinlich" geworden sei (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 19. Mai 1931).

336 Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 2/I, S. 362.

337 Goebbels' Kommentar bezog sich hierbei jedoch in erster Linie auf Fechter: „Ganz unser Mann. Sehr klug und angenehm. Warnt uns vor dem Weimarer-Kunstbetrieb Schultze-

eingeflossene Beschreibung des Verhältnisses zwischen Goebbels und Grimm will gar eine geradezu schülerhafte Haltung des jungen Gauleiters gegenüber dem zum damaligen Zeitpunkt ungleich berühmteren Grimm glaubhaft machen. Fechter blieb unter mehreren „wiederkehrende[n] Nachtgespräche[n]“[338] mit Grimm und Goebbels insbesondere eine Abschiedsszene aus dem Januar 1932 in lebhafter Erinnerung, die „etwas von der Haltung eines Schülers zu einem verehrten Lehrer“[339] gehabt habe. Obgleich Fechters Darstellung einseitig überzeichnet ist und etwa den Aspekt taktischen Anbiederns im Verhalten Goebbels gänzlich ausklammert, darf doch angenommen werden, dass Grimm bei seiner Absicht, durch zahlreiche Gesprächsabende einen gewissen Einfluss auf Goebbels zu gewinnen, nicht ganz erfolglos gewesen ist. Eine langfristige, tiefgreifende Wirkung auf Goebbels, der seit der Bamberger „Führertagung“ der NSDAP vom 14. Februar 1926 zunehmend auf Hitler fixiert war[340], blieb Grimm hingegen freilich verwehrt.

Das gute Verhältnis zwischen Grimm und Goebbels bis etwa Mitte 1932 war auch davon bedingt, dass Grimm im März 1931 Augenzeuge geworden war, als mehrere Mitglieder der NSDAP – darunter neben Goebbels auch der vierte Sohn des exilierten Wilhelm II., Prinz August Wilhelm – auf dem Königsberger Bahnhof in eine Schlägerei mit Einheiten der Schutzpolizei verwickelt wurden.[341] Grimm prangerte diesen Vorfall am 22. März in einem offenen Brief an Paul von Hindenburg „als ungeheuerlich an und verlangte einen Prozess gegen die Polizisten wegen Körperverletzung“[342]. Eine Stellungnahme des Reichspräsidenten blieb zwar aus, doch brachte der Brief Grimm in engere Fühlungnahme mit den Nationalsozialisten. Goebbels dankte Grimm sogleich für seinen Artikel und stellte „mit Freude“ fest, dass dieser „in der Öffentlichkeit einen großen Eindruck gemacht“ habe. Eilends gab Goebbels den Artikel auch dem Berliner NS-Blatt *Der Angriff* zum Abdruck. Goebbels war nicht nur erfreut,

Naumburg. Reaktion? Wohl etwas! Aufpassen! Ein lehrreicher Abend für mich. Man bekommt nach allen Windrichtungen Verbindung. Mit Fechter werde ich Tuchfühlung behalten. Grimm ist unser Mann. Er krittelt noch hier und da, aber dafür ist er ja ein Mann der Feder“ (Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 2/I, S. 364). Zu Fechter und seinem Verhältnis zu Grimm vgl. Kap. 3.1.3.

338 Grimm, Warum [1954], S. 115.

339 Fechter, Wende, S. 404. Fechter sprach von „Dank und Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, und beides hatte einen Klang von Aufrichtigkeit. Der kleine, schmale Goebbels stand vor dem ihn fast um Haupteslänge überragenden, großen, hageren Grimm, drückte ihm die Hand, sah zu ihm empor und war in diesem Augenblick tatsächlich wie ein Mensch, der in den Stunden dieses Abends etwas empfangen hatte und mit einem Gefühl der Bereicherung davonging“ (ebd.).

340 Vgl. Longerich, Goebbels, S. 80–83.

341 Hintergrund des Vorfalls war eine für Königsberg geplante „politische Versammlung“ der NSDAP gewesen, in der Goebbels und August Wilhelm hätten sprechen sollen, die jedoch durch ein unmittelbar zuvor für Goebbels erlassenes Redeverbot unterbunden wurde, vgl. Franke, Grimm, S. 35.

342 Gümbel, Volk, S. 77. Der Wortlaut des offenen Briefs ist zitiert in: Franke, Grimm, S. 34–36.

sondern überrascht und durchaus beeindruckt von der „aufrechten Haltung“ und dem „zivilen Mut“[343], den Grimm in seinen Augen unter Beweis gestellt hatte. So schien aus dem Engagement des arrivierten Dichters doch anderes zu sprechen als jene Feigheit und Passivität, die Goebbels und andere führende Nationalsozialisten – anknüpfend an ältere Stereotype[344] – dem deutschen Bürgertum notorisch vorwarfen. Kurze Zeit später lud Goebbels den damals in Berlin weilenden Grimm auf „dringende Veranlassung“ in den „Schwechtensaal […] am Magdeburger Platz“ ein, um „eine Reihe wichtiger politischer Fragen im Rahmen eines engeren Kreises zu erörtern“[345]. Über die konkreten Inhalte der Zusammenkunft schweigen sich die anschließenden Briefe leider aus.

Seit dem Frühsommer 1932 kühlte sich das Verhältnis zwischen Grimm und Goebbels dann jedoch spürbar ab. Dies war nicht nur durch den triumphalen Erfolg der NSDAP in der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 bedingt[346], der die Unterstützung durch einzelne, namhafte Autoren der Weimarer Rechten wie Grimm für die Nationalsozialisten zunehmend nebensächlich werden ließ. Mindestens ebenso bedeutsam für die wachsende Entfremdung zwischen beiden Männern war, dass Goebbels aus Grimms öffentlichem Aufruf *Bitte an den Nationalsozialismus* eine direkte Kritik an seiner Person ableitete – hatte Grimm in ihr doch kritisch auf die Zusammenarbeit der Berliner NSDAP mit der KPD im politischen Protest gegen die Regierung von Papen angespielt.[347] Zwar übertrieb Grimm, als er im März 1933 gegenüber dem an der Universität Frankfurt lehrenden Rhetorik-Dozenten Friedrich Karl Roedemeyer behauptete, mit dem Berliner Gauleiter „seit etwa dreiviertel Jahren keine Verbindung mehr gehabt“[348] zu haben. Ein Brief vom 28. Oktober 1932 belegt jedoch die persönliche Kluft und das gesteigerte Selbstbewusstsein Goebbels', als er nur aufreizend knapp und wie im Vorübergehen über die *Bitte an den Nationalsozialismus* sprach, so als sei sie eine nicht weiter beachtenswerte und kommentierwürdige Bagatelle,

[343] DLA, A:Grimm/Regierungs- und Parteistellen, Deutschland, Deutsches Reich, Reichstag an Hans Grimm, 25. März 1931.

[344] Verwiesen sei hier nur auf Heinrich Claß' berühmtes, erstmals 1912 veröffentlichtes Traktat *Wenn ich der Kaiser wär'*, in welchem gleich zu Beginn pauschal die angeblich „völlig ungenügende Abwehr der bürgerlichen Parteien und Gesellschaft“ gegenüber dem bedrohlichen „Anwachsen der Sozialdemokratie“ kritisiert wird (Frymann, Kaiser, S. 3).

[345] DLA, A:Grimm/Regierungs- und Parteistellen, Deutschland, Deutsches Reich, Reichstag an Hans Grimm, 8. Mai 1931.

[346] Die NSDAP konnte ihren Stimmanteil im Vergleich zur Septemberwahl 1930 mit 37,3% mehr als verdoppeln und gewann 230 von 608 Sitzen im Reichstag.

[347] Vgl. Kap. 5.2.1.

[348] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Karl Friedrich Roedemeyer, 25. März 1933. Zuvor hatte Roedemeyer, der mit Grimm seit 1930 in Verbindung stand, über seine völkischen Aktivitäten seit dem Ende des Ersten Weltkriegs referiert, namentlich im Baldurbund, im Hochschulring Deutscher Art und in der Luther-Gesellschaft (vgl. DLA, A:Grimm, Friedrich Karl Roedemeyer an Hans Grimm, 23. März 1933).

deren Haltlosigkeit bereits erwiesen sei.[349] Eine solche Behandlung seiner Publikation musste Grimm vor den Kopf stoßen.

In der Folgezeit entschwand Grimm immer weiter aus dem Blickfeld Goebbels'. Zwar wurde Grimm im November 1933 von Goebbels in den Präsidialrat der Reichsschrifttumskammer berufen[350], ein direkter Briefverkehr zwischen beiden Männern ist ab 1933 jedoch nicht mehr nachweisbar. Am 16. Januar 1934 hielt der zum Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda und Leiter der Reichskulturkammer avancierte Goebbels in seinen Tagebüchern dann seine zunehmende Unzufriedenheit mit dem „ewige[n] Literat[en]" Grimm fest, der politisch „nicht mehr umlernen"[351] könne. Anschließend findet Grimm, obgleich er sich ab 1933 als Senator der Deutschen Akademie für Dichtung[352] und Präsidialrat der Reichsschrifttumskammer[353] engagierte, in Goebbels' Tagebüchern bis zum Frühsommer 1938 keine Erwähnung mehr. Dass sich der Reichsminister zu diesem Zeitpunkt bereits gänzlich von Grimm distanziert hatte, bezeugt ein Tagebucheintrag vom 26. Mai 1938, in dem Goebbels selbstgefällig und aus einem deutlichen Überlegenheitsgefühl heraus die gesellschaftliche Marginalisierung des Dichters bilanzierte: „Hans Grimm […] stänkert zwar noch viel, ist aber bedeutend kleiner geworden. So geht das mit den Kritikastern"[354].

Nur wenige Tage später nahm sich Goebbels' Tonfall jedoch deutlich schärfer aus. Anlass seiner Empörung waren zwei in den Jahren 1934 und 1936 verfasste Briefe an Wilhelm Frick und den späteren Präsidenten des Volksgerichtshofs Roland Freisler, in denen Grimm auf politisch-gesellschaftliche Missstände in seiner unmittelbaren Umgebung hingewiesen hatte. Konkret kritisierte Grimm zum einen die Verletzung des Wahlgeheimnisses in Lippoldsberg während der Volksabstimmung über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reichs vom 19. August 1934, durch die Hitler nachträglich die Vereinigung der Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers in seiner Person bestätigen ließ. Zum anderen beschwerte sich Grimm über die schwere Körperverletzung eines in Lippoldsberg ansässigen sozialdemokratischen Arbeiters namens Friedrich

[349] „Vielleicht sind Sie auch heute schon der Ansicht, dass Ihre seinerzeit in der Börsenzeitung ausgesprochene Bitte an den Nationalsozialismus von irrigen Voraussetzungen ausging. Die Entwicklung seit jener Zeit bis heute hat doch wohl unzweideutig Adolf Hitler Recht gegeben. Wir alle hoffen, den Verfasser von ‚Volk ohne Raum' bald wieder vorbehaltslos bei unseren Reihen zu sehen." (DLA, A:Grimm/Regierungs- und Parteistellen, Deutschland, Deutsches Reich, Reichstag an Hans Grimm, 28. Oktober 1932).

[350] Gümbel, Volk, S. 180.

[351] Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 2/III, S. 358.

[352] Neben Grimm und Kolbenheyer wurden Werner Beumelburg, Hans Friedrich Blunck, Hanns Johst, Agnes Miegel, Börries von Münchhausen, Wilhelm Schäfer, Hermann Stehr und Emil Strauß zu Senatoren der Deutschen Akademie der Dichtung bestimmt, vgl. Wulf (Hg.), Kultur, S. 36. Die Geschichte der Akademie der Dichtung im Dritten Reich, die vornehmlich als die Geschichte ihres gescheiterten Bemühens um inhaltliche und organisatorische Selbstständigkeit verstanden werden muss, ist in der Forschung bereits ausführlich beschrieben worden, vgl. Mittenzwei, Untergang.

[353] Der Präsidialrat wurde bereits 1935 von Goebbels aufgelöst, vgl. Gümbel, Volk, S. 180, 183.

[354] Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 5, S. 318.

Remhof durch den SS-Obersturmführer Hans Merz.[355] Grimms Annahme, mit Protestschreiben an Frick und Freisler eine Korrektur jener Missständen erreichen zu können, belegt freilich das Unvermögen des Dichters, in der Gewaltausübung gegen „Andersdenkende" und der Unterwanderung des Wahlgeheimnisses genuine Aktions- und Ausdrucksformen des Nationalsozialismus zu erkennen, die von seinen Adressaten nicht nur gedeckt, sondern befürwortet und aktiv befördert wurden. Trotz dieser Naivität sind die mutigen Briefe jedoch Beleg dafür, dass Grimm sein Rechtsbewusstsein nach 1933 nicht gänzlich preisgab.

Goebbels hingegen betrachtete die Briefe, als er sie im Mai 1938 zu Gesicht bekam, als derart „unverschämt und dreist", dass er beschloss, sich den Dichter durch den damaligen Staatssekretär im Reichspropagandaministerium Karl Hanke „vorknöpfen" zu lassen. Anders als noch in den Jahren 1931/32 verkörperte der „Literat" Grimm für Goebbels nun einen „typische[n] Schwächling", dem „jedes politische Verständnis"[356] fehle. Hier kam auch die Unzufriedenheit und Enttäuschung des Reichsministers zum Ausdruck, der sich nach der NS-„Machtergreifung" sichtlich mehr Propagandaleistungen erhofft hatte, als der Dichter zu erbringen bereit war.[357] Der Konflikt eskalierte im November 1938, als Grimm von Goebbels unter falschen Vorgaben nach Berlin zu einer persönlichen Besprechung einbestellt wurde: Nicht ohne Schadenfreude notierte Goebbels im Vorfeld der Begegnung in seinem Tagebuch, Grimm lebe „in der holden Illusion, ich wollte ihm einen Posten anbieten"[358]. Vor Ort sah sich Grimm jedoch mit einer heftigen Attacke konfrontiert, in der Goebbels das vermeintliche „Sündenregister"[359] des Dichters ausbreitete. Den im unmittelbaren Anschluss an diese Konfrontation angefertigten, glaubwürdigen Aufzeichnungen Grimms zufolge kulminierte der anschließende Schlagabtausch beider Männer in der Drohung Goebbels', Grimm im Falle weiterer Verfehlungen in ein Konzentrationslager einsperren zu lassen.[360] Begreiflicherweise nahm Grimm diesen Einschüchterungsversuch sehr ernst: Seit 1939 trat er nur noch sehr selten an die Öffentlichkeit und setzte auch, den Forderungen von Goebbels entsprechend, die Veranstaltung seiner Lippoldsberger Dichtertage aus. Darüber hinaus zog er sich in der Folgezeit endgültig „aus allen Gremien zurück"[361].

Nach der Konfrontation in Berlin kam es zwischen Grimm und Goebbels zu keinen weiteren Begegnungen mehr. In den Tagebüchern des Reichsministers taucht Grimm in der Folgezeit nicht mehr auf – mit einer Ausnahme: Im No-

355 Die Briefe Grimms an Frick und Freisler sind zusammengefasst in: Gümbel, Volk, S. 190–193.
356 Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 5, S. 329.
357 Zu diesen Propagandaleistungen Grimms vgl. Kap. 5.3.2.
358 Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 6, S. 197.
359 Ebd., S. 208.
360 Für eine detaillierte Darstellung dieser Konfrontation siehe die ausführliche Schilderung in: Franke, Grimm, S. 100–114. Für eine retrospektive Zusammenfassung der Ereignisse aus der Perspektive Grimms siehe: Grimm, Warum [1954], S. 181–184.
361 Lörke, „Schwierig und ablehnend", S. 159.

vember 1944 notierte Goebbels seine Verwunderung über die Bereitschaft Grimms, sich an einer von seinem Ministerium ausgehenden Aufforderung „an eine Reihe prominenter Künstler […], ein öffentliches Bekenntnis zum Führer abzulegen", zu beteiligen. Eine ganze Reihe von Autoren, so Goebbels, „von denen man das nicht erwartet" habe, hätte sich „bereitwilligst für diese Aufgabe zur Verfügung" gestellt und dabei „geradezu dithyrambische Auslassungen" produziert. Zu ihnen zählte Goebbels auch Hans Grimm, von dem er „das nie erwartet"[362] hatte.

Das Verhältnis von Grimm zu Goebbels spiegelt im Kleinen eine Entwicklung wider, die für viele völkisch orientierte Intellektuelle seiner Generation symptomatisch war. In einer ersten Phase der Fühlungnahme und des gegenseitigen Interesses hing Grimm dem letztendlich illusorischen Optimismus an, via Goebbels einen relevanten Einfluss auf die von ihm mit Nachdruck begrüßte und unterstützte NSDAP ausüben zu können. Nachdem er an der NS-Bewegung Wesenszüge wahrzunehmen begann, die er für kritikwürdig hielt, da sie mit seinen politischen Ordnungsvorstellungen kollidierten, beschritt Grimm in einer zweiten Phase den Weg öffentlicher Ermahnungen. Hierdurch wurden die zuvor noch vorhandenen, dünnen Fäden direkter Einwirkung auf Goebbels allerdings unwiderruflich durchtrennt. Dass Grimm 1944, trotz der heftigen Konfrontation mit Goebbels im Jahr 1938, bereit war, sich ohne äußeren Zwang an dem vom Propagandaministerium gewünschten „Bekenntnis zum Führer" zu beteiligen, ist schwerlich als Ausdruck eines blinden Führerglaubens zu verstehen, ebenso wenig jedoch als Ausdruck der Sorge, bei einer Zurückweisung der Anfrage eine weitere Konfrontation mit Goebbels zu riskieren. Vielmehr kommt hier ein widerspruchsvolles Spannungsverhältnis von grundlegender Bedeutung zum Vorschein: Grimm hegte zwar, ebenso wie Kolbenheyer und Stapel, im „Dritten Reich" auf privater Ebene eine starke Abneigung gegen einzelne Facetten des NS-Staats, ließ sich davon jedoch nicht von emphatischen öffentlichen Bekenntnissen zum „Dritten Reich" abbringen. Ohne Zweifel war auch ihm bewusst, dass sein persönliches Schicksal aufgrund des jahrelangen Eintretens für den Nationalsozialismus untrennbar mit jenem des NS-Staats verbunden war.[363]

Beides, die privaten Enttäuschungserfahrungen Grimms, Kolbenheyers und Stapels und ihre gleichzeitige Bereitschaft zur Propaganda für das NS-Regime, sind Gegenstand des folgenden Kapitels.

[362] Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil II, Bd. 14, S. 206. Der Wortlaut dieses Beitrags und die Frage, ob es noch und wenn ja wo zu einer Publikation der „Auslassungen" Grimms kam, ließ sich leider nicht ermitteln.

[363] Siehe hierzu auch das das Kapitel 5.3.1 beschließende Zitat Stapels.

## 5.3 Gefühlte Alternativlosigkeit: Publizistik und Emotion im „Dritten Reich"

### 5.3.1 „Treue ohne jede Hoffnung"? Enttäuschungserfahrungen nach 1933

> *Ich hatte geglaubt, nach der Revolution ein freies Feld für freudige Arbeit zu bekommen. Nun ist es so. Souveräne Gewalttätigkeit unwissender Menschen. Alles geht flüsternd umher. […] Ich sitze hier auf einem Pulverfaß und muss jeden Augenblick auf den Eingriff manueller Gewalt gefaßt sein. Das ist der Lohn vierzehnjähriger Arbeit für die nationale Sache. Ich bin sehr unglücklich.*[364]
>
> *Ich teile Dein Volksvertrauen nicht. Ein Hauptbestandteil der deutschen Rasse ist das Schweinshündige.*[365]

Ungeachtet ihrer tiefen Befriedigung über den Kollaps der republikanischen Staatsordnung sind in den Briefen Grimms, Kolbenheyers und Stapels im Umfeld der nationalsozialistischen „Machtergreifung" euphorische Hochgefühle eine Seltenheit.[366] Mehrheitlich stehen die Korrespondenzen vielmehr unter dem Zeichen einer großen Anspannung, die sich aus der Ungewissheit darüber speiste, wie sich die Nationalsozialisten in Regierungsverantwortung schlagen würden. Eine vorauseilende Gewissheit, dass der seit langer Zeit erhoffte politische Durchbruch der NSDAP zugleich den endgültigen und dauerhaften Erfolg der „nationalen Revolution" bedeuten würde, spricht aus den Briefen jedenfalls nicht. Nervosität und Zuversicht liefen parallel.

Dass Grimm, Kolbenheyer und Stapel schließlich bereits im Sommer 1933 von intensiver Enttäuschung erfasst wurden, war indes nur zu einem sehr kleinen Teil von der großen politischen Linie der Nationalsozialisten bedingt. Diese entsprach im Kern vielmehr durchaus dem, was die drei Autoren seit 1918/19 erhofft und befürwortet hatten: die sukzessive Zerschlagung des Parteiensystems, die Ausschaltung der liberalen Presse und das systematische Vorgehen gegen jüdische,

364 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 9. Mai 1933 (Herv. i. Orig.).

365 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. September 1935.

366 Stapel verfasste im März 1933 vor dem Hintergrund eines für die Zukunft seiner Zeitschrift vielversprechenden Gesprächs mit dem „alte[n] Volkstums-Leser" und späteren Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Bernhard Rust (1883–1945), einen Brief an Kolbenheyer, der von einer ungewöhnlich euphorischen Stimmung zeugt: „Also ich bin Freitag bei Rust gewesen. […] Ich habe einen *sehr guten* Eindruck von ihm. Von Dir sprach er mit großer Achtung. […] [Max] Habermann war Sonnabend bei Hitler. Es ist ein gutes Verhältnis zwischen beiden hergestellt worden. Diese Regierung *wird bleiben*. Hugenberg sackt von selbst ab, weil er nicht über seine Akten hinauskommt. […] Ich bin glücklich über den Umschwung in Deutschland. Ich freue mich auf Italien. Ich freue mich, bei Euch zu schein [sic!]. Draußen ist ein sommerlicher Tag. *So viel Glück!*" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. März 1933, Herv. i. Orig.).

linksliberale und kommunistische Intellektuelle. Die Enttäuschungserfahrungen Grimms, Kolbenheyers und Stapels gründeten stattdessen primär auf ihrer eigenen, unverhofft randständigen Stellung im NS-Staat. Die tiefen, misstrauischen Vorbehalte, mit der das Regime gerade auch dem Heer der selbsterklärten „Wegbereiter und Vorkämpfer für das neue Deutschland“[367] begegnete, trafen sie weitgehend unvorbereitet. Mochten die Listen ihrer „nationalen Verdienste“ seit 1918 noch so lange ausfallen: das Gros der „Wegbereiter“ des „Dritten Reichs“ musste sich nach 1933 bald mit der frustrierenden Realität auseinandersetzen und arrangieren, zu den maßgeblichen Machtzentren des NS-Staats nicht vordringen zu können und dort auch kaum Gehör zu finden. Vor diesem Hintergrund malte Kolbenheyer im August 1933 die Lage der „Generation“ der über Fünfzigjährigen in sehr düsteren Farben:

„Wir sind in die bittere Lage versetzt unser Lebenswerk weiterführen zu müssen, um die Literatur u[nd] die Geistigkeit im deutschen Volke zu erhalten – wir sind es fast allein, die das vermögen und… man lebt, organisiert über unsere Köpfe hinweg. […] Wir werden vor die bitterste Wirklichkeit gestellt: Eine frühere Zeit hat uns totgeschwiegen u[nd] verfolgt, weil wir gegen sie kämpften u[nd] die neue Zeit vorbereiteten. Die neue Zeit aber läßt uns liegen (tötet uns also auch vor der Gegenwart), weil sie meint unser Werk u[nd] unsere Gedanken seien von ihr überwunden – sie kennt uns nicht u[nd] will uns nicht weiter kennen.“[368]

So zynisch diese zutiefst einseitige und selbstgerechte Perspektive angesichts der tatsächlichen Opfer des Jahres 1933 auch anmutet, Kolbenheyer rannte mit ihr bei vielen Autoren seiner Alterskohorte offene Türen ein, zumal in der Frühphase des „Dritten Reichs“. Dabei wurden wechselseitig praktisch dieselben larmoyanten Opfer-Narrative bedient, die schon nach 1918 eingeübt und internalisiert worden waren.[369]

Kolbenheyers Pessimismus fiel auch bei Stapel auf fruchtbaren Boden. Dessen ausführliche Replik belegt, dass auch Stapel zum damaligen Zeitpunkt „die Hoffnung, daß wir ‚noch einmal an die Reihe kommen‘“, bereits für eine Illusion hielt: „Wir sind und bleiben erledigt“[370]. Wohl werde „auch diese Epoche“ einst ihr Antlitz verändern und „sich wandeln“, eine realistische Aussicht darauf, diesen Wandel noch miterleben zu können, sah Stapel für sich und Kolbenheyer jedoch nicht. Die Ziele, die er vor diesem Hintergrund für sich und seine publizistische

367 So der Titel eines 1933 von Wilhelm Freiherr von Müffling herausgegebenen Bandes. Das Buch besteht aus einer Aneinanderreihung der Bildnisse von insgesamt 168 jener „Vorkämpfer“, begleitet von zusammenfassenden Bildunterschriften. Über Grimm ist vermerkt: „Schrieb den berühmten Roman ‚Volk ohne Raum‘, der ergreifendste Ausdruck der tiefsten Not des deutschen Volkes, dem die Welt den Raum zum Leben und zur Entwicklung seiner Kräfte versperrt“. Über Kolbenheyer weiß das Büchlein folgendes zu berichten: „Schrieb den dreiteiligen Parazelsusroman [sic!] und völkische Bühnenstücke, in denen er die Einordnung des Menschen in die natürlichen Bindungen von Art und Volkstum betont“. Stapels Bildunterschrift lautet: „Gab den völkisch-konservativen Kräften einen geistigen Sammelpunkt im ‚Deutschen Volkstum‘. Schrieb unter anderem: Antisemitismus und Antigermanismus, Der christliche Staatsmann, Preußen muss sein“ (ebd., S. 28 f., 38).

368 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 11. August 1933.

369 Vgl. Kap. 3.1.1.

370 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. September 1933.

Arbeit im NS-Staat noch zu erkennen vermochte, fielen entsprechend dürftig aus. Sie reduzierten sich letztendlich darauf, persönlich Haltung zu bewahren und die eigene „Ehre" zu schützen: Um seiner „Ehre willen" stehe er „auch zu diesem Staate" – und dies mit einer größeren Treue als jene, „die sich mit Erfolg an ihn heran[ge]mach[t]" hätten, wie Stapel nicht ohne Stolz und Trotz bemerkte. Angesichts der gefühlten persönlichen Perspektivlosigkeit und des als unaufhaltsam empfundenen Siegeszugs junger „Emporkömmlinge" – vor denen er die NS-Führung anderthalb Jahre zuvor in seinem Aufsatz *Forderungen der Kulturpolitik* noch so eindringlich gewarnt hatte[371] – kleidete Stapel seine Haltung zum „Dritten Reich" in die sprechende Formel: „Treue ohne jede Hoffnung"[372].

Für Hans Grimm lässt sich eine ähnliche Befindlichkeit konstatieren. Ihn quälte die bittere Erfahrung, sein in der Tat umfangreiches Engagement für die NS-Bewegung seit Mitte der 1920er Jahre von den an die Macht gelangten Nationalsozialisten kaum respektiert und gewürdigt zu sehen. Nach seiner Rückkehr von einem Besuch bei Grimm in Lippoldsberg berichtete Gustav Pezold, der Leiter des LMV, im August 1933 an Stapel von einem alarmierenden emotionalen und körperlichen Zustand des Gastgebers: Grimm sei „maßlos erschöpft", schlafe „nicht mehr" und werde durch die „kleinen Ungeschicklichkeiten der Zeit […] aufs höchste" beunruhigt. Insbesondere sei es ihm unerträglich, dass „nun auf einmal alle Verdienste derjenigen, die die eigentlichen Träger des Krieges waren […] und die auch nach dem Kriege unter persönlichem Einsatz eine nationale Bewegung in Gang gehalten und vorwärts getrieben haben, nichts mehr gelten sollen"[373].

Mit ihren Enttäuschungserfahrungen standen Grimm, Kolbenheyer und Stapel in einem größeren Zusammenhang jener Vertreter der Weimarer Rechten, die trotz ihrer Unterstützung der Nationalsozialisten außerhalb der NSDAP verblieben waren. An den Trägern jener Segmente der völkischen Bewegung, die sich am Rande der deutschen Gesellschaft abseitigen und esoterischen Welterklärungsmodellen hingaben, ging dieser Kelch ebenso wenig vorüber[374] wie an „neokonservative[n] Intellektuelle[n]", die „mit ihren Ideen dazu beigetragen hatten, den Weg für das Dritte Reich zu ebnen", nach der Machtergreifung jedoch „bald äußerst desillusioniert"[375] wurden. Sie alle mussten sich nach 1933 zu dem kons-

[371] Vgl. Kap. 5.2.1.

[372] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. September 1933. Zur Ambivalenz des „Treue"-Begriffs im Nationalsozialismus vgl. Gross, „Treue".

[373] DLA, A:Stapel, Gustav Pezold an Wilhelm Stapel, 11. August 1933.

[374] Pars pro toto mag hierfür ein Blick auf die 1933 einige hundert Mitglieder zählende Germanische Glaubens-Gemeinschaft genügen: Mit ihrer Sensorik für die christentumsfeindlichen Elemente der NS-Ideologie war die nationalsozialistische „Machtergreifung" von ihren Mitgliedern zuvorderst mit der Hoffnung begrüßt worden, dass im Dritten Reich die seit dem späten Kaiserreich vergeblich eingeforderte rechtliche Gleichstellung ihres Verbands erfolgen werde. Angesichts dessen, dass das NS-Regime aus Gründen der Systemstabilisierung den Ausgleich mit den etablierten Kirchen anstrebte, war diese Hoffnung jedoch illusorisch – von der innerhalb der Germanischen Glaubens-Gemeinschaft gehegten Zuversicht auf eine „Anerkennung ihres Glaubens als offizielle Religion des neuen Reiches" (Schnurbein, Suche, bes. S. 183 f.) ganz zu schweigen.

[375] Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 610.

ternierten Eingeständnis durchringen, dass viele ihrer gehegten Wünsche und „zum Ausdruck gebrachten Hoffnungen und Erwartungen“ an den NS-Staat „nicht in Erfüllung gehen würden“[376]. Gut erforscht sind etwa die „zwischen Kritik und Affirmation“[377] oszillierende Haltung Ernst Jüngers gegenüber dem „Dritten Reich“ sowie die spezifischen Enttäuschungserfahrungen des Soziologen Hans Freyer.[378] Auch bei Carl Schmitt „trat spätestens 1935 eine Ernüchterung ein, nachdem es offenbar war, wie sehr sich die Wirklichkeit des Nationalsozialismus von den ursprünglichen Visionen einer tatsächlichen Abkehr von Parteienegoismus und Interessenpolitik entfernt hatte“[379].

Die distanzierte und reservierte Haltung der neuen Machthaber rief bei Grimm, Kolbenheyer und Stapel indes nicht nur Entrüstung darüber hervor, um die verdienten Früchte ihres langen und angeblich so aufopferungsvollen Kampfes gegen die Weimarer Republik gebracht worden zu sein. Verstärkend wirkte die gleichzeitige ernste Sorge, dass sich ein Übergehen der von ihrer Generation angebotenen Ratschläge und Hilfestellungen früher oder später zu einer existenziellen Krise des NS-Staats auswachsen müsse. Diese Gefahr erschien besonders deshalb als eklatant, da die nachrückende Generation in ihren Augen viel zu früh und ohne hinreichende Vorbereitung in einflussreiche politische Ämter gelangt war. Im Februar 1934 geißelte Kolbenheyer die Beratungsresistenz dieser jungen Nationalsozialisten als ein „gänzliche[s] Versagen“ gegenüber ihrer „geistigen u[nd] moralischen Verpflichtung“[380]. Ihre Weigerung, sich an den Ratschlägen ihrer „Vorkämpfer“ zu orientieren oder ihnen zumindest wissbegierig und ehrfurchtsvoll zu lauschen, ließ Kolbenheyer „an dem Bestand der jetzigen Organisation des Staates zweifeln“. Der Nationalsozialismus, so glaubte er, müsse sich schon um seiner selbst willen „dahin durchfinden, daß er an die Leistungen derer anknüpft, die völkisch gehandelt haben u[nd] gewesen sind, ehe er war“[381]. Andernfalls stehe früher oder später sein Zusammenbruch zu befürchten.

Der Typ des jungen, bedingungslos strebsamen Aufsteigers mit unzulänglichen Sachkenntnissen wurde in den Korrespondenzen Grimms, Kolbenheyers und Stapels zu einem häufig beschworenen Privatfeindbild. Eine Beschreibung der Charakterzüge jener Aufsteiger durch Stapel im Frühjahr 1934 erinnert dabei unwillkürlich an Heinrich Manns „Untertan“ Diederich Heßling: Stapel störte sich vor allem an dem allgegenwärtigen, selbstüberschätzenden „Führerdünkel“ der jungen Nationalsozialisten, in denen „schamlose Unterwürfigkeit gegen oben“ und ebenso „schamlose Rücksichtslosigkeit gegen unten“[382] eine unheilvolle Verbindung eingegangen sei. Die hieraus entstandene Mentalität schien Stapel umso

376 Puschner, Strukturmerkmale, S. 466.
377 Kiesel, Kritik.
378 Vgl. Muller, Enttäuschung.
379 Mommsen, Mythos, S. 135.
380 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 10. Februar 1934.
381 Ebd.
382 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 28. Februar 1934. Zur Figur von Diederich Heßling aus historischer Perspektive vgl. Wirsching, Kronzeuge.

abstoßender, als alle „geistige[n] Werte“ unter dem Gebrauch „banalster Phrasen“ mit Füßen getreten würden. Durch die unreflektierte Erweiterung ihres Feldzugs „gegen den bürgerlichen Intellektualismus […] auf *alles* Geistige“ hätte die nationalsozialistische „*Jugend*“ lediglich ihren eklatanten Bildungsmangel unter Beweis gestellt. Angesichts eines solch „unfähige[n] Führertum[s]“ drohe der NS-Staat in „Lebensgefahr“ zu geraten. Hier, so Stapel, „in dieser Sorte Mensch“, werde „der Totenwurm des Dritten Reiches ausgebrütet“[383]. Trotz aller ausführlichen und eloquenten Kritik blieb bei alledem Stapels grundsätzliche Befürwortung des „Dritten Reichs“ gleichwohl unangetastet. Dies galt insbesondere für die Person Hitlers: „Einstweilen nähren sich diese Maden von dem ungeheuren Schatz des Vertrauens, den sich Hitler im Volke erworben hat. Aber sie *fressen* diese Autorität *auf*.“[384]

Dass Stapel keineswegs allen maßgeblichen NS-Funktionseliten denselben Respekt entgegenbrachte wie Hitler, lässt sich einem Brief an Kolbenheyer vom September 1935 entnehmen. Vor dem Hintergrund der rigiden Presselenkung im NS-Staat[385] warf Stapel vor allem den beiden nationalsozialistischen Chefpropagandisten, Joseph Goebbels und Alfred Rosenberg, vor, dieselbe planmäßige Marginalisierung unliebsamer Autoren zu betreiben, die in der Zeit vor 1933 der liberalen „Judenpresse“ angelastet worden war.[386] Auf die Weisungen von Goebbels und Rosenberg werde alles „*systematisch* […] *totgeschwiegen*“, was „nicht aus dem Parteibuch, der SA und SS hervorgewachsen“ sei. Diese Technik hätten Goebbels und Rosenberg „von den Juden übernommen“: „Man *kämpft* nicht, sondern man *diffamiert* durch deutliche *Entziehung der Gnade*“[387].

Obgleich nach der NS-„Machtergreifung“ zum Präsidialmitglied der Reichsschrifttumskammer, zum Senator der Preußischen Akademie der Dichtkunst sowie zum Senator der Deutschen Akademie in München berufen, empfand sich auch Grimm im August 1934 als ohnmächtiger Statist im nationalsozialistischen Kulturbetrieb. Zum Ausdruck brachte Grimm seine Enttäuschung darüber, dass ihm jener Einfluss verwehrt wurde, der ihm seiner Meinung nach aufgrund seines Lebenswerks zustand, im August 1934 etwa in einem Brief an Hans Friedrich Blunck, den damaligen Präsidenten der Reichsschrifttumskammer. Der Durchorganisation der Politik nach dem „Führerprinzip“ stimmte Grimm zwar zu, die gerechte und ordnungsgemäße Hierarchie sah er im „Dritten Reich“ jedoch geradezu auf den Kopf gestellt:

„Meine Enttäuschung steht auf einem anderen Blatt. Ich erwartete, daß ein Stand entwickelt werden sollte mit Standesbewußtsein und Leistungen. Ich erwartete, daß der großen Idee des ständischen Staates […] nun die erste Gelegenheit gegeben werden sollte. Ich erwartete ein

383 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 28. Februar 1934 (Herv. i. Orig.).
384 Ebd. (Herv. i. Orig.).
385 Vgl. Abel, Presselenkung; Hagemann, Presselenkung; Kübler, Lenkung. Zugleich wurde jedoch auch auf begrenzte Möglichkeiten von freiem Journalismus nach 1933 hingewiesen: Krüger, Presse.
386 Vgl. Kap. 3.1.1.
387 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. September 1935 (Herv. i. Orig.).

rücksichtsloses Bekenntnis zur Qualität und Leistung. Ich sehe bis jetzt, daß sich eine neue Bürokratie bildet, die gewiß recht fleißig und wohlmeinend ist. Wenn man zum Stand will, kann man nur bei den Meistern und mit den Meistern des Standes und ihrer Leistung anfangen, scheint mir, und muß der Leistung ein Maß Verantwortung und ein Maß Recht vor allem einräumen."[388]

Seine Enttäuschung darüber, dass die völkisch-national orientierten „Meister" der Kunst nach 1933 nicht an die Spitze der Kulturpolitik gehievt worden waren, verschwieg Grimm auch nicht gegenüber Personen, die ihm nur flüchtig bekannt waren. Dies lässt sich an einem Brief zeigen, den Grimm im Dezember 1934 an den Trierer Chirurgen und Hobbyschriftsteller Herbert Schulzebeer sandte, der ihm zuvor ein Exemplar seines SA-Romans *Standarte „X"* (1934) hatte zukommen lassen. Grimm nutzte sein Antwortschreiben nicht nur für eine Danksagung, sondern zugleich für eine Skizze der inneren Unzulänglichkeiten im Herrschaftsgefüge des „Dritten Reichs". Er betonte zwar auch gegenüber Schulzebeer, die NS-Bewegung „von ihrem frühesten Bestehen an leidenschaftlich gewollt und für sie gearbeitet" zu haben, das durch die NSDAP errichtete „System" bezeichnete er jedoch als ein „menschliches und nationales Unglück". Seine persönlichen Möglichkeiten, auf eine Verbesserung der Zustände hinzuwirken, schätzte der Dichter dabei schon damals überaus pessimistisch ein: „Wir draußen, außerhalb der Partei, wir paar, die noch unabhängig sind, können nur Haltung zeigen; wir können aktiv nichts tun"[389].

Ähnlich fatalistisch äußerte sich wenige Monate später auch Kolbenheyer gegenüber Grimm. Man dürfe sich „keine Illusionen machen": Alles sei „am Werke […], uns womöglich auszuschalten." Das „kulturelle Leben" sei „Leuten in die Hand gegeben" worden, „die ihre Pöstchen durch 120-Perzentigkeit [sic!] zu halten" wüssten und „von keinerlei kultureller Leistung angekränkelt" seien. „Wir sind sozusagen ausgeliefert."[390] Konkreter Anlass und Hintergrund dieser Äußerung war eine gemeinsame Enttäuschung über die Entwicklung der Preußischen Akademie der Dichtkunst.[391] Die in anderen Bereichen offen befürwortete Gleichschaltungspraxis der Nationalsozialisten sollte in den Augen Grimms und Kolbenheyers vor der Kunst Halt machen. Bereits zum Jahresende 1933 hatte sich Kolbenheyer über die NS-Kulturpolitik, obschon selbst eindeutig einer ihrer Profiteure, ernüchtert geäußert. Gegenüber Stapel bilanzierte er, das „Dritte Reich" habe „noch durch nichts *bewiesen*, daß es die deutsche Dichtung wirklich zu schätzen"[392] wisse. Vielmehr sei bis dato „eine Gesinnungsblechmusik hochge-

[388] Brief von Hans Grimm an Hans Friedrich Blunck vom 31. August 1934, zitiert nach: Gümbel, Volk, S. 181.

[389] Hans Grimm an Herbert Schulzebeer vom 20. Dezember 1934, zitiert nach: Grimm, Schriftsteller, S. 180f.

[390] DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 7. Mai 1935.

[391] Anspruch und Erwartung, innerhalb der Akademie möglichst unabhängig von staatlicher Einflussnahme agieren und Entscheidungen treffen zu können, blieben illusorisch. Vgl. Mittenzwei, Untergang, bes. S. 299–384.

[392] DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 31. Dezember 1933 (Herv. i. Orig.).

lobt", während etwa das deutsche Theater zusehends der „Verwüstung" anheimfalle. Ebenso wie Grimm sah auch Kolbenheyer die eigentlichen „Meister" der deutschen Literatur von den Nationalsozialisten missachtet. Stattdessen würden, so der Dichter, ohne konkrete Namen zu nennen, bloße „Mittelwerte als die ‚Dichter' des Reichs ausposaunt und gefeiert."[393]

Wie bereits gezeigt[394], sah sich Stapel im Vergleich zu Grimm und Kolbenheyer nach 1933 mit der bei Weitem schärfsten öffentlichen Kritik konfrontiert. Diese Erfahrung erfüllte Stapel – nach einer kurzen Phase der Unterschätzung seiner Gegner – alsbald mit einer blinden, hilflos anmutenden Wut, hinter der sich die (subjektiv nachvollziehbare) Angst vor einer Exklusion aus der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft" verbarg. Gerade die Briefe, die er während eines monatelangen Konflikts mit der SS-Zeitschrift *Das Schwarze Korps* im Jahr 1935 an Kolbenheyer verfasste, legen hiervon beredtes Zeugnis ab. Die hoffnungslose Unterlegenheit, die Stapel in der direkten Auseinandersetzung mit den zum Teil weit über 20 Jahre jüngeren Angreifern zu spüren bekam, gaben den Anstoß zu einer tiefen inneren Entfremdung vom NS-Staat, die zwar nicht zu einer Beendigung, wohl aber Verminderung seiner Propagandabereitschaft für das Regime führte.[395] Die Gelassenheit, mit der Stapel – ehe er den Artikel selbst gelesen hatte – noch auf die erste Mitteilung eines „Angriffs" durch das *Schwarze Korps* reagiert hatte[396], verflog sehr rasch. Spätestens als er mit dem Vorwurf konfrontiert wurde, ein verkappter Gegner des Nationalsozialismus zu sein, sah sich Stapel zu einer Reaktion genötigt: „Ich muss darauf antworten, schon ehrenhalber"[397]. Insbesondere das höhnische Überlegenheitsgefühl, das in den weiteren Artikeln des *Schwarzen Korps* zum Ausdruck kam, brachte Stapel zunehmend in Rage. „Es gibt nichts Aufreizenderes als Feigheit, die aus geschützter Stellung Gewalt übt", echauffierte er sich im Juli 1935 gegenüber Kolbenheyer. „‚Schwarzes Korps'? Schwarze Schmach!"[398]

393 Ebd.

394 Vgl. Kap. 5.2.2.

395 Zu Stapels Propaganda für das „Dritte Reich" vgl. Kap. 5.3.2.

396 Stapel war vom Verlag telefonisch über den ersten gegen ihn gerichteten Artikel im *Schwarzen Korps* benachrichtigt worden. Der Artikel sei ihm dabei als „der moralisch schwierigste Angriff" geschildert worden, der seit der Übernahme des *Deutschen Volkstums* auf ihn unternommen worden sei. „Die SS scheint es fertig gebracht zu haben, die Juden und Zentrumspfaffen, die mich bisher am ärgsten zausten, zu überbieten im Rekord polemischer Gemeinheit. Aber es wird weiterziehen. Wir alle werden von dem Untermenschentum, das mit der Revolution von 1933 auch hochgekommen ist und das sich nicht gezügelt fühlt, noch viel zu leiden haben" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 22./23. April 1935).

397 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 21. Juli 1935. Auch in seiner Zeitschrift reagierte Stapel auf die Vorwürfe und belegte anhand seiner Tätigkeiten während der Weimarer Republik die Haltlosigkeit der Vorwürfe, er sei ein Gegner des Nationalsozialismus gewesen. Vgl. Stapel, Stapel [1935].

398 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 25. Juli 1935. Mit „Schwarze Schmach" griff Stapel ein in der völkischen und nationalkonservativen Publizistik der Weimarer Republik weitverbreitetes, rassistisches Schlagwort auf, das auf den Einsatz farbiger Kolonialsoldaten durch Frankreich während der alliierten Rheinlandbesetzung gemünzt war. Dieser

Als sich der Konflikt in der Folgezeit zuspitzte und das *Schwarze Korps* „nicht nur irrig[e], sondern zum Teil mit kalter Bosheit wissentlich gefälscht[e]“[399] Vorwürfe erhob, reagierte Stapel zunehmend irrational. Dies war auch maßgeblich dadurch bedingt, dass sich ihm keine Aussicht auf eine Besserung seiner Position und keine wirkungsvolle Möglichkeit der Selbstverteidigung bot. Zunächst erging sich Stapel in Rachefantasien gegen seine Angreifer: Von „verschiedenen Seiten“, so Stapel am 16. August 1935, sei an ihn herangetragen worden, er könne „etwas mit dem Knüppel über den Kopf kriegen oder plötzlich erschossen werden“. „*Gerade deshalb*“ wollte er jedoch „der Gemeinheit keinen Schritt weichen.“ Er „hänge nicht am Leben. Der einzige Wunsch, den ich hätte, wäre der, den Angreifer mit in den Tod hinüberzunehmen“, um ihn so „im Jenseits noch zu demütigen.“[400] Wenige Tage später erklärte er sich in einer Besprechung mit Kollegen der HVA und deren Direktor Benno Ziegler gar dazu bereit, dem Schriftleiter des *Schwarzen Korps*, Gunter d'Alquen, „eine Pistolenforderung [zu] senden“[401].

Diesen ihm schon kurze Zeit später selbst „komisch pathetisch“ anmutenden Gedanken ließ Stapel zwar alsbald wieder fallen, liebäugelte in grauer Theorie jedoch weiterhin mit der Idee eines Duells – schließlich müsse man es „auch dummen Jungens einmal zeigen“. Aus diesem Blickwinkel bekomme „das Komische einen ernsthaften Sinn und das Pathetische eine solide Nüchternheit“[402]. Kurz nachdem Stapel Ende August 1935 schließlich ein Ehrengerichtsverfahren gegen Gunter d'Alquen beantragt hatte, schien ihm wiederum die Verschwörungstheorie plausibel, dass insgeheim ein Mordkomplott gegen ihn geschmiedet worden sei: „Den ganzen Zweck der Angriffe“, so schrieb er an Kolbenheyer, „sehe ich darin, daß man mich auf die schwarze Liste der SS bringen will. Das ist sicher gelungen. Bei der nächsten Gelegenheit… Daran ist nichts zu ändern“[403]. Auf dem Höhepunkt des Konflikts mit dem *Schwarzen Korps* weitete sich Stapels Frustration schließlich zu einem prinzipiellen Zweifel an der Qualität des deutschen Volkscharakters aus – eine Reaktion, die auf Befindlichkeiten Stapels nach 1945 vorausdeutet.[404] Die Person Hitlers blieb zwar nach wie vor über alle Zweifel erhaben, Stapel befürchtete jedoch, dass Hitler sich womöglich gegen die gesammelte Inferiorität und den „inneren Schweinehund in der deutschen Volkssubstanz“ letztendlich nicht werde behaupten können. Wer in Deutschland auf jenen „Schweinehund“ setze, irre nie:

„Ich teile Dein Volksvertrauen nicht. Ein Hauptbestandteil der deutschen Rasse ist das Schweinshündige. Von Anfang an. Schon die alten Römer wußten und benutzten das. […] Die ganze deutsche Geschichte ist voll von […] Schofeltaten und […] Schofelgesinnung. Es sind immer

wurde von breiten Teilen der Öffentlichkeit als bewusster Affront, als Schmach und Entehrung wahrgenommen. Vgl. hierzu: Martin, Kampagne; Wigger, Schmach; Koller, Schmach.

399 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 16. August 1935.

400 Ebd. (Herv. i. Orig.).

401 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 19. August 1935.

402 Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 22. August 1935.

403 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 4. September 1935.

404 Vgl. Kap. 6.1.

nur einzelne Männer gewesen, die aus dem Pack für kurze Zeit etwas gemacht haben […] Wird Hitler, herabgezogen von den Bleigewichten der Nichts-als-Agitatoren, der Weltanschauungsliteraten, der Parteieiferer, der Schulungsbonzen, und schließlich der Denunzianten, Streber, Schmeichler und Arschkriecher aller Art, wird er, der dieses Gesindel *auch* brauchte, um den ersten und einzigen Versuch einer ‚deutschen Demokratie' in den Mülleimer zu beseitigen, wird er das deutsche Volk und Reich moralisch restituieren?"[405]

Durchaus folgerichtig blieben Stapels Hoffnungen in der Folgezeit hinsichtlich der weiteren Entwicklung des „Dritten Reichs" ganz auf Hitler konzentriert – ein Phänomen, das durchaus der Intention der NS-Propaganda entsprach.[406] Stapels Wunsch ging vor allem dahin, Hitler möge „einmal in diese ganze[n] Kultur- und Bildungskämpfe" hineinschlagen, damit „das *Subalterne*"[407] verschwinde. Als sein Antrag auf ein Ehrengerichtsverfahren gegen Gunter d'Alquen am 14. Oktober 1935 ohne nähere Begründung abgelehnt wurde, überwog wieder deutlich Stapels ohnmächtige Empörung: „Die Scham ist aus der Welt geschwunden, und die Ehre ist nur ein Wort in Propagandareden"[408]. Und wenige Tage später: „Es ekelt mich, Volksgemeinschaft mit solchem Lumpengesindel zu haben, wie es hier von Ehre lärmt und Ehre verrät"[409].

Die auch schon in der politischen Sprache der Weimarer Republik permanent und – mit Ausnahme der Kommunisten – lagerübergreifend beschworene „Volksgemeinschaft"[410] hatte Stapel schon vor 1933 als eine hohle Phrase wahrgenommen und nicht als gesellschaftliche Leitvorstellung gelten lassen.[411] Dies änderte sich auch im „Dritten Reich" nicht. Der Begriff „Volksgemeinschaft", so Stapel im Mai 1935, schmeichle lediglich dem „breiten Publikum" und gaukle eine in Wahrheit nicht vorhandene Gleichheit und Gleichwertigkeit vor. Es sei lächerlich, wenn etwa „[Max] Planck, der Mann der Quantentheorie, mit Piefke zusammen Betriebsgemeinschaft" mache. „Tausend Piefkes" könnten „nicht die Verteilung und Bedeutung des Planktons im Weltmeer oder die sich entwickelnde Idee der Schlacht bei Tannenberg ‚erarbeiten'. Es ist ja ein Unsinn; Götzendienst der Masse, die vergottet wird"[412]. Die „sogenannte ‚Volksgemeinschaft' von heute" galt Stapel lediglich als „euphemistischer Ausdruck für ‚Masse'."[413]

405 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. September 1935 (Herv. i. Orig.).
406 Vgl. Kershaw, Hitler-Mythos, bes. S. 46–89. Stapels geradezu dichotomische Gegenüberstellung von Gefolgschaft einerseits und „Führer" andererseits illustriert die hohe Suggestionskraft des nach 1933 propagandistisch forcierten „Hitler-Mythos". Vgl. dazu auch Sommersberg, Hitler-Mythos.
407 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 26. September 1935 (Herv. i. Orig.).
408 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 16. Oktober 1935.
409 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 18. Oktober 1935.
410 Wie anschlussfähig der schillernde Begriff „Volksgemeinschaft" auch weit jenseits des rechten Lagers war, zeigt sich nicht zuletzt an dem Sachverhalt, dass Friedrich Ebert den Begriff in seinen Reden als Reichspräsident „[s]chon fast gebetsmühlenartig beschwor" (Mühlhausen, Ebert, S. 816). Weiterführend zur Begriffsverwendung während der Weimarer Republik: Wildt, Volksgemeinschaft.
411 Vgl. Kap. 2.2.1.
412 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 14. Mai 1935.
413 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 22. August 1935.

Die in diesem Kapitel skizzierten privaten Enttäuschungserfahrungen dürfen indes nicht zu der Annahme verleiten, Grimm, Kolbenheyer und Stapel hätten sich vom NS-Staat ostentativ distanziert oder gar in eine „Innere Emigration" begeben. Das folgende Kapitel wird zeigen, dass private Enttäuschungserfahrungen und öffentliche Propagandabereitschaft für das Regime vielmehr parallel liefen. Alle drei Autoren sahen es als ihre moralische Pflicht an, das „Dritte Reich" wo immer möglich zum praktisch Bestmöglichen mitzugestalten, trotz all in ihren Augen evidenter Mängel und Unzulänglichkeiten. Zugleich waren sich Grimm, Kolbenheyer und Stapel angesichts ihrer Rolle als Wegbereiter und Vorkämpfer des Nationalsozialismus aber auch darüber im Klaren, dass ihr persönliches Schicksal irreversibel mit jenem des NS-Staats verbunden war. Der Überzeugung, dass ein Zusammenbruch des Regimes zugleich den eigenen Untergang besiegeln würde, verlieh Stapel im Oktober 1934 am deutlichsten Ausdruck:

„Es ist doch so: *Wenn* ein Umschwung käme, so würde *mein* Kopf mit zuerst fallen. Denn wenige sind den Juden und dem Linkszentrum so verhaßt wie ich, infolge meines vierzehnjährigen Kampfes. Mein *persönliches Schicksal* ist also existenziell mit dem Schicksal des Nationalsozialismus verbunden."[414]

### 5.3.2 Bereitschaft zur Propaganda

> *Wir erleben also wirklich den Umschwung. Das deutsche Volk ist wieder mal der Bevormundung der Fremden satt geworden u[nd] will selbst führen u[nd] denken. Wie dankbar bin ich dem Geschick einen kleinen Teil beitragen zu dürfen![415]*

Trotz aller Enttäuschungserfahrung erachteten Grimm, Kolbenheyer und Stapel die Etablierung des „Dritten Reichs" grundsätzlich als eine historische Errungenschaft nicht nur der NSDAP, sondern des gesamten deutschen Volks, jedenfalls soweit dieses „nationalen Empfindungen zugänglich"[416] war, um eine verbrämende Formulierung Stapels aufzugreifen. Es war ein Basiskonsens der drei Autoren, dass die politischen und gesellschaftlichen Zustände im NS-Staat ungeachtet ihrer Unvollkommenheit jenen der Weimarer Republik unbedingt vorzuziehen waren. Für einen politischen Neubeginn und moralischen Wiederaufbau der Deutschen war ihnen seit jeher die Zerschlagung des Parlamentarismus und die Unterdrückung jedes öffentlichen Einflusses mutmaßlich „undeutscher", vor allem jüdischer, linksliberaler und kommunistischer Intellektueller, als zwingend notwendig erschienen. Um letzteres zu gewährleisten, drängten alle drei Autoren auf weitreichende Berufsverbote, besonders im Bereich der Publizistik und der Universitäten. Stapel hatte dies schon 1932 in dem Sammelband *Was wir vom National-*

414 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 9. Oktober 1934 (Herv. i. Orig.).
415 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 10. Mai 1933.
416 Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 455.

*sozialismus erwarten* hinreichend klargestellt.[417] Grimm äußerte am 18. November 1933 gegenüber Hans Friedrich Blunck seine feste Überzeugung, dass in allen „freien Berufen der Jude in Zukunft und jedenfalls eine Weile ganz ausgeschaltet"[418] werden müsse, womit er bereits beschlossenes (Un-)Recht der Nationalsozialisten gleichsam sanktionierte.[419] Kolbenheyer begrüßte im April 1933 besonders die Entfernung der „Überzahl der Juden aus dem Lehrkörper"[420] der deutschen Universitäten. Wenige Wochen zuvor hatte er mit Blick auf die Presse noch ungeduldig moniert, dass alles „noch voll von Leuten" sei, die „durch die Schule Ullstein, Mosse gegangen" seien oder „wenigstens die dortigen Urteile u[nd] Meinungen als maßgebend empfunden"[421] hätten. Entsprechend stießen die Gleichschaltungsmaßnahmen des NS-Regimes bei Kolbenheyer ebenso auf Zustimmung wie bei Grimm und Stapel, der das Ende der „liberale[n] Geistesfreiheit und Pressefreiheit" im *Deutschen Volkstum* als einen hochwillkommenen Ausdruck nationalsozialistischer Staatsräson begrüßte.[422]

Hans Grimms Erklärungen zum 12. November 1933 – Am 12. November 1933 fand neben der Reichstagswahl zugleich eine Volksabstimmung über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund statt.[423] Zu diesem Anlass stellte Grimm auf direkte Aufforderung Berlins eine Propagandarede für den Rundfunk zur Verfügung. Dazu aufgefordert hatte ihn Wilhelm Haegert[424], damals Leiter der Abtei-

417 Stapel hatte seine Forderung nach Berufsverboten unter „Professore[n], Ministerialbeamte[n], Schulräte[n], Direktoren usw." gar auf alle Angehörigen der SPD ausgeweitet (Stapel, Forderungen [1932], S. 154). Die Juden wollte er aus dem gesamten Bereich des „Richten und Erziehens" ausgeschlossen wissen (Stapel, Versuch [1932], S. 189).

418 Zitiert nach: Gümbel, Volk, S. 174. Grimm betonte in demselben Brief weiterhin: „Ich bin aber nicht der Meinung, dass wir die Juden, die geschrieben haben und ordentlich waren, samt und sonders ausschalten und in ihrer Lebensnot etwa nach Osten treiben sollen, wohin sie allein noch können, um dort hinzubringen, was sie bei uns gelernt haben" (ebd.).

419 Zu verweisen ist hier vor allem auf das am 4. Oktober 1933 verabschiedete Schriftleitergesetz. Es legte fest, dass an Zeitungen und Zeitschriften nur Personen mitarbeiten durften, die „arischer Abstammung […] und nicht mit einer Person von nichtarischer Abstammung verheiratet" waren. Für sämtliche Redakteure und Mitarbeiter war die Mitgliedschaft in der Reichspressekammer künftig obligatorisch. Vgl. Reichsgesetzblatt 1933/I, S. 713–717.

420 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 28. April 1933.

421 DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 6. März 1933.

422 Vgl. Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 15 (1933), S. 751: „Die liberale Geistesfreiheit und Pressefreiheit ist freilich unwiderbringlich [sic!] dahin – wie wir das seit Jahren gewünscht haben. Man stelle sich Deutschland vor, wenn jetzt ‚Pressefreiheit' in seinen Grenzen herrschte. […] [E]s würden alle Feinde des neuen Staates aus dem In- und Ausland das Chaos herbeiführen helfen. Es kann und darf jetzt keine Pressefreiheit geben. Und es soll auch künftig keine wieder geben."

423 Für den Austritt aus dem Völkerbund votierten 95,1% der abgegebenen Stimmen. Die „Wahl" des Reichstags war freilich eine Farce, da nach gewaltsamen Verboten und aufgenötigten Selbstauflösungen der Weimarer Parteien nur mehr eine nationalsozialistische Einheitsliste zur Wahl stand. Diese erhielt eine Zustimmung von 92,1%, vgl. Winkler, Weg, Bd. 2, S. 31.

424 Vgl. Brief von Hans Grimm an Joseph Goebbels vom 21. März 1934, zitiert nach: Grimm, Schriftsteller [1980], S. 164.

lung „Propaganda“ im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda.[425] Grimm betonte in seiner Rede, dass es dem Nationalsozialismus wie keiner politischen Bewegung der deutschen Geschichte vor ihm gelungen sei, „im breiten Volke deutlich zu machen, daß es keinen deutschen Nutzen gebe, es sei denn ein gemeinsamer Nutzen“[426]. Die in dieser Verneinung des Individualismus angelegte „Reformation“ des deutschen Volks galt es in den Augen Grimms am 12. November durch ein klares Votum zugunsten der NSDAP und gegen den Völkerbund zu „bezeug[en]“. Die Weltöffentlichkeit müsse durch die Abstimmungen „über jeden Zweifel“ erkennen, dass „ihr von diesem Tage an der Wille des ganzen Volkes durch den Kanzler Adolf Hitler“ gegenüberstehe. Grimm ließ es sich nicht nehmen, den Austritt aus dem Völkerbund gar zu einem Ausdruck deutschen Friedenswillens zu verklären: Die Welt solle durch ein einstimmiges Votum erfahren, dass „der größte Schritt zu einem Frieden getan“ sei, in welchem „unzweideutiges Aussprechen zu klarem Erkennen“ führe. „Und das heißt: Zu einem echten Frieden durch den Willen statt zu einem falschen Frieden durch Waffen.“[427]

Ergänzend zu seiner Rundfunkansprache verfasste Grimm auch einen Aufsatz über die Abstimmungen am 12. November 1933. Da Grimm in diesem Fall seine Aufgabe nicht zur vollen Zufriedenheit des Propagandaministeriums erledigte, wurde dort auf eine Verwendung des Texts allerdings verzichtet. In die Öffentlichkeit drangen Grimms Ausführungen jedoch durch eine weitere Rede, die auf dem Aufsatz basierte und die Grimm „vor sehr großer Hörerschaft in Ludwigshafen und großer Hörerschaft in Wetzlar“[428] hielt. In der mit „Um was es am 12. November 1933 nicht geht“ betitelten Ansprache hob Grimm hervor, dass Voten für die NSDAP und den Völkerbundaustritt dem „gewaltigen geordneten Suchen des *ganzen* Volkes für die Zukunft und für die *ganze* Jugend“ zu Gute kämen. Nur durch die nationalsozialistische Partei werde der innere Zusammenhalt „bei dem Aufbruch und Marsche der Millionen“ gewährleistet. „Und was“, so Grimms rhetorisch gemeinte Frage, „wäre dawider [sic!] zu sagen? Das Ziel ist Deutschland und sonst nichts“[429].

Warum aber stieß Grimms Aufsatz trotz dieses klaren Appells im Propagandaministerium auf so wenig Gegenliebe? Ausschlaggebend hierfür war, dass Grimm in seiner Auflistung jener Dinge, die am 12. September für die Stimmabgabe nicht ausschlaggebend sein sollten, Missstände im NS-Staat zur Sprache brachte: Weder, so Grimm, dürfe es bei dem Votum um „persönliche Angelegenheit[en]“ gehen, noch um „die Zustimmung zu irgendeinem Unrecht in eigener Nähe“. Auch stehe nicht „die Zustimmung zu irgendeiner zufälligen Lauheit und Überheblichkeit“

425 Eine Zusammenstellung der einzelnen Abteilungen des Ministeriums und ihrer Leiter bietet: Mühlenfeld, Kommissariat, S. 82f. Weiterführend zum Propagandaministerium: Mühlenfeld, Kommissariat; Dahm, Reichskulturkammer.

426 Zitiert nach: Franke, Grimm, S. 50f.

427 Ebd.

428 Vgl. Brief von Hans Grimm an Joseph Goebbels vom 21. März 1934, zitiert nach: Grimm, Schriftsteller, S. 164.

429 Grimm, November [1933], S. 33. (Herv. i. Orig.).

oder „dummen Servilität“ zur Debatte. Weiterhin dürften auch nicht einzelne Funktionäre, die man „aus der Nähe etwa als Halunken oder auch als Schwätzer“[430] kennengelernt habe, über das Ja oder Nein bei den Wahlen entscheiden. Vielmehr müsse an das Wohl und Wehe der deutschen Jugend gedacht werden, welches Grimm irreversibel an den Erfolg und die Prosperität des NS-Staats geknüpft sah. Diese Gleichzeitigkeit von nationalsozialistischer Bekenntnistreue und Detailkritik ließ sich mit den an unbedingter Gefolgschaft ausgerichteten Leitvorstellungen des Propagandaministeriums freilich nicht vereinbaren. So blieb der Text ungenutzt.[431]

Hans Grimms „Amerikanische Rede“ – Einschlägige Propagandaarbeit für das NS-Regime leistete Grimm auf dem „Deutschen Tag“ in New York im Oktober 1935, zu dem er durch den Deutsch-Amerikanischen Nationalbund eingeladen wurde.[432] Der Kontakt zwischen Grimm und den Veranstaltern war durch den Volksbund für das Deutschtum im Ausland vermittelt worden, der zugleich die Reisekosten Grimms mitfinanzierte.[433] Anlass der Feierlichkeiten war das 250. Jubiläum der deutschen Einwanderung in die USA.[434] Darüber hinaus stand der „Deutsche Tag“ jedoch unverkennbar im Zeichen einer emphatischen Bejahung des Nationalsozialismus. Bereits im Vorfeld hatten die Organisatoren gegenüber Grimm herausgestellt, dass der „Deutsche Tag“ darauf abziele, auch in den USA „die in der Heimat zur Tat gewordene Volkskameradschaft in die Herzen aller Deutschstämmigen zu tragen“[435]. In diesem Geist wurden in New York zwischen 1934 und 1937 insgesamt vier „Deutsche Tage“ veranstaltet.[436]

1935 stand die Veranstaltung unter dem Motto „Das ganze Deutschtum soll es sein“ – eine Variation der bekannten Losung „Das ganze Deutschland soll es sein!“ aus Ernst Moritz Arndts Gedicht *Des Deutschen Vaterland* (1813). Damit knüpften die Veranstalter an ein weiteres einschlägiges, ideologisch durchtränktes

430 Ebd., S. 32.
431 Vgl. Mittenzwei, Untergang, S. 379.
432 Vgl. Gümbel, Volk, S. 177.
433 Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Hannoverscher Kurier, 4. September 1935. Grimms Verbindung zu dem Volksbund (bis 1933: Verein) für das Deutschtum im Ausland (VDA) geht mindestens bis auf den April 1927 zurück, als Grimm anlässlich einer Veranstaltung des VDA, zu der „einschließlich unserer Schulgruppenjugend etwa 20 000 Menschen“ erwartet wurden, um einen Beitrag für ein Sonderheft der Verbandszeitschrift *Deutsche Welt* gebeten wurde. Der VDA teilte mit, in seinen „Zeitschriften und dem Rundbrief die Mitglieder und Freunde unseres Vereins nachdrücklich auf ‚Volk ohne Raum‘ hingewiesen“ zu haben und dies auch weiterhin „bei jeder sich bietenden Gelegenheit wieder tun“ zu werden (DLA, A:Grimm, Verein für das Deutschtum im Ausland an Hans Grimm, 5. April 1927). Die Geschichte des VDA ist nur für die Zeit des Kaiserreichs gut erforscht, vgl. Weidenfeller, VDA. Die Verbandsgeschichte während der Weimarer Republik ist hingegen ein Desiderat der Forschung. Für die Zeit des „Dritten Reichs“ liegt eine publizierte Magisterarbeit vor (Luther, Volksbund).
434 Die exakte Datierung der Gründung von „Germantown“ wich dabei um zwei Jahre ab, vgl. Ruth, Settlement.
435 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Eugen Kalkschmidt, 20. September 1935.
436 Kipphan, Propaganda, S. 54.

Jubiläum an: den Todestag Arndts, der sich im Januar 1935 zum 75. Mal jährte.[437] Grimms Rede kam „ohne irgendeine Weisung oder nur Erklärung eines Amtes von Berlin aus" zustande, wie der Dichter nach seiner Rückkehr aus den USA gegenüber dem Schriftsteller Waldemar Glaser hervorhob.[438] In der Tat wurde die Rede in der Reichshauptstadt lediglich passiv zur Kenntnis genommen. Eine am Vortag der Veranstaltung ausgegebene NS-Pressemitteilung über den „Deutschen Tag" in New York bezeugt die weitgehend desinteressierte Haltung des Propagandaministeriums: „Die DNB-Berichte sollen darüber gebracht werden, jedoch keine eigenen Meldungen."[439] Dessen ungeachtet fungierte Grimm durch seinen Auftritt als ein „kulturelle[r] NS-Exportartikel"[440], der es als seine Aufgabe empfand, in den Vereinigten Staaten für das „Dritte Reich" zu werben.

Dem vordergründigen Anlass entsprechend begann Grimm seine New Yorker Rede – die vor etwa 15 000 Zuhörern stattfand[441] – mit einer kurzen Zusammenfassung der Geschichte deutscher Einwanderung in Nordamerika. Sein eigentliches Interesse bestand jedoch darin, weltpolitische Ausblicke „in die Gegenwart" und „in die Zukunft"[442] zu werfen. Dabei zeichnete er in seiner Darstellung der internationalen Lage des Jahres 1935 ein existenzielles Bedrohungsszenario für das „nordische" Abendland durch eine von Osten hereinbrechende Vermassung und Kulturlosigkeit: Überall, so mahnte Grimm, seien „die gedankenlosen und ganz kurzsichtigen Massen" gegen das „schöpferische Führertum" in Bewegung geraten. „Weit und breit" werde – zumal in den Großstädten – „der Massenmensch aufgeputscht" gegen den „mühsam heraufgezüchteten Leistungsmenschen", dem „Menschen nordischen Wesens"[443]. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, dass Grimm, der bis dahin stets nur Deutschland und England zu den elitären „Herrenvölkern" gerechnet hatte, seine erlesene Liste vor dem New Yorker Publikum um die Vereinigten Staaten ergänzte. Als die wesentliche Gemeinsamkeit dieser drei Völker konstruierte Grimm einen sozialdarwinistisch konnotierten „Menschheitsglauben", der die „nordischen" Völker vom Rest der Menschheit qualitativ abhebe. Jener Glaube gründe auf der Überzeugung,

„daß die Tüchtigen mehr Recht haben als die Untüchtigen […], daß die Ordentlichen mehr Recht haben als die Unordentlichen […], daß die Gesunden mehr Recht haben als die Kranken […], daß die Begabten mehr Recht haben als die Unbegabten […], daß die Schöpfer mehr

437 Zur propagandistische Verklärung Arndts im „Dritten Reich" vgl. Klausnitzer, Leib, S. 73–120; Vordermayer, Rezeption.

438 Der Brief ist abgedruckt in: Grimm, Schriftsteller [1980], S. 185–189, Zitat hier S. 186.

439 NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation. Bd. 3.2, bearb. v. Gabriele Toepser-Ziegert, hg. v. Hans Bohrmann, München [u. a.] 1987, S. 646. „DNB" steht für Deutsches Nachrichtenbüro, die zentrale Nachrichten- und Presseagentur des „Dritten Reichs" (Uzulis, DNB).

440 Gümbel, Volk, S. 215.

441 Ebd., S. 177. Vor seiner Abreise nach New York war Grimm nach sogar von 22 000 Zuhörern in der Madison Hall ausgegangen, vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Hans Windekilde Jannasch, 3. September 1935.

442 Hans Grimm, Rede [1935], S. 242.

443 Ebd., S. 255f. Zum Komplex der „Großstadtfeindschaft" vgl. Bergmann, Agrarromantik.

Recht haben als die Nachahmer […], daß die Besten, daß die Leistungsmenschen […] ihrer Volksgemeinschaft [und somit] dem gesünderen und glückhafteren Leben jedes einzelnen Erdenmenschen dienen. Aber zu dem Menschheitsglauben der Nordleute gehört noch eines, zu ihm gehört die unerschütterliche Überzeugung und der Wille und der Mut, daß eben wir Nordleute […] zu Vormännern dieser Erde berufen sind."[444]

Dem NS-Staat erwies der Dichter insbesondere durch die krude Behauptung einen Propagandadienst, der Nationalsozialismus sei mit dem Ziel angetreten, den skizzierten „Menschheitsglauben" auch zugunsten Englands und der USA zu verwirklichen. Um sich der nach Grimms Darstellung minderwertigen Völker des Ostens erwehren zu können, trete das nationalsozialistische Deutschland „für die Pflicht […], aber auch das Vorrecht der Leistung", der „Gesundheit" und der „Begabung" ein. In einer „Selbstbesinnung auf das Herrenrecht […], das mit *jedem* gesunden Menschen nordischen Wesens geboren" werde, praktiziere der NS-Staat einen „Sozialismus für den verhemmten Starken und nicht für den hemmungslosen Schwachen"[445]. Das „Dritte Reich" führte demnach den Kampf gegen den „aufgewühlten Massenmenschen" nicht nur um seiner selbst willen, sondern „für alle Menschen nordischen Wesens". Umso notwendiger sei eine Solidarisierung der USA mit dem Nationalsozialismus, zumal sein mögliches Scheitern verheerende Konsequenzen auch für England und die Vereinigten Staaten nach sich ziehen müsse. Rhetorisch ungelenk wie so häufig in seinen politischen Texten brachte Grimm diesen Gedanken in folgende Formel: „Wenn die Massenmenschen einen von uns überrennen, sind die drei Nordmänner vorbei, und ist die Erwartung aller tüchtigen Kerle auf den endlichen Sieg der eigenen guten Kraft betrogen"[446]. Die Verständigung zwischen Deutschland, England und den USA galt Grimm daher als eine historische Notwendigkeit von kaum zu überschätzender Tragweite und Bedeutung. Seine Propagandabehauptung, dass es dem „Dritten Reich" im Kern um die gleichsam solidarische Erfüllung eines übergreifenden „Menschheitstraumes" aller „Nordmänner" gehe, wiederholte Grimm im Juni 1936 in einem Artikel in Will Vespers Zeitschrift *Die neue Literatur*.[447]

Grimms Eindrücke aus New York wurden alsbald von seiner Beobachtung überschattet, dass „die amerikanische Presse […] keine Notiz"[448] von dem „Deutschen Tag" genommen habe. Dass seine Rede in den amerikanischen Medien weitestgehend unbeachtet geblieben war und entsprechend die erhoffte außenpolitische Wirkung nicht entfalten konnte, schrieb Grimm im Nachhinein vor allem der politischen Tendenz des „Deutschen Tags" zu, über die er allerdings bereits im Vorfeld unterrichtet worden war. Nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staa-

444 Grimm, Rede [1935], S. 259f.; Grimm, Gedanken [1936], S. 376.
445 Ebd., S. 262f. (Herv. i. Orig.)
446 Ebd., S. 265f.
447 Grimm, Gedanken [1936], S. 376: „Was aber Deutschland heute versucht, recht und auch schlecht gewiß und wie mit guten so auch mit noch unzureichenden Kräften, das ist, den neuen Glauben an die Menschheit endlich wiederzuholen und ihn aus einer schönen Phrase zu einer Wirklichkeit für alle weißen Menschen zu machen."
448 Gümbel, Volk, S. 177.

ten monierte Grimm, dass die Veranstaltung „weder amerikanisch noch deutsch" gewesen sei, sondern versucht habe, „beides zugleich zu sein". Dabei sei jedoch „das Deutsche" überbetont worden. Während das Publikum bei der amerikanischen Nationalhymne nicht mitgesungen habe, sei das Horst-Wessel-Lied „laut gesungen" worden. „Auf diese halbe Weise", so Grimm, habe „nichts gewonnen" werden können. Nur wenn die Deutschen in Amerika von ihrem „Amerikanertum" und nicht von ihrem „halben Deutschtum" her wirkten, könne „unsere deutsche Not drüben verstanden" und die „nordische Gemeinsamkeit" der „bedrohten weißen Herren in der Welt" erkannt werden.[449] Diese Voraussetzung sei in New York nicht gegeben gewesen.

Einen Achtungserfolg stellte die Amerikareise für Grimm jedoch immerhin finanziell dar: Die Eindrücke seines Amerikaaufenthalts, den er zugleich für Lesungen aus seinen Werken genutzt hatte[450], publizierte Grimm im Winter 1935 in zahlreichen deutschen Zeitungen unter dem Titel *Amerikanische Briefe*. Hierbei kamen Grimms exzellente Verbindungen zur deutschen Presse zum Tragen: Bereits vor der Abreise nach Amerika hatte er gegenüber dem Feuilletonleiter des *Hannoverschen Kuriers*, Kurt Voß, angekündigt, seine Reise als „Gelegenheit für fünf oder sechs Aufsätze" über die „Auslandsdeutschen" in den Vereinigten Staaten nutzen zu wollen. Als Voraussetzung dieses Unternehmens nannte Grimm das stattliche Honorar von 2500 Reichsmark[451] – ein Betrag, der etwas mehr als einem Drittel des Jahresgehalts eines preußischen Studienrats entsprach.[452] Auf Grimms Frage, ob sich dieses Budget durch die Kooperation mit anderen Zeitungen stemmen ließe, setzte sich Voß mit dem Schriftleiter der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung*, Eugen Mündler, in Verbindung, der sogleich Interesse an einer solchen Zusammenarbeit signalisierte.[453] Insgesamt, so betonte Voß gegenüber Grimm, sei jedoch die Kooperation von etwa zehn Zeitungen notwendig, um die geforderte Gage finanzieren zu können.[454] Grimm ließ daraufhin seine Kontakte spielen und konnte bereits nach weniger als drei Wochen an Voß vermelden, Verabredungen mit mehreren Blättern getroffen zu haben: Den *Bremer Nachrichten*, dem *Fränkischer Kurier*, den *Hamburger Nachrichten*, der *Königsberger Allgemeinen Zeitung*, den *Leipziger Neuesten Nachrichten*, den *Münchner Neuesten Nachrichten* und der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung*.[455] Jeder der insgesamt sechs „Amerikanischen Briefe" wurde schließlich mit 300 Reichsmark vergütet, wobei sich die beteiligten Zeitungen, die die „Briefe" parallel veröffentlichten, die Kosten teilten.[456]

[449] Grimm, Schriftsteller, S. 187 f.
[450] Vgl. Gümbel, Volk, S. 215.
[451] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Hannoverscher Kurier, 4. September 1935.
[452] Vgl. Müller-Benedict, Karrieren, S. 198.
[453] Die *Rheinisch-Westfälische Zeitung* hatte bereits im August 1922 einen „Brief über Südwest-Afrika" und zwei Jahre später eine Novelle von Grimm veröffentlicht. Vgl. DLA, A:Grimm, Rheinisch-Westfälische Zeitung an Hans Grimm, 7. August 1922 und 13. August 1924.
[454] Vgl. DLA, A:Grimm, Hannoverscher Kurier an Hans Grimm, 9. September 1935.
[455] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Hannoverscher Kurier, 27. September 1935.
[456] Gümbel, Volk, S. 215 f. informiert knapp über die Inhalte der rassistisch aufgeladenen Briefe.

Propaganda Stapels für Hitler und die NS-Judenpolitik in der Frühphase des NS-Regimes – Im *Deutschen Volkstum* kam zwar vereinzelt zum Ausdruck, dass sich die politische Entwicklung seit dem Januar 1933 nicht gänzlich mit Stapels Wunschvorstellungen deckte[457], faktisch aber stellte Stapel seine Zeitschrift nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung" sogleich in den Dienst des neuen Staates. Einem Brief an Kolbenheyer vom 7. September 1934 zufolge beabsichtigte Stapel, das *Deutsche Volkstum* im „Dritten Reich" als eine Plattform „positive[r] Kritik im höchsten und verantwortungsvollsten Sinne" zu etablieren. Demzufolge wollte er in erster Linie jenen „bedeutenden Autoren" eine Bühne bieten, die „von der NSDAP zwar nicht bekämpft, aber bei Seite gehalten" würden, die „erlaubt, aber nicht geliebt" seien. Dabei sollten explizit „nur solche Autoren" als Mitarbeiter herangezogen werden, „die *für* Hitler und den neuen Staat sind". Keinesfalls wollte Stapel „Meckerer" oder gar „getarnte Staatsfeinde"[458] zu Wort kommen lassen.

Ebenso wie Grimm äußerte sich auch Stapel im November 1933 zur Reichstagswahl und Abstimmung über den Austritt aus dem Völkerbund. Anders als der Dichter meldete sich Stapel jedoch nicht im Vorfeld, sondern erst nach der Wahl zu Wort, wobei sein Beitrag primär als Propaganda für Hitler persönlich und nicht für den NS-Staat als Ganzes konzipiert war. Dies erklärt sich auch daraus, dass der Artikel zeitlich mit seinem Vortragsverbot an der Universität Kiel zusammenfiel, bei dem sich Stapel zu seinem Ärger erstmals mit feindselig gesinnten Nationalsozialisten jüngeren Alters hatte herumschlagen müssen.[459] Der Ärger über dieses Scharmützel führte dazu, dass sich Stapels Hoffnungen umso stärker auf Hitler konzentrierten. Entsprechend schrieb er im Anschluss an die Abstimmungen vom 12. November, dass nicht daran zu zweifeln sei, dass die deutsche „Einigkeit" unmittelbar der „*Person Hitlers* selbst" gelte. „Es liegt hier die Bestätigung eines echten Führertums vor"[460]. Stapel argumentierte, dass der in den Wahlen zum Ausdruck gekommene „Gefolgschaftswille" nichts „Subalternes" darstelle, wie von „jüdische[n] Schriftsteller[n]" behauptet worden sei. Vielmehr habe man darin einen „Teil der *ewigen deutschen Romantik*" und eine „Urform des deutschen politischen Lebens" zu erkennen. Die Aufgabe jedes Volksbürgers bestehe nun darin, die neue politische Ordnung durch persönliche Treue gegenüber Hitler zu stabilisieren.[461]

[457] Vgl. Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 15 (1933), S. 311: „Unsere Zeitschrift hat die nationale Revolution *gewollt* und hat zu ihrem Teile daran mitgewirkt. Es wird sicherlich nicht alles so, wie wir es gedacht und gewünscht hatten. Die Erfüllung gleicht nie dem Wunsch. Wir bekennen uns gleichwohl zu dem aus der nationalen Bewegung neu entstandenen Staat, den wir zu unserem Teile mit herbeigeführt haben" (Herv. i. Orig.). Die Organisationswut der Nationalsozialisten in Angelegenheiten der Kunst ironisierte Stapel in dem Beitrag *Planwirtschaftlicher Wiederaufbau der deutschen Lyrik*, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsches Geistesleben 16 (1934), S. 125f.

[458] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. September 1934 (Herv. i. Orig.).

[459] Vgl. Kap. 5.2.2.

[460] Stapel, November [1933], S. 1004.

[461] „Der Kaiser war dem romantischen Glauben des deutschen Volkes nicht gewachsen, er sank dahin. Seine Gegenspieler, die Parlamentarier, waren dem romantischen Glauben

Auch der NS-Judenpolitik diente sich Stapel in der Frühphase des „Dritten Reichs“ propagandistisch an.[462] Dabei stellt der im Februar 1935 veröffentlichte Artikel *Besinnungen zur Judenfrage* das eklatanteste Beispiel einer apologetischen und desinformierenden Verharmlosung des Nationalsozialismus dar. Dem Artikel stellte Stapel die Feststellung voran, dass die NS-Judenpolitik nicht nach moralischen Maßstäben bewertet werden könne. Angemessen sei vielmehr eine dezidiert kollektivistische Perspektive, bei der das „Glück und Unglück einzelner Juden und jüdische[r] Familien“[463] nicht berücksichtigt werden sollte: Da es sich bei der „Judenfrage um ein *Völkerschicksal*“ handle, werde die NS-Judenpolitik „nicht dadurch ins Unrecht gesetzt“, dass „hier einem *guten* Juden Schlimmes widerfuhr“ und dort „eine *unschuldige* jüdische Familie weichen mußte.“ Man habe mit „geschichtliche[n] Vorgänge[n]“ zu tun, die „nicht mit den Kategorien eines Moralismus begriffen werden“ könnten, „der nur ‚gute‘ und ‚schlechte‘ ‚Menschen‘ und sonst nichts“ kenne. Vielmehr müsse die „Judenfrage“ nach Gesichtspunkten der „Biopolitik“[464] betrachtet werden.

Zugleich verglich Stapel das Schicksal der Juden in Deutschland mit jenem der Deutschen in Straßburg, im Memelland und in „östlichen und südöstlichen Ländern“ nach dem Ersten Weltkrieg. Er schlussfolgerte dabei, dass niemand, der sich nicht über das Schicksal der Deutschen in den genannten Gebieten entrüste, das Recht zu klagen habe, „wenn wir, um zu einer erträglichen deutschen Lebensordnung zu kommen, das Notwendige vollziehen: uns von den Juden zu trennen“[465]. Die zynische und perfide Ignoranz einer solchen Argumentation zeigt sich auch daran, dass es Stapel den jüdischen Emigranten moralisch anlastete, nach der Herrschaftsübernahme der NSDAP „in Massen“ Deutschland verlassen zu haben; zu einem solchen Exodus hätte es nie kommen können, hätten die Juden ein „gutes Gewissen“ gehabt. Niemand habe die Juden davon abhalten wollen, sich

ebenfalls nicht gewachsen, sie sanken dahin. Nun kam als Gegenspieler des Parlamentarismus Hitler, der – endlich – sein Reich auf diesen Glauben gründete. […] Aus Regierung und Volk ist Führer und Gefolgschaft geworden. Darum ist die *erträumte* Einigkeit *wirklich* geworden. Jetzt muß die *Konsequenz des Glaubens* gehalten werden: *die Treue*“ (ebd., Herv. i. Orig.).

462 Zur antisemitischen Politik in den Frühphase des „Dritten Reichs“ und seiner öffentlichen Aufnahme in Deutschland vgl. Longerich, „Davon haben wir nichts gewusst!“, S. 23–74.

463 Stapel, Besinnungen [1935], S. 71.

464 Ebd. (Herv. i. Orig.). Was Stapel mit dem Begriff „Biopolitik“ konkret meinte, ist an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt. In einem einige Monate zuvor veröffentlichten Aufsatz hat sich Stapel indes etwas präziser zu der Thematik geäußert: „Wir Deutschen sind seit dem Weltkriege nicht mehr in der Ausdehnung begriffen, weder durch Handel noch durch geistige und moralische Siege. Selbst unser Volkskörper ist von allen Seiten bedrängt: die deutschen ‚Minoritäten‘ sucht man überall zu entdeutschen. Die gegenwärtige Aufgabe unseres Volkes ist also die *Selbstbehauptung*. Darum hat der Nationalsozialismus, aus biopolitischer Notwendigkeit, einen ‚völkischen‘ Zug, er neigt dem patrimonialen Denken zu. […] Die nationalsozialistische Aufgabe besteht wesentlich – darüber lassen Hitlers Reden und seine praktische Politik keinen Zweifel – in einer Verdichtung und Stärkung der völkischen Substanz“ (Stapel, Weltvolk [1934], S. 799 f., Herv. i. Orig.).

465 Stapel, Besinnungen [1935], S. 71.

im nationalsozialistischen Deutschland „ein volkhaftes Sonderleben *neben* den Deutschen aufzubauen“[466].

Damit nicht genug, spitzte Stapel seine Vorwürfe gegen die emigrierten Juden dahingehend zu, dass er sie bezichtigte, das Reich insgeheim in der Gewissheit und Absicht verlassen zu haben, dem deutschen Volk vom Ausland aus ihre Interessen aufzwingen zu können, um anschließend wieder „*im Triumph*“[467] nach Deutschland zurückzukehren. Mit dieser Behauptung überging Stapel nicht nur den Sachverhalt, dass der aggressive nationalsozialistische Antisemitismus die Angehörigen jüdischen Glaubens nach der Übernahme der Regierungsverantwortung durch die NSDAP unweigerlich mit Ängsten und Abscheu erfüllen musste; zugleich stellte er sich in die unselige Tradition jenes antisemitischen Weltverschwörungsmythos, welcher – insbesondere nach Veröffentlichung der *Protokolle der Weisen von Zion* im Jahr 1920 – von völkischen Autoren immer wieder reproduziert wurde und „den“ Juden insbesondere in den Siegerstaaten des Ersten Weltkriegs politische Omnipotenz unterstellte.[468] Vor dem Hintergrund seiner Ablehnung jüdischer „Assimilation“[469] verstieg sich Stapel abschließend gar zu der Prognose, „künftige jüdische Geschlechter“ würden auf „das Jahr 1933 als ein Jahr der Rettung des jüdischen *Volkes*“ zurückblicken. Diese Deutung versuchte er durch die These plausibel zu machen, dass die Unterbindung weiterer „Assimilation“ die „Zivilisationsjuden“ und „Zersetzungsjuden“ innerhalb des jüdischen Volks unweigerlich zurückdrängen werde. Auf diese Weise würde Platz geschaffen für die „Volksjuden“ und „Charakterjuden“, wodurch mithin jene jüdischen „Kräfte zur Geltung“ kämen, die konstruktiv „*bauen*“[470] könnten.

Zum Zeitpunkt der Publikation des Artikels stand die nationalsozialistische Judenpolitik zwar noch einige Monate vor ihrem ersten Kulminationspunkt in den „Nürnberger Gesetzen“ vom 15. September 1935, gleichwohl verschwieg Stapel bereits mehrere offene Gewalt- und Einschüchterungsmaßnahmen des NS-Regimes. Dazu gehörte vor allem der „Boykott“ vom 1. April 1933, bei dem Angehörige der SA und SS Passanten unter Androhung von Repressalien und Gewalt vom Einkauf in jüdischen Geschäften abgehalten hatten.[471] Hinzu kommen die bereits im Sommer 1933 einsetzenden „Arisierungen“ jüdischer Betriebe, die gerade für Stapels Wahlheimat gut untersucht sind.[472] Darüber hinaus überging er das am 7. April 1933 erlassene „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, durch das jüdische Beamte und Angestellte ihre Anstellungen verloren hatten.[473]

466 Ebd. (Herv. i. Orig.).
467 Ebd. (Herv. i. Orig.).
468 Zum Mythos der jüdischen Weltverschwörung vgl. Cohn, Protokolle; Benz, Protokolle.
469 Vgl. Kap. 3.2.1.
470 Stapel, Besinnungen [1935], S. 72 (Herv. i. Orig.).
471 Vgl. exempl. Barkai, Boykott, S. 23–34.
472 Bajohr, „Arisierung“, S. 27–127.
473 Vgl. exempl. Gerstengarbe, Entlassungswelle.

Propaganda und Gefühlsleben bei Kolbenheyer nach 1938 – Kolbenheyers Werdegang der Jahre 1938 bis 1945 weicht deutlich von jenen Grimms und Stapels ab. Wie gezeigt, zog sich Grimm nach einem heftigen Konflikt mit Joseph Goebbels[474] seit Ende 1938 weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück und vermied es in der Folgezeit, die Reichshauptstadt zu betreten.[475] Ähnliches ist für Stapel zu konstatieren, der aufgrund der permanenten Kritik an seiner Person und dem kontinuierlichen Bedeutungsverlust seiner Zeitschrift[476] im Dezember 1938 die Herausgeberschaft des *Deutschen Volkstums* nach 20 Jahren niederlegte. Stapel, der dem besorgten Kolbenheyer versicherte, dass diese Entscheidung nicht als Abwendung von „Hitlers große[m] Werk"[477] missverstanden werden dürfe, wurde nach Eigenaussage mit stattlichen 24 000 Reichsmark abgefunden.[478] Anschließend bezog Stapel für weitere zwei Jahre sein reguläres Gehalt durch die HVA, ohne zur Mitarbeit verpflichtet zu sein.[479] Während sich Grimm und Stapel also sukzessive ins Privatleben zurückzogen, blieb Kolbenheyer eine sehr viel präsentere Figur im öffentlichen Leben des „Dritten Reichs". Auch lässt sich bei Kolbenheyer seit den späten 1930er Jahren eine deutlich stärkere emotionale Bindung an den NS-Staat nachweisen als bei Grimm und Stapel. Diese Bindung war maßgeblich von dem Erlebnis der Annexionen Österreichs und des Sudetenlands des im böhmischen Karlsbad aufgewachsenen Dichters bedingt.[480] Zwar begrüßten auch Grimm und Stapel die Gebietserweiterungen[481], eine Begeisterung und Hingabe

474 Vgl. Kap. 5.2.4.

475 Gümbel, Volk, S. 173. Grimms Rückzug blieb in Berlin nicht unbeachtet. Im Jahreslagebericht des Reichssicherheitshauptamts von 1938 findet sich die kritische Notiz, Grimm habe sich „nunmehr ganz abseits gestellt" und nichts publiziert außer „eine kleine Broschüre", die er zu allem Überfluss auch noch in „einem ausgesprochen konfessionellen Verlag" publiziert habe (zitiert nach: Franke, Grimm, S. 119). Gemeint war die 1938 im Bertelsmann-Verlag erschienene *Englische Rede*.

476 Heinrich Keßler geht unter Berufung auf eine persönliche Mitteilung Paul Weinreichs für das Jahr 1938 von einer Auflage von „erheblich unter 3000" aus (Keßler, Stapel, S. 211). Besonders verheerend wirkte es sich aus, dass nach der Gleichschaltung des DHV die „bisherige Rekrutierungsbasis für neue Leser" wegfiel (Lokatis, Verlagsanstalt, S. 82). Die Zeitschrift wurde in der Folgezeit für die HVA ein immer schwerer zu legitimierendes Zuschussunternehmen.

477 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 31. Oktober 1938.

478 Vgl. DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 25. Juli 1948.

479 Stapel nutzte die Zeit, um seine lange geplante Studie *Die drei Stände. Versuch einer Morphologie des deutschen Volkes* zu Papier zu bringen. Anschließend wurde Stapel ab Juli 1941 für die Dauer des Krieges „als literarischer Berater" im Verlag eingestellt. Es handelte sich dabei um einen rein formellen Titel, tatsächlich genoss Stapel ein freies und offenes Angestelltenverhältnis, das ihm ausdrücklich „reichlich freie Zeit für seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten" lassen sollte (Brief von Benno Ziegler an Erwin Guido Kolbenheyer vom 31. Mai 1945, zitiert nach: Schmalz, Kirchenpolitik, S. 212).

480 „Es ist nicht zu schildern, wie tief mich die Befreiung meiner Heimat bewegt hat. […] Damals, als wir die Meldung lasen und aus dem Funkgeräte hörten, erlebte ich zum ersten Male die Leidenschaft eines triebhaft politischen Wesens in mir, Erbwuchs, den man mit ‚Blut' bezeichnen kann" (Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 376).

481 Stapel nahm den „Anschluss" Österreichs zum Anlass weiterer euphorischer Hitler-Propaganda. In dem ausschließlich dem „Mut" Hitlers zugeschriebenen Anschluss glaubte Stapel gar „eine Kulmination der Weltgeschichte" erkennen zu können. Vgl. Stapel, Deutschland [1938], S. 218.

an den NS-Staat, wie Kolbenheyer sie in der Folgezeit äußerte, ist bei ihnen während des Zweiten Weltkriegs jedoch nicht erkennbar.

Seit 1938 tendierte Kolbenheyer vor dem Hintergrund seiner emphatischen Zustimmung zur Außenpolitik des „Dritten Reichs" immer stärker dazu, die ihn störenden Elemente des NS-Staats auszublenden und – gemessen an den außenpolitischen Errungenschaften – als nebensächlich zu betrachten. Die Begeisterung Kolbenheyers nahm dabei mitunter unfreiwillig komische Züge an: Als im Vorfeld des Münchner Abkommens im September 1938 die Sudetendeutschen Freikorps[482] aufgestellt wurden – organisiert durch den späteren Gauleiter Konrad Henlein, mit dem Kolbenheyer seit 1935 persönlich bekannt war[483] –, ließ der bald 60-jährige Dichter in einer enthusiastischen Kurzschlusshandlung per Rundfunk verbreiten, sich dem Freikorps persönlich zur Verfügung zu stellen.[484] Süffisant wie stets, wenn es um die Person Kolbenheyers ging, beschrieb der damals in dessen Wahlheimat Solln wohnende Schriftsteller Werner Bergengruen in seinen Erinnerungen die belustigte Aufnahme, welche die Rundfunkmeldung im dortigen Gasthaus *Zum Hirschen* evoziert habe.[485] Befremdet von der Euphorie, mit der Kolbenheyer dem „Dritten Reich" gegenüberstand, zeigte sich auch der Lyriker Hans Carossa. In einem Brief vom 6. Januar 1939 beschrieb er Kolbenheyer, dem er kurz zuvor auf einer Zugfahrt nach Berlin begegnet war, wie folgt: „Sein ganzes Wesen ist jubelnde Bewunderung der Gegenwart; in ihm ist nicht ein Blutstropfen von der Kassandra, die uns anderen manchmal unruhige Stunden macht"[486].

Demonstrativ bezeugte Kolbenheyer seine innere Verbundenheit mit dem Nationalsozialismus schließlich dadurch, dass er noch 1940 in die NSDAP eintrat – eine Entscheidung, die Kolbenheyer in seiner Autobiografie als einen Akt der „Dankbarkeit für die Befreiung seiner Heimat vom Tschechenterror"[487] begrün-

[482] Vgl. zu diesen Formationen: Röhr, Freikorps; Broszat, Freikorps.

[483] In dem ersten Brief an Kolbenheyer vom Juli 1935 spricht Henlein von einer vorhergehenden Begegnung in Eger: „Ich habe die große Hoffnung, ja sogar die Gewissheit, daß unsere Begegnung in Eger der erste Beginn einer engeren Zusammenarbeit zwischen uns werden soll, da gerade auf kulturellem Gebiete das Sudetendeutschtum heute mehr denn je alle Kräfte einsetzen muss, um sich in seinem harten Kampfe ums Dasein zu behaupten" (KAG, Konrad Henlein an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. Juli 1935).

[484] Vgl. Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 111.

[485] „Eines Abends saßen die Sollner Bürger im Hirschen beisammen und diskutierten die Ereignisse. Plötzlich erscholl aus dem Radio die Stimme des Münchener Rundfunksprechers: ‚Soeben erreicht uns folgendes Telegramm aus Solln.' Die politisierenden Biertrinker spitzten erstaunt die Ohren: ein Telegramm aus Solln an den Rundfunk! Der Sprecher verlas den Text: ‚Stelle mich in dieser großen Stunde mit Gut und Blut zur Verfügung. Habe mich zum Sudetendeutschen Freikorps gemeldet und erwarte nur noch meine Einberufung. Erwin Guido Kolbenheyer.' Es entstand ein dröhnendes Gelächter, denn soviel wußten diese Männer auch von der Welt, daß es zu den Charakteristika eines Freikorps gehört, daß es eben keine Einberufungsordres ausgehen lässt, sondern daß, wer mittun will, sich von selber einfinden muß. Es versteht sich von selbst, daß er vergeblich auf seinen Gestellungsbefehl gewartet hat" (Bergengruen, Schriftstellerexistenz, S. 128).

[486] Carossa, Briefe, Bd. 3, S. 71.

[487] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 266.

dete. Auf den nicht unerheblichen zeitlichen Abstand zwischen seinem Parteieintritt und der Annexion des Sudetenlands im Oktober 1938 ging er dabei nicht ein. Dies ist insofern sprechend, als Kolbenheyers Zustimmung zur aggressiven nationalsozialistischen Expansionspolitik keineswegs bei der Annexion des Sudetenlands Halt machte. Als deutsche Truppen im März 1939 die „Rest-Tschechei" besetzten und Stapel lapidar bilanzierte, Hitler sei damit „vom *völkischen* auf den *imperialen* Weg"[488] eingeschwenkt, wies Kolbenheyer diese Deutung weit von sich und sprach stattdessen von einer biologisch gerechtfertigten „Lebensraum"-Politik. Stapel reagierte auf die Wortklauberei des Dichters nicht ohne Ironie, wobei er allerdings seine eigene, ungebrochene Bewunderung für Hitler signalisierte.[489]

Wie gezeigt[490], machte Kolbenheyer eine tragfähige „Bestandsform" Europas von der freien Entfaltung der jeweiligen biologischen Kräfte der Einzelvölker abhängig. Das biologisch „jüngste" bzw. „plasmatisch" anpassungsfähigste Volk besaß in seiner Vorstellungswelt das größte Anrecht auf Selbstentfaltung. Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs nahmen für Kolbenheyer das „Dritte Reich" sowie das faschistische Italien diese Rolle ein. Beide Länder besaßen nach seiner Auffassung „bei höchster Kulturreife" zugleich das „kräftigste Innenleben des Volkskörpers" und waren daher allein prädestiniert, „in der Gefolgschaft ihrer genialen Führer" stabile „völkische Gemeinschaftsformen" auszubilden und die „natürliche[n] Grundlagen" für eine „Neubildung der übervölkischen europäischen Lebensgemeinschaft" zu schaffen.[491] Den Gedanken einer von dem Nationalsozialismus und dem italienischen Faschismus ausgehenden Kriegsgefahr stritt Kolbenheyer noch 1939 ausdrücklich ab. Die Behauptung, dass es bei der skizzierten Transformation Europas unter nationalsozialistisch-faschistischen Vorzeichen „zu bewaffneten Auseinandersetzungen kommen müsse", geißelte er als „eine beliebte, aber nicht begründbare These der Kriegshetzer und Defaitisten". Stattdessen sah Kolbenheyer Europa vor einer „überstaatlichen und völkisch gleichgerichteten Gemeinschaftsbildung stehen", die das „Leben der weißen, arischen Rasse" neu gestalten werde. Angesichts dieser Aussichten rief Kolbenheyer seine Leser dazu auf, „das Schicksal [zu] preisen", dass das deutsche Volk durch „seinen Befreier" Hitler „an die Führung dieses artumfassenden Neubaus gestellt"[492] worden sei.

Auch als das „Dritte Reich" wenige Monate später Polen überfiel, sah Kolbenheyer keinen Anlass, seine anschaulich widerlegte Deutung zu korrigieren. An seiner Überzeugung, dass das Schicksal Europas von der freien Kraftentfaltung

488 KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 21. März 1939 (Herv. i. Orig.).

489 Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 9. April 1939: „Also ich bin bereit, ‚Lebensraum' zu sagen. Ich bewundere die Meisterschaft des Führers, Lebensraumpolitik zu treiben, den Weg vom Völkischen zum Imp –, pardon, zum Lebensraumpolitischen zu finden. Das gehört zu den erhabenen Ereignissen der Weltgeschichte. Ich sage: der *Welt*geschichte, nicht nur der deutschen Geschichte. Hitler ist aus der deutschen Geschichte in die Weltgeschichte gewachsen" (Herv. i. Orig.).

490 Vgl. Kap. 3.3.1.

491 Kolbenheyer, Weltgestaltung [1939], S. 377 f.

492 Ebd.

des „jungen" deutschen Volks abhängig sei, hielt er derart dogmatisch fest, dass er sogar den deutschen Angriff auf die Sowjetunion als einen gleichsam naturgemäßen Vorgang zugunsten der ganzen „weißen Kulturrasse" verteidigte. Diese Überzeugung propagierte er unter anderem in einer Rede vor der HJ auf den „Salzburger Kulturtagen" im Mai 1942. In ihr mahnte Kolbenheyer an, dass dem „fast übermenschliche[n] Opfer an Leistungsfähigkeit, Standhaftigkeit und äußerster Selbsthingabe" der deutschen Soldaten an der Ostfront mit weihevoller Achtung begegnet werden müsse. Den Sinn jener Opfer umriss er wie folgt:

„Wir nehmen es hin, als sei die gewaltige Entwicklung eine Selbstverständlichkeit, die unser Volk von einer niedergezwungenen, ausgebeuteten, verachteten Nation zum Stimmführer und Vorkämpfer für die neue Bestandsform Europas gemacht hat, die jetzt gebildet wird. […] Aber um unseren Führungsanspruch innerhalb der weißen Kulturrasse zu behaupten, muß erreicht sein, daß wir jenseits einer marktläufigen Gesinnungsmache immer wieder und in den entscheidenden Augenblicken innerlichst erleben können, was da wie eine Selbstverständlichkeit hingenommen wird, und wo der Lebenswert dessen zu suchen sei, wodurch unser Volk befreit und wieder erhoben wurde und wodurch es frei und führend bleiben kann. […] Wir stehen unter Entscheidungskämpfen von weltgeschichtlicher Tragweite für das Leben der Kulturmenschheit. Das künftige Jahrhundert unseres Volkes wird in diesen Monaten das Wegzeichen erhalten, unter dem es eine Entwicklung nehmen soll, die nicht nur für unser Volk selbst, sondern für die gesamte weiße Rasse von Bedeutung sein wird. Eine neue Bestandsform der weißen Menschheit muß gefunden werden, Europa muß seine neue Gestalt erhalten, und das deutsche Volk wird diese Gestalt in erster Linie zu bestimmen haben."[493]

Auch privat verteidigte Kolbenheyer den Überfall auf die Sowjetunion. Im März 1943 teilte er dem ihm bekannten Geschichtsprofessor an der Hochschule für Lehrerbildung im hessischen Weilburg Hjalmar Kutzleb[494] seine „Überzeugung" mit, „daß wir in irgendeiner Form dem drohenden Osten begegnen mußten". Das „Wie der Form" und manche „üblen Begleiterscheinungen" waren für Kolbenheyer ausdrücklich sekundär; als entscheidend galt ihm lediglich, dass „noch rechtzeitig der Kampf aufgenommen" worden sei. Niemals hätte „der Bolschewis-

493 Kolbenheyer, Reden [1942], S. 23 f., 30. In Kolbenheyers *Gesamtausgabe letzter Hand* ist die Rede an zahlreichen Stellen geändert. Aus der hier zitierten Textpassage strich Kolbenheyer unter anderem den verfänglichen Begriff „Stimmführer" und setzte anstelle von „Führungsanspruch" lediglich „Anspruch", anstelle von „weißer Rasse" findet sich die Formel „weiße Menschheit". Die Formulierung „in erster Linie zu bestimmen haben" änderte er zu: „in erster Linie mitzubestimmen haben". Vgl. ders., Gesamtausgabe, Abt. 2, Bd. 7, S. 284 f., 292 f. Zum Problem der Textüberarbeitungen Kolbenheyers vgl. Kap. 1.5.

494 Die Bekanntschaft zwischen Kolbenheyer und Kutzleb (1885–1959) ging auf den Juni 1932 zurück, als Kutzleb sich auf eine Buchzusendung durch Kolbenheyer als Anhänger der *Bauhütte* zu erkennen gab: „Ich teile Ihre Überzeugung schon lange, daß das Denken des anbrechenden Zeitalters von der Biologie – nicht nur wissenschaftlich, sondern auch weltanschaulich – bestimmt sein wird, daß wir wieder einmal im Begriffe stehen, die kopernikanische Wanderung zu machen, diesmal vom absoluten und absolutistischen Ich zum Leben als dem Totalen mit dem Ich als seiner Funktion. Solange diese Überzeugung das Eigentum der Fachbiologen bliebe, wäre sie eine akademische Angelegenheit. Sie machen den Kampf um die neue Weltanschauung zu einer Angelegenheit des geistigen Lebens überhaupt und erobern dem Dichter sein Recht, in diesem Kampfe der Führer zu sein. Damit reicht Ihr Lebenswerk in die Zukunft, an die zu glauben und der zu dienen – trotz allem – Aufgabe ist. Ich diesem Glauben und Dienst Ihnen verbunden erwidere ich Ihren Kampfgruß" (KAG, Hjalmar Kutzleb an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. Juni 1932).

mus in seiner östlichen, für uns absolut tödlichen Form etwa an der Weichsel Halt gemacht“[495]. Sein unbedingtes Vertrauen in Hitlers Außen- und Kriegspolitik erklärte Kolbenheyer mit seiner Identität als „Grenzlanddeutscher“. Hitlers „Initiativen“ konnten für ihn seit jeher nur „aus den reinsten Motiven geflossen“ sein. Den „Altreichsdeutschen“, so Kolbenheyer, gehe diese intuitive Gewissheit gemeinhin ab, da sie „niemals das politische Erlebnis einer durch Generationen gesteigerten Sehnsucht nach dem Reiche in sich wirksam gefühlt“[496] hätten.

Der Briefwechsel mit Kutzleb ist noch in einer weiten Hinsicht aufschlussreich für Kolbenheyers Mentalität während des Zweiten Weltkriegs. Anschaulich lässt sich an ihm zeigen, wie ihn die vermeintlichen Gewissheiten seiner *Bauhütten*-Philosophie davon abhielten, den Realitäten des NS-Staats ins Auge zu blicken. So hatte sich Kutzleb im Dezember 1940 über jämmerliche Zustände an den deutschen Hochschulen und einen allgemeinen Niedergang der geistigen Aufnahme- und Leistungsfähigkeit seiner Studenten beklagt. Kutzleb schien es „immer schwieriger“ zu werden, „mit Jüngeren ein Gespräch über was Wesentlicheres als das Wetter [oder] den Krieg“[497] zu führen. Kolbenheyer reagierte darauf mit der Versicherung, Kutzlebs Sorgen zwar „gut [zu] verstehen“ – auch ihm lasse „die Sorge um das deutsche Geisteswesen keine Ruhe“ –, plädierte jedoch für geduldiges Ausharren. Die Lösung des Problems werde von selbst kommen: Das „in generationenweiter Auslese hochdifferenzierte deutsche Gehirn“, so glaubte und behauptete Kolbenheyer, könne unmöglich dauerhaft „unbetätigt“ niedergehalten werden. Das „plasmatische Erbe“ werde sich auch unter widrigen Umständen „durchringen, sobald nur einigermaßen Luft geschaffen wird“. Die „völkische Lebenslage“ sei zunächst „vor Notstandsreaktionen gestellt“, die es durchzuhalten gelte. Erst danach könne sich wieder eine „tatsächlich bildnerische Geisteskultur“[498] herausbilden. Trösten konnte Kolbenheyers autosuggestiver, biologistischer Zweckoptimismus den mit den Realitäten der NS-Hochschulpolitik unmittelbar konfrontierten Historiker freilich nicht; Kutzlebs nachfolgende Briefe blieben derselben pessimistischen Stimmung verhaftet wie das Schreiben vom Dezember 1940.

Aufschlussreich ist auch die innere Haltung, die Kolbenheyer jenem Personenkreis, der für das „deutsche Geisteswesen verantwortlich“ sei, während jenes Interregnums der Ungeistigkeit anempfahl. Kolbenheyer sprach hier von dem „‚plasmatischen Auftrag‘“, so konsequent wie nur möglich an den eigenen Werken weiterzuarbeiten, das weitere jedoch auszublenden, auf dass der „erreichte Stand des Geistigen so gut als möglich […] für eine kommende und bessere Gebrauchszeit“[499] erhalten bleibe. Eine solche Mentalität duldsam-sturen Aus-

[495] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hjalmar Kutzleb, 8. März 1943 (Durchschlag). Zur Behauptung eines deutschen „Präventivkriegs“ gegen die Sowjetunion vgl. Wegner, Präventivkrieg, sowie die Aufsätze in: Pietrow-Ennker (Hg.), Präventivkrieg?.

[496] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hjalmar Kutzleb, 8. März 1943 (Durchschlag).

[497] Vgl. KAG, Hjalmar Kutzleb an Erwin Guido Kolbenheyer, 29. Dezember 1940.

[498] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hjalmar Kutzleb, 6. Januar 1941 (Durchschlag).

[499] Ebd.

harrens fiel Kolbenheyer freilich umso leichter, als er ein staatlich geförderter Autor mit enormen Einkünften war.[500] Da ihm zugleich innenpolitische Missstände, wie sie Kutzleb geschildert hatte, vor den Leistungen Hitlers zu verblassen schienen, ermunterte er den Historiker dazu, sich nicht nur auf das Kritikwürdige im NS-Staat zu konzentrieren, sondern auf das zu blicken,

„was politisch erreicht ist und vorerst erreicht werden mußte, wenn je an eine volksentsprechende Entwicklung gedacht werden soll. Ich bin der Überzeugung, daß ohne Hitler das deutsche Volk niemals oder nur nach langen, schmerzvollen Zeiten seine Wiederaufrichtung erlebt hätte. […] Ist nicht immer und überall in der Weltgeschichte der Befreier dagewesen, wenn die Zeit erfüllt war? Ich glaube nicht an die Zufälle, sowenig ich an eine Vorherbestimmung glaube."[501]

Diesen Glauben an Hitler und dessen vermeintlichen biologisch-historischen Auftrag hielt Kolbenheyer bis zuletzt aufrecht. Seine im Vergleich zu Stapel und Grimm deutlich stärkere Verstrickung mit dem „Dritten Reich" – Stapel sprach nach 1945 privat auch von „weltanschauliche[n] Vorträgen" Kolbenheyers auf „SS-Ordensburgen"[502] – sollte auch Kolbenheyers Leben in der frühen Bundesrepublik maßgeblich bestimmen. Während Grimm und Stapel, deren propagandistischer Einsatz für das „Dritte Reich" auf die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg konzentriert blieb, nach 1945 weitgehend ungeschoren davon kamen, erwies sich Kolbenheyers später Eintritt in der NSDAP als biografisch verhängnisvoll. Wie Grimm, Kolbenheyer und Stapel ihr jeweiliges Nachkriegsschicksal erlebten, wie sie ihre persönliche NS-Vergangenheit verarbeiteten, welche Möglichkeiten der Publizität ihnen nach 1945 noch offenstanden und wie sie außerhalb ihrer sukzessive schrumpfenden Basisklientel in der Bundesrepublik wahrgenommen wurden, wird Gegenstand der abschließenden Überlegungen sein.

500 Vgl. Wulf (Hg.), Kultur, Bd. 2, S. 108: „Selbstverständlich wurden Kolbenheyers Bücher auch vom Dritten Reich gefördert und deshalb gut abgesetzt. So hat Kolbenheyer beispielsweise für das Jahr 1941 dem Finanzamt hundertzwanzigtausend Mark zahlen müssen – laut Brief Kolbenheyers an das Präsidium der Reichskulturkammer vom 5. 5. 1942, in dem er sich für Steuererleichterungen ‚prominenter Künstler' einsetzt". 1937 hatte Kolbenheyer den *Goethepreis* der Stadt Frankfurt am Main erhalten, im Dezember 1938 wurde ihm anlässlich seines 60. Geburtstags durch Alfred-Ingemar Berndt, den Leiter der Abteilung „Schrifttum" im Reichspropagandaministerium, und Hans Hagemeyer, den Leiter des Amts „Schrifttumspflege" im Amt Rosenberg, der *Adlerschild des deutschen Reiches* verliehen. Vgl. Die neue Literatur 38 (1937), S. 482; Die neue Literatur 40 (1939), S. 107.

501 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Hjalmar Kutzleb, 6. Januar 1941 (Durchschlag).

502 DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 4. September 1946. Ein Motiv, warum Stapel diesen Sachverhalt an dieser Stelle hätte erfinden sollen, ist nicht erkennbar. Zwar war es im Zweiten Weltkrieg zu einem Konflikt zwischen Kolbenheyer und Stapel über Fragen der Religion gekommen (vgl. Kap. 6.1), die Annahme einer Art Rachebehauptung wäre jedoch völlig unplausibel. Einerseits versöhnten sich Stapel und Kolbenheyer kurze Zeit nach dem Brief an Grimm wieder, andererseits wiederholte Stapel seine Aussage anderthalb Jahre später. Vgl. DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 9. Januar 1948.

# 6. Restöffentlichkeit und gesellschaftliche Ausgrenzung: Grimm, Kolbenheyer und Stapel nach 1945

## 6.1 Trotziges Aufbäumen oder Selbstaufgabe? Psychologische Befindlichkeit und Kommunikation unter dem Vorzeichen gefühlter Schicksalsgemeinschaft

> *Wir stehen, wie ich glaube, erst im Anlaufe dieses Kampfes [um die deutsche Kultur], dessen Wucht zu einem gewissen Teil auch auf unserer beider Schultern gelegt ist. Hierbei werden wir immer Seite an Seite stehen, lieber Grimm. Und es ist noch nicht aller Tage Abend.*[1]
>
> *Ich möchte, meinetwegen schon heut Nachmittag, sterben – aber bitte ohne körperliche Schmerzen, die geistigen Schmerzen um mein versautes, verkommenes, kaputt gemachtes, ekelhaftes neureiches Vaterland sind nicht zu ändern – […] Ich will nie, nie wieder geboren werden, auf keinem Planeten, auf keinem Fixstern. Tot will ich sein, mausetot für immer.*[2]

Die während der alliierten Besatzungszeit geschaffenen Ausgangssituationen, mit denen Grimm, Kolbenheyer und Stapel in ihre jeweiligen Nachkriegskarrieren starteten, waren ausgesprochen unterschiedlich. Dabei hätten vermutlich alle drei Männer den Begriff „Karriere" in Verbindung mit ihrem persönlichen Werdegang nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs entschieden von sich gewiesen. Schon während der Weimarer Republik, aber auch im „Dritten Reich", hatten sie sich immer wieder wechselseitig und autosuggestiv ihres Status als vermeintliche Opfer widriger gesellschaftlicher Rahmenbedingungen vergewissert.[3] Umso stärker schweißte Grimm, Kolbenheyer und Stapel nach 1945 die identitätsstiftende Gewissheit, erneut Opfer eines politischen Systems geworden zu sein, zu einer gefühlten Schicksalsgemeinschaft der gleichsam abermals Schlechtweggekommenen zusammen. Dabei fielen die Ergebnisse und Folgen ihrer jeweiligen Spruchkammerverfahren allerdings sehr disparat aus. Während Stapel und Grimm weitestgehend ungeschoren davonkamen, sah sich Kolbenheyer mit einem auffallend harten Urteil konfrontiert.

Zumindest Kolbenheyer hatte also – ganz anders als nach 1918 und 1933 – nach dem Zweiten Weltkrieg durchaus überzeugende Gründe, sich zu den echten Verlierern der neuen politischen Ordnung zu rechnen. So anstößig es zuweilen

[1] DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 14. November 1948.
[2] Literaturarchiv der Monacensia, NL Kalkschmidt, B 98: Wilhelm Stapel an Eugen Kalkschmidt, 8. Dezember 1953.
[3] Vgl. Kap. 3.1.1.

ist, die nach 1945 erschienenen, apologetischen Aufsätze zu lesen, in denen Kolbenheyer von seinen späten Verehrern unter Aussparung jeglicher Kritik zu einem zutiefst verkannten Unschuldslamm stilisiert wird, das auf der Schlachtbank einer bundesrepublikanischen Tendenzjustiz geopfert worden sei[4], so kann es doch keinen Zweifel darüber geben, dass Kolbenheyer ein im Vergleich zu ähnlich belasteten NS-Autoren sehr hartes Spruchkammerurteil zuteil wurde. Nachdem ihm bereits am 14. Mai 1946 auf Veranlassung der amerikanischen Militärregierung mit sofortiger Wirkung die Fortführung seiner schriftstellerischen Tätigkeit untersagt worden war, wurde Kolbenheyer am 27. Oktober 1948 durch die Spruchkammer VI in München der Gruppe der „Belasteten" (Gruppe II) zugeordnet und entsprechend rigide sanktioniert: Nebst einem Vermögenseinzug von 50% und einer Verurteilung zu 180 Tagen Sonderarbeit wurde Kolbenheyer die Ausübung eines öffentlichen Amts ebenso abgesprochen wie das aktive und passive Wahlrecht, das Recht auf jegliche parteipolitische Betätigungen und das Recht zur Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft oder anderen Berufsverbänden.[5]

Vor allem aber wurde Kolbenheyer für die Dauer von fünf Jahren untersagt, „als Lehrer, Prediger, Redakteur, Schriftsteller oder Rundfunkkommentator" zu arbeiten oder „in einem freien Beruf oder selbstständig in einem Unternehmen oder gewerblichen Betrieb jeglicher Art tätig zu sein, sich daran zu beteiligen oder die Aufsicht oder Kontrolle darüber auszuüben". In „nicht selbstständiger Stellung" durfte Kolbenheyer nicht „anders als in gewöhnlicher Arbeit beschäftigt" sein.[6] Das Verbot der Betätigung als Schriftsteller schloss mögliche Neuauflagen älterer Werke mit ein. In der Urteilsbegründung wurde Kolbenheyers Mitgliedschaft in der NSDAP[7] ebenso aufgeführt, wie seine Ehrungen und Preise im „Dritten Reich", insbesondere der ihm 1938 verliehene *Adlerschild des Deutschen Reiches*. Kolbenheyer reichte im Dezember 1948 Einspruch gegen das Urteil ein und wurde 1950 in seinem Berufungsverfahren „mit einem halben Jahr Bewährungsfrist und einer Sühne von 1000 DM in die Gruppe der Minderbelasteten eingestuft"[8]. Zugleich wurde „das Verbot einzelner Werke […] aufgehoben"[9].

Ungleich kleiner waren die Hürden, die Wilhelm Stapel nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs" für die Fortsetzung seiner Tätigkeit als Schriftsteller und Publizist überwinden musste. Am 1. März 1946 verlor er zwar zunächst auf Anordnung der britischen Militärregierung und unter Verweis auf seine „literarischen und politischen Tätigkeiten in der Vergangenheit" mit sofortiger Wirkung seine Anstellung in der HVA[10]; seine noch in Verlagsbesitz befindlichen Bücher

[4] Vgl. bspw. den unlängst anlässlich des 50. Todestages von Kolbenheyer erschienenen Artikel: Herbert Stückbauer, Erwin Guido Kolbenheyer. Ein vergessener Herold deutscher Geistesgeschichte, in: Zur Zeit. Wochenzeitung für Österreich, Nr. 14–15/2012 (6.–19. April 2012), S. 33.
[5] Aus dem Abdruck des Urteils in: Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 361.
[6] Ebd.
[7] Zu den Umständen des 1940 erfolgten Parteieintritts in die NSDAP vgl. Kap. 5.3.2.
[8] Zitiert nach der Mitteilung in: Welt und Wort. Literarische Monatsschrift 5/6 (1950/51), S. 317.
[9] Hillesheim/Michael, Lexikon, S. 291.
[10] Vgl. Schmalz, Kirchenpolitik, S. 232.

wurden vernichtet – mit Ausnahme einer Prosa-Bearbeitung des *Parzival*, die bis in die jüngste Vergangenheit aufgelegt worden ist.[11] Zugleich wurde ihm „die weitere Berufsausübung als Schriftsteller […] untersagt"[12]. Das 1947 von Stapel angestrengte Entnazifizierungsverfahren erbrachte jedoch nach etwa einem Jahr die Einstufung Stapels als „entlastet", sodass er seine publizistische Arbeit wieder aufnehmen konnte, worüber er – nicht ohne Stolz – sogleich an Grimm berichtete.[13] Seinen Antrag auf ein Spruchkammerverfahren hatte Stapel zuvor gegenüber Kolbenheyer zunächst zu einer „Kampfhandlung" gegen die alliierten „Feinde" stilisiert.[14] Kurze Zeit später gestand er jedoch kleinmütig die tatsächlich weit weniger heroischen, finanziellen Erwägungen des Antrags: „Ende April 1947 entschloß ich mich, um zu meinem Honorar zu kommen, das ich bitter nötig brauchte, ein Spruchkammerurteil zu beantragen"[15].

Stapel litt nach 1945 notorisch unter eklatanten Geldproblemen[16], sodass er auf eine „Monatsrente" angewiesen war, die ihm der bis 1946 amtierende Leiter der HVA Benno Ziegler als Vorschuss für seine „künftigen Bücher, bzw. Neuauflagen"[17] überwies. Doch auch nach dem Spruchkammerurteil änderte sich die finanzielle Lage Stapels nicht wesentlich: Im April 1952 bemerkte er gegenüber Hanns Lilje, dem ihm persönlich nahe-, theologisch hingegen fernstehenden hannoverschen Landesbischof und stellvertretenden Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, dass seine Frau und er sich „im wesentlichen aus dem Pastorengehalt"[18] ihres Sohnes Henning ernähren mussten. Wie schwerwiegend Stapels Geldprobleme waren, zeigt sich auch daran, dass Grimm indirekt durch einen gemeinsamen Freund, den Theologen Emanuel Hirsch, von ihnen erfuhr, woraufhin Grimm seine Unterstützung anbot.[19] Da Stapel auf Grimms

[11] Zur Prosa-Übertragung Stapels, die erstmals 1937 erschien und 2007 die 28. Auflage erlebte, vgl. Schlüter, Gemeindeutsche.

[12] Keßler, Stapel, S. 225.

[13] Ebd, S. 227. Zu seinem Freispruch bemerkte Stapel: „Am 3. November bin auch ich endlich vor die Spruchkammer gekommen. Nach anderthalb Jahren sind meine Akten endlich von einem Juristen gelesen worden, nicht nur von deutschen und jüdischen Literaten, Schauspielern usw. Ergebnis: in einer Viertelstunde Freispruch mit der Bemerkung des Vorsitzenden: wer von den Anklägern hat denn einen solchen Widerstand geleistet wie der Angeklagte? Ich wurde in ‚Gruppe 5' ‚eingestuft' und darf meinen ‚Beruf wieder ausüben'" (DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 7. November 1948).

[14] „Ich habe [im] April 1946 meinen Antrag eingereicht, nicht weil ich das Gremium für eine Institution des *Rechtes* halte, sondern für eine *Position des Feindes*, die zu bezwingen eine Kampfhandlung ist" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 5. April 1948, Herv. i. Orig.).

[15] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. Oktober 1948.

[16] Vgl. die Hinweise in: Schmalz, Kirchenpolitik, S. 232f.

[17] Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 4. Juli 1948.

[18] Wilhelm Stapel an Hanns Lilje vom 26. April 1952, zitiert nach: Schmalz, Kirchenpolitik, S. 233.

[19] Grimm bot Stapel im Sommer 1947 an, ihm in seiner Notlage, „solange ich es kann, also vor einer Währungsänderung, zur Verfügung stehen [zu] dürfen". Für ihn sei es „ganz gleichgültig", ob „ein paar Tausend Mark von mir auf der Bank liegen und dort keine Zinsen tragen, oder ob sie ohne Zinsen bei Ihnen liegen" (DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 11. Juni 1947).

Angebot nicht reagierte, sodass es dieser nach einem Monat erneuerte, ist jedoch anzunehmen, dass Stapel nicht auf die Offerte einging.

Grimm selbst blieb nach 1945 „als Person unbehelligt" und konnte, „da er nicht mit einem Schreibverbot belegt wurde, […] ungestört weiterarbeiten"[20]. Zwar fanden sich einige seiner Werke nach 1945 in einzelnen Besatzungszonen auf „Schwarzen Listen" der auszusondernden Literatur[21], ungeachtet dessen wurden Grimm jedoch keinerlei berufliche Restriktionen auferlegt.

Persönliche Wiederannäherungen nach dem Ende des „Dritten Reichs" – Die eklatante Unterschiedlichkeit der Spruchkammerurteile zog keine Animositäten zwischen Kolbenheyer auf der einen und Stapel und Grimm auf der anderen Seite nach sich. Im Gegenteil: Bereits das 1946 gegen Kolbenheyer ergangene Publikationsverbot führte zu offenen Solidarisierungen Grimms und Stapels, welche die zuvor bestehenden persönlichen Spannungen alsbald überdeckten: Für Stapel wurde das Publikationsverbot zum Anlass, den zwischen ihm und Kolbenheyer seit Beginn des Zweiten Weltkriegs schwelenden, kurz vor Kriegsende dann eskalierten Streit endgültig zu begraben. Ausschlaggebend für den Konflikt war – einer Aussage Stapels an Grimm zufolge – eine „arrogante Beleidigung" gewesen, mit der Kolbenheyer auf eine „briefliche, also nicht öffentliche Kritik" Stapels an Kolbenheyers 1944 abgeschlossener, dramatischer „Tetralogie" *Menschen und Götter* reagiert hatte. Weder Kolbenheyers Atheismus, so Stapel, noch der Sachverhalt, dass ihre „politischen Anschauungen" während des Zweiten Weltkriegs „immer mehr auseinander" gegangen seien, habe ihn sonderlich gestört. Mit seiner Beleidigung habe Kolbenheyer jedoch „eine unüberschreitbare Grenze zwischen Arroganz und Freundschaft"[22] überschritten. Angesichts des Schicksals des Dichters nach 1945 verblasste in den Augen Stapels indes „alle Zwietracht", sodass er im Dezember 1946 gegenüber Kolbenheyer die „alte Freundschaft"[23] erneuerte. Dabei bemühte er sich, das Los Kolbenheyers zu jenem des ganzen deutschen Volks stilisierend, alle vorhandenen persönlichen Spannungen mit einem Handstreich beiseite zu wischen:

„[W]as sind solche Trennungen gegenüber dem ungeheuren Leid, das über Volk und Land der Deutschen gekommen ist und das Ingenium Teutonicum zu ersticken droht! […] Ich will Dir sagen, dass ich Dein Gesamtwerk […] ehre und liebe und nicht aufhören werde mit aller schuldigen Achtung davon zu sprechen und zu schreiben. […] Man kann Dich nicht schänden, ohne sich selbst zu schänden."[24]

[20] Gümbel, Volk, S. 254.

[21] Der Umgang mit Grimms Werken variierte zwischen den Besatzungszonen erheblich: Während die Werke *Volk ohne Raum* und *Der Ölsucher von Duala* „in der amerikanischen Zone nur aus dem öffentlichen Leihverkehr gezogen" wurden, waren sie, zusammen mit allen das Kolonialwesen thematisierenden Arbeiten, „in der sowjetischen Zone regelrecht verboten" (ebd.).

[22] DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 19. Dezember 1945.

[23] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 20. Dezember 1946.

[24] Ebd.

Stapels Bemühungen um eine Wiederannäherung an Kolbenheyer fielen auf fruchtbaren Boden. Laut Peter Dimt – der 1946 im Haus Kolbenheyers wohnte und später ein während dieser Zeit geführtes Tagebuch veröffentlichte – hatte Kolbenheyer der Bruch mit Stapel emotional stark mitgenommen, was angesichts ihrer überaus engen, über zwei Jahrzehnte währenden Freundschaft nicht überrascht. In einem Eintrag vom 21. Juli 1946 vermerkte Dimt, der dem Dichter zum damaligen Zeitpunkt beim Ordnen seines späteren Nachlasses half, Kolbenheyer leide „sehr darunter, […] nach den schlimmen Ereignissen der letzten Jahre" von Stapel „so gar nichts zu wissen. ‚Ach, könnte ich nur erfahren, wie es ihm geht', sagt er vor sich hin, indem er mir wieder einige Blätter Stapel-Post reicht, die ich auf den Turm der übrigen lege"[25].

Weit weniger emotional bedingt war demgegenüber die Entscheidung Grimms, nach 1945 den Kontakt mit Kolbenheyer, der schon seit einigen Jahren ins Stocken geraten war, neu zu beleben. Ausschlaggebend waren stattdessen zweckrationale Motive: Nach dem Zweiten Weltkrieg war Grimm wie kaum ein anderer Autor der deutschen Rechten von der Notwendigkeit einer möglichst engen Fühlungnahme jener Autoren überzeugt, die sich nicht in die freiheitlich-demokratische Ordnung der jungen Bundesrepublik einfügen wollten. Als organisatorischer Rahmen dieser Fühlungnahme dienten die Lippoldsberger Dichtertage.[26] Noch im November 1945 hatte Grimm zwar gegenüber Stapel angedeutet, mit Kolbenheyer trotz aller literarischen Wertschätzung keinen weiteren Kontakt mehr zu beabsichtigen[27]; nachdem er von dessen Spruchkammerurteil erfuhr, änderte sich diese Haltung jedoch grundlegend. Seine solidarisierende Fühlungnahme mit Kolbenheyer geschah dabei explizit „nicht aus Liebe", wie er Stapel im September 1946 versicherte. Grimm sah es vielmehr als „notwendig" an, dass „man sich gegenüber der allgemeinen Not wieder zusammenfindet"[28]. Auch Grimms intensiver, letztendlich freilich erfolgloser Einsatz für Kolbenheyer im Rahmen von dessen Spruchkammerverfahren[29] war weniger als Freundschaftsdienst gedacht denn als ein demonstrativer Akt des Aufbegehrens gegen die als ungerecht und skandalös empfundenen Entnazifizierungsverfahren der alliierten Siegermächte.

Kolbenheyer kam den Wiederannäherungen Stapels und Grimms gerne entgegen. In seinen Augen war Grimm ein Mitstreiter von herausragender literarischer Qualität und unbestechlicher charakterlicher Integrität. Das Lob, das Kolbenheyer den Werken Grimms zollte, war ungewöhnlich überschwänglich. Implizit stellte er sie in ihrer Bedeutung sogar über seine eigenen: Grimm sei es demnach

[25] Dimt, Tagebuch, S. 189. Zwar ist schwer zu entscheiden, welche Rolle Dimt in seinen Urteilen über Kolbenheyer in größerer Vollendung gelingt: die des Apologeten oder jene des Hagiografen, weshalb mit den Inhalten seines Tagebuchs sehr vorsichtig umgegangen werden muss. Eine konkrete Veranlassung dazu, die Authentizität des zitierten Eintrags über Kolbenheyers Haltung zu Stapel in Zweifel zu stellen, besteht jedoch nicht.

[26] Vgl. Gümbel, Grimm; Koch, Dichtertage.

[27] Vgl. DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 20. November 1945.

[28] DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 12. September 1946.

[29] Vgl. Franke, Grimm, S. 151–153.

dank eines genialen volkstümlichen Einfühlungsvermögens gelungen, „jene schöpferische Grenze [zu] überschreiten", die „bisher in deutscher Dichtung noch nicht überschritten"[30] worden sei. Dies und der Sachverhalt, Grimm stets als „einen Mann entschiedenen Charakters kennengelernt" zu haben, „dem man in allen Dingen glauben" könne, machte es für Kolbenheyer „ganz nebensächlich", dass es in der Vergangenheit zu „praktische[n] Meinungsverschiedenheiten" gekommen war. Entscheidend sei das Grimm und ihn Verbindende: „Wir haben, wie Sie richtig erkannten, eine differenzierte Funktion in dem Schaffensgebiete, das uns aufgegeben ist, und stehen doch unter den gleichen Lebensimpulsen, die den Charakter ausmachen"[31].

Die Hintergründe der Wiederannäherung zwischen Stapel und Grimm müssen demgegenüber im Dunkeln bleiben; in beiden Nachlässen besteht eine Korrespondenzlücke bis Anfang September 1945. Ab diesem Zeitpunkt ist hingegen ein sehr intensiver Briefverkehr überliefert, der sogleich ausführliche, schon bald intime Mitteilungen zum eigenen Privatleben und Gemütszustand umfasst und dementsprechend eine gewisse Vorlaufzeit gehabt haben dürfte, die jedoch empirisch nicht zu greifen ist.[32] Ob Stapel und Grimm ihren seit dem Konflikt um die Volksausgabe von *Volk ohne Raum* im Sommer 1931[33] schwelenden Streit jemals explizit begraben haben, ist unklar. Es ist möglich, dass sich die entsprechenden Briefe nicht erhalten haben, ebenso denkbar ist jedoch, dass es Grimm und Stapel nach 1945 angesichts der Herausforderungen ihrer Gegenwart als unangemessen und kleinlich empfanden, den über zwei Jahrzehnte zurückliegenden Konflikt überhaupt noch einmal zur Sprache zu bringen.

Schreiben als gefühlter Schicksalsauftrag – 1954 veröffentlichte Grimm das Buch *Warum – Woher – aber Wohin?* In einem Rundschreiben anlässlich der bevorstehenden Publikation beantwortete Grimm die Frage, weshalb er nach seiner 1950 veröffentlichten *Erzbischofschrift*[34] eine weitere umfangreiche, stark autobiografisch konnotierte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus verfasst habe, mit seiner „Überzeugung", dass ihm das „Schicksal" diese Arbeit „im Besonderen aufgetragen" habe. Das neue Buch präsentierte Grimm schlechterdings als eine „deutsche Notwendigkeit"; er maß ihm höhere Bedeutung zu als allem, das er „bisher zu leisten versucht"[35] habe. In einer Gleichsetzung des eigenen Lebens mit jenem des gesamten deutschen Volks – ein beliebter, immer wieder bedienter

[30] DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 5. Januar 1949.
[31] Ebd.
[32] „Hier wurde ich wieder einmal von einem Beamten des Wohnungsamtes unterbrochen. In unser Wohnungchen sollen abermals ein oder zwei arme Wohnungslose hineingepreßt werden. Wenn wir nur heizen könnten! Ich sitze hier am Schreibtisch mit kalten Füssen und Händen. […] Die nasskalten Zimmer sind Brutstätten der Verzweiflung" (DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 16. November 1945).
[33] Vgl. Kapitel 2.3.2.
[34] Zur *Erzbischofschrift* und zu Grimms öffentlicher Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus vgl. Kap. 6.2.
[35] Der Rundbrief ist abgedruckt in: Grimm, Arbeit [1975], S. 82f., hier S. 82.

Winkelzug Grimms seit *Volk ohne Raum*[36] – gab sich Grimm nach 1945 generell davon überzeugt, die ihm „vom Schicksal zugetragen[e]" Bestimmung erfüllen zu müssen, „als Angehöriger des freiesten geistigen Berufes auszusprechen, was sich im Leide eines Volkes, in der Unruhe einer ganzen Menschheit" angekündigt, sich aber „noch nicht zu Wort und Tat und Gestaltung hin[ge]traut"[37] habe. Dieser Aufgabe wollte er sich „als ein Sprecher seines Volkes, als Sprecher aus des Volkes Leiden und Suchen und Fragen" stellen, ohne sich dabei durch „Parteiprogramm[e]" oder „Lehrmeinungen" beeinflussen zu lassen. Vielmehr dürfe es ihm, so Grimms prätentiös-positivistisches Credo, um nichts anderes „gehen als darum, die Wirklichkeit aufzuzeigen samt den Ursachen und Folgen, aus denen sie entstand und zutage tritt"[38].

Auch Kolbenheyer gab in einem Schreiben an Grimm vom November 1949 seinem „nicht gerade behäbigen Gefühl" Ausdruck, „als wüchse uns für unsere alten Tage noch eine gewisse politische Funktion zu"[39]. Dass sie beide aufgerufen seien, dem deutschen Volk zu einem Verständnis der politischen Nachkriegsrealitäten zu verhelfen, schien Kolbenheyer „nicht ganz unverständlich", hätten sie doch „erlebt und durchlebt, was anderen, ihres jeweils jugendlicheren Alters wegen nicht durchlebbar" gewesen wäre. Aus dieser gefühlten Sonderrolle heraus empfand Kolbenheyer eine „Verpflichtung" dazu, „die Erinnerung dessen zu bewahren, was unter dem Schlamm einer feindlichen Propaganda erstickt zu werden" drohe, „für das deutsche Volk und mit ihm für die weiße Welt [jedoch] bestandwichtig"[40] sei. Schon zehn Monate zuvor hatte der Dichter von seiner „Lebensgewißheit" gesprochen, gemeinsam mit Grimm eine „Berufung" in sich zu tragen, der es „in äußerster Lebenszucht nachzukommen" gelte. In dem vollen „Bewußtsein […], dienen zu müssen und also dienen zu wollen, das den stolzen Ernst besitzt, dienen zu *dürfen*", müsse stets im Auge behalten werden, dass ihr Schaffen „Komponente einer volksgearteten Kulturentwicklung" sei, die nicht verschüttet werden dürfe. Die Ernsthaftigkeit dieser Aufgabe, so Kolbenheyer, verlange „hohe Verantwortung. Diese zu tragen, müssen alle mithelfen, die um uns sind"[41].

Todessehnsucht bei Wilhelm Stapel – Ganz anders die Stimmungslage bei Stapel: Durch seinen Hang, sich nach 1945 „mehr und mehr der Verbitterung pessimistische[r] Resignation"[42] hinzugeben, grenzte er sich merklich von der weit kämpferischen Mentalität Grimms und Kolbenheyers ab. Ebenso wie die beiden Romanciers stand Stapel der deutschen Nachkriegsordnung zwar „als ein

[36] Vgl. den Exkurs „Hans Grimms ‚Volk ohne Raum'" im Anschluss an Kap. 2.2.1.
[37] Grimm, Arbeit [1975], S. 79.
[38] Ebd.
[39] DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 4. November 1949.
[40] Ebd.
[41] DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 5. Januar 1949 (Herv. i. Orig.).
[42] Keßler, Stapel, S. 230.

innerlich Fremder gegenüber“[43], sein Interesse und Bedürfnis, auf die politische Kultur der frühen Bundesrepublik einzuwirken, war jedoch deutlich schwächer. Zum Verständnis der Todessehnsüchte, die in seinen Lebensjahren immer wieder hervorbrachen, ist von entscheidender Bedeutung, dass Stapel nach dem Zweiten Weltkrieg jäh zu der deprimierenden Überzeugung gelangte, dass all seine Arbeit letzten Endes umsonst und sinnlos gewesen sei. Dies unterschied ihn diametral von Grimm und Kolbenheyer, die nach 1945 in der tröstenden Annahme lebten, literarische Werke von dauerhafter Geltung und Bedeutung geschaffen zu haben und hinterlassen zu werden. Dieser den Dichtern psychologisch Halt gebende Glaube an die eigenen Schöpfungen blieb dem Publizisten Stapel verwehrt. Ende März 1954, nur knapp zwei Monate vor seinem Tod, gestand Stapel in seinem letzten Brief an Kolbenheyer, allmorgendlich nur noch „wider Willen“ aufzustehen. „Tot sein“ sei „das einzig Schöne und Gute, das es nach menschlichem Ermessen“ gebe. Es lohne sich nicht mehr, dass er „noch etwas pro publico schreibe“, denn alles, was er geschrieben habe, sei „vergeblich gewesen“. Es seien nur mehr „ein paar freundliche Leute, die sich noch erinnern“, am Leben, „die meisten“ hingegen „tot, gefallen“[44].

Diese Wahrnehmung, die sich nach 1945 auch bei anderen völkisch-nationalistisch orientierten Publizisten dieser Generation findet[45], war mehr als die Resignation eines kurz vor seinem Tod stehenden Mannes. Schon knapp acht Jahre zuvor, nach der Rückkehr seines Sohnes Henning aus der Kriegsgefangenschaft im August 1947, hatte Stapel das trockene Fazit gezogen, dass es für ihn nun „nichts von Belang mehr zu tun“ gebe. „Es gäbe für mich nichts Besseres, als möglichst bald zu sterben“[46]. Hauptursache seiner Todeswünsche, denen Stapel zum Teil in sehr ernsten, zum Teil in selbstironisch-humoristischen Formulierungen Ausdruck verlieh[47], war neben der Überzeugung von der Sinnlosigkeit seines Lebenswerks eine fundamentale Entfremdung von seinen Landsleuten. An der bundesrepublikanischen Bevölkerung glaubte Stapel einen völligen Verlust ihres

[43] Ebd.

[44] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 24. März 1954.

[45] So wurde etwa auch Eugen Kalkschmidt (1874–1962) in der retrospektiven Betrachtung seiner Lebensleistung von einem fundamentalen Sinnverlust heimgesucht: „Im Dezember trete ich ins achtzigste Jahrzehnt [sic!], für wen lebt man noch? Wie viel hat man geschrieben und wie wenig hat es genützt! Wie viel geistige Kraft habe ich an die Zeitungen verschwendet anstatt wertbeständige wenn auch nicht gerade ‚unsterbliche‘ Werke zu schaffen!“ (DLA, A:Grimm, Eugen Kalkschmidt an Hans Grimm, 16. Juni 1954).

[46] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. August 1947.

[47] Über ein mögliches Leben nach dem Tod äußerte Stapel etwa am Weihnachtsabend 1947: „*Wenn's* denn wirklich von neuem losgehen sollte, wünschte ich mir, ätherischen Leibes auf einer Wolke über der Erde zu segeln, auf die dann stattfindende ‚Friedenskonferenz‘ hinunterzublicken und dem dann achtzig oder neunzig Jahre alten Stalin und dem ebenso alten Truman einen ambrosischen Qualster auf den Kopf zu spucken, worauf beide niesen müßten, und von diesem Niesen an nichts anderes mehr aus ihrem Munde hervorbringen könnten, als was sie *wirklich* fühlten und dächten. Die Propaganda ist das Übel des Zeitalters der Masse und der Technik“ (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 24. Dezember 1947, Herv. i. Orig.).

ursprünglichen Volkscharakters erkennen zu können. Und da er im Nachkriegsdeutschland keine Spuren von „Deutschheit" mehr zu finden vermochte, sah er auch seine eigentliche Motivation und Legitimation zur Publizistik verwirkt:

„Die Deutschen sind keine Deutschen mehr, sie sind Dschörmans (Germans) geworden. Mein geistiger Erwecker, in meiner Jugend, war Ernst Moritz Arndt. Ich habe einen Auftrag für das *deutsche Volk* bekommen. Was darüber hinausgeht, ist *nicht meine* Sache"[48].

Von einer solchen Argumentation ließ sich Kolbenheyer indes nicht überzeugen.[49] Er blieb, wie schon nach dem Ersten Weltkrieg, von der biologischen „Jugendlichkeit" des deutschen Volks überzeugt[50] und glaubte, dass es früher oder später und „über alle Not hinaus"[51] auch nach dem verlorenen Krieg zu einem volksbiologisch begründeten Wiederaufstieg seines Volks kommen müsse. Stapel hingegen verwarf diese These, die ihn 1919 noch so beeindruckt und überzeugt hatte, nun als naiven und haltlosen Wunschglauben. Nachdem Kolbenheyer seinen alten Überzeugungen Anfang 1947 in einem Brief neuerlich Ausdruck verliehen hatte, reagierte Stapel mit der trockenen Feststellung, dass er zwar erfreut sei, Kolbenheyer kämpferisch gestimmt und „ungebrochen" zu sehen, er selbst aber „freilich" mit der Plattitüde eines bloßen „Weiter! nichts anfangen"[52] könne. Was solle das Leben auch „anderes tun als weitergehen?" Im Unterschied zu Grimm und Kolbenheyer erkannte Stapel nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus für sich kein konkretes „*Ziel*" mehr, sein Leben erschien ihm nur noch als ein „stöhnendes, drängendes, peinigendes Sich-fortschleppen ins Ungewisse"[53]. Unbeeindruckt von Kolbenheyers biologisch argumentierendem Zweckoptimismus, prognostizierte Stapel dem deutschen Volk eine ausgesprochen düstere Zukunft: Die Deutschen würden es – entgegen Kolbenheyers Prophezeiung – nicht schaffen, ein „‚neues Europa' auf[zu]bauen"; vielmehr stehe ihnen das Schicksal bevor, zum „Ausbeutungsgegenstand aller Groß-, Klein- und Kleinstmächte" der Erde zu werden. Selbst die „Nigger-Republik Liberia", so Stapels zorniges Verdikt, fordere „freie Rhein-Schiffahrt", während der Zwergstaat Andorra

[48] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. November 1951 (Herv. i. Orig.).

[49] Lediglich in einem Nachkriegsbrief ist ein entsprechender Zweifel Kolbenheyers spürbar. Man werde, so Kolbenheyer im Dezember 1955 an Grimm, „des Volkes […] immer unsicherer". Erst kürzlich habe man sogar „gegen den unvergleichlichen Helden Rudel […] eine Hausdurchsuchung" durchgeführt. Auf diese Weise gerate man nach und nach „in eine recht gespannte Lage, wir, die wir nichts anderes sind und sein können als Deutsche, die zu ihrem Volke stehen" (DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 15. Dezember 1955). Mit dem „unvergleichlichen Helden" war der während des Zweiten Weltkriegs zum höchstdekorierten Offizier der Wehrmacht avancierte Schlachtflugzeugpilot Hans-Ulrich Rudel (1916–1982) gemeint. Rudel, der mehr als 2500 Feindflüge sowie mehrere Abschüsse überlebte, war ein beliebter Gegenstand der NS-Propaganda und wurde nach seiner Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft und einem mehrjährigen Aufenthalt in Argentinien zu einem Idol der deutschen Rechten der frühen Bundesrepublik. Vgl. Dudek/Jaschke, Entstehung, passim.

[50] Vgl. Kap. 2.2.1 und 3.3.1.

[51] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 334.

[52] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 13. Februar 1947.

[53] Ebd. (Herv. i. Orig.).

Anspruch auf „einen deutschen Ostseehafen“ erhebe. In einer amüsant sarkastischen Tirade karikierte Stapel schließlich die Hohlheit des von Kolbenheyer zelebrierten Optimismus:

„Wir wollen wahrhaftig keinen ‚Krieg‘ gegen die ‚friedliebenden Nationen‘ anzetteln, keine finsteren Verschwörungen machen, wir wollen hundert Jahre Frieden. Wir haben nicht einmal mehr Schrotflinten, um die Sperlinge aus dem Kirschbaum zu vertreiben; hält man uns denn für so gefährlich, daß wir mit Messern und Gabeln über Panzer und Atombomben herfallen könnten? Aber kehren wir zu unserer Frage zurück: weiter – wohin? Das Echo tönt zurück: hin! hin!“[54].

Stapels Distanzierung von Kolbenheyers Bauhütten-Philosophie – Der im letzten Zitat anklingende ironische Umgang mit dem Denken Kolbenheyers ist in Zusammenhang mit Stapels genereller Abkehr von der Philosophie der *Bauhütte*[55] zu verstehen. Diese Entfremdung lässt sich bis zum Vorabend des Zweiten Weltkriegs zurückverfolgen, als sich Stapel im Mai 1939 von der gedanklichen Eindimensionalität und dem ideologischen Alleingültigkeitsanspruch Kolbenheyers distanziert hatte.[56] Im Mai 1951 gab Stapel dem Dichter schließlich unmissverständlich zu verstehen, dass er dessen „biologische Lebensdeutung“ zwar als „eine Leistung […], die ihre Bedeutung hat und […] unserem Zeitalter gemäß ist“, anerkenne, der „große, sinnvolle ‚Lebensvorgang‘“, in den Kolbenheyer seine Werke eingeordnet habe, für ihn jedoch „nicht objektiv giltig [sic!]“[57] sei. Nicht zufällig vergingen dann auch Monate, ehe Stapel reagierte, nachdem Kolbenheyer ihm 1952 die voluminöse erweiterte Neuausgabe seiner *Bauhütte* zugesandt hatte. Und auch jetzt hielt Stapel mit seinem Gefühl innerer Entfremdung nicht hinter dem Berg.[58]

Gegenüber Grimm hatte Stapel dieser Entfremdung schon früher und in deutlich drastischeren Worten Ausdruck verliehen. Kolbenheyer, so Stapel im März 1947, wirke außerhalb des süddeutschen Raums fremd und werde „wie ein Exot“ behandelt oder gar wie ein „Negerhäuptling“ angestarrt. Insbesondere Kolbenheyers Neigung zum Mystizismus wirke befremdlich, ebenso sein ungeheurer Geltungsanspruch und seine permanente Neigung zur Belehrung seiner Umwelt. Kolbenheyer sei eben Österreicher – „mit allen Vor- und Nachteilen“[59]. Vor allem

[54] Ebd.

[55] Vgl. Kap. 3.3.1.

[56] Vgl. KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. Mai 1939: „Sicherlich, die biologische Metaphysik führt uns weit mehr in die *Tiefe* des Verständnisses als Geschichte und Psychologie. Aber mit der *Tiefe* hängt auch ihre Beschränkung gegenüber den *aktuellen* Problemen zusammen. Das aktuelle Geschehen ist biologisch mannigfaltig *ausdeutbar*. Und auch der biologische Denker entgeht nicht dem Schicksal *aller* Denker: er deutet das Allgemeine aus, indem er sich selbst ausdeutet […] Es liegt *auch* im biologischen Denken ein *Systemzwang*, eben infolge der unvermeidlichen Begierde, alles, was uns interessiert, zu erklären“ (Herv. i. Orig.).

[57] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 25. Mai 1951.

[58] „Nun habe ich das ‚Dreigespräch [über die Ethik der Bauhütte]‘ zu lesen begonnen. […] Die Terminologie wurde mir schwer. Erst allmählich, mit der Schlußdarlegung Karsts, id es[t] Kolbenheyers, im ersten Kapitel ging mir wieder einiges Licht auf, was und wie das was [sic!] zu verstehen ist“ (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 19. September 1952).

[59] DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 14. März 1947.

aber sei Kolbenheyer ein „Freundschaftstyrann"; jeder müsse sich ihm „fügen", er könne „nur lehren und recht haben", nicht aber „erörtern". Trotz aller „aristokratische[n] Liebenswürdigkeit" sei das „Überlegenheitsgefühl", das Kolbenheyer „gegenüber dem kargen Norddeutschen" empfinde, mit Händen zu greifen. Auch die „künstlerische[n] Fähigkeiten" des Dichters betrachtete Stapel nun differenzierter. Zwar seien sie fraglos „bedeutend", doch wichen die einzelnen Werke je nach Gegenstand qualitativ deutlich voneinander ab. Das Beste habe Kolbenheyer in kulturhistorisch ausgerichteten Werken geleistet, womit Stapel in erster Linie fraglos die *Paracelsus*-Trilogie meinte. Nähere sich Kolbenheyer aber „Gegenwartsstoffen" an, so neige er spürbar dazu, seine „Philosophie durch ein Kunstwerk" darzutun, womit er „zum ‚Dichterphilosophen'" mutiere und also „zu einem Zwitter"[60]. Gegenüber dem Münchner Schriftsteller Eugen Kalkschmidt beschrieb Stapel einige Monate vor seinem Tod das Verhältnis zu Kolbenheyer sogar noch kritischer, indem er ihm ein geradezu narzisstisches Naturell zusprach. In diesem Fall zielte die Kritik indes auch auf Grimm: Zweifellos, so Stapel, habe Kolbenheyer „Bedeutendes geschrieben", er sei jedoch

> „noch um 50 Prozent eigensinniger als Grimm. Grimm verträgt keinen kritischen Widerspruch, aber Kolbenheyer fordert über die Zustimmung hinaus, daß man ihm auf Knien zugesteht, er sei der große Geist, der das neue Zeitalter des wahren Geistes heraufführt vermöge seiner biologischen Metaphysik. Na, lassen wir das"[61].

In der Öffentlichkeit schlug sich Stapels Distanzierung von der *Bauhütten*-Philosophie hingegen lediglich dadurch nieder, dass er sie in seinen Artikeln über Kolbenheyer, die er nach wie vor mit Fleiß verfasste, kaum mehr erwähnte. Stattdessen konzentrierte er sich ganz auf allgemeine Hinweise zum literarischen Œuvre Kolbenheyers und dessen Nachkriegsschicksal. Einer der drei Aufsätze, die Stapel nach 1945 über Kolbenheyer veröffentlichte[62], erschien in den *Briegischen Briefen*. Dieser abseitige Publikationsort ist symptomatisch für die publizistische Randständigkeit vieler Erinnerungsbeiträge über völkische und nationalsozialistische Autoren in der frühen Bundesrepublik. Stapels Beitrag war auf Wunsch des Herausgebers der Zeitschrift, Walter Schulz, zustande gekommen. Schulz, der Kolbenheyer laut einer Mitteilung Stapels „sehr verehrt[e]", hatte Stapel für die Debüt-Ausgabe seiner Zeitschrift ausdrücklich um „einen Aufsatz über Kolbenheyer" gebeten. Stapel sagte zu, wobei er seinen Artikel bewusst „auf *schlichte* Leser […] und zwar auf *schlesische*"[63] ausrichtete. Dieser Zielgruppe bot Stapel eine kurze biografische Skizze und eine knappe inhaltliche Zusammenfassung der einzelnen Werke Kolbenheyers, wobei er vollständig auf eine Thematisierung ihrer

[60] Ebd.

[61] Literaturarchiv der Monacensia, NL Kalkschmidt, B 98: Wilhelm Stapel an Eugen Kalkschmidt, 8. Dezember 1953.

[62] Siehe die Bemerkung Stapels in: KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 28. Dezember 1951: „Der erste wurde in einer deutschen, theologischen Zeitschrift Brasiliens veröffentlicht, der zweite im [Gert] Spindler'schen ‚Fortschritt', der dritte in den ‚Briegischen Briefen'".

[63] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 10. November 1951 (Herv. i. Orig.).

biologistischen Grundlagen und weltanschaulichen Implikationen verzichtete. Ausführlich schilderte er hingegen das „bittere Unrecht", das dem Dichter nach dem Zweiten Weltkrieg widerfahren sei, und behauptete wider besseres Wissen, allein das hinterlistige Treiben der „Neider" Kolbenheyers sei schuld an der Bedrängung des Dichters seit 1945: Autoren, die sich durch Kolbenheyer „verdunkelt" fühlten, hätten nach Kriegsende ihren „Literatenhass"[64] über Kolbenheyer ausgegossen.

Hier trat Stapel also, im Unterschied zur Zwischenkriegszeit, nicht mehr als williger Multiplikator der biologistischen Welterklärungsmodelle Kolbenheyers in Erscheinung, sondern konzentrierte sich darauf, den Dichter zu einem geschändeten Märtyrer deutscher Kultur zu stilisieren. Er legte damit, gemeinsam mit anderen Autoren, das Fundament zu jenem grob komplexitätsreduzierten Bild Kolbenheyers, das von den Apologeten des Dichters in den kommenden Jahrzehnten immer wieder willig aufgegriffen und unkritisch reproduziert werden sollte.

## 6.2 Die Versuche zu einer Ehrenrettung des Nationalsozialismus durch Grimm und Kolbenheyer

> *[Ich lese jede] Betonung des unseligen Andenkens Hitlers […] mit Empfindlichkeit. […] Der Mann mag unselig geendet haben. Aber solange nicht jedesmal erwähnt wird, was ihn unselig machte, ist mir jeder Schlag gegen den Toten unerträglich. […] Welch ungeheurer Schwindel und welch ungeheures Verbrechen verbergen sich hinter den Verfluchungen Hitlers!*[65]

Der bedeutendste, weil am stärksten rezipierte Text, in dem sich Grimm um eine zeithistorische Aufarbeitung, Ausdeutung und Einordnung des Nationalsozialismus bemühte, ist die 1950 veröffentlichte *Erzbischofschrift.*[66] In ihr entwickelte Grimm ein Deutungsmodell, das er in späteren, thematisch und konzeptionell eng verwandten Texten immer wieder reproduzierte und das sich innerhalb der rechtsextremen Szene der Bundesrepublik in den 1950er und frühen 1960er Jahren als ein „Klassiker" apologetischer Geschichtsdeutung etablierte. Welch hohe Deutungsmacht die komplexitätsreduzierte, verführerisch exkulpierende Zeitgeschichtsdeutung Grimms innerhalb der deutschen Rechten der frühen Bundesrepublik besaß, wird exemplarisch an einer in der Zeitschrift *Nation Europa*[67] veröffentlichten Prophezeiung deutlich, Grimm werde – sollte es in Zukunft

[64] Stapel, Kolbenheyer [1951], S. 294.
[65] DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 20. Mai 1948.
[66] Der eigenwillige Buchtitel ist auf eine im November 1945 ergangene Rundfunkbotschaft des Erzbischofs von Canterbury, Geoffrey Francis Fisher, an das deutsche Volk zurückzuführen. Grimms *Erzbischofschrift* ist als Erwiderung an Fisher konzipiert.
[67] Siehe die Hinweise in Kap. 6.3.

„jemals wieder eine deutsche Geschichtsschreibung von der Gewissenhaftigkeit eines Mommsen und eines Treitschke geben" – als „der große Zeuge für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts"[68] anerkannt werden. Jenseits der rechtsradikalen Szene wurden Grimms Schriften hingegen schon früh in scharfer und polemischer Form angegriffen.

Im Folgenden werden Grimms zentrale Argumente zusammengefasst und dabei um Äußerungen aus der Autobiografie Kolbenheyers ergänzt. Kolbenheyer nahm in ihr ausführlich (und weit über seinen eigenen Lebenskreis hinaus) zu Fragen über den Nationalsozialismus Stellung, die einer ganzen Gesellschaft unter den Nägeln brannten. Wenig überraschend vertrat er dabei in vielerlei Hinsicht sehr ähnliche Ansichten wie Grimm, besaß jedoch eine deutlich geringere öffentliche Präsenz als dieser. Nach dem Zweiten Weltkrieg beschäftigte sich Kolbenheyer vornehmlich mit der Fertigstellung seiner *Gesamtausgabe letzter Hand*. Für die Ideengeschichte der deutschen Rechten nach 1945 ist Grimm der zweifellos bedeutendere und einflussreichere Autor.

Der „frühe" und der „späte" Nationalsozialismus – Bei seinem Versuch, dem Nationalsozialismus zu einer Ehrenrettung zu verhelfen, stützte sich Grimm in erster Linie auf eine strikte Unterscheidung zwischen einer Früh- und einer Spätphase des „Dritten Reichs". Zu seinen nach 1945 gebetsmühlenartig wiederholten Forderungen gehörte es, dass in der historischen Bewertung kategorisch zwischen einem „jungen und unverdorbenen"[69] und einem späten, abgewirtschafteten Nationalsozialismus zu unterscheiden sei. Dies galt insbesondere, sobald moralische Wertungen des NS-Staats zur Debatte standen. Grimm konstruierte in diesem Zusammenhang einen persönlichen Idealtyp des „wahren" Nationalsozialismus, den er vor abweichenden empirischen Informationen über den realen Charakter des „Dritten Reichs" systematisch abschirmte. Die bedingte Sensibilität für politisch-gesellschaftliche Missstände in seiner unmittelbaren Umgebung, die Grimm noch in den Jahren 1934 und 1936 in seinen Briefen an Wilhelm Frick und Roland Freisler gezeigt hatte[70], fiel in seinen Nachkriegsschriften ersatzlos unter den Tisch. Die entsprechenden Informationen klammerte Grimm geflissentlich aus, da er befürchtete, eine Betonung des Unrechtscharakters des „Dritten Reichs" würde die nach seiner Meinung positiven Seiten des Nationalsozialismus überdecken, mit schwerwiegenden Folgen für die Mentalität und das politische Denken der Deutschen. Die Briefe an Frick und Freisler belegen freilich zugleich, dass Grimm schon nach 1933 dazu neigte, die Auswüchse des NS-Regimes in der Praxis von seiner Auffassung des wahren und eigentlichen Nationalsozialismus zu entkoppeln.

Die Grenzlinie, ab der Grimm den „frühen" verdienstvollen Nationalsozialismus in den „späten" kritikwürdigen übergehen ließ, blieb dabei stets vage. Mit

[68] Vollmer, Geburtstag, S. 59.
[69] Grimm, Rückblick, S. 25.
[70] Vgl. Kap. 5.2.4 sowie Gümbel, Volk, S. 190–193.

dieser Frage, die zu stellen ihm wohl kleinlich erschienen wäre, schlug sich der Dichter nicht herum. Da Grimm jedoch auch noch den Überfall auf die Sowjetunion als historische Notwendigkeit verteidigte (siehe unten), ist die endgültige chronologische Grenzlinie mit Sicherheit sehr spät anzusetzen. Wo die Grenze des Tolerierbaren in der Sache verlief, blieb ohnehin offen. Auch spiegelte sich in der Vehemenz, mit der Grimm die frühe NS-Bewegung verteidigte und sie in ihrem Glanz vor den Schattenseiten der Endphase des NS-Staats wie vor einer Kontrastfolie erstrahlen lassen wollte, ein Stück eigener Lebensgeschichte des Dichters. Schließlich hatte er in der Frühphase des „Dritten Reichs" selbst noch als kulturelles Aushängeschild des Regimes eine durchaus prominente Rolle innegehabt und an der kulturpolitischen Entwicklung regen Anteil genommen, ehe er sich, enttäuscht und ein Stück weit desillusioniert, auf sein Gut in Lippoldsberg zurückzog. Auch die Erinnerung an die nach wie vor als historisch beispiellose völkische Befreiungstat empfundene Zerschlagung der Weimarer Republik war 1945 nicht verblasst und wurde von Autoren wie Grimm auch unabhängig von der weiteren Entwicklung der Habenseite des Regimes zugerechnet.

Eines der Hauptargumente Grimms bei der Verteidigung des „jungen" Nationalsozialismus besagte, dass dieser „sich gegen die ‚Vermassung' und damit gegen den ‚Verfall der europäischen Kultur'"[71] gewandt habe. Der Nationalsozialismus war nach dieser Lesart „viel mehr als eine innenpolitische oder gar als eine außenpolitische Bewegung" gewesen; richtiger schien es Grimm, vom Nationalsozialismus als einer „politische[n]", einer „moralische[n]", ja als einer „religiöse[n] Bewegung" zu sprechen. Als solche habe der Nationalsozialismus mit dem Leitwort „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" versucht, „aus der unvollendeten Reformation Luthers eine ganze deutsche Reformation zu machen"[72]. Grimm verstieg sich in seiner *Erzbischofschrift* sogar zu der Behauptung, dass der Nationalsozialismus ein gesamtmenschheitliches Interesse verfolgt habe, ehe er zuletzt vom rechten Weg abgekommen sei: Durch betonte „Brüderlichkeit und gegenseitige Verpflichtetheit der Volksgenossen", so Grimm, „sollte die menschliche gegenseitige Verpflichtetheit für diese Erde endlich gelingen". Mehr noch: Der „ursprüngliche Nationalsozialismus" habe danach gestrebt, die „Ursachen zunächst des deutschen und weiterhin des europäischen Absinkens" zu finden, wie sie sich „schon 1910 und erst recht nach 1918 offenbart" hätten. Die nach 1933 gegen die gesamteuropäische Tendenz des „Absinkens" institutionalisierte „Rassenpflege" habe „mit Rassedünkel oder gar Judenabneigung […] von Hause aus nichts zu tun"[73] gehabt – eine ganz und gar hanebüchene Behauptung, zeigt doch bereits ein Blick in Hitlers *Mein Kampf*, wie untrennbar antisemitische und „rassenhygi-

[71] Sarkowicz, Sympathie, S. 124.
[72] Grimm, Erzbischofschrift, S. 29f. Mit „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" spielte Grimm auf Programmpunkt 24 des „25-Punkte-Programms" der NSDAP vom 24. Februar 1920 an. Vgl. Mommsen (Hg.), Parteiprogramme, S. 547–552.
[73] Grimm, Erzbischofschrift, S. 69.

enische“ Überlegungen in der nationalsozialistischen Ideologie miteinander verwoben waren.[74]

In der Sache ähnlich argumentierte auch Kolbenheyer in einer (noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs verfassten) Passage seiner Autobiografie. Demnach habe der Nationalsozialismus eine biologische Funktion für das gesamte europäische Abendland besessen. Gemäß seiner Philosophie der *Bauhütte* deutete Kolbenheyer zu seinen Lebzeiten sämtliche politischen und militärischen Ereignisse als Ausdruck einer von „biologische[r] Anpassungsnot“ begleiteten und gekennzeichneten „Schwellenzeit“[75], in die er „alle Völker und Stämme der weißen Rasse“ versetzt sah. Vor dem Hintergrund dieses angeblichen Schwellenzustands habe in allen Völkern „der Trieb nach einer übervölkischen Gesamtreaktion der Rassen […] fühlbar werden“ müssen – ein Trieb, der auf die Schaffung einer „neue[n] Bestandsform der Menschheit“ hinauslief. Aufgrund seiner größeren „Jugend“ und also „günstigeren Anpassungsfähigkeit“ hielt es Kolbenheyer für „verständlich“, dass „gerade das deutsche Volk den Vorstoß zur neuen Bestandsform der Rasse gemacht“[76] habe. Diesen Zirkelschluss ergänzte Kolbenheyer um die Fehlprognose, „die Geschichte“ werde in dem vom „Dritten Reich“ unternommenen Vorstoß in Gestalt des Zweiten Weltkriegs

„auch eine übervölkische Bedeutung des deutschen Schicksalskampfes sehen lernen. Indem es um seinen Bestand zu kämpfen scheint, kämpft das deutsche Volk als Vorhut für die neue Bestandsform des Abendlandes, die gefunden werden muß. Das deutsche Volk kämpft gegen den Untergang des Abendlandes.“[77]

Zum Hitler-Bild Grimms und Kolbenheyers nach 1945 – Komplementär zu der strikten Differenzierung zwischen einer Früh- und Spätphase des Nationalsozialismus unterschied Grimm auch in seiner Einschätzung der Persönlichkeit und historischen Leistung Hitlers zwischen einem „frühen“ Hitler, als dem politisch hellsichtigen Führer einer „gesunden“ nationalen Volksbewegung, und einem späten Hitler, der zum „Psychopath“[78] und „Verderber seiner eigenen ‚Bewegung‘“[79] geworden sei. Auch hier ließ Grimm jedoch jede Trennschärfe vermissen. Da er nachweislich noch das Unternehmen Barbarossa[80] verteidigte, liegt die

[74] Pars pro toto mag hier ein Verweis auf das Kapitel „Der Staat“ reichen. In ihm erklärte Hitler das „Heranzüchten kerngesunder Körper“ – vor der „Ausbildung der geistigen Fähigkeiten“ und der „Entwicklung des Charakters“ – zur wichtigsten Aufgabe staatlicher Erziehung. Hitler begründete dies unter anderem wie folgt: „Würde nicht die körperliche Schönheit heute vollkommen in den Hintergrund gedrängt durch unser laffiges Modewesen, wäre die Verführung von Hunderttausenden von Mädchen durch krummbeinige, widerwärtige Judenbankerte gar nicht möglich. Auch dies ist im Interesse der Nation, daß sich die schönsten Körper finden und so mithelfen, dem Volkstum neue Schönheit zu schenken“ (Hitler, Kampf, Bd. 2, S. 41 f., 47).

[75] Zu diesem Konzept vgl. Kap. 3.3.1.

[76] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 192 f.

[77] Ebd., S. 193.

[78] Grimm, Erzbischofschrift, S. 47.

[79] Franke, Grimm, S. 139.

[80] Einführend dazu: Hartmann, Unternehmen.

Vermutung nahe, dass es letztendlich vor allem die bei den Nürnberger Prozessen ans Tageslicht gekommenen, ultimativ gegen das deutsche Volk gerichteten Führerbefehle vom 18. und 19. März 1945[81] waren, die Grimm nach Kriegsende von einem psychopathisch gewordenen Hitler sprechen ließen. Der, um mit Sebastian Haffner zu sprechen, in den Befehlen zum Ausdruck kommende „Verrat" Hitlers am deutschen Volk[82] musste jedenfalls gerade auf einen zeitlebens völkisch-nationalistisch denkenden und empfindenden Mann wie Grimm wie eine erschütternde, ganz und gar unverzeihliche Sünde wirken.

Von welchen bleibenden Leistungen Hitlers aber versuchte Grimm sein Publikum nach 1945 zu überzeugen? Ausschlaggebend war – trotz Grimms Wertschätzung auch für diesen Aspekt – nicht die Entfachung nationaler Begeisterung, die dem „Führer" der NSDAP nach der Tristesse der Kriegsniederlage und Krisenjahre nach 1918 gelungen sei. Auch die systematischen, noch heute legendenumwitterten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des NS-Regimes waren für Grimm sekundär.[83] Stattdessen lief seine „Erläuterung und Rechtfertigung von Hitlers Leben und Taten"[84] auf ein Porträt des Diktators als hellsichtigen und mutig dezisionistischen Raumpolitikers der ersten Stunde hinaus. Scharfsinnig, so Grimm, habe Hitler die Ende des 18. Jahrhunderts formulierten Übervölkerungsthesen des Thomas R. Malthus[85] als nach wie vor gültig erkannt und versucht, die zweifellos harten, aber notwendigen (bevölkerungs-)politischen Konsequenzen aus ihnen zu ziehen.[86] Diese Behauptung findet sich unter anderem in dem Vortrag *Von der Wirklichkeit, wie sie nach 1945 offenbar zu werden beginnt*, den Grimm im Herbst 1955 in nicht weniger als 26[87] Städten Norddeutschlands hielt, ehe er

[81] Am 18. März 1945 gab Hitler den Befehl, dass jener Teil der deutsche Bevölkerung, der im Westen des Reiches bereits hinter den Frontverlauf gefallen war, seine Häuser verlassen und gen Osten wandern müsse. Ohne logistische Vorbereitung, zumal ohne Organisation ausreichender Verpflegung, wäre dies einem Todesurteil gleichgekommen. Der sogenannte Nero-Befehl vom 19. März 1945 sah überdies eine Taktik der verbrannten Erde auf deutschem Boden vor, da er auf die Zerstörung aller Industrie-, Verkehrs-, aber auch Versorgungsanlagen des Reichsgebiets abzielte, die sich die Alliierten für ihre Kriegführung nutzbar machen konnten. Vgl. Schwendemann, Erde; Kershaw, Ende, S. 403–406. Für die Erwähnung der „Zerstörungsbefehle" Hitlers bei den Nürnberger Prozessen vgl. die Aussage Albert Speers vom 20. Juni 1946 in: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14. November 1945–1. Oktober 1946, Bd. 16: Verhandlungsniederschriften, 11. Juni 1946–24. Juni 1946, Nürnberg 1948, S. 547–549.

[82] Vgl. Haffner, Anmerkungen, S. 168–188.

[83] Vgl. kritisch zur bis heute nachwirkenden Überhöhung der Arbeitsbeschaffung: Humann, „Arbeitsschlacht".

[84] Gümbel, Volk, S. 265.

[85] Zu den Inhalten des berühmten *Essay on the Principle of Population* (1798) vgl. Winkler, Malthus, S. 19–44; Ferdinand, Erbe, S. 23–44; Elwell, Commentary, S. 13–86.

[86] Vgl. Grimm, Wirklichkeit [1955], S. 159: „Ungefähr 122 Jahre, nachdem der englische Pfarrer Malthus die Menschheit gewarnt hatte vor dem, was ihr drohe, erschien ein Deutscher, der sich nicht mit einem theoretischen, bei ihm noch traumhaften und ahnenden Wissen um die schwerste Menschengefahr begnügte, sondern zum Versuche einer abwehrenden Tat sich vorwagte. Der Deutsche hieß Hitler".

[87] Die Zahlenangabe folgt hier den Angaben der Herausgeber der posthumen Gesamtausgabe Grimms.

schließlich verboten wurde.[88] Hitler hatte die Erkenntnisse von Malthus demnach treffsicher auf seine eigene Zeit angewandt und mit feinem Gespür die größte Gefahr für Deutschland – und damit zusammenhängend für ganz Europa – erkannt: das sich vermeintlich unkontrolliert vermehrende, zunehmend übervölkerte bolschewistische Russland.[89]

Nach diesem Erklärungsmodell sah Hitler von der Sowjetunion einen auf lange Sicht kaum abzuwehrenden demografischen Druck ausgehen, dem er durch seinen Angriff im Juni 1941 vorauseilend habe entgegenwirken wollen. Diese vulgärdemografische Variation der Präventivkriegsthese verklärte den Diktator zu einem angeblich tragisch gescheiterten Verteidiger abendländischer Kultur gegen die von Osten „anbrandende Vermassung“[90]. Hitler, so Grimm, habe einen nach 1917/18 notwendig gewordenen Politikertyp repräsentiert. Als solcher habe er zwar keine prinzipielle Feindschaft zu einzelnen Völkern und Nationalitäten empfunden, wohl aber erkannt, dass „die Massen, die sich im marxistisch-bolschewistisch gewordenen Rußland und unter dessen Schutz zusammengeballt“ und „nach dem Westen hin in Bewegung“ gesetzt hätten, „aufgehalten werden“ müssten. In dieser Situation sei den Deutschen „die Schirmherrschaft über die europäische Kultur zugefallen“. Gerate jedoch „unser deutsches Volkstum und die deutsche Volkheit in weitere Auflösung und Zersetzung“, so Grimm durch die Verwendung des Präsens nun bezogen auf die Zeit nach 1945, dann könne „eine europäische Zivilisation“ zwar vielleicht noch „für eine Weile erhalten bleiben“; alles „zur Abendländischen Kultur“ Gehörige aber, dessen Existenz „immer neue Anstrengungen und immer neuen Widerstand der Einzelnen gegen die anbrandende Vermassung“[91] vorausgesetzt habe, werde unweigerlich der Vernichtung anheimfallen. Grimm parallelisierte also die beiden Nachkriegszeiten nach 1918 und 1945 und suggerierte ein existenzielles Bedrohungsszenario für die bundesrepublikanische Gesellschaft.

[88] Die von Grimm eingereichte Klage gegen den Ministerpräsidenten Schleswig-Holsteins, Kai-Uwe von Hassel, „wegen der nach Grimms Auffassung falschen Aussagen, mit denen von Hassel das Rede- bzw. Versammlungsverbot gegenüber der Presse begründet hatte“, wurde abgewiesen. Parallel dazu hatte die Oberstaatsanwaltschaft Flensburg gegen Grimm ein Verfahren wegen Staatsgefährdung eingeleitet, das 1956 aber wieder eingestellt wurde. Für Grimm war das Vortragsverbot dennoch eine folgenschwere Zäsur, da der „bis dahin noch hofierte Schriftsteller, den zahlreiche Aufforderungen zu Leseabenden erreichten“, künftig selbst um Vortragsmöglichkeiten bitten musste, wobei ihm „fast immer Absagen erteilt“ wurden. Plötzlich, so Annette Gümbel, galt er „als nicht mehr tragbarer Schriftsteller für einen Leseabend, die Gefahr öffentlicher Tumulte, eines Verbotes und damit finanzieller Einbußen erschien den Veranstaltern zu groß“ (Gümbel, Volk, S. 257, 279).

[89] Vor allem aufgrund verringerter Mortalität wuchs die Bevölkerung Russlands seit der Jahrhundertwende stark an. In den Grenzen von 1939 betrug sie nach einer 1897 durchgeführten Volkszählung 124,6 Millionen Menschen. Die weitere Entwicklung verlief, ähnlich wie in Deutschland, bis zum Ersten Weltkrieg sehr dynamisch: 1914 zählte Russland 139,3 Mio. Menschen. 1922 waren es dann 136,1 Mio., 1926 148,5 Mio., 1937 162,7 Mio. und 1939 167,3 Mio. Vgl. Hildermeier, Geschichte [1998], S. 1172, sowie Ders., Geschichte [2013], S. 1172–1177.

[90] Grimm, Wirklichkeit [1955], S. 163.

[91] Ebd., S. 162f.

In einem Brief vom Dezember 1954 an die Schriftleitung von *Nation Europa*, seiner Stammzeitschrift nach dem Zweiten Weltkrieg[92], betonte Grimm, dass es weniger auf die Person Hitlers als primär darauf ankomme, dass

„wir durch den Vorhang, den er [Hitler] zerriss, endlich auf die Wirklichkeit des gesamten Menschenwesens und der schweren Aufgabe der abendländischen Nachkommen […] klaren Sinnes hinzublicken wagen. Das Zerreißen des Vorhangs war jedenfalls eine Tat. Die neuen Lebensumstände und das neue menschliche Sittengesetz, welches von der Ursache und nicht von einer Schuld ausgeht, muß […] gefunden werden. Geschieht das nicht, dann sind wir Europäer vorbei."[93]

An der Realität der deutschen Besatzungs- und Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg[94] und ihren konkreten Folgewirkungen auf die russische Gesellschaft war Grimm demonstrativ desinteressiert. Stattdessen postulierte er für die Jahre seit 1945 die politische Notwendigkeit eines an den Nationalsozialismus anknüpfenden Antibolschewismus.[95] Dabei lehnte er sich an die Rechtfertigung des Überfalls auf die Sowjetunion in der NS-Propaganda an, wo sie unentwegt als notwendige „Vorbeugungsmaßnahme" gegen die Vernichtung der „westliche[n] Kultur durch bolschewistische Horden"[96] dargestellt worden war. Zugleich versuchte Grimm, sich den grassierenden Antikommunismus – eine der „wichtigsten gesellschaftlichen und politischen Integrationsklammern der frühen Bundesrepublik"[97] – für seine Betonung der vermeintlich positiven und weiterhin zeitgemäßen Elemente der NS-Ideologie zunutze zu machen. Eine primär oder gar ausschließlich ablehnende Bewertung des Nationalsozialismus, so befürchtete er, würde unweigerlich zu einer höheren Toleranz und stärkeren Öffnung der deut-

[92] Vgl. Kap. 6.3.

[93] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Nation Europa, 2. Dezember 1954.

[94] Zu der deutschen Besatzungspolitik in der Sowjetunion und ihren Folgen vgl. Pohl, Herrschaft; Hasenclever, Wehrmacht.

[95] „Die Wirklichkeit ist, daß der steigende Aufruhr gegen die Armut und gegen die Nichterfüllung von Bedürfnissen im Osten und von dort her in vollem Gange ist. Die Wirklichkeit ist, daß die Weltanschauung des Sowjet-Bolschewismus diesen wachsenden Aufruhr nicht aufhält, sondern den Aufruhr benutzt, um sich als Weltanschauung über ganz Asien und Europa hin vorerst weiter auszubreiten. Was dem Bolschewismus in Europa im Wege steht, ist an erster Stelle noch Deutschland. […] Die Wogen des Aufruhrs gegen die Armut werden und müssen wachsen, je stärker die Weltbevölkerung wächst" (Grimm, Wirklichkeit [1955], S. 173). Noch schärfer hatte Grimm diesen Gedanken in *Mein Europäisches Bekenntnis* (1950) formuliert, einer seiner früheren Nachkriegsreden: „Ich weiß, daß die ungeheuerliche gegenwärtige Gefahr […] der herankriechende Bolschewismus und Hunger ist. Und dieser Bolschewismus, der schließlich gar nicht mit der Waffe anzugreifen braucht um vorzurücken, sondern der sich als ansteckende Epidemie von vergifteten Köpfen und zerbrochenen Seelen zu müden kränkelnden Seelen weiterfrißt, dieser herankriechende Bolschewismus wird heute und morgen sehr viel weniger durch die amerikanische Atombombe in Europa aufgehalten als durch das, was noch gesund ist an der deutschen Seele" (Grimm, Erkenntnisse, S. 36).

[96] Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 514. Laut Kershaw wurde diese „Propagandalüge", also die Deutung des Angriffskriegs gegen die Sowjetunion als Abwehrschlacht gegen den Bolschewismus, von Hitler und Goebbels während der Dauer des Zweiten Weltkriegs derart stark verinnerlicht, dass beide schließlich „selbst von der Wahrheit ihrer Behauptung überzeugt waren" (ebd., S. 524).

[97] Conze, Suche, S. 152. Weiterführend hierzu die Beiträge in: Creuzberger/Hoffmann (Hg.), „Geistige Gefahr".

schen Bevölkerung gegenüber der Sowjetunion und deren politischer Ideologie führen. Dieses Szenario, in dem Grimm das Ende der weißen, abendländischen Welt angelegt sah, war indes aus der Luft gegriffen: Das Erbe des nazistischen Antikommunismus blieb „nach 1945 weitgehend erhalten", wobei „die Erfahrung der Flucht vor der Roten Armee" sowie die Vertreibung der Deutschen aus den verlorenen Ostgebieten die Einstellungen und Meinungen gegenüber Sowjetrussland deutlich stärker bestimmten als „die Frage nach den deutschen Verbrechen in der Sowjetunion"[98].

Ähnlich wie Grimm war auch Kolbenheyer nach 1945 bestrebt, Hitler zu einem Schutzherrn des Abendlandes zu stilisieren und vor öffentlicher Kritik in Schutz zu nehmen. Während Hitler bei Grimm jedoch vor allem als ein bevölkerungspolitischer Visionär erschien[99], verteidigte Kolbenheyer Hitlers Politik als vermeintlich legitimen Ausdruck der biologischen Entwicklungslage seiner Zeit. Der Dichter stilisierte den Diktator zu einem Eingeweihten der höheren biologischen „Mächtigkeit" und „Jugend" des deutschen Volks und den aus ihr ableitbaren politischen Ansprüchen und Notwendigkeiten. „Weit wesentlicher" als die „Konjunkturpolitiker der Feindnationen", so Kolbenheyer, habe Hitlers Politik der „biologische[n] Entwicklungslinie" entsprochen, der die biologisch-entwicklungsgeschichtliche „Schwellenlage der weißen Menschheit"[100] entgegengedrängt sei. Ähnlich wie Grimm unterschied auch Kolbenheyer mit Blick auf Hitlers Entwicklung zwischen einer Früh- und einer Spätphase. Die spätere, degenerative Entwicklung Hitlers führte er dabei einerseits auf politische Verfehlungen der europäischen Nachbarn zurück, andererseits auf die (sachliche und persönliche) Unzulänglichkeit hoher NS-Funktionäre im Umfeld des Diktators: Hitler habe zu „Beginn seiner Laufbahn" in der gut begründeten Gewissheit leben können, einer „klar[en] und anständig[en]" Volksbewegung voranzustehen und hierdurch einer „naturgerechten Entwicklung" zum Durchbruch zu verhelfen; dann aber habe sich seine „undifferenzierte Natur" schließlich aufgrund des „Gifthauch[s] inner- und außenpolitischer Machinationen […] dahin verlieren" müssen, was „als ‚Dämonie' und tyrannische Grausamkeit bezeichnet"[101] worden sei.

[98] Möller, Kommunismusbild, S. 21.

[99] Vgl. auch das ausführliche Grimm-Zitat in Franke, Grimm, S. 129: „Ich begann … den Parteiführer Adolf Hitler in einem anderen Licht zu sehen. War er mir bisher als deutscher Nationalist eigenwilligster Prägung erschienen […], so reichte diese Anschauung nicht mehr aus. Vielmehr zeigte sich sein Nationalismus […] bereit, den von ihm intuitiv erkannten Forderungen der Zeitenwende zu entsprechen".

[100] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 58.

[101] Ebd., S. 63. Mit der Anspielung auf nicht nur äußere, sondern auch innere Ränke gegen Hitler griff Kolbenheyer ein wesentliches Element des Hitler-Mythos auf, das dessen „vermeintliche Unberührtheit von allen Formen der Korruption und des Eigeninteresses, mit denen seine Untergebenen belastet waren" (Kershaw, Hitler-Mythos, S. 201), betonte. Auch bei Grimm finden sich nach 1945 Tendenzen, das Abgleiten des *späten* Reichskanzlers mit inneren Verschwörungen in Verbindung zu bringen, indem er auf die „Schuld einer unglückseligen Zwischenschicht" verwies, die sich „einbildete, unter dem Schein der Hitler-Anhängerschaft verstörten eigenen Trieben folgen zu dürfen" (DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Nation Europa, 2. Dezember 1954).

Deutungen über die Schuld am Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – Komplementär zu den Bemühungen um eine Ehrenrettung des Nationalsozialismus und Würdigung Hitlers versuchten Grimm und Kolbenheyer in ihren Nachkriegsschriften, den alliierten Siegermächten der beiden Weltkriege in fantasievoll konstruierten Gedankenexperimenten die Schuld am Ausbruch des Zweiten Weltkriegs anzulasten. Gelingen sollte dies vor allem durch Verweise auf mutmaßliche Verfehlungen der Alliierten gegenüber dem NS-Staat in den Jahren 1933–1939. In einer perspektivischen Verzerrung der Kriegsschuldfrage, wie sie für das Gros der rechtsradikalen Publizisten der frühen Bundesrepublik kennzeichnend war[102], sollten das „Dritte Reich" und seine politischen Spitzen als verkannte Europäer dargestellt werden, die von außen nicht ausreichend unterstützt, sondern vielmehr attackiert und in die Ecke getrieben worden seien. Wäre man ihnen politisch stärker entgegengekommen, so wollte es diese Legende, hätte sich die NS-Außenpolitik unweigerlich zugunsten der gesamten weißen Menschheit ausgewirkt.

Kolbenheyers Darstellung der Annexion Österreichs und des Sudetenlandes durch das „Dritte Reich" ist ein Paradebeispiel einer solchen Realitätsverzerrung: Auch in den Ereignissen des Jahres 1938 meinte Kolbenheyer das Desinteresse der Siegermächte des Ersten Weltkriegs an einem „naturgemäßen Frieden mit Deutschland"[103] erkennen zu können, von dem die Geschichte seit 1918 geprägt gewesen sei. Die alliierte Appeasement-Politik dichtete Kolbenheyer so zum Ausdruck friedensunwilliger Aggression gegenüber dem „Dritten Reich" um. Auch versuchte er seine Leser zu überzeugen, dass die Alliierten (verstanden als die „imperialistische[n] Mächte der weißen Rasse") dem NS-Staat in verantwortungsloser und berechnender Weise „*keine Zeit belassen*" hätten, „das innere Gleichgewicht zu finden"[104]. Die Grundlage dieser verqueren Opferperspektive bildete Kolbenheyers Konzept eines „naturgemäßen" Friedens. Gemeint war hier ein Frieden, welcher der biologischen Kraft aller beteiligten Völker gerecht werden sollte. Dass dem deutschen als dem vermeintlich biologisch mächtigsten Volk der „weißen Rasse" hierbei besondere Rechte – Kolbenheyer sprach euphemistisch von „Verantwortung" – zuwuchsen, schien dem Dichter über alle Zweifel erhaben. Aus dieser Perspektive erschienen sämtliche gewaltsamen Expansionsschritte des „Dritten Reichs" einschließlich des Überfalls auf die Sowjetunion als notwendige Etappen zur Herstellung einer tragfähigen und für das 1918 gedemütigte deutsche Volk erträglichen Gestalt Europas.[105] Den unschwer nachweisbaren

[102] Nach wie vor einschlägig zu diesem Thema die 1961 veröffentlichte Dissertation: Knütter, Ideologie. Zur Kriegsschuldfrage, dem „neben den KZ-Verbrechen Hauptgegenstand der rechtsradikalen Apologie", hier: S. 93–132.

[103] Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 2, S. 58.

[104] Ebd., Bd. 3, S. 120 (Herv. i. Orig.).

[105] Ebd., Bd. 2, S. 58: „Man hat bis heute noch nicht zu der Erkenntnis gefunden, daß die staatliche Einigung der volksdeutschen Grenzlandgebiete mit dem Reiche die natürliche Vorbedingung eines übervölkisch geeinten europäischen Lebenskörpers bedeutet. Man blieb bei den rationalen Einigungsformen Europas, ohne deren *biologische Fundierung* zu ahnen.

Sachverhalt, dass es Hitler schon weit vor dem *Unternehmen Barbarossa* um deutlich mehr ging als um die „Einigung volksdeutscher Grenzlandgebiete“,[106] ignorierte Kolbenheyer souverän und erklärte stattdessen: „Vor dem Beginn des russischen Feldzuges“ habe der Nationalsozialismus „nicht *mehr* durchzusetzen versucht […] als die Vereinigung der deutschen Lebensgebiete“[107]. Die Herleitung etwa der im Juni 1940 besetzten Bretagne als spezifisch „deutsches Lebensgebiet“ überließ der Dichter dabei der Phantasie seiner Leser.

Gemäß seiner *Bauhütten*-Philosophie nahm Kolbenheyer die alliierten Politiker, die sich der angeblich natürlichen Kraftentfaltung des jungen deutschen Volks entgegenstellt hatten, als nur bedingt autonome Subjekte wahr; sie erschienen ihm vielmehr als unbewusst getriebene Exponenten biologisch „alter“, nach seiner Auffassung also „plasmatisch“ weit „ausdifferenzierter“ Völker.[108] Mit fatalistisch deterministischer Geste erklärte Kolbenheyer kurzerhand, dass der Zweite Weltkrieg „durch keine Diplomatie“ hätte „vermieden werden können, es sei denn, das deutsche Volk hätte sich selbst aufgegeben und nach ihm – Europa“. Hinter sämtlichen Vorwürfen, dass Hitler eine „naiv-brutale Politik“ verfolgt habe, sah der Dichter die „sentimentale Naivität“ am Werk, „zu glauben, daß irgendeine diplomatisch noch so klug geführte Haltung Deutschlands die herrschenden Kreise der Feindstaaten hätte von ihren imperialistischen Intuitionen abbringen können“[109]. Ja, selbst das „friedlose Ende des zweiten Weltkrieges und die ungelösten, bedrohlichen Spannungszustände der Menschenwelt“ lastete Kolbenheyer letztendlich der „naturblinden Konjunkturpolitik“[110] der späteren Siegermächte an.

Ähnlich fatalistisch und apologetisch argumentierte Grimm, indem er den deutschen Überfall auf Polen als Lösung einer zunehmend unerträglich gewordenen Spannung im Grenzgebiet beider Länder darstellte. Die Spannungen zwischen Deutschen und Polen hätten früher oder später und auf die eine oder andere Weise in einem bewaffneten Konflikt ausgetragen werden müssen. Von „Versailles bis zu Hitler“, so Grimm, sei in Deutschland unentwegt „der Poleneinbruch […] erwartet“ worden. „Mit oder ohne Hitler wären an dieser durch Versailles erst recht blutenden Grenze die Gewehre früher oder später von selbst losgegangen“[111]. Diese grob simplifizierende Retrospektive fußte auf weit älteren Überzeugungen Grimms. Schon in den 1920er Jahren hatte er in den deutschen Grenzen, wie sie durch den Versailler Vertrag festgelegt worden waren, unabwendbar einen neuen

Deshalb suchte man den naturgemäßen Frieden mit Deutschland nicht, auch damals schon nach dem ersten Kriege“ (Herv. i. Orig.).

106 Hierfür genügt ein Blick in Hitler *Mein Kampf*, insbesondere in das Kapitel „Ostorientierung oder Ostpolitik“, in dem mit Blick auf Russland explizit das Ziel einer „Erwerbung der notwendigen Scholle für unser deutsches Volk“ als Kernaufgabe künftiger deutscher Außenpolitik ausgerufen wird. Vgl. Hitler, Kampf, Bd. 2, S. 301–331, Zitat S. 330.

107 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 119 (Herv. i. Orig.).

108 Vgl. die ausführliche Beschreibung in Kap. 2.2.4.

109 Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 1, S. 112, 287.

110 Ders., Sebastian Karst, Bd. 2, S. 58.

111 Grimm, Erzbischofschrift, S. 47.

Krieg angelegt gesehen. So gab er beispielsweise im Januar 1927 gegenüber dem Journalisten und Gymnasiallehrer Karl August Meißinger seiner Überzeugung Ausdruck, Deutschland treibe einem „neuem Kriege und jedenfalls schwerem Bürgerkriege entgegen", sollte die Raumfrage nicht gelöst und also „Raum geschaffen"[112] werden.

Nach 1945 stellte Grimm den aggressiven Lösungsversuch der deutschen „Raumfrage" durch die Nationalsozialisten zudem als eine von außen aufgenötigte Folge des verweigerten Entgegenkommens der Siegermächte des Ersten Weltkriegs gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland dar. Nach dieser obskuren Lesart war Hitler mit seinem Entschluss zum Angriff gegen die Sowjetunion von den Alliierten in fataler Weise alleingelassen worden, obgleich er – wie diese – lediglich habe verhindern wollen, Europa durch einen bevorstehenden sowjetischen Einfall „vom Bolschewismus […] erstickt zu sehen". Ohne jede Unterstützung hätten die Deutschen so den „schicksalsschweren Kampf für das vor der Vermassung versinkende Abendland" begonnen, „und wer trat sonst vor, diesen verzweifelten Kampf in besserer Weise aufzunehmen oder nur dessen Notwendigkeit zu begreifen?"[113]

Zur Rezeption der „Erzbischofschrift" – Grimms Nachkriegsschriften stießen „in den fünfziger Jahren […] auf ein reges Publikumsinteresse"[114]. Die Leserschaft Grimms bestand dabei, nach der Auffassung Manfred Frankes, in erster Linie aus „ehemalige[n] Wehrmachtsangehörige[n], jüngere[n] zumal, die jahrelang nationalsozialistischer Indoktrinierung ausgesetzt gewesen waren, ohne an eigenständiges politisches Denken und Urteilen herangeführt worden zu sein"[115]. Hinzu kamen jene Zeitgenossen, die – dem Bedürfnis nach Selbstvergewisserung folgend – von Grimm eine Bestätigung erhofften, mit ihrem jeweils individuellen Maß an Teilhabe und Identifikation mit dem Nationalsozialismus nicht vollkommen in die Irre gegangen zu sein. Nach Eigenaussage erreichten Grimm allein in der ersten Augusthälfte 1950 rund 200 Danksagungen von Lesern der *Erzbischofschrift*.[116]

Zu den begeisterten Lesern der Schrift gehörte nicht zuletzt der gegen andere Autoren ansonsten überaus kritische Kolbenheyer, der die *Erzbischofschrift* schon unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung zu der „in diesem Zeitpunkte […] bedeutsamste[n] Erscheinung der deutschen Literatur" erklärte. Dem Buch, für das das deutsche Volk Grimm „nicht dankbar genug sein" könne, sei eine unvergängliche „historische Bedeutung" sicher. Kolbenheyer hielt sie „nicht nur [für] tapfer", sondern „auch in seinem Vortrage von edelster Besonnenheit". Grimm

112 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Karl August Meißinger, 2. Januar 1927.
113 Grimm, Warum [1954], S. 391, 397.
114 Sarkowicz, Sympathie, S. 131 f. Laut Sarkowicz fanden 56 000 Exemplare der *Erzbischofschrift* einen Käufer, nur unwesentlich weniger (54 000) waren es bei *Warum – woher – aber wohin?*.
115 Franke, Grimm, S. 147.
116 Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Alfred Hugenberg, 14. August 1950.

habe sich mit dem Erzbischof von Canterbury als dem höchsten religiösen Würdenträger Englands „an die einzige Stelle der weißen Welt gewendet, an die ein deutscher Patriot sich [noch] wenden" könne, „um eine letzte Regung des Weltgewissens wachzurütteln". Die *Erzbischofschrift* sei auch deshalb ein „Glücksfall", da Grimm „das Ohr und das Herz gerade jener Teile des Volkes" besitze, auf die es in der „deutschen Zukunft vor allem ankommen" werde. Auch habe Grimm, „einer erbbedingten Neigung folgend", intuitiv jene „Mitteilungsform" gefunden, „die gerade in jenem Volke der weißen Rasse [gemeint: England] wirksam werden könnte, wohin heute einzig eine so bedeutsame Durchleuchtung der Krisenlage mit einiger Hoffnung gerichtet werden" könne. In Deutschland selbst werde die *Erzbischofschrift* „wie eine Befreiungstat von einer kaum mehr erträglichen Knebelung aufgenommen und gefeiert werden". Grimm habe „sich alle Liebe und Anhänglichkeit der Nation verdient"[117].

Stapel, der sich während der Entstehung der *Erzbischofschrift* als Korrekturleser zur Verfügung gestellt hatte[118], drückte seine Haltung zu Grimms Arbeit in einem bereits 1947 verfassten Lektürebericht aus. Der Text hatte demnach so „erregend" auf Stapel gewirkt, dass er bei der Lektüre immer wieder Pausen habe einlegen müsse, „um nicht seelisch kaputt zu gehen". Das „ganze deutsche Schicksal" breche „über den Leser herein"[119]. Nach der Veröffentlichung der *Erzbischofschrift* bemerkte er auch gegenüber Kolbenheyer, die Schrift „mit starker Bewegung des Herzens gelesen" zu haben und in Bälde über sie zu schreiben.[120] Der angekündigte Artikel *Hans Grimms Wiederkehr* erschien 1950 – nach einigen Absagen anderer Zeitungen – in der von Hellmut von Schweinitz herausgegebenen Wochenzeitung *Sonntagsbote.*[121] Stapel ging es darin weniger um eine Rezension im engeren Sinne, als darum, Grimm gegen jegliche Kritik zu verteidigen. Die einfache Botschaft seines Artikels lautete, dass Einwände gegen die *Erzbischofschrift* nichts anderes sein könnten als „Propaganda" und Ausdruck einer europafeindlichen Gesinnung.[122]

Vereinzelt fand die *Erzbischofschrift* auch unter namhaften Personen der frühen Bundesrepublik Bewunderer. Von dem erheblichen Verkaufserfolg des Buchs

[117] DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 4. Mai 1950.
[118] Vgl. Gümbel, Volk, S. 306 f.
[119] DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 23. März 1947.
[120] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 27. Mai 1950.
[121] Vgl. Mitteilung Stapels in: DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 1. November 1950.
[122] Wilhelm Stapel, Hans Grimms Wiederkehr, zitiert nach dem Entwurf des Artikels, in: DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 10. August 1950 (Beilage), S. 2, 4: „Der Sinn dieses Buches ist […] Verständigung zwischen Deutschen und Engländern über die gemeinsamen Gefahren und die gemeinsamen Notwendigkeiten. Zu diesem Zweck: Darstellung der geschichtlichen Situation und des deutschen Denkens, wie es – nicht in der Propaganda, sondern in Wirklichkeit ist. Daß dieser Versuch […] die Propagandisten auf den Plan rufen mußte, ist selbstverständlich"; „Grimm ist zu besudeln, alles andere ist unwesentlich. Da werden andere Interessen vertreten als die Verständigung zwischen Deutschland und England. Weil man das aber nicht offen sagen kann, greift man zur Verleumdung. Europas Zerstörer sind hier am Werke".

überaus erfreut zeigte sich etwa der mit Grimm bereits seit 1937 bekannte Pfarrer und spätere Ordinarius für praktische Theologie an der Universität Bonn Gerhard Krause (1912–1982).[123] Der 1912 durch den vielfach neu aufgelegten Roman *Wiltfeber, der ewige Deutsche* berühmt gewordene, später vielfach dekorierte NS-Schriftsteller Hermann Burte meinte in Grimms Werk gar eine an Luther erinnernde Streitschrift zu erkennen.[124] Rückendeckung fand Grimm auch bei Will Vesper, mit dem ihm seit Ende des Zweiten Weltkriegs ein zunehmend herzliches Verhältnis verband. Die *Erzbischofschrift*, so schrieb Vesper im Juni 1950 in „tiefer Erschütterung", sei „das erste mutige und schlagende deutsche Männerwort" gewesen, „das der furchtbaren Geschichtslüge, mit der man unser Volk vernichten will", wirkungsvoll entgegengetreten sei. Sowohl das „verlegene Schweigen der lizensierten Journaille" als auch das „unwürdige und gehässige Bellen der Getroffenen" werde die durchschlagende „Wirkung dieser Schrift auf die Dauer nicht aufhalten"[125] können.

Diese Reaktionen spiegeln indes nur eine Seite der Medaille. Von einem „verlegenen Schweigen" der namhaften Presse konnte keine Rede sein. Dass sich vielmehr erheblicher Widerstand gegen die Schriften und Person Grimms formierte, zeigt bereits der Sachverhalt, dass der nach dem Zweiten Weltkrieg unternommene Versuch Erwin Ackerknechts, die literarischen Werke Grimms „auch im Nachkriegsdeutschland zu etablieren", auf erhebliche Widerstände stieß und letztlich fruchtlos blieb.[126] Zwei kritische Besprechungen der *Erzbischofschrift* seien herausgegriffen.

Auf Granit biss Grimm mit seinen Thesen bei einem namentlich nicht genannten Rezensenten der *Deutschen Universitätszeitung*. In einer ausführlichen Kritik fasste dieser die Inhalte der *Erzbischofschrift* mit despektierlicher Ironie zusammen, um abschließend zu bilanzieren, Grimm habe sich mit seiner „aus bedenkenloser Geschichtsverdrehung erwachsenen Fehldeutung der jüngsten deutschen Vergangenheit" des Anspruchs beraubt, weiterhin „als rechtschaffener Gesprächspartner über die Probleme unserer Gegenwart und Zukunft anerkannt zu werden". Grimms Behauptungen, die „heute jedes Schulkind zu widerlegen" vermöge, würden das „politische Leben vergifte[n]" und aufgrund ihrer „Bagatellisierung" der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen eine „schauerliche Verrohung des sittlichen Empfinden[s]" verraten. Einen „schlechteren Dienst" habe Grimm „der deutschen und der europäischen Sache" überhaupt „nicht erweisen"[127] können. Noch heftiger angegriffen wurde Grimm von dem später nicht zuletzt durch die Mitarbeit am Drehbuch des skandalumwitterten Spielfilms „Das Mädchen Rosemarie" (1958) bekannt gewordenen Journalisten Erich Kuby (1910–2005). In den *Frankfurter Heften* rechnete Kuby die Arbeit Grimms

123 Vgl. DLA, A:Grimm, Gerhard Krause an Hans Grimm, 18. Dezember 1950 und 14. Februar 1951.
124 Vgl. DLA, A:Grimm, Hermann Burte an Hans Grimm, 1. August 1950.
125 DLA, A:Grimm, Will Vesper an Hans Grimm, 2. Juni 1950.
126 Sarkowicz, Sympathie, S. 125.
127 Deutsche Universitätszeitung 5 (1950), H. 10, S. 7.

„zum Niedrigsten und Schmutzigsten", was „deutscher Ungeist" je „hervorgebracht"[128] habe. Anstelle den „eigenen deutschen Anteil" an der Zerstörung seines Vaterlandes zu reflektieren, habe sich Grimm in einem „manische[n] Haßgemurmel" über die „Besatzungspolitik der letzten fünf Jahre" ergangen. Insbesondere erregte es Kubys Zorn, dass Grimm es fertiggebracht hatte, „die politische ‚Konzeption' des frühen Hitler" nicht nur zu verteidigen, sondern gar zu „feiern". Zugleich zeigte sich Kuby konsterniert von dem erheblichen Verkaufserfolg der *Erzbischofschrift* und sann über die sich aufdrängende Frage nach, wie mit diesem Erfolg umzugehen sei. Ob es nicht notwendig „wirkungslos" bleiben müsse, „auf dumpfen Haß", wie er von Grimm verbreitet worden sei, „mit heller Vernunft zu reagieren"? Einen Leser, so Kubys hilflos anmutendes Postulat, der für ein Machwerk wie die *Erzbischofschrift* empfänglich sei, würde wohl ohnehin „nicht ein einziges objektives und kritisches Wort erreichen", habe er sich doch schon durch seine Kaufentscheidung als „immun gegen Vernunft" erwiesen. In Widerspruch dazu tröstete Kuby sich und die Leser der *Frankfurter Hefte* letztlich damit, dass Grimm mitsamt „seiner Gemeinde eine quantité négligeable" darstelle, um zuletzt mit der Losung zu schließen: Grimm und „seinesgleichen", die Vertreter jenes „Ungeist[s] der Deutschen" also, „die Hitler zur Macht verholfen" hätten, sollten „sich nicht teuschen [sic!]: es scheint nur so, als ob ihr Weizen wieder blühe". In Wahrheit seien die „Gespenster der Vergangenheit" jedoch „die Avantgarde des Untergangs"[129].

Kritik am Nationalsozialismus als Vaterlandsverrat – Grimm reagierte geradezu allergisch auf kritisch-ablehnende Darstellungen des Nationalsozialismus in der deutschen Öffentlichkeit. Schon im Mai 1948 betonte er gegenüber Stapel, jeden öffentlichen Hinweis auf das „unselige Andenken Hitlers […] mit Empfindlichkeit" zu lesen. Hitler möge „unselig geendet haben", solange jedoch nicht stets erwähnt werde, was Hitler „unselig machte", war dem Dichter „jeder Schlag gegen den Toten unerträglich". „Welch ungeheurer Schwindel", so Grimm, „und welch ungeheures Verbrechen verbergen sich hinter den Verfluchungen Hitlers!"[130] Umso heftiger reagierte Grimm freilich dann, wenn von Seiten persönlicher Bekannter und Vertrauter öffentlich Kritik am Nationalsozialismus geäußert wurde. Dies lässt sich anschaulich an dem 1948 vollzogenen Bruch mit seinem langjährigen Freund August Winnig[131] illustrieren.

Anstoß des Konflikts waren Winnigs Lebenserinnerungen *Rund um Hitler*, die erstmals 1946 in London publiziert worden waren. In den Augen Grimms machte sich Winnig in diesem Buch in unverzeihlicher Weise der publizistischen Ko-

128 Kuby, „Rückgefühle", S. 806.
129 Ebd., S. 806f.
130 DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 20. Mai 1948.
131 Die Freundschaft zwischen Grimm und Winnig ging zurück auf eine überschwängliche Besprechung von *Volk ohne Raum*, die Winnig 1926 in der *Berliner-Börsen-Zeitung* veröffentlicht hatte. Vgl. Kap. 5.2.1. Zur Biografie und dem politischen Denken Winnigs (1878–1956) vgl. Ribhegge, Winnig; Hausmann, Winnig.

operation mit den Besatzungsmächten schuldig und damit des Vaterlandverrats. Konkret warf er Winnig – mit dem er 1932 noch seine *Bitte an den Nationalsozialismus* veröffentlicht hatte[132] – vor, seinen „guten Namen" und seine „deutsche, betont christliche Gesinnung" dazu hergegeben zu haben, „*das* noch einmal auszupacken […], was von Nürnberg und der gegnerischen Propaganda und von denen, die sich jetzt ungescheut rächen können und mit krank geworden sind an der ‚Verfolgungsseuche', über unsere Nation ausgegossen"[133] werde. Gegenüber Stapel hatte Grimm bereits zuvor gestanden, dass er sich wegen der Erinnerungen Winnigs, die von „Hitlerhaß" und nicht überprüfbaren Aussagen Dritter überquellen würden, „gar nicht beruhigen" könne: „Furchtbar, furchtbar, furchtbar! Und dabei wird in dem Buch fortwährend noch das Christentum und Jesus Christus beschworen. Was sind wir krank!"[134]

Winnig verwahrte sich mit Nachdruck gegen diese Vorwürfe. Insbesondere die Forderung Grimms, das NS-„Regime aus Rücksicht auf Deutschland [zu] schonen", wies er entschieden von sich. Winnig war „in diesem Punkte ganz anderer Meinung"[135]. Ohne abwägende Darstellungen aus der Feder persönlich beteiligter Zeitgenossen – und als eine solche verstand Winnig seine Erinnerungen – würden die Veröffentlichungen zum Nationalsozialismus auf zwei Arten von Büchern reduziert bleiben: Erstens „Anklagen des Auslandes […], die man in Erinnerung der frühern [sic!] Greuelpropaganda als erlogen abtun könnte", zweitens Konstruktionen einer „Hitler-Legende", die für den Aufbau eines neuen Deutschland nur negative Auswirkungen zeitigen könnten. Im Gegensatz zu Grimm war Winnig von der „zwingende[n] Notwendigkeit" überzeugt, dass jedes „kommende deutsche Selbstbewußtsein" „scharf und reinlich von der Hitlerei" getrennt werden müsste. Ein „deutscher Erneuerungswille", wie er in naher oder ferner Zukunft wiederentstehen werde, sollte sich gänzlich „unbelastet" von der NS-Vergangenheit „Bahn brechen können". Dementsprechend ließ Winnig das „Dritte Reich" nur als eine negative Kontrastfolie gelten, denn „Hitler und seine Leute" hätten sich

> „über alles hinweggesetzt, was sie Deutschland schuldeten, ob wir deutsche Vergangenheit oder deutsche Zukunft sagen, ob wir an deutsche Ehre oder deutsche Innerlichkeit denken, und haben nur sich gewollt. Sie haben vergessen oder nie gewußt, wozu es verpflichtet, Führer deutscher Nation zu sein. […] Nicht Gefühllosigkeit in Sachen deutscher Würde führte mir die Feder, sondern das Gegenteil."[136]

Grimm ließ keines dieser Gegenargumente Winnigs gelten, sondern bekräftigte seine Auffassung, Winnig habe mit seinem Buch eine „Untat an Deutschland" begangen. Keine Zeile in *Rund um Hitler* vermochte in seinen Augen „das deutsche Gewissen" aufzurütteln, stattdessen rede Winnig jenen willfährig nach dem Mund, die an Deutschland „schuldig" geworden seien. Jeden „gesund empfin-

132 Vgl. Kapitel 5.2.1.
133 DLA, A:Grimm, Hans Grimm an August Winnig, 29. Januar 1948 (Herv. i. Orig.).
134 DLA, A:Stapel, Hans Grimm an Wilhelm Stapel, 15. Januar 1948.
135 DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 10. Februar 1948.
136 Ebd.

denden Menschen“ aber werde Winnigs Buch „verhärten“[137]. Eine erneut zurückweisende Replik[138] Winnigs besiegelte schließlich im März 1948 das endgültige Ende ihrer über 20-jährigen Freundschaft.

Volles Verständnis für seine ablehnende Haltung gegenüber Winnig fand Grimm unter anderem bei Will Vesper, dem es ebenfalls unerklärlich war, wie es Winnig habe fertigbringen können, „die ungeheure Geschichtslüge, daß alles schlecht war, was Hitler tat und wollte, noch [zu] verstärken“. Winnig habe doch wissen müssen, „was er damit seinem Volk antut und wem er dient“[139]. Zur persona non grata wurde Winnig auch für Kolbenheyer, der Grimms Haltung ebenso vorbehaltlos unterstützte. Die große öffentliche Wirkung der Erinnerungen Winnigs hielt er für „sehr beklagenswert“ und sprach von einem „gerade jetzt sehr gefährlichen Treiben“ des Autors. Auch stellte Kolbenheyer die vielsagende Vermutung an, *Rund um Hitler* sei Ausdruck einer „Alterserscheinung“; man möge „Hitler nachweisen können, was man will“, die von Winnig und anderen Autoren vollführten „Eselshuftritte“ gegen Hitler seien in jedem Fall unwürdig und „widerlich“ anzusehen. Ebenso wie Grimm fühlte sich auch Kolbenheyer nicht zuletzt davon abgestoßen, dass die Nachkriegsbetrachtungen zum Nationalsozialismus stark auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs fixiert blieben, während die in ihren Augen positiven Seiten des NS-Staats verschwiegen würden. „Die Leute“, so Kolbenheyer, „sollen sich daran erinnern […], was W[inston] Churchill noch im Jahre 1938 in einem offenen Brief an Hitler“[140] geschrieben habe.

Kolbenheyer spielte damit auf ein Churchill-Zitat an, das in ausgeschmückter und aus dem Kontext gerissener Form während der Nürnberger Prozesse von dem Rechtsanwalt Horst Pelckmann präsentiert worden war[141], seither in dieser Form vielfach wiederaufgegriffen wurde und bis in die jüngste Vergangenheit in die Arbeiten NPD-naher Publizisten eingeflossen ist.[142] Bei dem sogenannten offenen Brief handelte es sich um eine offizielle, an die Londoner *Times* weitergereichte Stellungnahme Churchills auf eine am 6. November 1938 in Weimar gehaltene Hitler-Rede.[143] In dieser hatte Hitler die englische Politik allgemein, insbesondere jedoch Churchill persönlich für dessen Position gegenüber Deutschland

[137] DLA, A:Grimm, Hans Grimm an August Winnig, 8. März 1948.
[138] Vgl. DLA, A:Grimm, August Winnig an Hans Grimm, 13. März 1948.
[139] DLA, A:Grimm, Will Vesper an Hans Grimm, 4. Februar 1948.
[140] DLA, A:Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer an Hans Grimm, 20. Februar 1948.
[141] Das von Pelckmann präsentierte Zitat lautet: „Sollte England in ein nationales Unglück kommen, das dem Unglück Deutschlands 1918 vergleichbar wäre, so werde ich Gott bitten, uns einen Mann zu senden von Ihrer Kraft des Willens und des Geistes“. Vgl. Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14. November 1945–1. Oktober 1946, Bd. 21: Verhandlungsniederschriften, 12. August 1946–26. August 1946, Nürnberg 1948, S. 639. Mit nur unwesentlichen Änderungen aufgegriffen in: Kolbenheyer, Sebastian Karst, Bd. 3, S. 88.
[142] Vgl. exemplarisch Schröcke, Kriegsursachen, S. 79f.; Kosiek/Rose (Hg.), Wendig, S. 69.
[143] Die Rede fand auf einem „Gautag“ der Thüringer NSDAP statt.

vor allem bezüglich der deutschen Wiederaufrüstung angegriffen.[144] Angesichts ihrer verkürzten Rezeption nicht nur bei Kolbenheyer, sondern in der deutschen Rechten allgemein, sei die entscheidende Passage der Reaktion Churchills hier in vollem Wortlaut zitiert:

„I am surprised that the head of the great State should set himself to attack British members of Parliament who hold no official position and who are not even the leaders of parties. Such action on his part can only enhance any influence they may have, because their fellow-countrymen have long been able to form their own opinion about them and really do not need foreign guidance. Herr Hitler is quite mistaken in supposing that Mr. Eden, Mr. Duff Cooper, myself, and leaders of the Liberal and Labour Parties are warmongers. Not one of us has ever dreamed of an act of aggression against Germany. We are, however, concerned to make sure that our own country is properly defended, so that we can be safe and free and also help others to whom we are bound. Herr Hitler ought to understand this mood and respect it. I have always said that if Great Britain were defeated in war I hoped we should find a Hitler to lead us back to our rightful position among the nations. I am sorry, however, that he has not been mellowed by the great success that has attended him. The whole world would rejoice to see the Hitler of peace and tolerance, and nothing would adorn his name in world history so much as acts of magnanimity and of mercy and of pity to the forlorn and friendless, to the weak and poor“[145].

## 6.3 Kooperationswillige Zeitschriften in den 1950er Jahren

Mit Blick auf die Kunst- und Literaturszene der frühen Bundesrepublik hat Eckart Conze unlängst zwei dominante, sich gegenseitig überlagernde Entwicklungen bilanziert: Einerseits die Intention, „an die 1933 abgerissenen kulturellen Traditionen der Weimarer Republik“ anzuknüpfen, um hierdurch nach Möglichkeit anschlussfähige, „durch den Nationalsozialismus nicht diskreditiert[e]“ Traditionslinien wieder freizulegen. Andererseits den Versuch eines umstürzenden Traditionsbruchs, durch den eine völlige Öffnung des „deutsche[n] Kulturbetrieb[s]“ gegenüber „internationalen Einflüssen“ gelingen sollte. Die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkmächtige „Aversion der deutschen ‚Kultur‘ gegenüber der westlichen ‚Zivilisation‘“, so Conze, sei in der Nachkriegszeit „nicht lange aufrechtzuerhalten“[146] gewesen.

Die Rezeptionschancen Grimms, Kolbenheyers und Stapels nach dem Zweiten Weltkrieg nehmen sich vor diesem Hintergrund sehr bescheiden aus, waren ihre Werke doch beiden skizzierten Entwicklungslinien diametral entgegengesetzt. Zieht man jedoch das von längerfristigen Überhängen und stärkeren Ambivalen-

144 Der entscheidende Passus der Rede lautet: „Wenn die andere Welt von Abrüstung spricht, dann sind auch wir dazu bereit, aber unter einer Bedingung: daß erst die Kriegshetze abgerüstet wird. Solange die anderen aber von Abrüstung nur reden, die Kriegshetze aber infam vorantreiben, nehmen wir an, daß sie uns nur unsere Waffen stehlen wollen, um uns noch einmal das Schicksal von 1918/19 zu bereiten. Da aber kann ich den Herren Churchill und Genossen nur eines sagen: das gibt es nur einmal, und das kehrt nicht wieder!“ (Domarus, Hitler, Bd. 2, S. 965).

145 The Times, No. 48.145, 7. November 1938, S. 12.

146 Conze, Suche, S. 205 f.

zen ausgehende Porträt heran, das Axel Schildt und Detlef Siegfried von der Kulturgeschichte der Bundesrepublik in den 1950er Jahren gezeichnet haben[147], erscheint die Ausgangslage für Autoren wie Grimm, Kolbenheyer und Stapel, nach 1945 schriftstellerisch und publizistisch wieder Anschluss zu finden, deutlich vielversprechender. Auch der nicht zu unterschätzende Antiamerikanismus in der frühen Bundesrepublik[148] macht entsprechende Gelegenheitsräume plausibel. Wie der erhebliche Verkaufserfolg von Grimms *Erzbischofschrift* (1950) gezeigt hat[149], wäre die Vorstellung einer augenblicklichen Marginalisierung völkisch-nationalistischer Autoren nach 1945/49 jedenfalls irreführend. Gerade während der 1950er Jahre ergaben sich durchaus attraktive Möglichkeiten, in der damals sehr breit ausdifferenzierten, deutschen Zeitschriftenlandschaft Aufnahme zu finden, einzelne Zeitschriften also als Plattform literarischer Selbstvermarktung zu nutzen und zur Vervielfältigung eigenen Gedankenguts zu instrumentalisieren. Die Existenz eines zahlenmäßig nicht unerheblichen, schon im „Dritten Reich" kaufwilligen „Stammpublikum[s] für völkisch-national-konservative Literatur"[150] ist für die 1950er Jahre nicht zu leugnen. Gerade Grimms zeithistorische Betrachtungen wurden in diesen Kreisen aufmerksam verfolgt. Mochten die Veröffentlichungen einschlägiger völkischer Autoren der Zwischenkriegszeit in den großen Feuilletons der frühen Bundesrepublik noch so spöttische Verrisse ernten: Bisweilen erreichten die entsprechenden Arbeiten „entschieden weitere Leserschichten" als etwa die „vielbesprochene Avantgarde"[151]. Hinzu kamen neue, „vornehmlich von früheren [nationalsozialistischen] Partei- und Kulturfunktionären" initiierte Verlagsgründungen, die jenen Autoren weitere Publikationsmöglichkeiten boten, gerade weil sie nach dem Zweiten Weltkrieg „ihre politische Überzeugung entweder gar nicht oder nur wenig geändert hatten"[152].

Im Folgenden werden die einschlägigsten Zeitschriften, von denen Grimm, Kolbenheyer und Stapel in den 1950er Jahren umworben wurden und in denen die drei Autoren neue Plattformen von Öffentlichkeit fanden, in den Blick genommen. Der Fokus liegt dabei auf den begrenzten Erfolgen der Versuche, nach 1945 publizistisch wieder Anschluss zu finden. Die Ablehnung und Widerstände, mit der sich die drei Autoren in der Öffentlichkeit der frühen Bundesrepublik ebenfalls konfrontiert sahen[153], werden hingegen zwar mit berücksichtigt, jedoch

147 Vgl. Schildt/Siegfried, Kulturgeschichte, S. 95–178.
148 Vgl. Ermarth, Counter-Americanism; Hermand, Boogie-Woogie.
149 Vgl. Kap. 6.2.
150 Sarkowicz, Apologeten, S. 436f.
151 Ketelsen, Literatur [1976], S. 24. Ketelsen verweist hier auf die *Gruppe 47*.
152 Sarkowicz, Apologeten, S. 436f. Nach der Aussage Heinz Brüdigams verlegte der Wittich Verlag (Darmstadt) nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs „nur Werke von […] Kolbenheyer" (Brüdigam, Schoß, S. 259).
153 Gerade Stapel wusste ein Lied von den gegen ihn geleisteten Widerstand zu singen: „Meine Manuskripte", so lamentierte er im Mai 1951, „reisen vergeblich bei den Verlegern herum". Zwar behandle man sie stets „respektvoll", die Verleger seien jedoch allesamt entweder „verstopft von bestehenden Verpflichtungen" (KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 14. Mai 1951) oder schlicht zu feige, um seine Artikel zu bringen: „Bei den deutschen

nicht in ihrer Gesamtheit erfasst. Dass Grimm, Kolbenheyer und Stapel hinsichtlich der gegen sie geleisteten Widerstände gleichsam stellvertretend in einer langen Reihe weiterer prominenter Autoren und Publizisten des „Dritten Reichs" standen, versteht sich dabei von selbst. Unter ihnen schuf die Überzeugung, nach 1945 einer selbst im Vergleich zu Weimarer Tagen vollends verlogen und flegelhaft gewordenen „Journaille" ausgeliefert zu sein, Gefühle der Solidarität und Zusammengehörigkeit. Der Ärger über Misserfolge paarte sich in dieser Klientel dabei mit der wohligen Überzeugung, insgeheim über jegliche Kritik erhaben zu sein. Hierfür sprechen beispielsweise die hölzernen Verse, mit denen Will Vesper seinen Vertrauten Hans Grimm zum Jahreswechsel 1950/51 anhielt, sich von der als nichtswürdig empfundenen, bundesrepublikanischen Publizistik nicht unterkriegen zu lassen:

„Plagt dich die arge Zeit,
Hass, Dummheit, Neid,
geh an den stillsten Ort
in deinem Haus, wirf fort,
was dich bedrückt.
Löse, befrei dich dort
Von allem Spuk und Dreck!…
Aufatmend gehst du weg,
tiiiiief [sic!] beglückt."[154]

Vor einer „ohnmächtige[n] Wut"[155] angesichts der nach 1945 über ihn hereinbrechenden Absagenflut von Seiten deutscher Verleger war in Wahrheit indes auch Vesper nicht gefeit. Ebenso im Übrigen sein Sohn Bernward Vesper, dessen 1962 zusammen mit Gudrun Ensslin unternommener Versuch, eine Werkausgabe seines verstorbenen Vaters zu organisieren, finanziell und moralisch in einem völligen Fiasko endete.[156] Grimm freilich umging diesen Ärger, indem er 1951

Verlegern habe ich keine Möglichkeit. Die haben alle Scheißangst, ich könnte als Autor bei den Engländern Anstoß erregen. […] Seit 1. März habe ich kein Honorar mehr verdienen können. Gloria sei dir gesungen, o deutscher Verlagsbuchhandel! Scheißkerle alle miteinander" (DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 25. August 1946). Noch um ein Vielfaches frustrierter und polemischer kommentierte Stapel die deutsche Verlagslandschaft im Januar 1948: „Vor 1945 schissen ‚die deutschen Verleger' […] vor Goebbels in die Hosen, heute scheißen sie vor Major Meier und Captain Kamm in die Hosen. Wie immer der Wind der Weltgeschichte weht, im literarischen Germanien wird geschissen. Was bleibt unsereinem übrig, als über den Stinkhaufen zu kotzen? Daraus ergibt sich als liebliche Mischung: Das doitsche Goisteslääben" (DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 10. Januar 1948). So amüsant es mitunter ist, dergleichen Tiraden Stapels zu lesen, allzu ernst nehmen sollte man sie nicht: So klagte Stapel im November 1950 in diametralem Gegensatz zu den zitierten Aussagen darüber, dass er „seit Monaten nicht mehr an meine eigene Arbeit" komme, da er mit „Briefe beantworte[n] und Rezensionen verfasse[n]" vollends ausgelastet sei. Seitdem „ruchbar geworden" sei, dass er wieder „publiziere, werde [er] mit ‚Besprechungsexemplaren' zugedeckt" (DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, 24. November 1950).

154 Vgl. das Gedicht *Zum Neujahr 1951* in: DLA, A:Grimm, Will Vesper an Hans Grimm, 1. Januar 1951.

155 Koenen, Vesper, S. 32.

156 Amüsant beschrieben in: Ebd., S. 36–38.

kurzerhand einen eigenen, die Gesamtausgabe des Dichters verlegenden *Klosterhaus-Verlag* gründete.

Hans Grimm und Wilhelm Stapel in der Zeitschrift „Nation Europa" – Die 1951 von dem ehemaligen SS-Sturmbannführer Arthur Ehrhardt (1896–1971) gegründete Zeitschrift *Nation Europa* war während der ersten Hälfte der 1950er Jahre für Grimm und Stapel die prominenteste Plattform politischer Nachkriegspublizistik. Die Namensgebung der Zeitschrift geht auf ein spezifisches „Verständnis der Waffen-SS" als einer europäischen „Freiwilligenarmee gegen den Bolschewismus"[157] zurück. An diese gefühlte Tradition versuchte Ehrhardt in *Nation Europa* anzuknüpfen. In einer ideologischen Schwerpunktverlagerung wurde dabei nun nicht mehr, wie im „Dritten Reich", diametral zwischen „Volksgenossen" und „Artfremden" unterschieden, „sondern zwischen Europäern und Nicht-Europäern". Ehrhardt und seine Mitarbeiter folgten hierbei einem verzerrten, ja pervertierten Europa-Begriff, der ungebrochen „nationalistische und rassistische Grundpositionen" bediente. Mit dem Bemühen um einen „Blick über die nationalstaatlichen Grenzen" stellte die Zeitschrift dennoch „nicht nur in der rechtsextremistischen Publizistik ein Novum dar"[158]. Gerade auf Grimm, der in seiner außenpolitischen Publizistik stets um eine Einbeziehung britischer Perspektiven bemüht gewesen war, musste eine solche Konzeption anziehend wirken. Mit Ehrhardt verband ihn indes nicht nur ein Einverständnis mit der konzeptionellen und weltanschaulichen Ausrichtung von *Nation Europa*, sondern auch eine persönliche Bekanntschaft, wie dessen häufige Anwesenheit bei den Lippoldsberger Dichtertagen belegt.[159]

Grimm versuchte auch in Ehrhardts Zeitschrift für eine Ehrenrettung des Nationalsozialismus zu werben. Freilich dürfte er in diesem Fall einem Publikum gepredigt haben, das in aller Regel von seinen Botschaften bereits von vornherein überzeugt war. Die These, dass die Nationalsozialisten einen im Kern defensiven Präventivkrieg gegen die angeblich zum Angriff auf ganz Europa rüstende Sowjetunion geführt hätten[160], griff Grimm in *Nation Europa* ebenso wieder auf wie das

[157] Pfahl-Traughber, Zeitschriftenporträt, S. 306. Zwischen 1953 und 1960 gelang es dem Herausgeber, die Gesamtauflage von *Nation Europa* auf immerhin 6000 Exemplare zu verdoppeln. Vgl. ebd., S. 308.

[158] Ebd., S. 306f.

[159] Einen guten Eindruck hinterließ Ehrhardt dabei indes nicht immer: In einer Mischung aus Ironie und aufrichtigem Bedauern stellte Will Vesper, selbst Mitarbeiter in Ehrhardts Zeitschrift und Gast in Lippoldsberg, im Juli 1955 nach einem Gespräch mit Ehrhardt die Vermutung über ein baldiges Ende der *Nation Europa* an. Obwohl sich Vespers Vermutungen als unzutreffend erweisen sollten – die Zeitschrift erschien bis 2009 –, gibt seine Stellungnahme einen Einblick in die damals blankliegenden Nerven des Herausgebers: „Sehr schmerzlich war mir […] ein Gespräch mit [Arthur] Ehrhardt, das er ohne Grund und Vernunft, weiß vor Hass und Bitterkeit […], sofort abbrach, als ich nicht seiner Meinung war. Es scheint ja als ob die Hetze gegen die ‚Nation' Hagen schon zur Strecke gebracht hätte und als ob auch die Zeitung erliegen würde" (DLA, A:Grimm, Will Vesper an Hans Grimm, 31. Juli 1955).

[160] Vgl. Kap. 6.2.

nach seiner Wahrnehmung verständnislose und destruktive Agieren der Alliierten gegenüber dem „Dritten Reich"; was Hitler seinerzeit für das Abendland habe leisten wollen, sei von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs mit verheerenden Folgen zunichte gemacht worden. In einem Beitrag aus dem Jahr 1955 deklarierte Grimm überdies die Zuwanderung „aus Polen, aus der Sowjetunion, aus dem sowjetischen Asien" zur größten, ja existenziellen Herausforderung der europäischen Nachkriegsordnung. Werde die Zuwanderung nicht gestoppt, müsse aus ihr über kurz oder lang ein „ganz anderes und fremdes Mitteleuropa"[161] hervorgehen. Grimm hielt in diesem Kontext an seiner rassistisch-despektierlichen Perzeption des Ostens fest. Dessen Bewohner, so Grimms immergleiches Credo, könnten den Mitteleuropäern weder „an Leistungswillen und Leistungskönnen" jemals gleichkommen, noch „an Liebe zum Boden, den sie bearbeiten sollen"[162]. Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten[163], die „niedere westdeutsche Geburtenziffer", die durch den Krieg hervorgerufene „deutsche Hoffnungslosigkeit" sowie schließlich die „irrsinnigen angelsächsischen Eingriffe in die […] politischen Verhältnisse des Abendlandes" hätten die Situation jedoch dramatisch zugespitzt. Durch die Politik der „Angelsachsen" gegen Deutschland sei in fahrlässiger Weise der „deutsche Damm" gen Osten durchstoßen worden, den Hitler „noch einmal [habe] stark machen" wollen, „bis ein Mittel von kommenden, weiseren Generationen gegen die ausleselose Übervölkerung gefunden sein"[164] werde.

Diese willkürlichen, geschichtsklitternden Konstruktionen, die Grimm seit Beginn der 1950er Jahre unentwegt verbreitete, dürften entscheidend dazu beigetragen haben, dass die *Erzbischofschrift* in Österreich rasch verboten wurde.[165] Zu diesem Anlass stellte Ehrhardt seine Zeitschrift für einen offiziellen Protest Grimms gegen das Verbot zur Verfügung. Ende 1951 erschien ein *Offener Brief an den österreichischen Bundespräsidenten* (das Amt hatte damals Theodor Körner inne), in dem Grimm das angeblich „durch nichts zu begründende Verbot" scharf anprangerte und es im gleichen Atemzug auf „Vertreter der kommunistischen und bolschewistischen Richtung" und „einer gewissen amerikanischen Judenschaft"[166] zurückführte. Auch diese Aufwärmung althergebrachter antisemitischer Verschwörungstheorien, wonach (nebst anderem) Presse und Politik gleichermaßen in die Hände „der" Juden übergegangen sei[167], spricht Bände darüber, wie

[161] Grimm, Davonlaufen? [1955], S. 40. Hintergrund des offenen Briefs war eine Aussage des zu diesem Zeitpunkt bereits verstorbenen Hugh Gibson gewesen, der die Auswanderung von bis zu fünf Millionen Europäern, unter anderem Deutsche und Österreicher, als unabdingbare Voraussetzung für eine wirtschaftliche Genesung Europas gefordert hatte.

[162] Ebd.

[163] Dazu: Douglas, „Ordnungsgemäße Überführung".

[164] Grimm, Davonlaufen? [1955], S. 40.

[165] Vgl. Sarkowicz, Sympathie, S. 125f.

[166] Grimm, Verbot [1951], S. 57.

[167] Pars pro toto sei nur auf Houston Stewart Chamberlain verwiesen, der in *Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts* (1899) schrieb: „[U]nsere Regierungen, unsere Justizpflege, unsere Wissenschaft, unser Handel, unsere Litteratur, unsere Kunst… so ziemlich alle Le-

stark Grimms politisches Denken auch nach dem Zweiten Weltkrieg der völkischen Agitation seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert verpflichtet und verhaftet blieb.

In einem weiteren Beitrag der *Nation Europa* aus dem Herbst 1953 sann Grimm, sichtlich konsterniert von den Ergebnissen der Bundestagswahl vom 6. September 1953, auch über die Ursachen nach, wie es zur Wiederwahl Konrad Adenauers zum Deutschen Bundeskanzler habe kommen können. Gerichtet an die „Adenauer-Wähler" ging Grimm mehrere Modelle durch, was für den Wahlerfolg des Kanzlers ausschlaggebend gewesen sein könnte: Sei womöglich das „Wohlgefallen an der Lebenskraft eines Alternden in unserem seit dem Kriege nicht mehr von biologischer Kraft strotzendem Volke"[168] die Ursache des Votums gewesen? Oder habe das Wohlgefallen an Adenauers „Kampf gegen eine falsch geführte und alles bedrohende marxistische SPD" den Ausschlag gegeben? Oder habe die Adenauer-Wähler die Vorstellung einer wie auch immer gearteten „nicht marxistische[n] völkische[n] Einigkeit" angetrieben und „beglückt"?[169] Worin die Gründe auch liegen mochten, die Wiederwahl Adenauers schilderte Grimm als ein Unglück von sehr großer Tragweite. Zum Beweis verwies er auf Adenauers Affinität zum Rheinlandseparatismus nach 1918[170] und dessen angebliche Ablehnung Preußens. Ein Dorn im Auge war Grimm jedoch in erster Linie Adenauers öffentlich bekundete Überzeugung, das deutsche Volk habe den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zu verantworten – eine, wie gesehen, in den Augen Grimms haltlose Unterstellung, die „von Verrätern […] gern gehört"[171] werde. Adenauer, so Grimm, betreibe „deutsche Selbstbezichtigungen", ohne auch nur ein einziges „echtes und ehrliches Urteil der Geschichte" abgewartet zu haben. Was Adenauer „als Neofaschismus" bezeichne, sei in Wahrheit „besorgte Deutschheit"[172]. Die Kritik an dem Kanzler galt für Grimm in noch größeren Maßstab für die gesamte Unionsfraktion, die er als eine Ansammlung von Kollaborateuren und Vaterlandsverrätern skizzierte.

Neben der persönlichen Feindschaft zu Adenauer war der Artikel sichtlich von der Enttäuschung über das Wahlergebnis vom 6. September 1953 bestimmt, zumal dieses den bisherigen Parlamentarismus-Erfahrungen Grimms direkt zuwiderlief: Denn nicht nur war die Bundestagsfraktion der CDU/CSU für ihr – in den Augen Grimms – volksverräterisches politisches Handeln seit 1949 von den deutschen Wählern nicht abgestraft worden, die Unionsparteien feierten vielmehr einen fulminanten Wahlsieg.[173] Damit stellte sich das aus Weimarer Tagen be-

benszweige sind mehr oder weniger freiwillige Sklaven der Juden geworden" (Chamberlain, Grundlagen, Bd. 1, S. 382).

168 Grimm, Adenauer-Wähler [1953], S. 57 f.

169 Ebd.

170 Vgl. hierzu Schlemmer, Adenauer.

171 Grimm, Adenauer-Wähler [1953], S. 58.

172 Ebd.

173 Die Union hatte im Vergleich zur Wahl von 1949 um nicht weniger als 14,2% hinzugewonnen und 45,2% der Stimmen auf sich vereinigt. Mit diesem Ergebnis verfehlte die CDU/CSU-Bundestagsfraktion die absolute Mehrheit nur um ein einziges Mandat.

kannte, von der antiparlamentarischen Rechten selbstzufrieden beobachtete Phänomen einer Bestrafung regierungsverantwortlicher Parteien durch den Wählerwillen nicht ein, auf das der 1953 selbst für die rechtsradikale Deutsche Reichspartei kandidierende Dichter spekuliert haben dürfte.[174] Stattdessen scheiterte die Deutsche Reichspartei mit einem Stimmanteil von 1,1% überdeutlich an der Fünf-Prozent-Hürde.

Auch Wilhelm Stapel wurde von Arthur Ehrhardt als Mitarbeiter von *Nation Europa* angeworben und trat in der Zeitschrift vor allem als außenpolitischer Kommentator in Erscheinung. Dies nimmt insofern wunder, als sich Stapel während der 20-jährigen Herausgeberschaft seiner Zeitschrift *Deutsches Volkstum* nur eher selten mit außenpolitischen Fragen beschäftigt hatte[175]; im Fokus stand stattdessen stets die innere Entwicklung Deutschlands. Ob Ehrhardt seinem Mitarbeiter eine wirkliche außenpolitische Expertise zusprach oder ob er Stapels Aufsätze schlicht aufgrund ihrer notorischen antiparlamentarischen Verdikte schätzte, muss dabei offen bleiben. Sicher ist, dass Stapels Mitarbeit in *Nation Europa* auf eine Nachfrage und Bitte Ehrhardts zustande kam. Ehrhardt selbst hatte vor 1938 unter einem nach wie vor noch nicht identifizierten Pseudonym im *Deutschen Volkstum* mitgearbeitet.[176]

Stapel übte seine neue Rolle als „Auslandsexperte" erstmals im September 1951 ein. Zum Gegenstand wählte er die Lage Großbritanniens zwischen den Großmächten USA und UdSSR. In seinem Artikel zog Stapel eine Analogie zwischen der britischen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg und jener des Deutschen Reichs nach 1871. Zugleich erörterte er die Möglichkeit, „alle nicht-sowjetischen Länder Europas und Asiens" „unter englischer Führung" zu einer „dritte[n] Macht" neben den USA und der Sowjetunion zusammenzuschließen. Dieses Gedankenexperiment sah er indes von der Unfähigkeit der britischen Politik konterkariert, zwischen den nicht-sowjetischen Ländern auszugleichend zu wirken und zu vermitteln. Überhaupt mangelte es der Nachkriegszeit inner- und außerhalb Deutschlands nach der Ansicht Stapels an Staatsmännern, die nicht „völlig […] in den wirtschaftlichen Interessen und den politischen Tagesinteressen"[177] ihrer jeweiligen Länder aufgingen.

Im Oktober 1951 nahm Stapel auch den *Schuman-Plan* zum Anlass einer scharfen Polemik gegen die Abgeordneten des Deutschen Bundestags. Der am 9. Mai 1950 von der französischen Regierung in Vorschlag gebrachte Plan sah bekanntlich vor, „die Gesamtheit der französisch-deutschen Kohle- und Stahl-

[174] Vgl. Gümbel, Volk, S. 287–295. Zur allgemeinen Geschichte der von 1950 bis 1965 existierenden Deutschen Reichspartei vgl. Sowinski, Reichspartei.

[175] Zu Stapels politischer Publizistik in Sachen Außenpolitik vgl. Keßler, Stapel, S. 65–71, 128–133.

[176] Vgl. DLA, A:Grimm, Wilhelm Stapel an Hans Grimm, [?] August 1951: „Ich lese mit lebhaftem Interesse, was Sie in ‚Nation-Europa' schreiben. Diese Zeitschrift hat Courage. Ehrhardt, früher Mitarbeiter am ‚Deutschen Volkstum', bat mich um einen Aufsatz. Ich erfüllte seinen Wunsch".

[177] Stapel, England [1951], S. 12 f.

produktion unter eine gemeinsame oberste Aufsichtsbehörde zu stellen", um auf diesem Weg „die Schaffung gemeinsamer Grundlagen für die wirtschaftliche Entwicklung [zu] sichern" und die „Bestimmung jener Gebiete [zu] ändern", die bis zu diesem Zeitpunkt vornehmlich „der Herstellung von Waffen gewidmet"[178] gewesen waren. Im Kontext dieser wegweisenden Entscheidung sprach Stapel den Bundestagsabgeordneten en bloc die notwendige Bildung und intellektuelle Befähigung ab, sich zu einer Angelegenheit derartiger Tragweite eine fundierte Meinung zu bilden und verantwortungsbewusst über sie zu entscheiden. Kaum „auch nur ein Dutzend" der Parlamentarier, so Stapel, weise hierzu die notwendige „Vorbildung, Erfahrung und Urteilskraft" auf. Aufgrund einer zu geringen Belesenheit und eines „Mangel[s] an Intelligenz und Ethos" könne man „ebenso gut […] und sehr viel billiger" über das Ja oder Nein zum Schuman-Plan „mit dem Würfelbecher entscheiden"[179]. Wie abgedroschen und stereotyp dieser Einwand für die rechte, antiparlamentarische Polemik war, mag der Sachverhalt illustrieren, dass sich dieselbe Argumentation auch schon in den Auslassungen Hitlers in *Mein Kampf* finden.[180]

Unterstützung für Erwin Guido Kolbenheyer in den „Klüter Blättern" – Nach der Aufhebung seines Publikationsverbots im Jahr 1950 wurde Kolbenheyer intensiv von Herbert Böhme umworben, dem Herausgeber der *Klüter Blätter*, laut Hans Sarkowicz die „bedeutendste rechtsextreme Kulturzeitschrift nach 1945"[181]. Anders als in Heinz Brüdigams Studie *Neonazistische, militaristische, nationalistische Literatur und Publizistik in der Bundesrepublik* (1964) behauptet[182], war Kolbenheyer jedoch kein regelmäßiger Mitarbeiter der Zeitschrift, es sei denn, man wollte den vereinzelten Abdruck älterer Gedichte Kolbenheyers als Mitarbeit rechnen. Kolbenheyer meldete sich nur einmal, im Sommer 1957, in der Zeitschrift selbst zu Wort. Der entsprechende Artikel, *Für unser Volk*, bot indes kaum etwas Neues: Kolbenheyer wiederholte in ihm lediglich seine Anschuldigungen

178 Pollak/Slominski, System, S. 21.

179 Vgl. Stapel, Schuman-Plan [1951]. Eine weitere Anfeindung des Bonner Bundestags als bloße „Hilfseinrichtung zur Entlastung der Okkupationsmächte" findet sich zwei Jahre später in einem Artikel Stapels über die deutsch-französischen Beziehungen (Stapel, Ängste [1953], S. 39).

180 Vgl. Hitler, Kampf, Bd. 1, S. 91 f.: „Aber selbst die Genialität dieser Volksvertreter ganz aus dem Spiele gelassen, bedenke man doch, welch verschiedener Art die Probleme sind, die einer Erledigung harren, auf welch auseinanderliegenden Gebieten Lösungen und Entscheidungen getroffen werden müssen, und man wird wohl begreifen, wie untauglich nun hierzu eine Regierungseinrichtung sein muß, die das letzte Bestimmungsrecht einer Massenversammlung von Menschen überträgt, von der immer nur ein ganz winziger Bruchteil Kenntnisse und Erfahrung in der zur Behandlung stehenden Angelegenheit besitzt. Die wichtigsten wirtschaftlichen Maßnahmen werden so einem Forum unterbreitet, das nur zu einem Zehntel seiner Mitglieder wirtschaftliche Vorbildung aufzuweisen hat. Das heißt aber doch nichts anderes, als die letzte Entscheidung in einer Sache in die Hände von Männern zu legen, denen jegliche Voraussetzung hierzu vollkommen fehlt."

181 Sarkowicz, Apologeten, S. 437.

182 Vgl. Brüdigam, Schoß, S. 260.

gegen die Alliierten, für den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verantwortlich zu sein[183], ebenso wie seine schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg artikulierte Forderung einer europäischen Staatenordnung nach dem Kriterium der „Lebensmächtigkeit“[184] der Einzelvölker.

Die starke Unterstützung, die Kolbenheyer in den *Klüter Blättern* fand, basierte wesentlich auf seiner freundschaftlichen Beziehung zu Herbert Böhme, die in die Zeit des „Dritten Reichs“ zurückreichte.[185] Böhmes Versicherung an Kolbenheyer vom Mai 1952, sich „immer für Ihr Werk einsetzen“[186] zu werden, sollte keine Leerformel bleiben. Bereits im ersten Jahrgang der *Klüter Blätter* publizierte Böhme des Schlusswort Kolbenheyers aus dessen Berufungsverhandlung vor dem Münchner Spruchkammergericht, aus der die Einstufung des Dichters als „minderbelastet“ resultierte, womit auch das lang ersehnte Ende seines Publikationsverbots verbunden war.[187] Kolbenheyer wiederholte in seinem Schlusswort unter anderem seine Überzeugung, dass das deutsche Volk zu seinem seelisch-moralischen Wiederaufstieg seine Werke nötig habe, und richtete an seine „Beurteiler“ die ernst gemeinte Frage, ob sie es „auf Ihr Gewissen nehmen“ könnten, sein Lebenswerk, welches das deutsche „Volk über die Not und die Drangsale der Gegenwart zu erheben“ vermöge, weiterhin „auch nur für kürzeste Zeit dem Volke vorzuenthalten?“[188]

Die Publikation eines Aufsatzes über Kolbenheyer von dessen engen Vertrauten Hermann Schneider[189] vertiefte im Frühjahr 1952 die Verbundenheit des Dich-

183 „Soll heute unserem Volk ein Wunsch ausgesprochen werden, so muß er lauten: Erkenne deine Entwicklungslage so gründlich, wie sie von deinen Gegnern erkannt worden ist. Die wußten, daß deine Leistungsfähigkeit im Weltverkehr von ihnen nicht mehr in unerzwungener Arbeit erreicht werden kann, wenn du gleich ihnen national geeint bist. Auf dem Weg zur Nation warst du. Der innere Anlaß des zweiten Weltkrieges war, diesen Weg zu verlegen“ (Kolbenheyer, Volk [1957], S. 8).

184 Ebd.

185 Wann es zur ersten Begegnung Böhmes mit Kolbenheyer kam, ist im Detail nicht rekonstruierbar. Der erste Brief Böhmes an Kolbenheyer datiert aus dem Januar 1943 und enthält die Information, dass Böhme und Kolbenheyer sich „vor Jahren in Berlin“ kennengelernt hätten, vgl. KAG, Herbert Böhme an Erwin Guido Kolbenheyer, 7. Januar 1943.

186 KAG, Herbert Böhme an Erwin Guido Kolbenheyer, 20. Mai 1952.

187 Vgl. Kap. 6.1.

188 Zitiert nach: Klüter Blätter. Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste 1 (1949/50), Mappe 8, o. S.

189 Vgl. Schneider, Dichter. Hierin verteidigte Schneider Kolbenheyer gegen die kurz zuvor von Thomas Mann geäußerte und von Werner Bergengruen bestätigte Erfahrung, „er habe nie vermocht, ein Werk von Kolbenheyer zu Ende zu lesen“. Würde ihm, so Schneider, ein Student ein solches Urteil verkünden, so „würde er ihm raten, wegen mangelnder Eignung“ von dem Studium der Literaturgeschichte „abzustehen“. Die vollständige Ablehnung Kolbenheyers durch Mann und Bergengruen lasse sich indes letztlich „weder [auf] Hochmut noch Unkenntnis“ zurückführen, sondern auf ihre „gänzlich andere Art“, die sie „instinktiv“ zu Kolbenheyer eine ablehnende Haltung einnehmen lasse. Diese Unterschiedlichkeit der Art bedinge aber zwangsweise eine unzutreffende Einseitigkeit des Urteils über Kolbenheyer, in dessen Werk das deutsche Volk insgesamt „ein[en] mächtigen Zyklus“ besitze: „der Deutsche in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien. Nicht primitiv, wie in der gemütlichen rationalistischen Milieuschilderung der ‚Ahnen‘, die voraussetzen, der Mensch sei sich zu

ters gegenüber den *Klüter Blättern*. Kolbenheyer selbst hielt den Aufsatz für den besten Beweis der versprochenen Einsatzbereitschaft und Unterstützung Böhmes: „Ich fühle mich Ihnen dadurch verpflichtet“[190]. Paradoxerweise bedeutete der Abdruck des Artikels von Hermann Schneider jedoch, dass die von Böhme erhoffte Gelegenheit, neue Erstdrucke Kolbenheyers in den *Klüter Blättern* veröffentlichen zu können, in umso weitere Ferne rückte. Sollte nämlich, so argumentierte Kolbenheyer, unmittelbar nach dem Aufsatz Schneiders ein Beitrag von ihm erscheinen, müsste die Öffentlichkeit dies als eine Art „Gegenleistung“ interpretieren. Dies aber würde die Wirkung von Schneiders „ausgezeichnete[m] Aufsatz“ entscheidend schmälern und ihm einen „wesentliche[n] Teil“ seines „nicht hoch genug zu veranschlagenden Ethos“ nehmen. Konkret befürchtete Kolbenheyer, dass die Leser der Zeitschrift auf den Gedanken kommen könnten: „Dr. Böhme ist nicht wie bisher für den Autor, der sich von allem kulturpolitischen Getriebe abseits hält, eingetreten, sondern er hat ihn durch einen Würdigungsartikel von berufenster Seite – ‚gekauft‘“[191]. Dies gelte es in jedem Fall zu verhindern.

Böhmes Enttäuschung schlug sich indes nicht in einer Distanzierung von Kolbenheyer nieder, vielmehr stellte er seine Zeitschrift 1955 für einen Teilabdruck des erstmals 1935 erschienen Aufsatzes *Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch gesehen*[192] zur Verfügung, ebenso wie für die Veröffentlichung einer ausführlichen Verteidigung von Kolbenheyers *Bauhütten*-Philosophie.[193] Die dreibändige Autobiografie des Dichters stilisierte Böhme in seiner Zeitschrift darüber hinaus – dem Selbstbild Kolbenheyers entsprechend – zu einem Unikat wahrheitsliebender Geschichtsbetrachtung inmitten eines Ozeans arglistiger, deutschfeindlicher Geschichtsfälschung:

„‚In simulationem‘ – ‚Gegen die Heuchelei‘ –, lautet das Mahnwort, das dem ganzen Werk vorangesetzt ist. Die Heuchler, die ja überall vordergründig am Werke sind, werden aufheulen, und an ihrem Schreien wird man erkennen, daß sie zu Recht getreten wurden.“[194]

Als Kolbenheyer im April 1958 schließlich zwei Lesungen in Salzburg und Linz gab, zugleich von der Universität Wien zum 50. Jahrestag seiner Promotion geehrt wurde und das Wiener Burgtheater anlässlich des 80. Geburtstags des Dichters eine *Matinee* veranstaltete, begleiteten die *Klüter Blätter* das Comeback Kolbenheyers in Österreich in mehreren euphorischen Artikeln.[195] Insgesamt stellte die

jeder Zeit und an jedem Ort gleich. Hier werden seine Wurzeln ausgegraben, und seine Verhaftung im Volk, im Stamm und in der Landschaft ebenso schlagend vor Augen gestellt wie sein notwendiges Sein als einzig geartetes Individuum“. Schneider beschränkte sich in seinem Loblied ganz auf die literarischen Arbeiten Kolbenheyers, die *Bauhütte* erwähnte er nicht. Derselbe Artikel erschien am 31. Mai 1952 in der *Sudetendeutschen Zeitung*.

190 KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Herbert Böhme, 24. Mai 1952 (Durchschlag).

191 Ebd.

192 Vgl. Klüter Blätter. Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste 6 (1955), Mappe 7, S. 23f.

193 Vgl. Sandies, Bauhüttenphilosophie.

194 [Böhme], Kolbenheyer, S. 19.

195 Vgl. Klüter Blätter. Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste 9 (1958), Mappe 5/6, S. 17–24.

Zeitschrift „Kolbenheyers österreichische Heimkehr" als eine „Triumphfahrt ohnegleichen" dar, als „eine Krönungsfahrt für ein tapferes, unermüdliches, großes deutsches Herz". Wer bei den Auftritten Kolbenheyers dabei gewesen sei, werde „diese Stunden und Tage nicht vergessen". „Wir beglückwünschen uns, die wir noch Deutsche sind und dieses Bewußtsein volklicher Zusammengehörigkeit tragen, zu diesem Ereignis"[196]. In der Bundesrepublik hingegen, wo dergleichen „nicht […] möglich" sei, musste der „Jubelempfang" Kolbenheyers in Österreich nach der Auffassung der *Klüter Blätter* für „Scham" sorgen: Als man 1953 Bundespräsident Theodor Heuss anlässlich des 75. Geburtstages von Kolbenheyer angeschrieben und zu einen „ehrenden Gruß" an den Dichter aufgefordert hatte, sei dies „eindeutig" abgewiesen worden. Möglicherweise werde nun aber, anlässlich des 80. Geburtstags, „ein großer Teil unseres Volkes dem Herrn Bundespräsidenten" die passende „Antwort geben, was es seinem großen Dichter"[197] schulde. Die Österreicher hätten hierzu das Beispiel gegeben.[198]

Weitere Anlaufstellen und Grenzen des Entgegenkommens – Wilhelm Stapel fand nach 1945 unter anderem in der von Josef Papesch herausgegebenen Zeitschrift *Die Aula. Monatsschrift österreichischer Akademikerverbände* publizistisch Wiederanschluss.[199] Papesch hatte sich schon Mitte der 1920er Jahre in seiner damaligen Tätigkeit als Herausgeber der *Alpenländischen Monatshefte* als treuer Anhänger Stapels zu erkennen gegeben.[200] 1932 veröffentlichte er eine euphori-

196 Ebd., S. 17.

197 Das Burgtheater in Wien feierte E. G. Kolbenheyer, in: Ebd., S. 24.

198 Eine weitgehend identische Darstellung der Österreich-Reise Kolbenheyers hat Kurt Ziesel in sein mehrfach wiederaufgelegtes Buch *Das verlorene Gewissen* (1958) einfließen lassen. Vgl. Ziesel, Gewissen, S. 201. Zum Verhältnis Ziesels zu Kolbenheyer vgl. Kap. 5.2.2.

199 Josef Papesch (1893–1968) hatte sich schon in der Zwischenkriegszeit in deutschnationalen und völkischen Kreisen einen Namen gemacht, einerseits durch die von ihm seit 1924 redigierte Zeitschrift *Alpenländische Monatshefte*, andererseits durch eigene schriftstellerische Tätigkeit, etwa dem „Heimatspiel" *Der steirische Hammerherr* (1921) und dem Buch *Fesseln um Österreich* (1933) – einem emphatischen Plädoyer für den „Anschluss" seiner Heimat an das Deutsche Reich. Entsprechend Karriere machte er nach 1938, als er unter Sepp Helferich zunächst zum Regierungsbeauftragten für Kunst und Kultur, ab 1940 dann zum Leiter der Abteilung für Erziehung, Volksbildung, Kultur und Gemeinschaftspflege in „Reichsgau Steiermark" wurde. Am 20. Januar 1943 erhielt Papesch eine Honorarprofessur für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Graz. 1944 trat er indes von seinen Parteiämtern zurück, nachdem seine Tochter Opfer nationalsozialistischer Euthanasiemaßnahmen geworden war. Nach 1945 zunächst inhaftiert und zur Tätigkeit als Bauarbeiter genötigt, wurde Papesch 1951 amnestiert und konnte so ab 1952 die Zeitschrift *Die Aula* herausgeben. Vgl. Karner, Steiermark, passim, sowie: Fuchs, Großartigkeit, S. 70; Fleck, Zusammensetzung, S. 105.

200 In einem Kommentar zu Stapels Arbeiten *Volksbürgerliche Erziehung*, *Fiktionen der Weimarer Verfassung* und *Antisemitismus und Antigermanismus* hatte Papesch damals festgehalten: „Zu den wenigen wirklich klaren, unbestechlichen, zum Einblick fähigen, entscheidungssicheren und festen Denkern gehört Wilhelm *Stapel.* […] Eine ungemein disziplinierte, prachtvoll männliche Denkart von außerordentlicher Fähigkeit zu geistiger Klärung und entscheidender Ordnung der Gedanken äußert sich hier über Grundfragen unseres politischen Lebens. Ich verehre diesen lebendigen Denker schon seit langem, um so lieber […] ist

sche Besprechung von Stapels Schrift *Der christliche Staatsmann*, die Papesch als „unbarmherzige Ausrottung aller uns seit dem Humanismus belastenden Modewörter, unkräftigen Gefühle und Denkweisen" begrüßte sowie als maßgebliche „Begründung, Deutung und Führung für nationales Fühlen"[201]. Als Stapel im Winter 1952/53 den Kontakt zu Papesch herstellte, reagierte dieser entsprechend wohlwollend und entgegenkommend. Von den von Stapel eingereichten Manuskripten für die *Aula* nahm Papesch jedes einzelne an.[202]

Anzunehmen, dass dem Entgegenkommen und der Kooperationsbereitschaft Papeschs keine Grenzen gesetzt gewesen seien, wäre jedoch irrig. Selbst bei einem so wohlwollenden Bewunderer und an seiner Mitarbeit hochinteressierten Herausgeber stieß Stapel spätestens in dem Moment auf Widerstand, als Papesch um den politischen Ruf seiner Zeitschrift fürchten zu müssen glaubte. Der Sachverhalt, dass Papesch ausnahmslos alle Manuskripte Stapels in seine Zeitschrift aufnahm, bedeutet nicht, dass er es für überflüssig befunden hätte, die eingereichten Arbeiten gründlich inhaltlich zu prüfen. So strich Papesch in Stapels Manuskript zu den *Politischen Irrtümern Hitlers* beispielsweise ein abschließendes, „letzte[s] Sätzchen", das inhaltlich leider nicht mehr rekonstruierbar ist. An welcher Formulierung Stapels sich Papesch auch gestoßen haben mag, er lehnte sie als „unerfüllbar" ab und bat Stapel, ihm diesbezüglich zu vertrauen und Glauben zu schenken – „ohne zu verlangen, daß ich genauer erkläre, warum"[203].

Der Aufsatz *Politische Irrtümer Hitlers* bot einen im Vergleich zu Grimm und Kolbenheyer sehr viel kritischeren Umgang mit Hitler und steht stellvertretend für die (vergleichsweise) Mäßigung des politischen Denkens Stapels nach 1945. Zwar durfte laut Stapel nicht vergessen und „übersehen" werden, dass es Hitler nach 1918 gelungen sei, „einem müden, verstockten, absinkenden Volke wieder Mut und Hoffnung"[204] zu machen. Hitlers spätere Politik sei aber von einem „zuweilen aus einer Höllentiefe himmelhoch empor[lodernden]" Hass bestimmt gewesen, der kritisch untersucht und beurteilt werden müsse. Hitler, der sich selbst und das deutsche Volk überfordert hätte, fehlte nach der Auffassung Stapels „die

es mir jetzt, unsere Leser zu bitten, die Bekanntschaft mit diesen Schriften zu machen. So ernsthaften, klaren und gründlichen Unterricht über alles, was uns sehr nahe angeht, erlebt man anderswo nicht" (Alpenländische Monatshefte 1927/28, H. 7, S. 464, Herv. i. Orig.).

201 Alpenländische Monatshefte 1931/32, H. 10, S. 621 f.

202 DLA, A:Stapel, Josef Papesch an Wilhelm Stapel, 12. Januar 1953: „Den Aufsatz ‚Deutschland-Frankreich' bringen wir vermutlich gern, auch wenn er in einer anderen, *hier* ohnehin *un*bekannten Zeitschrift erschienen ist. Auch das *Referat* über den Briefwechsel ‚Hess und Frau' ist mir *sehr* willkommen. Auch als Zweitdruck! Ebenso über die ‚Kriegsbriefe'; selbstverständlich können wir auch ein Referat über Wilhelm Schäfers Buch brauchen: ob evangelisch oder katholisch ist *uns* gleichgültig. Soweit also sehe ich nicht, wo Schwierigkeiten sein sollen. […] Daher sehe ich auch Ihren ‚Politischen Irrtümer seit Bismarck' entgegen" (Herv. i. Orig.). Für Stapels rege Mitarbeit revanchierte sich Papesch durch lobende Besprechungen von Stapels Studie *Über das Christentum. An die Denkenden unter seinen Verächtern* und seiner *Heliand*-Übersetzung, vgl. Die Aula. Monatsschrift österreichischer Akademikerverbände 3 (1952/53), H. 10/11, S. 29 f.

203 DLA, A:Stapel, Josef Papesch an Wilhelm Stapel, 18. April 1953.

204 Stapel, Irrtümer [1953], S. 4.

ruhige Geduld und die Sorgfalt", die Bismarck zu eigen gewesen sei. Nietzsche und Hitler – „die beiden kranken Übermenschen" – hätten Deutschland „geistig und politisch […] in den Abgrund" geführt, wobei Hitler „nie die Verantwortlichkeit für seine Irrtümer anerkannt", sondern die Schuld immer anderen zugeschoben habe: „Er trat nicht ab, als alles verloren war, sondern forderte, daß das deutsche Volk mit ihm unterginge. Das war die kranke Phantastik eines vermeintlich großen Endes"[205].

Die bedingte Kooperationsbereitschaft, wie sie sich zwischen Stapel und Papeschs Zeitschrift *Die Aula* nachweisen lässt, findet im Falle Grimms ihre Entsprechung in dessen Verhältnis zu der seit 1949 veröffentlichten „Parteifreien Wochenzeitung für neue Ordnung" *Der Fortschritt*. Der Erstkontakt ging in diesem Fall jedoch von der Redaktion aus, die Grimm im Juli 1950 kontaktierte und darüber in Kenntnis setzte, bereits mehrere „Beiträge über Ihr Schaffen und Ihre ‚Erzbischofsschrift'" veröffentlicht zu haben.[206] Anspruch und selbsterklärtes Ziel der Zeitung war es, „zur Berichtigung der seit vielen Jahren in so unverantwortlicher Weise verfälschten literarischen und kulturpolitischen Maßstäbe" beizutragen. Entsprechend sei es der Schriftleitung des *Fortschritts* „eine besondere Genugtuung" gewesen, für Grimm und sein „für alle Deutschen so wichtiges Werk eintreten zu können"[207]. Seit März 1951 erhielt Grimm „auf Veranlassung der Chefredaktion" ein ständiges „Freiexemplar"[208] der Zeitung. Durch die Teilnahme des Feuilletonleiters Hans G. von Börries an Grimms Lippoldsberger Dichtertagen und die Veröffentlichung eines wohlwollenden Berichts über diese Veranstaltung[209] wurden die guten Beziehungen zunächst gefestigt. Als Grimm jedoch mit der Forderung hervortrat, der *Fortschritt* möge angesichts einer als dreist verfälschend empfundenen Presseberichterstattung über die Dichtertage Grimms dortigen Vortrag in vollem Wortlaut veröffentlichen[210], waren die Grenzen des Entgegenkommens erreicht. Nach eingehender Beratung beschloss die Schriftleitung, nicht nochmals auf Grimms „Fall zurückkommen" zu wollen. Die Redaktion war in ihrer Begründung indes sichtlich darum bemüht, Grimm nicht vor den Kopf zu stoßen, und betonte, dass den „Leuten, die ihre Aufgabe darin sehen", den Sinn von Grimms Ausführungen „zu verfälschen, zu viel Ehre" antue, erwähne man sie „überhaupt noch einmal mit einem Wort". Grimms Standpunkt

[205] Ebd., S. 4f. Als die entscheidenden Fehler Hitlers deutete Stapel erstens, dass er „geistig nicht von seiner Partei und von der Revolution" losgekommen und damit „nicht ein Führer des Deutschen Reiches und der deutschen Armee" geworden sei: „Statt die Partei ins Reich aufzulösen, löste er das Reich in die Partei auf". Zweitens habe Hitler die „historisch-politische Haltung Großbritanniens gegenüber den kontinentalen Mächten" verkannt, ebenso wie drittens Mussolinis „Eifersucht auf kriegerischen Ruhm". Folglich habe Hitler den italienischen Angriff gegen Griechenland nicht antizipiert, weshalb er verspätet und geschwächt gegen die Sowjetunion losgeschlagen habe, deren (und Stalins) Stärke er viertens völlig unterschätzt habe.

[206] DLA, A:Grimm, Der Fortschritt an Hans Grimm, 27. Juli 1950.

[207] Ebd.

[208] DLA, A:Grimm, Der Fortschritt an Hans Grimm, 16. März 1951.

[209] Vgl. DLA, A:Grimm, Der Fortschritt an Hans Grimm, 5. Juli 1951.

[210] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Der Fortschritt, 25. Juli 1951.

sei so unmissverständlich klar, dass „jeder Wohlmeinende sich schon ohnehin das seine denken" könne, wenn er Grimm öffentlich „in so unqualifizierter Form angegriffen" sehe – sei es doch „nachgerade jedem bekannt", dass Grimm seine „Stimme in der lautersten Weise immer wieder zur Verteidigung des gequälten Deutschtums" erhebe. Wer ihn und sein Wirken verunglimpfe, kennzeichne „damit lediglich sein eigenes Wesen"[211].

Für Grimm waren dies jedoch nur Ausflüchte. Seine Zusammenarbeit mit dem *Fortschritt* endete endgültig, als ihn die Schriftleitung parallel zu dieser Absage darum ersuchte, eine Passage aus einem seiner eingereichten Manuskripte streichen, was Grimm brüsk zurückwies. Die Schriftleitung reagierte darauf mit der – freundlichen – Mitteilung, den Artikel unter diesen Umständen nicht veröffentlichen zu können. Stein des Anstoßes war in diesem Fall Grimms unkritische Verklärung des Nationalsozialismus: Die Redaktion wollte „unter allen Umständen Formulierungen vermeiden, die auch nur von ferne den Anschein erwecken könnten, als würde irgendein Teil der jüngsten Vergangenheit undifferenziert und in Bausch und Bogen übernommen und gerechtfertigt" werden. Die politische Abteilung der Zeitung sah sich nicht in der Lage, „einer Darstellung zu folgen, welche den Nationalsozialismus nicht als eine im Guten und Bösen […] unteilbare politisch-geschichtliche Einheit ansehe, sondern als eine Sache, aus der man nach Belieben dieses und jenes je nach Nutzen und Frommen herausnehmen könne"[212]. Die Schriftleitung störte sich also an Grimms undifferenziert positiver Wertung der Frühphase des Nationalsozialismus, was jedoch die Frage aufwirft, worauf sich ihre (oben skizzierte) Sympathie für die *Erzbischofschrift* konkret gegründet hatte, deren Argumentation elementar von der kategorischen Unterscheidung eines „frühen" und eines „späten" Nationalsozialismus getragen gewesen war.[213] Woran sich die Schriftleitung auch genau gestoßen haben mag, Grimm vermochte ihre Bitte um Umformulierung des Manuskripts nur „kopfschüttelnd" zur Kenntnis zu nehmen. In den Augen Grimms konnte keine Zeile seiner Ausführungen den Eindruck einer undifferenzierten Übernahme der Vergangenheit erwecken.[214] Diese Meinungsverschiedenheit bedeutete das Ende der der Beziehungen zwischen Grimm und dem *Fortschritt.*

Die nur begrenzte, oft an konkrete Auflagen gebundene Kooperationsbereitschaft früher bundesrepublikanischer Zeitschriften und Zeitungen lässt sich exemplarisch auch noch an dem vergeblichen Versuch Stapels aus dem Jahr 1953 illustrieren, in der Wochenzeitung *Christ und Welt* einen Artikel anlässlich des 75. Geburtstags Kolbenheyers zu platzieren. Dabei waren die Grundvoraussetzungen durchaus vielversprechend gewesen, zählte mit Wilhelm Westecker doch ein Kunstkritiker zum Mitarbeiterkreis der Zeitung, der sich bereits vor 1933 als Feuilletonist der *Berliner Börsen-Zeitung* sehr positiv zu Kolbenheyer geäußert

[211] DLA, A:Grimm, Der Fortschritt an Hans Grimm, 2. August 1951.
[212] DLA, A:Grimm, Der Fortschritt an Hans Grimm, 22. August 1951.
[213] Vgl. Kap. 6.2.
[214] Vgl. DLA, A:Grimm, Hans Grimm an Der Fortschritt, 14. September 1951.

hatte.[215] Bald sollte sich jedoch zeigen, dass hierdurch nicht viel gewonnen war. Westecker, an den sich Stapel gewandt hatte, stieß auf erhebliche Widerstände, als er in der Redaktion dessen Vorschlag zur Diskussion stellte. Die „Bedenken gegen Kolbenheyer", die in diesem Zusammenhang geäußert wurden, führten letztendlich dazu, dass Stapel zwar der Gedenkartikel nicht rundweg abgeschlagen wurde, er jedoch die Auflage erhielt, sich möglichst kurz zu fassen und sich ausschließlich auf Kolbenheyers neues „Lutherdrama" zu konzentrieren, „von sonstigem"[216] hingegen abzusehen.

Der Wunsch nach einem solchen, auf Unverfängliches reduzierten Rumpfartikel ist insofern symptomatisch, als die Mehrzahl der Artikel der Unterstützer Kolbenheyers nach 1945 auf einige wenige Topoi beschränkt blieben. Stets ging es darum, einerseits eine möglichst große Distanz zwischen Kolbenheyer und dem Nationalsozialismus zu konstruieren und andererseits für Empörung über Kolbenheyers Spruchkammerurteil zu werben.[217] Nur sehr selten bemühten sich Anhänger Kolbenheyers während der 1950er Jahre noch um eine Auseinandersetzung mit der Philosophie der *Bauhütte* und die sich aufdrängende, unbequeme Frage, welche gesellschaftliche Relevanz den philosophischen Gedankenspielen des Dichters noch beigemessen werden könne. Infolgedessen blieb Kolbenheyer – ganz anders als in der Zwischenkriegszeit – in seinen Bemühungen, auf Basis seiner biologistischen Weltbetrachtung „aus den Trümmern der Geschichte einen umfassenden Sinn auferstehen zu lassen", nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend auf sich allein gestellt. Die bis kurz vor seinen Tod andauernden „hartnäckige[n] Versuche" des Dichters, „die Aussagekraft seiner Konstruktionen zu erweisen", spielten so in der Kultur der frühen Bundesrepublik „verständlicherweise keine Rolle"[218] mehr.

## 6.4 Schleichende Dekanonisierung: Zum Stellenwert Grimms und Kolbenheyers in literaturhistorischen Standardwerken der frühen Bundesrepublik

Der literarische Kanon – jenes „Korpus von Werken und Autoren" also, „das eine Gemeinschaft als besonders wertvoll und deshalb als tradierenswert anerkennt"[219] – steht stets in einem engen Zusammenhang mit der mehrheitsfähigen Weltanschauung einer spezifischen Zeit und Gesellschaft, ihren politischen Machtverhältnissen sowie ihren kulturpolitischen Gepflogenheiten. Allen Bemühungen um objektive Wertmaßstäbe zum Trotz: Was als „große" Literatur verstanden und

[215] Vgl. exemplarisch Westecker, Kolbenheyer.
[216] KAG, Wilhelm Stapel an Erwin Guido Kolbenheyer, 1. Januar 1954. Mit dem „neuen Lutherdrama" war ein Teil der bereits während des Zweiten Weltkriegs begonnenen dramatischen Tetralogie *Menschen und Götter* gemeint.
[217] Vgl. exemplarisch Brunner, Begegnung.
[218] Ketelsen, Kapitel, S. 170.
[219] Heydebrand/Winko, Geschlechterdifferenz, S. 131.

definiert wird, welchen Werken der Anspruch auf einen Platz im literarischen Kanon zuerkannt, abgesprochen oder aber entzogen wird, ist immer auch Ausdruck des Bedürfnisses nach kultureller Selbstvergewisserung einer Gesellschaft – und entsprechend beständig Fluktuationen ausgesetzt. Infolgedessen ist der Prozess der „Kanonisierung" nur dann adäquat zu begreifen, wenn er über die reine Textebene hinausgehend als ein „Zusammenspiel soziokultureller, diskursiver und/oder institutioneller Mächte" begriffen wird und insbesondere den „Bedingungen des kulturellen Kapitals, der patriarchalen Ordnung, verschiedener Typen von Zensurmaßnahmen, ideologischer Deutungsmuster oder institutioneller Mechanismen der Schule und der Universitäten"[220] Rechnung trägt.

Literaturhistorische Gesamtdarstellungen als kulturhistorische Quellen sind in diesem Zusammenhang nicht nur als „Gradmesser des Interesses" an Literatur in vergangenen Zeiten zu verstehen, sondern zugleich als bewusste Versuche, ihr jeweiliges Lesepublikum „in seinen Interessen zu lenken"[221]. Dass sich diese Dynamik unter den Rahmenbedingungen einer offenen, liberal-demokratischen Gesellschaft weit weniger einschneidend auswirkt als unter den totalitären Alleingültigkeitsansprüchen einer Diktatur, ist dabei evident. Gleichwohl wäre es naiv anzunehmen, dass etwa der literarische Kanonisierungsprozess in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg von ihr unberührt geblieben wäre. Dies muss stets im Hinterkopf behalten werden, wenn im Folgenden für das zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der „68er-Bewegung" liegende halbe Jahrhundert der schrittweise in den Olymp und schließlich in die Verbannung führende Weg nachgezeichnet wird, den sich Grimms und Kolbenheyers Werke im beständig wandelnden Kanon deutschsprachiger Literatur bahnten.

Zum Eingang Grimms und Kolbenheyers in den literarischen Kanon – Literaturhistorische Werke erfreuten sich in den „beiden Dezennien seit der Mitte der [19]20er Jahre" bei Publikum, Literaturwissenschaftlern und Verlagen großer Beliebtheit. Es ist daher leicht verständlich, dass viele Autoren gerade während dieser „Jahrzehnte intensiver Literaturgeschichtsschreibung"[222] mit Argusaugen verfolgten, welche Beurteilungen sie und ihre Werke in den entsprechenden Arbeiten erfuhren. Besonders anschaulich zeigt dies im Falle Kolbenheyers ein vorwurfsvolles Schreiben, das der Dichter im Herbst 1932 an den Literaturhistoriker Albert Soergel (1880–1958) richtete, nachdem er im zweiten Band von Soergels Hauptwerk *Dichtung und Dichter der Zeit* vergeblich nach einer Behandlung seines Œuvres gesucht hatte. Kolbenheyer bezeichnete es als „höchst sonderbar", dass Soergel in seinen „literaturhistorischen Publikationen […] alles mögliche unterzubringen" wisse, seine Werke jedoch ignoriert und übergangen habe. Soergel, so Kolbenheyer, habe daher „(weniger mir gegenüber als sich selbst ge-

220 Winko, Literaturkanon, S. 9.
221 Ketelsen, Literatur [1992], S. 73.
222 Ebd., S. 76.

genüber) an meinem Werke reichlich viel gutzumachen“[223]. Das üppige Selbstwertgefühl des Dichters blieb auf Soergel nicht ohne Wirkung. Sichtlich beeindruckt und überrumpelt von den Vorwürfen, verteidigte er sich damit, sich Kolbenheyers Werk für den dritten Band seiner Literaturgeschichte („Dichter aus deutschem Volkstum“) aufgespart zu haben – ein Versprechen, dass Soergel 1935 dann auch in einer verglichen mit anderen Autoren auffallend ausführlichen und durchgehend unkritischen Würdigung Kolbenheyers einlöste.[224]

Mit Blick auf die maßgeblichen literaturhistorischen Darstellungen der 1930er und 1940er Jahre hat der Germanist Uwe-Karsten Ketelsen herausgearbeitet, dass es vornehmlich die „in der Tradition des ‚bürgerlichen Realismus‘ des 19. Jahrhunderts“ stehenden Autoren waren, denen die damaligen Literaturhistoriker eine „allgemeine Bedeutung“ zugesprochen haben. Die Literaturgeschichtsschreibung der 1930er Jahre fühlte sich demnach primär „der bürgerlich-‚volks‘orientierten Fraktion des Dritten Reichs zugehörig“[225]. Ketelsen hat zudem darauf verwiesen, welch hoher Stellenwert Grimm und Kolbenheyer in der Literaturhistoriografie der späten Weimarer Republik und des „Dritten Reichs“ zugesprochen wurde. Sie gehörten zu den lediglich 25 von insgesamt knapp 2000 Autoren, die in ausnahmslos allen einschlägigen Literaturgeschichten jenes Zeitraums gewürdigt wurden.[226]

Ausschlaggebend für die sukzessive Aufnahme Grimms und Kolbenheyers in den literarischen Kanon seit Mitte der 1920er Jahre war die Vollendung ihrer belletristischen Hauptwerke, *Volk ohne Raum* (1926) und die *Paracelsus*-Trilogie (1925). Die sich an diese Publikation anschließende – teils von Verlagspolitik, teils von persönlichen Beziehungen Grimms und Kolbenheyers zu Zeitungen, Zeitschriften und einzelnen Dauerrezensenten getragene[227] – Flut positiver Rezensionen bildete die Grundlage dafür, dass sich Grimm und Kolbenheyer unmittelbar nach der NS-„Machtergreifung“ in den Olymp des deutschen Literaturkanons katapultiert sahen. Dieser Entwicklung kam freilich entscheidend entgegen, dass

[223] KAG, Erwin Guido Kolbenheyer an Albert Soergel, 24. Oktober 1932 (Durchschlag).

[224] Vgl. Soergel, Dichter, S. 73–99.

[225] Ketelsen, Literatur [1992], S. 88f. Als geschichtsphilosophisches Motiv dieser Gewichtung vermutet Ketelsen die Absicht der Literaturhistoriker „zu zeigen, wie in der Krise der Gegenwart dennoch traditionelle Kräfte lebendig geblieben seien, von denen nun die Rettung nahe“ (ebd.).

[226] Vgl. ebd., S. 86f. Als die einschlägigen Literaturhistorien bezeichnet Ketelsen: Friedrich von der Leyen, *Deutsche Dichtung in neuer Zeit* (1922, [2]1927); Hans Naumann, *Die deutsche Dichtung der Gegenwart* (1923, [6]1933); Werner Mahrholz, *Deutsche Dichtung der Gegenwart* (1926); Paul Fechter, *Deutsche Dichtung der Gegenwart* (1929); Heinz Kindermann, *Das literarische Antlitz der Gegenwart* (1930); Hellmuth Langenbucher, *Volkhafte Dichtung der Zeit* (1933, [10]1944); Guido K. Brand, *Werden und Wandlung. Eine Geschichte der deutschen Literatur von 1880 bis heute* (1933); Albert Soergel, *Dichter und Dichtung der Zeit*, Bd. 3: *Dichter aus deutschem Volkstum* (1935); Franz Koch, *Geschichte deutscher Dichtung* (1937, [6]1943); Walther Linden, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart (1937, [4]1942); Josef Nadler, *Literaturgeschichte des deutschen Volkes*, Bd. 4: Reich. 1914–1940 (1939); Norbert Langer, *Die deutsche Dichtung seit dem Weltkrieg* (1940, [2]1941).

[227] Vgl. Kap. 3.1.

die Literaturhistoriker des „Dritten Reichs“ augenblicklich dazu übergingen, emigrierte und als „undeutsch“ diffamierte Dichter in ihren Darstellungen auszugrenzen.[228] In das hierdurch entstandene Vakuum konnten völkische und nationalistische Autoren wie Grimm und Kolbenheyer erfolgreich hineinstoßen. Dass sie damit zu Profiteuren von exakt jenem politisch motivierten „Totschweigen“ weltanschaulich unliebsamer Autoren wurden, das sie nach 1918 nimmermüde und einseitig vereinfachend dem deutlich komplexeren Literaturmarkt der Weimarer Republik vorgeworfen hatten[229], rief weder schlechtes Gewissen noch kritische Selbstreflexion hervor. Vor dem Hintergrund einer larmoyanten Deutung ihres Schicksals vor 1933 erschien Autoren wie Grimm und Kolbenheyer die Vorzugsbehandlung im NS-Staat vielmehr als überfällige, ausgleichende Gerechtigkeit für zuvor angeblich widerfahrenes Unrecht.

Um zu illustrieren, welch überragenden Rang Grimm und Kolbenheyer im literarischen Kanon des „Dritten Reichs“ besaßen und wie maßgeblich dieses Prestige auch von lange vor 1933 geknüpften Beziehungen getragen war, sollen an dieser Stelle die Arbeiten von Hellmuth Langenbucher[230] (1905–1980) und Franz Koch[231] (1888–1969) genügen. Langenbucher hatte erstmals im August 1931 den Kontakt zu Grimm gesucht und dabei auf die große Bedeutung verwiesen, die dessen Werke für seine persönliche Entwicklung gehabt hatten: „Ich kenne Ihre Werke, ich kenne sie nicht nur, ich lebe mit und aus ihnen.“[232] Der junge Verehrer stellte Grimm in seiner zwischen 1933 und 1944 mehrfach wiederaufgelegten Studie *Volkhafte Dichtung der Zeit* an die „Spitze“ jener Autoren, die nach dem Ersten Weltkrieg in heroischer Weise „das deutsche Volksschicksal“[233] zu ihrem eigentlichen Element gemacht hätten. Zur Pflege der Legende des ungerecht benachteiligten Autors vertrat Langenbucher die angesichts der enormen Verkaufs-

[228] Heinz Kindermann etwa verteidigte 1937 seine hart eklektische Auswahl der als erinnerungswürdig definierten Dichter mit dem Verweis darauf, die Pflicht der „neuen Literaturwissenschaft“ bestehe darin, sich von „den vorausgegangenen Zeiten dadurch zu unterscheiden, daß wir literarische Wertgrundlagen schaffen und anerkennen, die nicht bloß vom Formal-Artistischen, sondern die vom seelisch-geistigen Gehalt, von der volkhaft-weltanschaulichen Haltung, vom rassisch bedingten Menschenbild und der ihnen gemäßen, von ihnen durchbluteten Gestaltung ihren Ausgang nehmen“. Vgl. Kindermann, Dichtung, S. 23.

[229] Vgl. Kap. 3.1.1.

[230] Zur Karriere Langenbuchers vgl. Bähre, Langenbucher

[231] Zur Freundschaft zwischen Kolbenheyer und Koch, einem besonders emphatischen Schüler der *Bauhütte*, vgl. auch Kap. 3.3.2.

[232] DLA, A:Grimm, Hellmuth Langenbucher an Hans Grimm, 17. August 1931. Anlass zum Erstkontakt war für Langenbucher das Bedürfnis, Grimm sein eben abgeschlossenes Manuskript *Deutschland, Deutschland* mit Bitte um Durchsicht und inhaltliche Prüfung zukommen zu lassen. Die unangekündigte Sendung versuchte Langenbucher dabei wie folgt zu legitimieren: „Nichts als heiße Liebe zu meinem Volk und ein hoher Glauben an seine Zukunft, führten meine Feder: dazu allerdings der brennende Wunsch, das deutsche Volk aufrütteln zu helfen“. Er wisse, dass er viel von Grimm fordere, indem er sich als völliger Unbekannter mit dieser Bitte an Grimm wende: „Ich wage es mit dem Gedanken an die Frontgemeinschaft aller derer, die auf seelischem Gebiet dem deutschen Volke dienen wollen“.

[233] Langenbucher, Dichtung, S. 71.

erfolge Grimms während der Weimarer Republik nachgerade bizarre These, Grimm habe „bis in die jüngst vergangene Zeit“ kein „wirkliches Gehör“ gefunden. Langenbucher zählte Grimm, zusammen mit Kolbenheyer, Paul Ernst und Wilhelm Schäfer, zu jenen wenigen „deutschen Dichtern“, die sich in der „Zeit der langsamen, […] unaufhaltbar scheinenden Niveausenkung des deutschen Geistes- und Kulturlebens“ nach 1918 wieder „auf die Aufgabe des Dichters“[234] besonnen hätten. In *Volk ohne Raum* habe Grimm „nicht *nur* die Raumnot unseres Volkes“ überzeugend gestaltet, sondern – wichtiger noch – die „Not der völligen *Entfremdung* des Volkes vom wirklichen Deutschtum und seinen Hütern und Verkündern“[235].

Zu Kolbenheyer vermerkte Langenbucher wiederum, dass „der bloße Versuch, die *wirkliche* Bedeutung“ seines Werkes angemessen zu würdigen, in dem Rahmen einer knappen Überblicksdarstellung gar nicht erst möglich sei. Stattdessen bemühte sich Langenbucher, den vermeintlich avantgardistischen Charakter der theoretischen Schriften Kolbenheyers zu illustrieren und insbesondere den von Kolbenheyer kreierten Begriff „Naturalistischer Konservatismus“ von seinem (vor allem für junge Leser) biederen Klang zu befreien und als eine auch für Nationalsozialisten zeitgemäße Weltbetrachtung anzupreisen.[236] Das Verhältnis zwischen Langenbucher und Kolbenheyer ging dabei bis auf den November 1931 zurück. „Als einer aus der jungen Generation“ hatte Langenbucher damals den direkten Kontakt mit Kolbenheyer gesucht und diesem von ganzem Herzen gedankt für sein „herrliches Schaffen im Dienste des ewigen deutschen Menschen“[237].

Franz Koch, der neben Wilhelm Stapel engste Freund und Vertraute Kolbenheyers[238], führte in seiner erstmals 1937 publizierten *Geschichte deutscher Dichtung* die zwei zentralen „Antriebe“, welche die im 19. Jahrhundert bereits etablierte Dichtung noch benötigt habe, „um im eigentlichen Sinne volkhaft zu werden“, auf das Werk Grimms und Kolbenheyers zurück. Grimm zeichnete nach dieser Lesart für den „bewußten Hinweis auf das Stoffgebiet des Politischen“ verantwortlich, insbesondere für die „längst fällige Forderung“, dieses Feld, „auf dem sich das Schicksal des Volkes entscheidet, der Dichtung einzubeziehen“. Kolbenheyer stand in den Augen Kochs hingegen an der Spitze einer „dem Volkstumserlebnis metaphysische Würde und Weihe“[239] verleihenden Entwicklungslinie der

[234] Ebd. Das „deutsche Volksschicksal“ umriss Langenbucher dabei folgendermaßen: „*Raumnot* und *Volkstumsnot*, *Lebensnot* durch Krieg und Nachkriegsgeschehen; eine Not des *Verrates* an den besten deutschen Kräften unseres Lebensaufbaues, eines Verrates an der deutschen *Geschichte*, an der deutschen *Landschaft* und an der deutschen *Erde*“ (ebd., Herv. i. Orig.).

[235] Ebd., S. 72 (Herv. i. Orig.).

[236] Ebd., S. 68 f. (Herv. i. Orig.).

[237] KAG, Hellmuth Langenbucher an Erwin Guido Kolbenheyer, 30. November 1931. Langenbucher stellte Kolbenheyer zugleich seine Idee vor, eine vergleichende Studie über „die beiden [Giordano] Bruno-Dramen“ Kolbenheyers aus den Jahren 1903 und 1929 anzustellen. Kolbenheyer lehnte dieses Ansinnen jedoch ab, da er die Fassung von 1903 nicht mehr anerkannte. Langenbucher nahm infolgedessen Abstand von seiner Idee.

[238] Vgl. Kap. 3.3.2.

[239] Koch, Geschichte, S. 319.

deutschen Literatur. Im Falle Grimms führte Koch diese hervorragende literarische Leistung auf dessen afrikanischen Erfahrungshintergrund[240] zurück, dem er eine konkrete, sozialdarwinistisch konnotierte Bedeutung zuschrieb: In Afrika habe Grimm aus erster Hand erlebt, „daß die Zeit des Goetheschen ‚Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt' für den Deutschen der Gegenwart vorüber" sein müsse, wenn „er sich behaupten" wolle. Vor dem Hintergrund des Raummangels habe Grimm erkannt, „daß alles einzelne gleichgültig und ‚der ganze Gegenstand unserer Zeit das Schicksal durch den Zusammenhang und im Zusammenhang mit dem Leben des eigenen Volkes'" sei. Zudem, so Koch, habe Grimm die afrikanische Schule der „Wirklichkeit rassischer Unterschiede und Grenzen" durchschritten, sodass er wie „kein Deutscher" vor ihm „sinnfällig faßbar gemacht" habe, „was Rasse"[241] sei.

Kolbenheyer wurde von Koch demgegenüber zum schlechthin „bewußtesten Führer auf dem Weg zur volkhaften Dichtung" erhoben. Der „letzte Sinn von Kolbenheyers Büchern" ziele darauf, „dem lauteren Leben gegen alle Hemmungen, die es trüben und zu Umwegen zwingen […], zu seinem Rechte zu verhelfen". Kolbenheyer habe als erster unter den deutschen Autoren „die heilige Ordnung der Natur […] gegen die Überzüchtung des Intellekts"[242] verteidigt. Bezüglich der Auswirkungen der Werke Kolbenheyers auf die Mentalität der Deutschen während der Weimarer Republik erklärte Koch, Kolbenheyer habe

> „immer wieder und immer von neuen Seiten aus der Tiefe einer heiligen Überzeugung auf das Volk als die große Kraft- und Lebensmitte des Einzelnen verwiesen und so in den Jahren des Niedergangs und der Verzweiflung den Glauben an die noch unerschöpfte Lebensmächtigkeit des deutschen Volkes wachgehalten, sie mit glühender Kraft immer wieder zu beleben gewußt, seine Dichtung und seine biologische Denkart immer wieder auch in den Dienst dieses Lebens gestellt und so den Kreislauf vom Volke her zum Volke hin geschlossen"[243].

Paul Fechters „Geschichte der deutschen Literatur" (1952) – Deutungen wie jene Langenbuchers und Kochs finden sich in literaturhistorischen Gesamtdarstellungen nach 1945 verständlicherweise nur noch selten. Bundesrepublikanische

[240] Vgl. Kap. 2.1.

[241] Koch, Geschichte, S. 320f.

[242] Ebd., S. 324.

[243] Ebd., S. 323f. Koch stand mit dieser hagiografischen Deutung nicht allein. Sinngemäß ähnlich erkannte etwa Norbert Langer den „Sinn" der Werke Kolbenheyers in nichts Geringerem als darin, „daß wir das Wesen und die Kraftströme unseres völkischen Daseins erkennen, daß wir aus dieser Erkenntnis und Bestätigung unserer Werte neue Kraft für die Aufgaben des Lebens gewinnen. Kolbenheyer hat den Glauben an das junge Deutschland, an die Unvergänglichkeit des Bluterbes geweckt". In seiner Begeisterung steigerte sich Langer gar in die Deutung hinein, Kolbenheyers *Paracelsus* könnten in seiner Bedeutung bestenfalls der *Parzival*, *Faust*, *Simplizissimus* und *Der grüne Heinrich* zur Seite gestellt werden. Mit dem *Paracelsus* habe Kolbenheyer nicht nur das Schicksal des Hauptprotagonisten, „sondern zugleich [das] des deutschen Volkes" offengelegt. Dabei habe er der „Gegenwart die Gestalt des faustischen Menschen, des unablässig ringenden Deutschen nahegerückt", indem er „in alle Tiefen unserer Volksseele hinabgetaucht" sei, um auf diesen Weg „jenen darzustellen, ‚der nicht nur er selber war, sondern Frucht und Same von hundert Geschlechtern weithin über sich hinaus'" (Langer, Dichtung, S. 266f.).

Literaturhistoriker, die Grimm und Kolbenheyer wohlgesonnen waren und nahtlos an die vor 1945 eingeübten Überhöhungen anknüpften, kamen zwar durchaus zu Wort, es ist jedoch augenfällig, dass sich diese Autoren bei den Porträts ihrer literarischen Helden um eine vorsichtigere und zurückhaltendere Wortwahl bemühten. Anschaulich lässt sich dies an der 1952 erschienenen *Geschichte der deutschen Literatur* von Paul Fechter illustrieren, dem langjährigen Bewunderer Hans Grimms und einstigen Feuilletonleiter der DAZ.[244]

Fechter porträtierte Grimm als „die wesentlichste Gestalt" unter jenen Autoren, die den Ersten Weltkrieg persönlich miterlebt hätten, jedoch erst nach 1918 „zum vollen Durchbruch" gekommen seien.[245] Grimm habe in Afrika „als Einzelner […] das Gesamtschicksal seines Volkes [zu] durchleben" gehabt, indem er die gesamte Welt „vergeben [und] von anderen, von den Angelsachen besetzt" vorgefunden habe. Damit habe Grimm erfahren, „was in der Geschichte seit je politisches Schicksal der Deutschen"[246] gewesen sei. Mit dieser von der NS-Expansionspolitik völlig unbeirrten Deutung knüpfte Fechter unmittelbar an seine Grimm-Rezeption aus den 1920er Jahren an, insbesondere an seine glorifizierende Beurteilung von *Volk ohne Raum*. Wie ehedem deutete er dieses Werk als den „einzige[n] große[n] politische[n] Roman", den die deutsche Dichtung seit Grimmelshausens *Der abenteuerliche Simplicissimus* (1668) „hervorgebracht" habe. Unter den Schriftstellern der Nachkriegszeit rechnete Fechter Grimm „zu den wenigen Autoren", die wüssten, dass das „Schicksal des Einzelnen unablösbar mit dem Schicksal des Ganzen, das heißt seines Volkes verbunden" sei. Die Virulenz der in *Volk ohne Raum* angemahnten deutsche „Raumnot" sah Fechter dabei nach 1945 zusätzlich verschärft, hütete sich aber – um die peinliche und naheliegende Frage zu vermeiden, wie sich Grimms Forderung vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs ausnehme – davor, diese Thematik näher zu erörtern. „Wie es heute ist", so Fechter, „bleibe ungesagt"[247].

Auch die von Grimm seinerzeit selbst in Umlauf gebrachte Legende, dass er stets auf Basis objektiver Tatsachen dichte und seine Werke demnach immer auch authentische historische Zeugnisse seien, ließ Fechter bar jeder Kritik gelten – sehr ähnlich wie schon während der Weimarer Republik[248]: „Grimm klagte nicht; er stellte nur fest"[249]. Selbst der in Grimms Werken vorhandene Rassismus[250] fand ausdrücklich das Lob Fechters und mit ihm jenes der Lektoren des Bertelsmann-Verlags: In seinen Novellen, insbesondere der *Geschichte vom alten Blut und von der ungeheuren Verlassenheit*, habe der Dichter eindrucksvoll „das Grauen

244 Vgl. Kapitel 3.1.3.
245 Fechter, Geschichte, S. 587.
246 Ebd., S. 588.
247 Ebd., S. 588f.
248 Vgl. Kapitel 3.1.3.
249 Fechter, Geschichte, S. 589.
250 Zur Bedeutung rassistischer Deutungsmuster in den Werken Grimms vgl. Frątczak, Problem; Pusztai, Grenze.

des Untergangs weißer Menschen unter den Farbigen“ geschildert, welches allein schon „durch das Leben mit ihnen“[251] bedingt sei.

Verglichen mit dem Loblied auf Grimm fiel Fechters Urteil über Kolbenheyer deutlich kritischer aus. Insbesondere die *Bauhütten*-Philosophie galt Fechter – nicht ohne gute Gründe – als Ausdruck eines geistigen „Befangenbleiben[s]“ in der „Atmosphäre von 1900“[252]. Entsprechend erntete der Sachverhalt, dass Kolbenheyer immer wieder Theoreme der *Bauhütte* in seine literarischen Werke integrierte, Fechters Kritik. Dem „deutschen Idealismus und Humanismus“ habe Kolbenheyer die „alte deutsche Mystik“ und „sogar die alte eingeborene germanische Götterwelt entgegen“ gehalten, unter Abkehr von christlichen Traditionen. Dem angefeindeten Christentum sei Kolbenheyer jedoch „von seiner biologischen Metaphysik aus niemals recht bei[ge]kommen“[253]. Auch die *Paracelsus*-Trilogie beurteilte Fechter nun, trotz mancher Wertschätzung im Detail, als Werk einer untergegangenen Epoche, das keine Relevanz mehr für das deutsche Volk besitze. Die Trilogie galt ihm als ein „Dokument des Übergangs von der Zeit von 1900“ und jener, „die seit 1930 etwa eingesetzt“[254] habe. Außerhalb dieses Zeitraums wirke sie hingegen fremd. Mit diesem historisierenden Urteil rückte er Kolbenheyers Werk zugleich in eine Distanz zur NS-Herrschaft und zur deutschen Nachkriegsgeschichte. Deutliche Sympathien für Kolbenheyer äußerte Fechter indes in Bezug auf dessen persönliches Schicksal nach 1945.[255]

Fechter sah sich für seine *Geschichte der deutschen Literatur* bald starken Angriffen ausgesetzt. Bereits im November 1952 verwies Klaus Hoche (1925–1955), hauptberuflich Redakteur der von Rudolf Pechel herausgegebenen *Deutschen Rundschau*, in der Zeitschrift *Neue Literarische Welt* auf die eklatanten Schnittmengen zwischen Fechters Literaturgeschichten der Jahre 1941 und 1952 und kritisierte sie entsprechend scharf: „Im Grunde“ habe Fechter seine Anschauungen von 1941 „nicht gewendet“, worüber auch seine unbeholfenen und „peinlich“ berührenden Versuche, „sich chamäleonhaft den veränderten Zuständen anzupassen“, nicht hinwegtäuschen könnten. Durch seine unkritische Tradierung eigener Vorkriegsdeutungen, so Hoche, habe sich Fechter als ganz und gar „ungeeignet“ für die Autorenschaft „eines Buches“ erwiesen, welches sich an „junge Menschen“ richte, die die nationalistische Tendenz der Darstellung aus eigener

[251] Fechter, Geschichte, S. 590.

[252] Ebd., S. 592. Fechter äußerte mit Blick auf die *Bauhütte* die rhetorisch zu verstehende Vermutung, Kolbenheyer werde mittlerweile „wohl selbst einen Instinkt dafür“ entwickelt haben, dass „seine ganze Weltbetrachtung vom Biologischen aus wenig mit Metaphysik zu tun“ gehabt hätte. Lediglich aus eitlem Geltungsbedürfnis (Fechter spricht vorsichtiger von einem „starke[n] selbstbewußte[n] Gefühl des Rechthabens“) habe Kolbenheyer seine philosophische Deutung der Zeit „als die ihr gemäße“ zu propagieren versucht. Die „Ablösung des Denkens vom nur Individuellen und die Begründung des Lebens auf den überpersönlichen Verbänden von der Familie bis zum Volk“ habe er nur deshalb betont, weil er „das Zeitgemäße“ in dieser Forderung verspürt habe.

[253] Ebd., S. 592f.

[254] Ebd., S. 594.

[255] Vgl. ebd., S. 592.

Urteilkraft heraus noch nicht erkennen könnten.[256] Hoche war besonders die hagiografische und „aufs ausführlichste" betriebene Behandlung verschiedener „Autoren aus der Nazizeit" ein Dorn im Auge, vor allem jene des „heute noch [u]nbelehrbaren" Grimm und die detaillierte Behandlung Kolbenheyers, dessen „sogenannte[s] Leiden […] in der Nachkriegszeit"[257] Fechter ungebührlich stark betont habe. Beide Kritikpunkte sind nachvollziehbar, im Falle der Darstellung Kolbenheyers ignorierte Hoche jedoch die oben skizzierte, kritische Distanzierung Fechters von der *Bauhütte*.

Ebenfalls auf die prekären Kontinuitäten zwischen Fechters Literaturhistorien vor und nach dem Zweiten Weltkrieg zielte eine Kritik von Arno Klönne (*1931), dem späteren Ordinarius für Soziologie an der Universität Paderborn, in den *Frankfurter Heften*. Klönne warf Fechter vor, „einige allzu plumpe Formulierungen" seiner früheren Arbeiten nur deshalb „gestrichen oder variiert" zu haben, um seine in Wahrheit unveränderten politisch-ideologischen „Grundtendenzen umso intensiver suggerieren zu können". Ähnlich wie Hoche stieß sich auch Klönne vor allem an der Darstellung Grimms, lenkte die Aufmerksamkeit jedoch zugleich auf das prekäre Verschweigen der „Literatur der deutschen Emigranten": Während Fechter in seiner Studie sämtliche „Figuren und Randfiguren" unter den „Blut-, Boden-, Schwert- und Eisen-Ideologen" aus dem Umkreis der „konservativen Revolution" aufmarschieren lasse, habe er Autoren wie Erich Kästner, Kurt Tucholsky und Oskar Maria Graf nicht einmal der Erwähnung für würdig erachtet.[258] In der Tat tauchen diese Autoren im Personenverzeichnis von Fechters *Geschichte der deutschen Literatur* nicht auf. Hinzu kommt, dass andere bedeutende, linkspolitisch orientierte Autoren der Weimarer Republik – etwa Jakob Wassermann – von Fechter nur en passant gestreift und als überbewertet und also nicht weiter erinnerungswürdig abgekanzelt werden.[259]

In der vergleichsweise randständigeren Literaturzeitschrift *Welt und Wort* fand Fechters *Geschichte der deutschen Literatur* hingegen eine wohlwollende Aufnahme.[260]

Weitere Überhänge und schleichende Dekanonisierung – Neben der Arbeit Fechters finden sich in der frühen Bundesrepublik weitere prominente literaturhistorische Arbeiten, in denen Grimm und Kolbenheyer wohlwollend behandelt werden. Ein besonders einschlägiges Beispiel ist die erstmals 1951 erschienene

[256] Hoche, Fechter.
[257] Ebd.
[258] Vgl. Klönne, Augen.
[259] Vgl. Fechter, Geschichte, S. 523.
[260] Vgl. Hafner, Fechter, S. 396f.: „Der Verfasser, gebildet, konservativ, national und christlich, bringt für sein Amt als Literaturgeschichtsschreiber eine tiefe Liebe zur Dichtung, ein empfindliches Gespür für das Echte und nicht zuletzt eine lebendig fließende Sprache und nicht geringe Darstellungsgabe mit. […] Zur religiösen und auch zur politischen Haltung des Verfassers mag jeder stehen, wie er will, entbehren können wir dieses Buch nicht, weil es die geistvoll gesiebte Ernte aus Jahrzehnten eines leidenschaftlichen, intim eingeweihten Leserlebens darstellt".

„vielgelesene Schul-Literaturgeschichte“[261] *Wesen und Werden der deutschen Dichtung* von Georg Ried, die sich in den zwei nachfolgenden Jahrzehnten als überaus erfolgreich erweisen sollte: 1972 erschien das Werk bereits in 22. Auflage. In der ersten Auflage seiner Gesamtdarstellung hob Ried unter der nach 1918 in großer Zahl produzierten Belletristik zum Thema „Auslandsdeutschtum“ Grimms *Volk ohne Raum* als die große qualitative Ausnahme hervor. In aller Regel, so Ried, habe jenes literarische Lager Werke vorgelegt, die inhaltlich zwar berechtigt gewesen seien, stilistisch jedoch nicht überzeugt hätten: Autoren wie Alfred Meschendörfer, Heinrich Zillich, Wilhelm Pleyer und Josef Ponten seien etwa als „Sachverwalter des schwer bedrängten Auslandsdeutschtums und seiner kulturtragenden Eigenschaften“ aufgrund „der politisch überhitzten Lage“ nicht „über das bloß Nationale“ hinausgelangt.[262] Grimm hingegen habe gekonnt „ein deutsches Auswandererschicksal zum großen epischen Gegenstand“ gestaltet. In dem „gerechten Kampf um eine neue Heimat in Südafrika“ des Hauptprotagonisten von *Volk ohne Raum* (Cornelius Friebott) glaubte Ried eine Verkörperung des „Wesen[s] und Schicksal[s] des deutschen Volkes zwischen glücklicheren Völkern“ erkennen zu können. Der Roman galt ihm gar als ein „überzeitliche[s] Zeugnis allgemein menschlichen Daseinskampfs“, ohne dabei zur „Anklage gegen andere Völker“ herabzusinken. Auf die Spitze trieb Ried seine verzerrende Heroisierung Grimms schließlich durch die Behauptung, *Volk ohne Raum* sei von politisch-ideologischen Wirkungsabsichten frei geblieben und basiere allein auf „sachlicher Feststellung und wissenden Schmerz“[263]. Hieran zeigt sich abermals die ungeheure Zählebigkeit der Selbststilisierung Grimms als angeblich „unpolitischer“ und unbefangener Dokumentar deutscher Kolonialgeschichte.[264]

Walter Jens hatte daher gute Argumente, als er Rieds Gesamtdarstellung bereits 1962 als ein einschlägiges Exempel völkisch-apologetischer Literaturgeschichtsschreibung nach 1945 kritisierte.[265] Indessen war es nicht die Darstellung Grimms, sondern jene Kolbenheyers, die Jens in erster Linie zum Beweis seiner These heranzog: Jens wies darauf hin, dass Ried den Schöpfer des *Paracelsus* auf nicht weniger als 73 Zeilen behandelt, bedeutende Autoren außerhalb des rechten Lagers wie Robert Musil, Heinrich Mann, Joseph Roth und Kurt Tucholsky jedoch entweder mit weniger als fünf Zeilen abgespeist oder gar nicht erst erwähnt hatte.[266] Schon dieses eklatante Ungleichgewicht verrät unverkennbar die politische Tendenz des Werks und unterstreicht die Bedeutung ideologischer Überhänge im literarischen Kanon des „Dritten Reichs“ und der frühen Bundesrepublik.

[261] Brüdigam, Schoß, S. 295.
[262] Ried, Wesen [1951], S. 281.
[263] Ebd., S. 281f. Diese Würdigung Grimms erhielt sich in wortwörtlicher Form bis in die 22. und letzte Auflage der Gesamtdarstellung. Lediglich auf einen Vergleich Grimms mit anderen Autoren des „Auslandsdeutschtums“ verzichtete Ried. Vgl. ders., Wesen [1972], S. 324.
[264] Vgl. Kap. 3.1.3 und 3.1.4 sowie den Exkurs „Hans Grimms ‚Volk ohne Raum‘“ im Anschluss an Kap. 2.2.1.
[265] Vgl. Jens, Literaturbetrachtung.
[266] Vgl. ebd., S. 346.

Fasst man jedoch jenseits der reinen Zeilen-Numerik das konkrete Urteil Rieds über Kolbenheyer ins Auge, so zeigt sich zwar in der Tat ein weitgehend positives Urteil, das jedoch sehr wohl auch deutliche Kritik umfasst. Hohes Lob zollte Ried dem angeblich „aus blutmäßig-biologischen Gebundenheiten“[267] schöpfenden Kolbenheyer für die „ungemein verdichtete *Aussagekraft* und Eindringlichkeit“ der *Paracelsus*-Trilogie. Als deren „tieferen *Sinn*“ hob Ried die Erkenntnis hervor, „daß sich jeder Mensch zu seiner ihm naturhaft eigenen Art durchringen und so in den großen biologischen Werdegang der Gemeinschaft eingliedern“ müsse. Ried kritisierte jedoch, dass Kolbenheyer trotz aller „kraftvolle[n] Sicht für das Natürliche“ in seinen Werken zum Teil „zu vitalistisch (triebhaft)“ konnotierte Perspektiven eingenommen und andere, „tiefere geistige Einflüsse“ verkannt habe.[268]

Insbesondere in seinem Roman *Das gottgelobte Herz*[269] aus dem Jahr 1938 habe Kolbenheyer durch seine „rein äußerlich ‚naturwissenschaftlich[e]‘“ Denk- und Herangehensweise „wenig Sinn für die tieferen seelischen Gründe mystischen Empfindens“ gezeigt. Über Kolbenheyers Bühnenwerke urteilte Ried wiederum, dass sie aufgrund ihrer Überfrachtung „mit grübelnder Philosophie“ grundsätzlich „wenig bühnenwirksam“ seien.[270] Hinsichtlich der Dekanonisierung Kolbenheyers in der Bundesrepublik ist es interessant, dass Ried in der 1972 erschienenen, letzten Auflage seines Werks nur noch einen auf das Wesentlichste eingeschmolzenen Rumpfartikel zu Kolbenheyer aufnahm. In dieser Auflage werden zahlreiche Werke des Dichters entweder nur noch summarisch aufgelistet oder aber gar nicht mehr namentlich erwähnt. Auch mussten sich seine Leser nun mit einem – anstelle aus „blutmäßig-biologischen Gebundenheiten“ – nur noch aus „biologischen Gebundenheiten“ schöpfenden Kolbenheyer begnügen.[271]

Als Beispiel der schleichenden Dekanonisierung Grimms und Kolbenheyers nach 1945 können auch die seit 1952 herausgegebenen *Annalen der deutschen Literatur* gelten, ein in der frühen Bundesrepublik vor allem „an den Universitäten bevorzugtes Handbuch“[272]. Während in der 1971 publizierten, überarbeiteten Neuauflage der *Annalen* von Grimm und Kolbenheyer jede Spur fehlt, finden sich in der Erstauflage des Werks zu beiden Autoren noch zwei jeweils von „Hans Schwerte“ verfasste Artikel. Dieser Name wurde später als ein Pseudonym Hans Ernst Schneiders (1909–1999) entlarvt, der vor 1945 leitender Mitarbeiter in der *Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe* und SS-Fachführer für Pressewesen und Kriegswirtschaft im Persönlichen Stab Heinrich Himmlers gewesen war.[273] Das Mischungsverhältnis von Lob und Kritik in Schneiders Artikeln zu Grimm und Kolbenheyer differiert deutlich. In diesem Fall war es jedoch Kolbenheyer,

[267] Ried, Wesen [1957], S. 264.
[268] Ders., Wesen [1951], S. 284. (Herv. i. Orig.)
[269] Knappe Hinweise zu dem Roman in: Jäger, Literatur, S. 176f.
[270] Ried, Wesen [1957], S. 265f.
[271] Vgl. ders., Wesen [1972], S. 325–327.
[272] Brüdigam, Schoß, S. 295.
[273] Zum Lebenslauf Schneiders und dem Skandal seiner Enttarnung vgl. Rusinek, Schneider.

der besser abschnitt: Kolbenheyers Œuvre lobte Schneider als einen „Durchbruch durch Konvention und Erstarrung zu wahrem Menschsein" – infolge einer „Aufhebung des Ich in überindividuelle Verantwortung" und eines „bewußte[n] Eintreten[s] für die tragischen Werte von Volkstum und Deutschtum"[274]. Dieser Lesart zufolge habe Kolbenheyer nach dem Ersten Weltkrieg danach gestrebt, „gegen die Zeitmächte inneren Verfalles" anzuschreiben und „aus dem Volksmythus neue Bindung und überpersönliche Ordnung zu setzen". Gerade in der *Paracelsus*-Trilogie habe der Dichter „die geschichtlich notwendige Bindung von heimischer Blutmacht und christlicher Religion durch opfervollen Dienst an umfassenderer Gemeinschaft" sowie durch eine „gehorsame Rückkehr zu den Heilmächten der göttlich durchwirkten ‚Natur'" herausgearbeitet. Auch Schneiders Wertschätzung endete indes bei der *Bauhütte*. In ihr habe Kolbenheyer vergeblich versucht, „das 19. Jahrhundert […] mit Mitteln des 19. Jahrhunderts zu überwinden"[275] – eine nicht unkluge Bemerkung, die sich als Verweis auf die Verharrung von Kolbenheyers Denken in dem biologischen Kenntnisstand der Jahrhundertwende verstehen lässt.[276]

Die Werke Grimms blieben nach der Darstellung Schneiders demgegenüber „enger einem nationalen Ressentiment verhaftet". In der „Kleinform" der Novelle habe sich Grimm zwar als „bedeutender Erzähler" erwiesen, sein „große[r] völkische[r] Bildungsroman" *Volk ohne Raum* sei ihm aber „zerflo[ssen]". In seinen Werken habe Grimm generell auf „Volksdienst und Volkserziehung"[277] abgezielt. Schneider verzichtete indes darauf seine Meinung auszubreiten, wie erfolgreich Grimm mit diesem Anspruch gewesen sei.

Spielarten der Dekanonisierung – Schon in der frühen Bundesrepublik wurden freilich auch literaturhistorische Arbeiten publiziert, in denen Grimm und Kolbenheyer entweder gar nicht mehr oder nur am (äußersten) Rand auftauchen. Exemplarisch kann hier auf die von Otto Mann und Hermann Friedmann herausgegebene, für die universitäre Germanistik der 1950er und 1960er Jahre bedeutende Studie *Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Strukturen und Gestalten* verwiesen werden, die zwischen 1955 und 1967 in immerhin fünf Auflagen erschien. Schon in der Erstauflage des Werks wurden Grimm und Kolbenheyer lediglich en passant als einschlägige NS-Autoren aufgeführt[278], um in der 5. Auflage dann noch stärker marginalisiert zu werden: Während Grimm in dieser Auflage

[274] Schwerte, Weg, S. 781.
[275] Ebd., S. 810, 833.
[276] Vgl. hierzu Kap. 3.3.1.
[277] Schwerte, Weg, S. 833.
[278] Vgl. Mann/Friedmann (Hg.), Literatur [1955], S. 379, 422: Während Grimm sich in dem von Ludwig Giesz verfassten Kapitel *Was ist Kitsch?* in einer Reihe jener Autoren wiederfand, die sich „in der Gartenlaube verschanzt oder den Geist von ‚Blut und Boden' in neofaschistischer Manier aufrechterhalten" hätten, wurde Kolbenheyer zwar als ein „Schriftsteller und Dramatiker von Rang" bezeichnet, der aber – „auf dem Boden einer völkischen Weltanschauung" stehend – sein Talent letztendlich der „politische[n] Tendenzliteratur" geopfert habe.

keinerlei Rolle mehr spielt, firmiert Kolbenheyer beiläufig als Hauptvertreter eines „zweifelhafte[n]" biologistisch-rassistischen Dramas.[279] Ähnliches gilt für Karl August Horsts 1962 erschienenen *Kritischen Führer durch die deutsche Literatur der Gegenwart*. In ihm findet Grimm keinerlei Beachtung, während Kolbenheyer zwar eine knappe Würdigung zuteilwird, die mit Blick auf dessen Affinität zum Nationalsozialismus aber kritisch-distanziert blieb.[280]

Eine weitere Spielart der Dekanonisierung Grimms und Kolbenheyers war eine nur selektive Würdigung ihres Œuvres, bei der besonders ideologiebelastete Werke explizit ausgeklammert blieben. Dies bot sich insbesondere bei Grimm an, dessen *Volk ohne Raum* nach 1945 unwiderruflich mit dem Odium eines national(sozial)istischen Chauvinismus behaftet war. Kurzum: Mitunter wurde Grimm als durchaus verdienstvoller Autor gewürdigt, dessen 1926 erschienenes Hauptwerk jedoch von der damaligen politisch-ideologischen Agenda des Autors verdorben worden sei. So argumentierte etwa Wilhelm Duwe in seiner Gesamtdarstellung *Deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts. Vom Naturalismus zum Surrealismus* (1962), der Grimm „trotz" *Volk ohne Raum* zu den maßgeblichen und verdienstvollen „Wegbereiter[n] der Kolonialerzählung" rechnete. Duwe zollte insbesondere Grimms Novelle *Der Richter in der Karu* (1930) hohes Lob und stellte sie qualitativ über thematisch verwandte Arbeiten von Arnold Zweig (*Der Streit um den Sergeanten Grischa*, 1927) und Jakob Wassermann (*Der Fall Maurizius*, 1928). *Volk ohne Raum* nahm er von diesem Lob hingegen ausdrücklich aus.[281]

Ein ähnliches Fazit lässt sich auch für Wilhelm Grenzmanns *Deutsche Dichtung der Gegenwart* (1953) ziehen. Grenzmann stellte die These auf, Grimm habe es trotz seiner stark politischen Orientierung als Privatperson vermocht, sich in seinen Werken „der Gefährdung" einer „allzu große[n] Nähe politischer Gegebenheiten" zu „entziehen". Aufs Ganze betrachtet sei es Grimm „doch wohl gelun-

[279] Mann/Friedmann (Hg.), Literatur [1967], S. 151. Kolbenheyer hatte demnach „eine biologische Geschichtsmetaphysik entwickelt, nach der die Mittelmeervölker als gealterte Völker im Begriff waren, ihre Herrschaft an den jungen germanischen Norden zu verlieren; so konnte er jetzt seinen *Gregor und Heinrich* (1934) schreiben, worin Heinrich dem Papst nicht nur als weltlicher Kaiser, sondern auch als Träger der autonomen religiösen Mission Germaniens entgegentritt und die Loslösung Deutschlands von Rom einleitet".

[280] Ein „vorurteilslose[r] Blick" auf die Literatur der Weimarer Republik, so Horst, zeige, dass schon „bei Schriftstellern, die später vom Dritten Reich als Eidhelfer reklamiert wurden", die Frage nach Gerechtigkeit und Macht substanzvoll behandelt worden sei: „Daß die moderne Massengesellschaft die persönliche Existenz unmöglich macht, zeigt Erwin Guido Kolbenheyer in seinem Roman ‚Das Lächeln der Penaten'. Das verzweifelte Motto ‚Jagt ihn – ein Mensch!' […] war anklägerisch wider jene Macht gerichtet, um deren Beihilfe sich die Hakenkreuzfahrer, denen der Dichter Heilkräfte zutraute, in erster Linie bemühten. Das eigentliche Problem wurde dann auch von Kolbenheyer fallen gelassen. Der Mythos von Reich und Rom, von ‚Gregor und Heinrich' schob sich als Kulisse vor die aktuelle Situation. So kam die Partei zu ihrem ‚geschichtlichen Auftrag', der nun auch das Motto ‚Jagt ihn – ein Mensch!' decken half". Vgl. Horst, Führer, S. 61. Die Kolbenheyer gewidmete Textpassage findet sich bereits in: Ders., Literatur [1957], S. 56f.

[281] Duwe, Dichtung, S. 389.

gen", „im Einzelnen das Allgemeinmenschliche und Symbolische zu finden". *Volk ohne Raum* blieb jedoch auch bei diesem Urteil außen vor: Grimms Bedeutung liege „nicht in den großen Konzeptionen, sondern in seinen kleineren Erzählungen". Zwar gebe es auch in *Volk ohne Raum* dichterisch wertvolle „Episoden" und „Höhen, die der Bewunderung würdig sind", zugleich habe Grimm in dem Roman aber ein „Ressentiment" offenbart, durch das „politische Leidenschaften nach außen und innen dichterisch nicht mehr [ge]bändigt"[282] worden seien. Anspielend auf Grimms solidarisierende Referenz auf den Hitler-Putsch vom November 1923 am Ende des Romans[283], betonte Grenzmann zudem, dass *Volk ohne Raum* zur Mitteilung „eines politischen Willens, […] der sich unmittelbar durchsetzen will", verkümmert sei. Seinen großen Erfolg verdankte der Roman demnach – und hier ist Grenzmann sicherlich zuzustimmen – mehr seiner „politischen Tendenz" als „seinem künstlerischen Wert"[284].

Insgesamt betrachtet standen in den literaturhistorischen Arbeiten der 1950er Jahre diametral gegensätzliche Wertmaßstäbe nebeneinander. Das Spektrum reicht von Schilderungen der Werke Grimms und Kolbenheyers als Refugien deutscher Kultur, die nach 1945 rar geworden seien und unbedingt geschützt werden müssten, bis hin zu Darstellungen, in denen beide Autoren offen attackiert oder aber nicht einmal einer Erwähnung für würdig befunden wurden. Die Beobachtung, dass Grimm und Kolbenheyer erst gegen Ende der 1960er Jahre den Selektionsregeln der literarischen Kanonbildung endgültig unterlagen, bestätigt eine für die NS-Autoren der Bundesrepublik generell gezogene Bilanz von Stefan Busch. Demnach verschwanden die „dezidiert nationalsozialistischen wie auch die national-konservativen und/oder völkischen Autoren" erst in der „Wendezeit" der sechziger Jahre aus den „Lesebüchern und Sortimenten"[285]. Diese Entwicklung hatte freilich auch biologische Ursachen: Die Mehrzahl der angestammten Leser und Kritiker, die die Werke der entsprechenden Autoren seit der Zeit vor 1945 und vielfach auch schon vor 1933 begleitet und konsumiert hatte, war zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg bereits verstorben. Hinzu kommt, dass die Werke der im „Dritten Reich" geförderten Autoren – auch wenn diese häufig weit vor 1933 veröffentlicht worden waren – mit den veränderten, von einer erhöhten Sensibilität für die Problematik ideologischer Überhänge gekennzeichneten „Geschmacksmuster[n] einer jüngeren Lesergeneration"[286] zunehmend unvereinbar waren.

[282] Grenzmann, Dichtung, S. 180f.
[283] Siehe den Exkurs „Hans Grimms ‚Volk ohne Raum'" im Anschluss an Kap. 2.2.1.
[284] Grenzmann, Dichtung, S. 181.
[285] Busch, „Und gestern, da hörte uns Deutschland", S. 21.
[286] Ebd.

# Zusammenfassung

Die Entwicklung des Netzwerks völkischer Autoren, wie es anhand der Karrieren von Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer und Wilhelm Stapel beschrieben worden ist, lässt sich anhand dreier zentraler Themenkomplexe erfassen: Erstens die gemeinsamen Ziele, Überzeugungen und Bewusstseinslagen, welche die drei Autoren während der Weimarer Republik, des „Dritten Reichs" und der frühen Bundesrepublik miteinander verbanden. Zweitens der Umfang ihres Erfolgs, sich während des Untersuchungszeitraums sowohl im privaten Umfeld als auch im öffentlichen Raum als weltanschauliche Autoritäten zu etablieren und insbesondere innerhalb ihrer bildungsbürgerlichen Zielgruppe Gehör und Anschluss zu finden. Drittens schließlich ihre wechsel- und spannungsvolle Beziehung zum Nationalsozialismus, der seit Anfang der 1930er Jahre bis zum Tod der Autoren zentraler Bezugs- und Fixpunkt ihres politischen Denkens und Schriftguts blieb. Aussagekräftig werden die Biografien Grimms, Kolbenheyers und Stapels hinsichtlich dieser drei Themenkomplexe jeweils erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Erst in der Weimarer Republik gelang es ihnen, sich von bloßen Randerscheinungen zu viel gelesenen und beachteten Protagonisten des literarischen und publizistischen Lebens zu entwickeln. Auch begannen sie erst nach 1918, untereinander in Beziehung zu treten und verstärkt innerhalb des eigenen politisch-ideologischen Lagers Verbindungen aufzubauen.

Ziele und Zusammenhalt während der Weimarer Republik – Jedes Netzwerk als Form einer Vergemeinschaftung von Einzelindividuen bedarf konsensfähiger und verbindlicher Ziele, Interessen und Wertvorstellungen, um ein Mindestmaß innerer Kohärenz zu gewährleisten. Im vorliegenden Fall schufen das sieglose Ende des Ersten Weltkriegs und die schwerwiegenden politischen und sozialen Verwerfungen der Jahre 1918–1923 die entsprechenden Voraussetzungen. Für die ersten Jahre der Weimarer Republik lassen sich für Grimm, Kolbenheyer, Stapel und weite Teile ihres persönlichen Umfelds ein ideologischer Radikalisierungsprozess und eine Verengung des politischen Denkens konstatieren. Den Kern jener Radikalisierung bildete die Projektion des dichotomischen Freund-Feind-Denkens der Kriegsjahre auf das zivile Leben der Weimarer Republik.

Bezogen auf die vieldeutige und widerspruchsvolle politische und literarische Kultur der Republik ging dieses simplifizierende Ordnungsdenken mit der Überzeugung einher, in einen dezidierten *Kampf* um die nach 1918 angeblich existenziell bedrohten, „heiligsten" Werte der deutschen Kulturnation gestellt zu sein – und damit mithin in einen Kampf um das deutsche Volk und Volkstum an sich. Vor dem Hintergrund dieser gefühlten, singulären Ausnahmesituation kam ein bloßes Wiederanknüpfen an die Traditionen des wilhelminischen Kaiserreichs als Lösungsansatz für keinen der drei Autoren in Betracht – wenngleich Grimm später zu dieser Erkenntnis gelangte als Kolbenheyer und Stapel. Stattdessen wurden der Zeit vor 1914/18 nunmehr retrospektiv gravierende Mängel auch ideologi-

scher Art zum Vorwurf gemacht, insbesondere ein nur unzureichend entwickeltes „Volksbewusstsein".

Die geteilte Wahrnehmung der republikanischen Staats- und Gesellschaftsordnung unter der Leitvorstellung des „Kampfes" bei vermeintlich klar abgesteckten Fronten zwischen „Freund" und „Feind" erleichterte sichtlich die Formulierung einer gemeinsamen Interessensidentität: Während die Vorstellungen einer zukünftigen, als erstrebenswert perzipierten Gesellschaft deutlich differierten, schien der gemeinsame Gegner immerhin unzweideutig identifizierbar zu sein. Aus dieser Konstellation ergab sich eine zentrale, bei allen Formen der Kooperation als selbstverständlich vorausgesetzte Zielsetzung – die Diffamierung und Destruktion der offenen, liberalen Weimarer Gesellschaftsordnung. Im Vordergrund stand hierbei die Eindämmung aller Formen gesellschaftlicher „Überfremdung" durch „internationalistisches", angeblich „undeutsches" Ideengut. Vornehmlich war damit die Bekämpfung jeglichen politischen und kulturellen Einflusses jüdischer Intellektueller bezeichnet.[1] Um mit der Deutungsmacht, die jenen Intellektuellen zugeschrieben wurde, konkurrieren zu können, versuchten Grimm, Kolbenheyer und Stapel in ihren Veröffentlichungen möglichst hohe Diskursstandards aufrechtzuerhalten und den emotionalen, mit Ressentiments und Vorurteilen beladenen Kern ihrer Weltanschauung zu kaschieren. Damit war zugleich die Intention verbunden, sich sowohl von radikal-vulgären, abseitig-esoterischen wie auch naiv-deutschtümelnden Segmenten der völkischen Bewegung abzugrenzen.

Eine kompromisslose Ablehnung der Republik war in den Augen Grimms, Kolbenheyers und Stapels also eine Grundvoraussetzung jeglicher Linderung der gesellschaftlichen Spannungszustände und damit auch zwingende Bedingung gemeinsamer Handlungskoordination. Nun hat die jüngere Forschung zur Weimarer Republik mit guten Gründen auf die Problematik der Eindimensionalität dichotomischer, das „Scheitern" der Republik stets bereits mit einkalkulierender Kategorien wie *republikanisch-antirepublikanisch* und *modern-antimodernistisch* hingewiesen und sich zunehmend von ihnen distanziert. Stattdessen stehen „die dynamische Offenheit und Polyvalenz der Weimarer Kultur, Politik und Gesellschaft" sowie die „uneindeutige Reichhaltigkeit des intellektuellen Diskurses" im Fokus des Interesses.[2] Zwar greift die Vorstellung eines eindimensionalen „Antimodernismus" für Grimm, Kolbenheyer und Stapel – wie generell für die völki-

[1] Dies zeigt sich etwa bei Kolbenheyer sehr sprechend in einer Beschreibung von fünf „Internationalen", durch die Kolbenheyer das deutsche Volk bedroht sah: „Es gibt 5 Internationale: die Sozialdemokratisch-jüdische, die Geldmacht-jüdische, die Ultramontan-Römische, die Literarisch-jüdische, die Aristokratische (Hocharistokratie). Dem deutschen Volke sind alle fünf feind. Von allen wird das deutsche Volk nur als Mittel zum Selbstzweck benutzt. Der Selbstzweck aber aller heißt: Macht u[nd] Beherrschung des Lebensfähigen zur Machterhaltung der eigenen Stellung" (DLA, A:Stapel, Erwin Guido Kolbenheyer an Wilhelm Stapel, 28. August 1932).

[2] Vgl. Wirsching, Republik, S. 120. Eine mittlerweile klassische Darstellung zur Weimarer Republik, die sich einer Präjudizierung ihrer Ergebnisse durch das Ende der Republik zu entziehen sucht, ist: Peukert, Republik.

sche Bewegung – in der Tat deutlich zu kurz, eine Relativierung des „Antirepublikanismus“ als analytische Kategorie erschiene im vorliegenden Fall jedoch problematisch. Wohl trifft es zu, dass den genannten Deutungskategorien die Gefahr einer komplexitätsreduzierenden Teleologie auf das Jahr 1933 innewohnt, eben diese Fixierung auf ein möglichst rasch herbeizuführendes Ende Weimars bildete jedoch de facto die sinnstiftende Grundlage des politischen Denkens und Handelns der hier untersuchten Personen. Die unzweideutige Eindimensionalität der Analysekategorie spiegelt hier die Unbedingtheit ihrer Absichten. Zweifellos darf es als eine der aussichtsreichsten Aufgaben und Perspektiven künftiger Forschung zur Weimarer Republik gelten, die Geschichte der Republik unter Ausklammerung des Fanals „1933“ sehen und deuten zu lernen. Die gebotene Offenheit und Fairness, die Republik entkoppelt von der Frage ihres Endes wahrzunehmen und gelten zu lassen, wurde von dem hier untersuchten Personenkreis nach 1918/19 jedoch zu keinem Zeitpunkt eingelöst.

Im Bereich der Literatur war die ideologische Leitvorstellung des „Kampfes“ von klaren Kalkülen der Selbstvermarktung überformt: Die von Grimm, Kolbenheyer und Stapel gebetsmühlenartig wiederholte Gegenüberstellung der angeblich „artgerechten“ *Dichtung* des nationalen Lagers und der „devastierenden“ *Literatur* des jüdisch-liberalistischen „Feindes“ sollte immer auch einen künstlerischen Mehrwert der eigenen Produkte suggerieren und entsprechende Kaufanreize schaffen. Zugleich galt es, den Erfolgen linksliberaler, sozialistischer und pazifistischer Autoren jegliche Aussagekraft über die wahre Befindlichkeit des deutschen Volks nach dem Ersten Weltkrieg abzusprechen. Dies geschah, indem sie als bloßes Ergebnis einer koordinierten, manipulativen, großstädtischen „Literaturmache“ beschrieben wurden.

Dieses selbstreferenzielle, in seiner Selbstgefälligkeit geradezu peinlich berührende Erklärungsmodell verweist auf ein weiteres zentrales Motiv, durch das Grimm und Kolbenheyer in ihrem Selbstbild als Schöpfer mutmaßlich „artgerechter“ Kunst zusammengeschweißt wurden: Beide Autoren kreierten um ihre eigene Person die Legende, sich seit jeher als „totgeschwiegene“, von der Literaturkritik allein gelassene Einzelgänger auf dem Buchmarkt durchgeschlagen zu haben. Grimm und Kolbenheyer internalisierten dieses Opfer-Narrativ derart stark, dass es von der seit Mitte der 1920er Jahre sehr regen und mit nur wenigen Ausnahmen wohlwollenden bis huldigenden Rezeption ihrer Werke ebenso wenig tangiert wurde wie von dem Sachverhalt, dass das häufige Ignorieren von Neuerscheinungen völkischer Provenienz im liberalen Blätterwald selbstredend mit der Missachtung jüdischer und liberaler Autoren in der Weimarer „Rechtspresse“ korrespondierte. Bezeichnenderweise änderte sich an diesem Denken auch infolge der systematischen Ausschaltung der „Linkspresse“ seit 1933 wenig. Wie anhand des privaten Schriftverkehrs gezeigt werden konnte, hielt der larmoyante Glaube, sich zu den übervorteilten und unzureichend geschützten Autoren rechnen zu dürfen, bei Grimm und Kolbenheyer vielmehr auch im „Dritten Reich“ an. Das Bewusstsein, dass nicht sie, sondern ihre viel beschworenen literarischen Kontrahenten die wahren Opfer des Jahres 1933 waren, sucht man bei ihnen

ebenso vergeblich wie bei Stapel. Stattdessen herrschte die gleichermaßen selbstgerechte wie zynische Überzeugung vor, die gewaltsame Verfolgung ihrer Gegner gleichsam als gerechte Vergeltung für deren schädigenden Einfluss und angebliche Bevorzugung während der Weimarer Republik ausdeuten zu dürfen.

Stellung zu Zeitungen und Zeitschriften – Insbesondere Kolbenheyer zeigte vor 1933 keinerlei Hemmungen, seine Anfeindung gegen die „Linkspresse" um Vorwürfe gegen die Vertreter rechtsgerichteter Zeitungen und Zeitschriften zu ergänzen, denen er pauschal eine unzureichende Einsatzfreude bei der Popularisierung völkischer Kunstwerke vorwarf. Selbst im direkten Gespräch mit jahrelangen Förderern seiner Werke lamentierte Kolbenheyer über seine vermeintliche Verlassenheit. Nicht zuletzt, um die Exponenten der „Rechtspresse" zu höherer Beflissenheit anzustacheln, beschwor Kolbenheyer nimmermüde die vermeintlich elementare Bedeutung völkischer „Dichtkunst" für den Wiederaufbau des deutschen Volks. Hieraus ergab sich – in seinen Augen logisch zwingend – die moralische Pflicht der „nationalen Mittler", eigene kritische Meinungen bewusst zurückzustellen und ganz in der Funktion professionalisierter Hagiografen aufzugehen. Eine Abweichung hiervon erschien aus dieser Perspektive als Versündigung gegen die „aufbauenden" Kräfte des deutschen Volks und damit in letzter Konsequenz gegen das Volk an sich.

Mit diesem Plädoyer wirkte Kolbenheyer als Spaltpilz im eigenen Lager. Feuilletonisten mit hohem Selbstvertrauen begegneten der Argumentation Kolbenheyers mit verständlicher Ironie, während andere, weniger etablierte Kritiker die Argumente durchaus ernst nahmen. Indes hat das kränkende und herablassende Verhalten gegenüber seinem langjährigen Freund und Förderer Erwin Ackerknecht gezeigt, dass sich Kolbenheyer durch seine Unversöhnlichkeit und sein narzisstisch anmutendes Geltungsbedürfnis mitunter seiner Helfer selbst beraubte. Hinzu kommt, dass sich anhand der regen, überwiegend äußerst positiven Rezeption des dritten Bands der *Paracelsus*-Trilogie im Jahr 1925, in der Kolbenheyer gar in eine Tradition mit Grimmelshausen und Goethe gestellt wurde, unschwer zeigen ließ, wie artifiziell das autosuggestive Selbstbild Kolbenheyers als allzeit übervorteilter Außenseiter war.

Relativiert werden muss auch die von Grimm und Kolbenheyer viel beklagte, angebliche Untätigkeit ihrer Verlage für eine Popularisierung ihrer Werke. Eine abschließende Beantwortung der Frage nach der Werbetätigkeit des GMV und ALV war im Rahmen der vorliegenden Arbeit zwar nicht möglich, die Tätigkeiten der Literaturkritiker Conrad Wandrey und Helmut Wocke haben jedoch die Existenz emphatischer, den Dichtern emotional eng verbundener, geradezu bienenfleißiger Dauerrezensenten erwiesen, deren Aktivität sich jeweils auf eine Vermittlung seitens der Verlage zurückführen lässt. Dass der 1931 durch Gelder des DHV aus der Taufe gehobene LMV schließlich zu einer überaus intensiven und effektiven Werbetätigkeit für die beiden Hauptverlagsautoren Grimm und Kolbenheyer überging, hat bereits die Studie von Andreas Meyer gezeigt.[3]

[3] Vgl. Meyer, Verlagsfusion.

Als einer der engagiertesten Förderer und aufmerksamsten Wächter über die öffentliche Aufnahme der Werke Kolbenheyers und Grimms fungierte Stapel. Er empfand es als persönliche Aufgabe und Verpflichtung, den Dichtern jede nur denkbare Unterstützung zukommen zu lassen, insbesondere durch selbst verfasste oder bestellte Artikel in seiner Zeitschrift, dem *Deutschen Volkstum*. Diese Tätigkeit war zunächst von einer vorbehaltlosen Euphorie für die literarischen Hauptwerke Grimms (*Volk ohne Raum*) und Kolbenheyers (*Paracelsus*-Trilogie) getragen. In den Augen Stapels hatten es Grimm und Kolbenheyer wie keine anderen Autoren ihrer Zeit vermocht, hohen ästhetischen Anspruch und nachhaltigen, politisch-ideologischen Gehalt miteinander zu verbinden.

Trotz ihrer Dankbarkeit für dieses Engagement differierte die persönliche Einstellung der beiden Dichter zu Stapel letztendlich sehr deutlich. Während Kolbenheyer ab Mitte der 1920er Jahre in Stapel trotz der großen geografischen Distanz seinen engsten Freund und Vertrauten fand, blieb das Verhältnis Grimms zu Stapel im Kern rein professionell und ohne emotionale Tiefe. Infolgedessen mangelte es ihrer Beziehung an Krisenfestigkeit, wie der Konflikt um die Volksausgabe von *Volk ohne Raum* im Jahr 1931 gezeigt hat, der von fehlendem wechselseitigen Vertrauen und beiderseitigen Eitelkeiten geprägt war und schließlich zu einem langanhaltenden Bruch zwischen beiden führte. Hierbei muss jedoch – zumal aus netzwerktheoretischer Perspektive – bedacht werden, dass dieser Konflikt keineswegs das Ende der öffentlichen Werbeaktivitäten Stapels für Grimm bedeutete. Stapel differenzierte zwischen Werk und Autor und hielt es auch nach dem persönlichen Bruch mit Grimm für seine Aufgabe, dessen Werke, deren politisch-ideologischen Wert er nach wie vor anerkannte, in seiner Zeitschrift weiter zu unterstützen. Hier zeigen sich anschaulich die praktischen Grenzen der für die völkische Bewegung häufig bilanzierten Zerstrittenheit.

Autorität und „Expertise" – Weder die literarischen Werke noch die politische Publizistik Erwin Guido Kolbenheyers sind ohne eine Kenntnis der Grundannahmen seiner *Bauhütten*-Philosophie zu verstehen. Gilt es zu klären, inwieweit Kolbenheyer vor einem bildungsbürgerlichen Publikum weltanschauliche Autorität auf sich vereinigen konnte, müssen die Resonanz der *Bauhütte* und die Reaktionen auf publizistische Veröffentlichungen, in denen Kolbenheyer seine Weltanschauung an ausgewählten Detailaspekten entfaltete, nachvollzogen werden. Obgleich die *Bauhütte* insbesondere aufgrund ihrer sprachlichen Sperrigkeit zu keinem Zeitpunkt des Untersuchungszeitraums die Chance auf eine Massenwirksamkeit hatte, hat die öffentliche und private Rezeption doch gezeigt, dass Kolbenheyers Thesen vor dem Hintergrund einer generellen „Biologisierung rechtsintellektuellen Denkens" (Niels Lösch) nach dem Ersten Weltkrieg durchaus resonanzkräftig waren.

Die Rezeption der *Bauhütte* fiel indes – mit Ausnahme einiger weniger, enger persönlicher Freunde, die die Geduld aufbrachten, sich zur Gänze mit dem Werk auseinanderzusetzen – nur selektiv aus. „Jünger" im eigentlichen Sinne hatte Kolbenheyer kaum. Persönliche Briefe und öffentliche Rezensionen zeigen jedoch,

dass das Werk und seinen Autor in den Augen zahlreicher, vor allem geisteswissenschaftlicher Professoren und Akademiker eine Aura biologisch-naturwissenschaftlicher Illumination umstrahlte. Die stärkste Wirkung lässt sich dabei unter Literaturwissenschaftlern beobachten. Die Bereitschaft, die monokausale Denkweise des Dichters gänzlich zu adaptieren, wurde zwar nur von sehr wenigen Hochschullehrern aufgebracht, umso größer waren jedoch die Bereitschaft und das Interesse, einzelne biologistische Denkfiguren in die eigenen Forschungen zu integrieren und damit zu einer stärkeren Interdisziplinarität ihrer jeweiligen Fächer mit der modernen, von Kolbenheyer angeblich repräsentierten Biologie beizutragen. Dem Dichter kam hier entscheidend zugute, dass ihm von Seiten der Geisteswissenschaftler, die meist zugleich erklärte Anhänger seiner literarischen Werke waren, in unkritischer Weise naturwissenschaftliche Autorität zugesprochen wurde. Dabei wurde das Spekulative, Konstruierte, Unbewiesene und Unbeweisbare der *Bauhütte* entweder stillschweigend ignoriert oder aber gleichsam per Sprung in den Glauben akzeptiert. Auf heutige Leser wirkt dies umso befremdlicher, als Kolbenheyers Verständnis von Biologie und Vererbung leicht erkennbar auf dem Wissensstand seiner Wiener Studienjahre um 1900 verharrte und schon zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung der *Bauhütte* (1925) hoffnungslos veraltet war. Wer heute Kolbenheyers philosophisches Hauptwerk liest, mag sich unwillkürlich an Friedrich Nietzsches Bonmot erinnert fühlen, die Utilitaristen („Utilitarier") hätten „so selten Recht, dass es zum Erbarmen"[4] sei – und dies nicht etwa, weil Kolbenheyer der Schule des Utilitarismus zugerechnet werden könnte.

Als Kolbenheyer – basierend auf den Argumentationen der *Bauhütte* – 1929 in seinem „Aufruf an die Universitäten" versuchte, die deutschen Universitätsleitungen zu einer geschlossenen Solidarisierung mit seinem Angriff gegen die Kunst- und Kulturpolitik der Weimarer Republik zu bewegen, der unter dem rassistischen Leitspruch der „Verniggerung" stand, musste er rasch die Aussichtslosigkeit seines Unternehmens erkennen. Von den politisch wie auch ideologisch bunt gemischten universitären Senaten und Fakultäten war eine solche allgemeine Solidarisierung selbstredend illusorisch. Doch haben die stattliche Anzahl affirmativer, persönlicher Zuschriften durch Hochschullehrer im Nachlass Kolbenheyers sowie der Schriftwechsel zwischen der Tübinger Universitätsleitung mit der *Deutschen Sängerschaft*, die sich nachdrücklich um eine Vervielfältigung des *Aufrufs* bemühte, gezeigt, dass an den Universitäten sehr wohl erhebliche Zustimmung für Kolbenheyers Auslassungen vorhanden war – weit über den von ihm primär adressierten Kreis der Germanisten hinaus. Ihre Sympathien über den inneruniversitären Amtsweg durchzusetzen und im Namen ihrer jeweiligen Universitäten offiziell zum Ausdruck zu bringen, wurde jedoch auch von jenen Professoren als unrealistisch verworfen, die den Inhalten des *Aufrufs* nachweislich befürwortend gegenüberstanden.

[4] Nietzsche, Wissenschaft, S. 95.

Unter den zahlreichen Themenfeldern, die Wilhelm Stapel durch seine umfassenden publizistischen Aktivitäten besetzte, sticht seine Behandlung der „Judenfrage“ und des Antisemitismus besonders hervor. Anhand der Behauptung einer in „Seele und Blut“ festgeschriebenen Einzigartigkeit und wechselseitigen Unverträglichkeit der einzelnen „Volkstümer“ sowie einer irreversibel angeborenen Volkstums-Zugehörigkeit des Menschen leitete Stapel die These eines unvermeidlichen Konflikts der im selben Staatsgebiet zusammenlebenden Juden und Deutschen ab. Dieser Konflikt konnte in den Augen Stapels nur durch Segregation und umfassende Berufsbeschränkungen gelöst und geschlichtet werden. Gerade in der Politik wie auch im Bereich der Schulen und Universitäten sollte jeglicher jüdische Einfluss nivelliert werden. Nach Auffassung Stapels waren jüdische Politiker und Intellektuelle, ob bewusst oder unbewusst, unweigerlich Träger eines ihnen gleichsam in die Wiege gelegten „Internationalismus“ und „Antigermanismus“. Nach dieser trivialen Logik mussten alle jüdischen Aktivitäten auf die Interessen des deutschen Volks und die Entfaltung seines „Volkscharakters“ hemmend wirken – eine Dynamik, die Stapel vor dem Hintergrund der durch den Versailler Vertrag geschaffenen politischen Ausnahmesituation als umso unerträglicher und gefährlicher erschien. Obgleich diese Haltung stets mit dem Gelöbnis einherging, das jüdische Volk in seinen „Lebensrechten“ nicht antasten zu wollen, liefen Stapels Forderungen letztendlich auf eine schwerwiegende Diskriminierung der jüdischen Bevölkerungsminderheit hinaus, welcher zugleich die Möglichkeit eines Übertritts in die deutsche „Volksgemeinschaft“ durch „Assimilierung“ explizit abgestritten wurde. Von den radikalantisemitischen Pamphleten der Zwischenkriegszeit grenzte sich Stapel indes durch eine Ablehnung jedes eliminatorischen Antisemitismus ab, ebenso wie durch eine deutlich distinguiertere Sprache.

Doch so deutlich sich Stapels Texte in ihrem Aufbau und Tonfall auch von jenen Pamphleten unterschieden, so brüchig war letztlich doch der – gemessen am „Radauantisemitismus“ – Anspruch auf eine höhere Rationalität und logische Stringenz. Bereits bei seiner These einer angeblich diametralen Gegensätzlichkeit des jüdischen und deutschen „Volkscharakters“ musste Stapel eingestehen, dass deren endgültige und zuverlässige Bestimmbarkeit nicht möglich war. Hierdurch geriet die „Judenfrage“ explizit zur subjektiven Gefühlsangelegenheit. Dieser Selbstentlarvung versuchte sich Stapel indes durch die Behauptung zu entziehen, dass jeder Deutsche, der nicht aus der vermeintlichen Sicherheit seines Volksempfindens heraus eine diametrale Fremdheit zum Judentum erspüre, sich als dessen Parteigänger zu erkennen gebe.

Trotz solch kläglicher Zirkelschlüsse hatte Stapel mit seinem nach außen gepflegten Image einer „sachlichen“, von Emotionen und persönlichen Ressentiments angeblich unberührten Behandlung der „Judenfrage“ erheblichen Erfolg. Wie ihm auch von erklärten Gegnern zuerkannt wurde, avancierte Stapel durch seine Strategie einer rhetorischen Abgrenzung vom „Radauantisemitismus“ nach 1918 zu einem viel gelesenen, unter politisch rechts orientierten Akademikern hoch angesehenen Referenzautor. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Stapel letztlich in vielerlei Hinsicht zu sehr ähnlichen Schlussfolgerungen kam

wie der vermeintlich so „andere“ Antisemitismus ungebildeterer und stilistisch untalentierterer Agitatoren. Der Ruf, den sich Stapel durch seine Texte als führender Vertreter eines gleichsam vorzeigbaren Antisemitismus erarbeitete, kommt mit am anschaulichsten darin zum Ausdruck, dass er 1933 von Seiten des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda als Autor eines Beitrags zum Thema *Deutschland und die Juden* auserkoren wurde, der in dem an das englischsprachige Ausland gerichteten Sammelband *Germany speaks* erscheinen sollte.

Die Hans Grimm zugesprochenen Fachkenntnisse konzentrierten sich wiederum auf die gerade nach dem Ersten Weltkrieg hochgradig ideologisch aufgeladenen Themenfelder „Auslandsdeutschtum“ und Kolonialwesen. Hierbei fällt besonders das Verschwimmen der Grenzen zwischen Fiktionalität und Realität ins Auge, da keineswegs nur Grimms politischer Publizistik zu den genannten Themenfeldern hohe zeithistorische Authentizität zugesprochen wurde, sondern gerade auch seinen literarischen Bearbeitungen. Durch die mitunter gravierende Kritiklosigkeit ihrer Leser gewannen Grimms fiktionale Texte, an erster Stelle freilich *Volk ohne Raum*, deutlich an Virulenz und politischer Suggestionskraft – und mit ihnen zugleich die in den Texten verwobene Lebensraumideologie. Dass sich dieser Befund jedoch nicht nur für Grimms Hauptwerk treffen lässt, sondern etwa auch für den kolonialen Propagandaroman *Der Ölsucher von Duala* (1918), haben die Briefe des Stuttgarter Mathematikdozenten Hasso Härlen exemplarisch gezeigt. Den Hintergrund bildete dabei stets Grimms langjähriger Aufenthalt in der englischen Kapkolonie vor dem Ersten Weltkrieg, der zahlreichen seiner wohlwollenden Kritikern ausreichte, um den Dichter als vermeintlich unvoreingenommenen und objektiv darstellenden Experten auszuloben und zu präsentieren. Die verlorene Trennschärfe zwischen kritischer geprüfter Geschichtsbetrachtung und literarischer Bearbeitung zeithistorischer Gegenstände lässt sich dabei direkt auf die subjektiv geglaubte, aber auch vermarktungsstrategisch motivierte Selbstdarstellung Grimms als „authentischen“ Erzählers zurückverfolgen. Häufig genug wurde diese Selbstdarstellung für bare Münze genommen und in Rezensionen unkritisch als vermeintlich bewiesene Tatsache aufgegriffen und reproduziert. Das einschlägigste Beispiel ist hier der Feuilletonleiter der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, Paul Fechter, den mit Grimm eine jahrzehntelange, enge freundschaftliche Beziehung verband und der sich dem Romancier als gleichermaßen engagierter und gelehriger Helfer zur Verfügung stellte. Seit seiner ersten Besprechung von *Volk ohne Raum* bis zu seinen letzten literaturhistorischen Publikationen nach dem Zweiten Weltkrieg hielt Fechter daran fest, dass Grimm in seinem „politischen Roman“ zugleich eine authentische Geschichtsbetrachtung hinterlassen habe.

Das Verhältnis zum Nationalsozialismus – Aus der Vogelperspektive lässt das Verhältnis von Grimm, Kolbenheyer und Stapel zum Nationalsozialismus insofern eine Zirkelbewegung erkennen, als am Anfang wie auch am Ende des Untersuchungszeitraums das Bemühen um eine Verteidigung und Ehrenrettung der NS-Bewegung stand. In einer ersten Phase (1923–1931) hatten sich Grimm und

Stapel in der Öffentlichkeit mehrfach mit dem Hitler-Putsch solidarisiert und dabei versucht, die Putschisten und ihren „Führer" gegen den Anschein der Lächerlichkeit und ein entsprechend höhnisches Presseecho zu verteidigen. Beide Autoren erkannten zwar, ähnlich wie auch Kolbenheyer, dass der Putsch stümperhaft durchgeführt worden war; der nationale Idealismus und mutige Dezisionismus, wie sie in dem Aufstandsversuch angeblich zum Ausdruck kamen, erweckten jedoch starke Sympathien und den Eindruck, es im Grunde mit einer hoffnungsvollen politischen Formation zu tun zu haben. Grimm und Stapel sahen in dieser Konstellation ihre politische und moralische Aufgabe darin, die NS-Bewegung gleichsam als eine junge Pflanze vor dem destruktiven Einfluss einer überheblichen, spottsüchtigen und verständnislosen republikanischen Öffentlichkeit abzuschirmen. Die Wahlerfolge des Jahres 1930 schienen sodann die frühen Hoffnungen zu bestätigten, ein gereifter und gewachsener Nationalsozialismus werde sich als eine politisch vielversprechende und durchsetzungsfähige Bewegung erweisen.

In den Jahren 1932/33 erweiterte sich das Rollenverständnis Grimms, Kolbenheyers und Stapels dann insofern, als zu der wohlwollenden Beobachtung und Verteidigung der NS-Bewegung das Bemühen und die Absicht traten, die politische Entwicklung des Nationalsozialismus direkt zu beeinflussen. Die gefühlte Legitimation dieser vordringlichen Absicht speiste sich aus der nicht unberechtigten Überzeugung der drei Autoren, seit 1918 jenen Nährboden in der deutschen Gesellschaft mitgestaltet und -geschaffen zu haben, aus dem sich die Erfolge der NSDAP in der Endphase der Weimarer Republik speisten. Die Versuche direkter Einflussnahme wurden indes von Seiten der NS-Bewegung als höchst unwillkommene Störfeuer betrachtet und entsprechend unwillig zur Kenntnis genommen – ungeachtet dessen, dass sie stets mit klaren Sympathieerklärungen zugunsten der NSDAP einhergingen. Nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung" dienten die Versuche der Einflussnahme hingegen als willkommenes Argumentationsmaterial, um eine nur begrenzte Unterstützung der drei Autoren für den Nationalsozialismus während der „Kampfzeit" zu beweisen und somit alle Ansprüche auf eine maßgebliche Mitsprache im NS-Staat zurückzuweisen. Grimm, Kolbenheyer und Stapel waren nach 1933 zwar nach Kräften darum bemüht, das Odium reaktionärer, ewiggestriger „Kritikaster" abzustreifen, wobei Kolbenheyer auf Dauer am meisten, Stapel hingegen am wenigsten Erfolg hatte. Aufgrund der Vermengung von Propaganda und kritischer Ermahnung, die aus den öffentlichen Äußerungen Grimms, Kolbenheyers und Stapels über den Nationalsozialismus in den Jahren 1932/33 sprach, blieb es jedoch dabei, dass die drei Autoren von der bedingungslose Gefolgschaft und Unterordnung einfordernden NS-Führung primär als Behinderung der Effizienz ihrer Machtentfaltung betrachtet wurden.

Eben diese Dynamik – kombiniert mit der Beobachtung, dass um Jahre oder gar Jahrzehnte jüngere, weniger „verdiente" und als sachlich inkompetent wahrgenommene Nationalsozialisten steile Karrieren machten und dabei häufig genug Respekt gegenüber der Generation ihrer „Vorkämpfer" vermissen ließen – führte im „Dritten Reich" zu tiefgreifenden Enttäuschungserfahrungen Grimms, Kol-

benheyers und Stapels. Durch die Verweigerungshaltung der NS-Bewegung, ihren „gut gemeinten" Ratschlägen Gehör zu schenken, sahen sich die drei Autoren indes nicht nur um die Früchte ihrer angeblichen „Opfer" im jahrelangen Kampf gegen die Weimarer Republik geprellt. Zugleich identifizierten sie die verweigerte Gelehrigkeit der neuen Machthaber als existenzielle Gefahr für die Stabilität und politische Überlebensfähigkeit des NS-Staats. Durch diese Sorge und das beleidigte Gefühl, ungerecht übergangen worden zu sein, wurde die Tatsache, dass Grimm und Kolbenheyer als Literaten zu den großen Gewinnern des NS-Staats zählten, psychologisch überlagert.

Unzutreffend wäre es hingegen, Stapel zu den eigentlichen Gewinnern des „Dritten Reichs" zu rechnen. Die Ausschaltung der liberalen Konkurrenz als Folge der nationalsozialistischen Kulturpolitik trug – anders als bei den Dichtern Grimm und Kolbenheyer – nicht zu größeren Erfolgen Stapels bei. Im Gegenteil: Stapel sah sich als Herausgeber des *Deutschen Volkstums* über Jahre hinweg mit immer neuen, häufig gehässigen öffentlichen Angriffen konfrontiert sowie mit einer beständig sinkenden Auflage seiner Zeitschrift. Darüber hinaus war er nach 1933 vor die ihm ungerecht, ja geradezu bizarr anmutende Tatsache gestellt, dass er während der Weimarer Republik viel freier und ungestörter hatte arbeiten können als im NS-Staat, dessen Funktionseliten ihn mit deutlich größerem Misstrauen beäugten, als dies vor 1933 jemals der Fall gewesen war. Gleichwohl stand Stapel – ebenso wie Grimm und Kolbenheyer – dem „Dritten Reich" jedoch mit demonstrativer Treue gegenüber, auch weil ihm ausdrücklich klar war, dass er bei einem neuerlichen politischen und gesellschaftlichen Systemwechsel unmöglich zu den Gewinnern zählen würde. Die Bereitschaft zur Propaganda für den Nationalsozialismus blieb daher bis zur Einstellung seiner Zeitschrift (1938) von seinen schweren persönlicher Enttäuschungserfahrungen weitestgehend unangetastet.

Das „Dritte Reich" stand unweigerlich am Ende der politischen und publizistischen Initiativen und Hoffnungen Grimms, Kolbenheyers und Stapels seit dem Ende des Ersten Weltkriegs. Dass der innere Aufbau des NS-Staats und ihre eigene Stellung in ihm deutlich von dem abwichen, was vor der „Machtergreifung" gehofft worden war, führte in den Jahren nach 1933 keineswegs zu einem Ende der Bereitschaft, sich in den Dienst des „Dritten Reichs" zu stellen und es durch öffentliche Stellungnahmen zu unterstützen.

Während des Zweiten Weltkriegs sind gleichwohl deutliche Unterschiede zwischen den Lebenswegen, politischen Anschauungen und persönlichen Befindlichkeiten von Grimm und Stapel auf der einen und Kolbenheyer auf der anderen Seite zu bilanzieren. Sowohl für Grimm als auch für Stapel markierte das Jahr 1938 den Ausgangspunkt eines fast vollständigen Rückzugs aus der Öffentlichkeit. Kolbenheyer wandelte sich demgegenüber – getragen von einer euphorischen Begeisterung für die NS-Außenpolitik – zu einem beflissenen und dem NS-Regime sehr willkommenen, prominenten Propagandisten. Sein Parteieintritt im Jahr 1940, vor allem aber seine privaten Äußerungen während des Zweiten Weltkriegs, belegen unzweideutig, dass Kolbenheyers Euphorie weit über die Annexion der „auslandsdeutschen" Territorien Österreich und Sudetenland hinausging. Zwar

findet sich in seinen Briefen während des Zweiten Weltkriegs nach wie vor Kritik gegenüber der nach seiner Auffassung ungenügenden Wertschätzung und politischen Stellung der verdienten, intellektuellen „Vorkämpfer" des Nationalsozialismus; dieser Vorbehalt schrumpfte jedoch vor dem Hintergrund der militärischen Erfolge des NS-Regimes zunehmend zu einer Nebensächlichkeit zusammen. Demgegenüber standen Grimm und Stapel dem Zweiten Weltkrieg mit größeren Sorgen und Vorbehalten gegenüber. Insbesondere Grimm galt der Kriegsausbruch zwischen England und Deutschland als großes historisches Unglück, waren seine außenpolitischen Idealvorstellungen doch seit jeher auf eine gleichsam kollegiale Aufteilung der Welt durch die beiden „nordischen Herrenrassen", Deutschland und England, hinausgelaufen.

Persönliche Solidarisierung und Restöffentlichkeit nach 1945 – Nach dem Zweiten Weltkrieg trat diese kritische Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg in Grimms Betrachtungen des Nationalsozialismus indes völlig in den Hintergrund. Maßgeblich wurde nun erneut jener Reflex, der Grimm schon nach dem Hitler-Putsch im November 1923 dazu verleitet hatte, öffentlich für eine Ehrenrettung der NS-Bewegung einzutreten. Die Vorzeichen eines solchen Unterfangens waren nun freilich noch um ein Vielfaches problematischer als in den 1920er Jahren.

Grimm verband mit Kolbenheyer nach 1945 die Überzeugung, dass sich ein vollständiger Traditionsbruch mit dem Nationalsozialismus und seinen Werten verheerend auf die seelische und politische Entwicklung der deutschen Bevölkerung auswirken müsse. Infolgedessen bemühten sich beide Autoren mit großem Nachdruck, weite Teile der NS-Ideologie als nach wie vor gesellschaftlich wertvolle, historische Errungenschaften darzustellen und zu verteidigen. Ein zentrales Element dieser Verteidigungs- und Ehrenrettungsstrategie war es, strikt zwischen einem verdienstvollen „frühen" und einem gleichsam von der rechten Bahn abgekommenen, „späten" Nationalsozialismus zu differenzieren. Eine trennscharfe Abgrenzung und Datierung wurde dabei jedoch gar nicht erst versucht; das Ende des „frühen" und der Beginn des „späten" Nationalsozialismus blieb offen. Da sowohl Grimm als auch Kolbenheyer auch noch den Überfall auf die Sowjetunion vehement verteidigten, reduzierte sich der „späte" Nationalsozialismus letztlich auf die absolute Endphase des Zweiten Weltkriegs und – da auch diese nicht näher erläutert wurde – mithin auf eine rhetorische Leerformel.

Als das zweite Hauptargument der Ehrenrettungsversuche diente die Behauptung, der Nationalsozialismus sei politisch letztendlich einem gesamteuropäischen Interesse gefolgt. Nach dieser Lesart war der Nationalsozialismus – seiner Bestimmung zur „Schirmherrschaft" (Grimm) über die europäische Kultur und Verteidigung der „weißen Kulturrasse" (Kolbenheyer) folgend – präventiv gegen die angeblich zur gezielten „Vermassung" (Grimm) des Abendlandes rüstenden, als kulturell wie biologisch minderwertig perzipierten Völker des Ostens in Aktion getreten. Diese aufopferungsvolle und durchaus uneigennützige Leistung sei von den westeuropäischen Nachbarn indes nicht erkannt, sondern gleichsam pflichtvergessen bekämpft worden – mit verheerenden Folgen für ganz Europa. In die-

sem Zusammenhang erklärten beide Dichter schon durch ihr demonstratives Desinteresse an diesem Thema den verbrecherischen Zivilisationsbruch der nationalsozialistischen Besatzungs- und Judenpolitik zur bloßen historischen Randnotiz.

Hitler selbst erschien hierbei primär als hellsichtiger, mutiger und in die „wahren" Hintergründe und Zusammenhänge der europäischen Geschichte eingeweihter Politiker, der sich ungeachtet seiner persönlichen Schwächen den Verdienst erworben habe, einen groß angelegten Versuch zur Revision und Korrektur der als unerträglich empfundenen, innen- wie außenpolitischen Ordnung von 1918/19 unternommen zu haben. Hierdurch hob er sich nach der Darstellung Grimms und Kolbenheyers von allen anderen europäischen Staatsmännern seiner Zeit ab. Inhaltlich setzten die beiden Autoren jedoch unterschiedliche Schwerpunkte: Während Grimm in Hitler vornehmlich den dezisionistischen und kompromisslos antibolschewistischen Lebensraumpolitiker bewunderte, rühmte Kolbenheyer die Politik und Weltanschauung Hitlers vor allem insofern, als er in ihnen Elemente seiner *Bauhütten*-Philosophie erkennen zu können glaubte. Konkret deutete Kolbenheyer den Diktator als Visionär, der die biologische Sonderstellung des „jungen" deutschen Volks ebenso erkannt habe wie dessen Recht und „Verantwortung" zur (außen-)politischen Selbstentfaltung, um so eine neue, tragfähige und den biologischen „Mächtigkeiten" der Einzelvölker entsprechende „Bestandsform" Europas zu errichten – gestelzte Verklausulierungen, die letzten Endes auf einen Blankoscheck für die imperiale Gewaltpolitik des NS-Regimes hinausliefen.

Gemessen daran hielt sich Stapel nach 1945 mit öffentlichen Äußerungen über den Nationalsozialismus deutlich stärker zurück. Auch seine Texte blieben zwar nicht frei von apologetischen Zügen, gleichzeitig zeichnet sie jedoch eine merklich höhere kritische Distanz zum Nationalsozialismus aus. In dieser Hinsicht grenzte er sich spürbar von den geschichtsklitternden Thesen und Behauptungen Grimms und Kolbenheyers ab.

Die drei Autoren verband in der frühen Bundesrepublik indes das Gefühl, einer Gemeinschaft der Missverstandenen und abermals Schlechtweggekommenen anzugehören. Dieses Gefühl ging freilich weit über Grimm, Kolbenheyer und Stapel hinaus. Vor diesem Hintergrund ist es auch zu verstehen, dass viele persönliche Kontakte, die vor und im Zweiten Weltkrieg abgebrochen waren, nach 1945 wieder erneuert wurden. Den konkreten Anlass für Grimm und Stapel, nach Kriegsende mit Kolbenheyer wieder Fühlung zu nehmen, bot dessen Spruchkammerverfahren. Den Ausgang des Verfahrens empfanden beide Autoren, die selbst weitestgehend ungeschoren davongekommenen waren, als skandalös und ungerecht. Neben genuiner persönlicher Anteilnahme wollte insbesondere Grimm seine demonstrative Solidarisierung mit Kolbenheyer dabei auch als grundsätzlichen Protest gegen die alliierte Entnazifizierungspolitik verstanden und öffentlich wahrgenommen wissen. Insgesamt muss für die Motivlage und für die psychologischen Befindlichkeiten der drei Autoren in der frühen Bundesrepublik jedoch klar zwischen Grimm und Kolbenheyer auf der einen und Stapel auf der anderen Seite differenziert werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sahen Grimm und Kolbenheyer ihre Hauptaufgabe darin, nahtlos an ihren in den Jahren 1918 bis 1933 geführten „Kampf" gegen die angebliche „Überfremdung" der deutschen Kultur anzuknüpfen. Hierin kam nicht nur eine durchaus erwartbare biografische Trägheit zweier im Spätherbst ihres Lebens stehender Männer zum Ausdruck. Vielmehr schien Grimm und Kolbenheyer dieser gemeinschafts- und sinnstiftende Kampf unter den Vorzeichen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik, die synonym zu Weimar als volks- und artfremdes Oktroi angesehen wurde, abermals existenziell notwendig geworden zu sein. Dieses Bedrohungsszenario setzte insbesondere bei Grimm neue Arbeitsenergien frei. Emotional waren beide Dichter dabei von der stolzen, psychologisch Halt gebenden Gewissheit getragen, bereits ein Werk von vermeintlich dauerhafter kulturhistorischer Bedeutung geschaffen zu haben und hinterlassen zu werden. Stapel gelang es nach 1945 hingegen nicht mehr, einen neuen Lebenssinn für sich zu definieren. Niedergedrückt von dem Gefühl, dass sein umfangreiches publizistisches Gesamtwerk letztendlich sinnlos gewesen sei, entfaltete er nur noch eine geringe Arbeitsenergie und begann bereits seit den späten 1940er Jahren damit, in seinen Briefen an Freunde und Vertraute den Wunsch einzustreuen, möglichst bald zu sterben. Getragen war diese ernst zu nehmende, keineswegs nur flüchtige Gefühlsregung einerseits von seiner – gemessen an Grimm und Kolbenheyer – sehr viel kritischeren Distanz zum eigenen Lebenswerk, andererseits von einer fundamentalen Entfremdung von der deutschen Bevölkerung. Es gebe „keine Deutschen mehr", es gebe nur noch „Dschörmans (Germans)", so schrieb er am 10. November 1951 an Kolbenheyer. Doch auch dessen Werken und jenen Grimms stand Stapel nach 1945 deutlich distanzierter gegenüber, wohingegen sich die beiden Dichter nach dem Zweiten Weltkrieg deutlich näher kamen und stärker miteinander solidarisierten, als dies in den Jahren vor 1945 und vor 1933 der Fall gewesen war.

Mit Blick auf den Stellenwert Grimms, Kolbenheyers und Stapels in der frühen bundesrepublikanischen Presse lässt sich in den 1950er Jahren zwar noch das Interesse verschiedener Zeitungen und Zeitschriften an der Mitarbeit der drei Autoren beobachten, in aller Regel handelte es sich dabei aber nur noch um vergleichsweise randständige Organe, von denen keine große gesellschaftliche Wirkung ausging und auch nicht ausgehen konnte. Die privaten Korrespondenzen mit potenziell kooperationswilligen Blättern haben dabei gezeigt, dass die jeweiligen Redaktionen – mit Ausnahme der Zeitschrift des ehemaligen SS-Sturmbannführers Arthur Ehrhardt, *Nation Europa*, die alle Beiträge Grimms und Stapels willig und ungekürzt aufnahm – besorgt waren, durch Beiträge der drei Autoren eine Rufschädigung zu riskieren. Deshalb wurden eingereichte Manuskripte sehr kritisch gelesen, häufig abgelehnt oder nur unter der Auflage empfindlicher Kürzungen angenommen. Mit diesem Umstand waren in erster Linie Grimm und Stapel konfrontiert, da über Kolbenheyer bis 1950 ein Publikationsverbot verhängt war, nach dessen Ende er sich nur noch sehr vereinzelt publizistisch betätigte; seine verbliebene Arbeitsenergie investierte er vor allem in seine vielbändige „Gesamtausgabe letzter Hand".

Die nur noch bedingte Kooperationswilligkeit deutscher Zeitungen und Zeitschriften wurde nach 1945 von einem sukzessiven Verschwinden der Namen Grimms, Kolbenheyers und Stapels aus dem akademischen Diskurs begleitet. Am Beispiel der literaturgeschichtlichen Gesamtdarstellungen der frühen Bundesrepublik konnte jedoch gezeigt werden, dass das literarische Erbe Grimms und Kolbenheyers zunächst noch sehr umkämpft blieb und durchaus einflussreiche Fürsprecher fand. Germanisten, die unkritisch, ja geradezu schmerzfrei an völkische Deutungstraditionen vor 1945 anknüpften und die Werke der beiden Autoren entsprechend überhöhten, standen dabei Literaturwissenschaftler gegenüber, die Grimm und Kolbenheyer gänzlich aus dem Kanon der deutschen Literatur verstießen. Spätestens seit Ende der 1960er Jahre setzte sich schließlich Letzteres flächendeckend durch. So blieben auch die Versuche, eine über das noch lebende Stammpublikum aus der Zeit des „Dritten Reichs“ und der Weimarer Republik hinausgreifende Leserklientel anzusprechen, nach dem Zweiten Weltkrieg weitestgehend erfolglos. Schon sehr bald nach dem Tod der Autoren identifizierten sich nur noch marginale gesellschaftliche Randgruppen mit den Werken der Dichter. Und so ist es bis heute geblieben.

# Dank

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um die überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Wintersemester 2013/14 von der Philologisch-Historischen Fakultät der Universität Augsburg angenommen worden ist. Am Ende einer solchen Arbeit, das gehört zu den schönsten Ritualen unseres Fachs, bleibt es, danke zu sagen. Danke an all jene Menschen, ohne deren Unterstützung, Zuspruch und auch Einfluss die Arbeit in dieser Form nie hätte geschrieben werden können.

Mein erster Dank gebührt meinem akademischen Lehrer und Doktorvater Prof. Dr. Andreas Wirsching, der mich nicht nur zu einem neuen Blick auf die Geschichte der völkischen Bewegung ermuntert, sondern meine Arbeit seit jeher mit umsichtigen Ratschlägen und großem Vertrauen begleitet hat. Für die Übernahme des Zweitgutachtens und die darin formulierten fachlichen Anregungen möchte ich Prof. Dr. Philipp Gassert herzlich danken. Verbunden bin ich zudem Prof. Dr. Eva Matthes, die in meiner Disputatio die Pädagogik vertreten hat. Für die Aufnahme in die Schriftenreihe „Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte" danke ich Prof. Dr. Magnus Brechtken und dem Wissenschaftlichen Beirat des Münchner Instituts für Zeitgeschichte. Für ihr akribisches Lektorat danke ich Frau Cordula Hubert. Der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg e.V. bin ich für die Auszeichnung mit dem Universitätspreis 2015 zu Dank verpflichtet.

Während meiner Archivrecherchen habe ich von vielen Seiten unverzichtbare Unterstützung erfahren. Herausstellen möchte ich im Besonderen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs in Marbach am Neckar, das nicht nur Literaturwissenschaftlern, sondern auch Historikern herausragende Arbeitsbedingungen bietet, die kaum Wünsche offen lassen. Eine besondere Dankesschuld habe ich gegenüber Frau Heidrun Fink aus dem Handschriftenlesesaal, die mir seit den Vorbereitungen meines ersten Aufenthalts in Marbach stets mit schnellem und zuverlässigem Rat zur Seite stand. Für ihre freundliche, nicht selbstverständliche Bereitschaft, mir unbeschränkten Zugang zum Nachlass Erwin Guido Kolbenheyers zu gewähren, möchte ich ferner den Mitgliedern der Kolbenheyer-Gesellschaft e.V., hier in erster Linie Dr. Arno Pielenz, danken.

Stark profitiert hat die Arbeit fraglos von der dreijährigen, materiellen wie ideellen Förderung durch die Studienstiftung des deutschen Volkes, der ich zu großem Dank verpflichtet bin. Dasselbe gilt für all jene Freunde und Wegbegleiter, denen ich in jenen lehrreichen und prägenden Jahren begegnet bin, die ich von 2007 bis 2012 am Augsburger Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte verbringen durfte, zunächst als studentische Hilfskraft, schließlich als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Besonders hervorheben möchte ich Jürgen Finger, Peter Keller, Jörn Retterath und Stefan Schäfler. Mein tiefster Dank gebührt hier jedoch Sandra Fürgut, die mich in den sehr schwierigen, nervenaufreibenden Wochen und Monaten vor Einreichung der Arbeit an der Universität mit einer Selbstlosigkeit unterstützt hat, die mich noch heute rührt und die ich nicht vergessen werde.

In der letzten Arbeitsphase vor der endgültigen Abgabe des Manuskripts im Verlag kam ich in den Genuss der verständnisvollen und unaufgeregten Atmosphäre wie auch der warmherzigen Aufnahme, die ich in der Familie Geier gefunden habe. Mein besonderer Dank gilt hier Katharina Geier, weit mehr aber noch dir, Margaretha, für so vieles, durch das du mir in dieser herausfordernden Zeit Kraft gegeben hast und für all das, mit dem du Tag für Tag mein Leben bereicherst.

Mein allergrößter Dank gilt schließlich meiner Mutter und meinem Vater. Wohl wird man als Kind darauf bauen dürfen, von seinen Eltern unterstützt zu werden, die umfassende und unbedingte Weise, in der ihr mir stets Halt gegeben, mich in meinen Entscheidungen bestärkt und gefördert habt, kann ich jedoch nur als ein großes Glück begreifen. Ich kann nur hoffen, einer solchen Liebe wert und würdig zu sein. Ihr, meine Eltern, standet am Anfang dieser Arbeit und ihr steht an ihrem Ende. Euch ist das Buch gewidmet.

München, im Juni 2015 *Thomas Vordermayer*

# Abkürzungsverzeichnis

| | |
|---|---|
| ALV | Albert Langen Verlag |
| DAZ | Deutsche Allgemeine Zeitung |
| DHV | Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband |
| DLA | Deutsches Literaturarchiv, Marbach |
| GMV | Georg Müller Verlag |
| HJ | Hitlerjugend |
| HVA | Hanseatische Verlagsanstalt |
| KAG | Kolbenheyer-Archiv und Gedenkstätte, Geretsried |
| KfdK | Kampfbund für deutsche Kultur |
| LMV | Langen Müller Verlag |
| NSDStB | Nationalsozialistischer Deutscher Studentenbund |
| UAL | Universitätsarchiv Leipzig |
| UAT | Universitätsarchiv Tübingen |
| VDA | Volksbund für das Deutschtum im Ausland |

# Ungedruckte Quellen

Deutsches Literaturarchiv, Marbach
Nachlass: Ackerknecht, Erich
Nachlass: Ernst, Paul
Nachlass: Grimm, Hans
Nachlass: Hofmiller, Josef
Nachlass: Kröning, Erich
Nachlass: Nadler, Josef
Nachlass: Stapel, Wilhelm
Nachlass: Vesper, Will

Kolbenheyer-Archiv und Gedenkstätte, Geretsried
Nachlass: Kolbenheyer, Erwin Guido

Literaturarchiv der Monacensia, München
Nachlass: Kalkschmidt, Eugen

Universitätsarchiv Leipzig
Rektoratsakten: Rektor (1409–1951), Rep. I/III/062
Nachlass: Krueger, Felix

Universitätsarchiv Tübingen
Sachakten des Rektoramtes: 117/161: Akten betr. Deutsche Universitäten und andere höhere Lehranstalten
Medizinische Fakultät: 125/224: Ehrenpromotionen: Kolbenheyer, Guido Dr. phil.
Nachlass: Schneider, Hermann

Universitätsbibliothek Frankfurt am Main
Nachlass: Lienhard, Friedrich

# Gedruckte Quellen und Literatur


Abel, Karl-Dietrich, Presselenkung im NS-Staat. Eine Studie zur Geschichte der Publizistik in der nationalsozialistischen Zeit, Berlin 1968.

Achterberg, Eberhard, Zeitschriftenschau, in: Nationalsozialistische Monatshefte 7 (1936), S. 199f.

Ackerknecht, Erwin, Stettin als Hüterin deutscher Kultur, in: Stettiner Jahrbuch 1920, hg. v. Max Kuck, Stettin 1919, S. 51–57.

Ders., Erwin Guido Kolbenheyer, in: Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst und Dichtung 30 (1920), S. 185–188.

Ders., Adolf Bartels als Erzieher der deutschen Romanleser, in: Bücherei und Bildungspflege 2 (1922), S. 87–90.

Ders., Hans Grimm, „Volk ohne Raum", in: Bücherei und Bildungspflege 6 (1926), S. 230f.

Ders., Erwin Guido Kolbenheyer, „Das Lächeln der Penaten", in: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 29 (1926/27), S. 296.

Ahlemann, Georg, Einführung in die Judenfrage, Berlin 1924.

Alker, Ernst, E. G. Kolbenheyer, in: Das deutsche Buch. Monatsschrift für deutsche Neuerscheinungen 7 (1927), S. 385–388.

Ders., Eine materialistische Metaphysik, in: Schweizerische Rundschau. Monatsschrift für Geistesleben und Kultur 34 (1934/35), S. 879–889.

Amann, Klaus, Literarisches Leben in Österreich. 1848–1890, Wien [u. a.] 2000.

Amm, Bettina, Die Ludendorff-Bewegung. Vom nationalistischen Kampfbund zur völkischen Weltanschauungssekte, Hamburg 2006.

Angermund, Ralph, Deutsche Richterschaft 1919–1945. Krisenerfahrung, Illusion, politische Rechtsprechung, Frankfurt/M. 1990.

Aram, Kurt [i. e. Hans Fischer], E. G. Kolbenheyers „Paracelsus", in: Tägliche Rundschau. Unabhängige Zeitung für nationale Politik, 18. Oktober 1925, Nr. 242.

Armbrecht, Sabine, Verkannte Liebe. Maximilian Hardens Haltung zu Deutschtum und Judentum, Oldenburg 1999.

Auerbach, Hellmuth, Hitlers politische Lehrjahre und die Münchener Gesellschaft 1919–1923. Versuch einer Bilanz anhand der neueren Forschung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 25 (1977), S. 1–45.

Bähre, Ralf, Hellmuth Langenbucher (1905–1980). Beschreibung einer literaturpolitischen Karriere, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 47 (1997), S. 249–308.

Bajohr, Frank, „Arisierung" in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945, Hamburg 1997.

Banselow, Max, Buchbesprechungen, in: Blätter für deutsche Philosophie. Zeitschrift der Deutschen Philosophischen Gesellschaft 4 (1930/31), S. 390–401.

Barbian, Jan-Pieter, Literaturpolitik im NS-Staat. Von der „Gleichschaltung" bis zum Ruin, Frankfurt/M. 2010.

Barkai, Avraham, Vom Boykott zur „Entjudung". Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933–1943, Frankfurt/M. 1988.

Bartels, Adolf (Hg.), Rasse und Volkstum. Gesammelte Aufsätze zur nationalen Weltanschauung, Weimar $^{2}$1920.

Ders., Die besten deutschen Romane. Elf Listen zur Auswahl. Mit einer geschichtlichen Einleitung: Welche Romane muß man als Deutscher lesen?, Leipzig $^{7}$1921.

Ders., Geschichte der deutschen Literatur, Braunschweig $^{19}$1943.

Barth, Boris, Dolchstoßlegende und Novemberrevolution, in: Alexander Gallus (Hg.), Die vergessene Revolution von 1918/19, Göttingen 2010, S. 117–139.

Baumann, Kirsten, Wortgefechte. Völkische und nationalsozialistische Kunstkritik 1927–1939, Weimar 2002.

Baumann, Schaul, Die Deutsche Glaubensbewegung und ihr Gründer Jakob Wilhelm Hauer (1881–1962), Marburg 2005.

Bäumer-Schleinkofer, Änne, NS-Biologie und Schule, Frankfurt/M. [u. a.] 1992.
Bavaj, Riccardo, Von links gegen Weimar. Linkes antiparlamentarisches Denken in der Weimarer Republik, Bonn 2005.
Becker, Felicitas, Netzwerke vs. Gesamtgesellschaft: Ein Gegensatz? Anregungen für Verflechtungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 30 (2004), S. 314–324.
Beese, Dieter, Staatsbekenntnis und Volkskatechismus. Friedrich Naumann und die Weimarer Verfassungsberatungen, in: Günter Brakelmann (Hg.), Auf dem Weg zum Grundgesetz. Beiträge zum Verfassungsverständnis des neuzeitlichen Protestantismus, Münster 1999, S. 55–76.
Behrenbeck, Sabine, Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945, Köln [2]2011.
Behrendt, Bernd, August Julius Langbehn, der „Rembrandtdeutsche", in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 94–113.
Below, Georg von/Stapel, Wilhelm, Die bewußte Pflege des deutschen Volkstums vor und nach der Revolution. Eine Aussprache, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 2 (1920), S. 261–268.
Benz, Wolfgang, Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Legende von der jüdischen Weltverschwörung, München 2007.
Ders. (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, 7 Bde., Berlin 2008–2013.
Benzenhöfer, Udo, „Ecce Ingenium Teutonicum". Bemerkungen zur Paracelsus-Romantrilogie Erwin Guido Kolbenheyers, in: Volker Zimmermann (Hg.), Paracelsus. Das Werk – die Rezeption. Beiträge des Symposiums zum 500. Geburtstag von Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493–1541) an der Universität Basel am 3. und 4. Dezember 1993, Stuttgart 1995, S. 161–170.
Ders., Studien zum Frühwerk des Paracelsus im Bereich Medizin und Naturkunde, Münster 2005.
Bergengruen, Werner, Schriftstellerexistenz in der Diktatur. Aufzeichnungen und Reflexionen zu Politik, Geschichte und Kultur 1940 bis 1963, hg. v. Frank-Lothar Kroll, N. Luise Hackelsberger u. Sylvia Taschka, München 2005.
Bergmann, Katja, Werner Bergengruen und die Innere Emigration. Ein topologischer Fehlschluss?, in: Frank-Lothar Kroll (Hg.), Schriftsteller und Widerstand. Facetten und Probleme der „Inneren Emigration", Göttingen 2012, S. 319–351.
Bergmann, Klaus, Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Studien zu Großstadtfeindschaft und Landflucht, Bekämpfung in Deutschland seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, Meisenheim am Glan 1970.
Bericht über den Ersten Deutschen Akademiker-Tag. Potsdam 11. bis 14. April 1924, hg. v. Altherrenschaft des Deutschen Hochschulrings, Greifswald 1924.
Bernhardi, Friedrich von, Deutschland und der nächste Krieg, Stuttgart [5]1912.
Bernt, Alois, Erwin Guido Kolbenheyer, in: Deutsche Arbeit. Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland 25 (1925/26), S. 187–191.
Biefang, Andreas, Die andere Seite der Macht. Reichstag und Öffentlichkeit im „System Bismarck" 1871–1890, Düsseldorf 2009.
Birkenfeld, Günther, Erwin Guido Kolbenheyer. Die Innerlichkeit des schöpferischen Deutschen, in: Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung, 16. April 1927, Nr. 178.
Blom, Philipp, Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914, München 2009.
Blüher, Hans, Die Erhebung Israels gegen die christlichen Güter, Hamburg 1931.
Ders., Die Erhebung Israels gegen die christlichen Güter, in: Klärung. 12 Autoren, Politiker über die Judenfrage. Mit Beiträgen aus Friedrich Nietzsches Antichrist und Zur Genealogie der Moral, Berlin 1932, S. 171–183.
Blunck, Hans Friedrich, Unwegsame Zeiten. Lebensbericht, Bd. 2, Mannheim 1952.
[Böhme, Herbert], Erwin Guido Kolbenheyer, „Sebastian Karst", in: Klüter Blätter. Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste 9 (1958), Mappe 1, S. 18f.
Böhme, Klaus (Hg.), Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1975.

Bollmus, Reinhard, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, München [2]2006.
Bommes, Michael/Tacke, Veronika, Das Allgemeine und das Besondere des Netzwerkes, in: Betina Hollstein/Florian Straus (Hg.), Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen, Wiesbaden 2006, S. 37–62.
Borchert, Joachim, Der europäische Eisenbahnkönig Bethel Henry Strousberg, München 1991.
Bourdieu, Pierre, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, S. 183–198.
Boyer, Christoph, Netzwerke und Geschichte. Netzwerktheorien und Geschichtswissenschaften, in: Berthold Unfried (Hg.), Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Leipzig 2008, S. 47–58.
Brändle, Rainer, Antisemitische Literaturhistorik: Adolf Bartels, in: Renate Heuer (Hg.), Antisemitismus, Zionismus, Antizionismus. 1850–1940, Frankfurt/M. 1997, S. 35–53.
Brenner, Sabine, „Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!" Zum Profil der Kulturzeitschrift „Die Rheinlande" (1900–1922), Düsseldorf 2004.
Breuer, Stefan, Anatomie der konservativen Revolution, Darmstadt [2]1995.
Ders., Von der antisemitischen zur völkischen Bewegung, in: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 15 (2005), S. 499–534.
Ders., Konservatismus oder Existentialismus? Anmerkungen zu „Rembrandt als Erzieher", in: Jan Andres (Hg.), „Nichts als die Schönheit". Ästhetischer Konservatismus um 1900, Frankfurt/M. [u. a.] 2007, S. 127–145.
Ders., Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik, Darmstadt 2008.
Bronnen, Arnolt, Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll. Beiträge zur Geschichte des modernen Schriftstellers, Berlin [u. a.] 1985.
Broszat, Martin, Die völkische Ideologie und der Nationalsozialismus, in: Deutsche Rundschau 84 (1958), S. 53–68.
Ders., Das sudetendeutsche Freikorps, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 9 (1961), S. 30–49.
Bruch, Rüdiger vom, „Kunstwart" und Dürerbund, in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 353–375.
Brüdigam, Heinz, Der Schoß ist fruchtbar noch… Neonazistische, militaristische, nationalistische Literatur und Publizistik in der Bundesrepublik, Frankfurt/M. [2]1965.
Bruendel, Steffen, Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914" und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003.
Brunner, Heinz, Begegnung mit E. G. Kolbenheyer, in: Der freiheitliche Akademiker. Mitteilungsblatt des Akademikerverbandes Österreichs 1 (1951/52), S. 9f.
Bruns, Claudia, Subjekt, Gemeinschaft, Männerbund. Hans Blühers Wandervogelmonographien im Wilhelminischen Kaiserreich, in: Gabriele Boukrif (Hg.), Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Münster [u. a.] 2002, S. 107–139.
Dies., Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934), Köln 2008.
Bryant, Thomas, Himmlers Kinder. Zur Geschichte der SS-Organisation „Lebensborn e. V." 1935–1945, Wiesbaden 2011.
Busch, Stefan, „Und gestern, da hörte uns Deutschland". NS-Autoren in der Bundesrepublik. Kontinuität und Diskontinuität bei Friedrich Griese, Werner Beumelburg, Eberhard Wolfgang Möller und Kurt Ziesel, Würzburg 1998.
Bussmann, Walter/Grünthal, Günther (Hg.), Siegfried A. Kaehler. Briefe 1900–1963, Boppard am Rhein 1993.
Bussche, Raimund von dem, Konservatismus in der Weimarer Republik. Die Politisierung des Unpolitischen, Heidelberg 1998.
Büttner, Ursula, Weimar. Die überforderte Republik 1918–1933, Bonn 2010.

Carossa, Hans, Briefe, Bd. 3: 1937–1956, hg. v. Eva Kampmann-Carossa, Frankfurt/M. 1981.

Ders., Tagebücher, Bd. 2: 1925–1935, hg. v. Eva Kampmann-Carossa, Frankfurt/M. 1993.
Cepl-Kaufmann, Gertrude (Hg.), Jahrtausendfeiern und Befreiungsfeiern im Rheinland. Zur politischen Festkultur 1925 und 1930, Essen 2009.
Chamberlain, Houston Stewart, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 2 Bde., München [10]1912.
Châtellier, Hildegard, Friedrich Lienhard, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 114–130.
Dies., Friedrich Lienhard als ungetreuer Verwalter des Weimarer Erbes? Politische Implikationen kultureller Verbiegungen, in: Lothar Ehrlich/Jürgen John (Hg.), Weimar 1930. Politik und Kultur im Vorfeld der NS-Diktatur, Köln [u. a.] 1998, S. 169–184.
Chickering, Roger, Die Alldeutschen erwarten den Krieg, in: Jost Dülffer (Hg.), Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986, S. 20–32.
Christ, Karl, Reichsgedanke und Imperium Romanum in der nationalsozialistischen Ära, in: Emilio Gabba (Hg.), Römische Geschichte und Zeitgeschichte in der deutschen und italienischen Altertumswissenschaft während des 19. und 20. Jahrhunderts, Como 1991, S. 17–42.
Cioli, Monica, Pragmatismus und Ideologie. Organisationsformen des deutschen Liberalismus zur Zeit der zweiten Reichsgründung (1878–1884), Berlin 2003.
Ciupke, Paul/Heuer, Klaus/Jelich, Franz-Josef/Ulbricht, Justus H., Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik. Zur Einführung, in: Dies. (Hg.), „Die Erziehung zum deutschen Menschen". Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 7–9.
Classen, Walther, Antisemitismus, Völkerkunde und Religion, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 3 (1921), S. 37–42.
Claudius, Hermann, Hans Grimm, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 8 (1926), S. 70f.
Cluet, Marc/Repussard, Catherine (Hg.), „Lebensreform". Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht, Tübingen 2013.
Cohn, Norman, „Die Protokolle der Weisen von Zion". Der Mythos der jüdischen Weltverschwörung. Mit einer kommentierten Bibliographie von Michael Hagemeister, Baden-Baden [u. a.] 1998.
Conrady, Karl Otto, Gegen Mystifikation von Dichtung und Literatur, in: Horst Rüdiger (Hg.), Literatur und Dichtung. Versuch einer Begriffsbestimmung, Stuttgart [u. a.] 1973, S. 64–78.
Conze, Eckart, Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009.
Conze, Werner, Proletariat, Pöbel, Pauperismus, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5, hg. v. Ders./Otto Brunner/Reinhart Koselleck, Stuttgart 1984, S. 27–68.
Craig, Gordon Alexander, Deutsche Geschichte 1866–1945. Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reiches, München 1996.
Creuzberger, Stefan/Hoffmann, Dierk (Hg.), „Geistige Gefahr" und „Immunisierung der Gesellschaft". Antikommunismus und politische Kultur in der frühen Bundesrepublik, München 2014.

Dahm, Volker, Die Reichskulturkammer und die Kulturpolitik im Dritten Reich, in: Stephanie Becker (Hg.), „Und sie werden nicht mehr frei sein ihr ganzes Leben". Funktion und Stellenwert der NSDAP, ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände im „Dritten Reich", Berlin 2012, S. 193–221.
Dahms, Hans-Joachim, Jenaer Philosophen in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus und in der Folgezeit bis 1950, in: Uwe Hoßfeld [u. a.] (Hg.), Kämpferische Wissenschaft. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus, Köln 2003, S. 723–771.
Damasio, Antonio R., Selbst ist der Mensch. Körper, Geist und die Entstehung des menschlichen Bewusstseins, München 2011.

Daniels, Mario, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Institutionalisierungsprozesse und Entwicklung des Personenverbandes an der Universität Tübingen 1918–1964, Stuttgart 2009.
Day, Uwe, Hohepriester des Hitlerkults und literarischer Inquisitor. Über Will Vesper, in: Griffel. Magazin für Literatur und Kritik 9 (2000), S. 61–73.
Deist, Wilhelm, Der militärische Zusammenbruch des Kaiserreichs. Zur Realität der „Dolchstoßlegende", in: Ursula Büttner (Hg.), Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus. Festschrift für Werner Jochmann zum 65. Geburtstag, Hamburg 1986, S. 101–129.
Ders., Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918?, in: Wolfram Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München [u. a.] 1992, S. 146–167.
Delft, Klaus von, Hans Grimms afrikanische Erzählungen – neu gelesen, in: Helmut Koopmann/Manfred Misch (Hg.), Grenzgänge. Studien zur Literatur der Moderne. Festschrift für Hans-Jörg Knobloch, Paderborn 2002, S. 203–221.
Dem Führer. Worte deutscher Dichter zum Geburtstag des Führers 1941, ausgew. v. August Friedrich Velmede (Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht, Abteilung Inland, H. 37), o. O. 1941.
Demant, Ebbo, Von Schleicher zu Springer. Hans Zehrer als politischer Publizist, Mainz 1971.
Dettelbach, Hans von, Gedanken über Kolbenheyers „Bauhütte", in: Alpenländische Monatshefte. Eine Zeitschrift für das deutsche Haus 11 (1933/34), S. 293–299.
Die Tagebücher von Joseph Goebbels, im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte hg. v. Elke Fröhlich, 32 Bde., München [u. a.] 1993–2008.
Diederichs, Eugen, Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen, hg. v. Lulu von Strauß und Torney-Diederichs, Jena 1936.
Ders., Selbstzeugnisse und Briefe von Zeitgenossen, hg. u. mit einer Vorrede versehen v. Rüdiger Robert Beer, Düsseldorf [u. a.] 1967.
Dienemann, Max, Vom Wesen der Gemeinschaft. Wo ist überindividuelles und wo ist atomistisches Denken?, in: Der Morgen 8 (1932/33), S. 181–186.
Dietrich, Albert, Geisteswissenschaftliche Erscheinungen in der politischen Literatur, in: Dioskuren. Jahrbuch für Geisteswissenschaften 1 (1922), S. 395–409.
Dill, Richard W., Der Parlamentarier Eduard Lasker und die parlamentarische Stilentwicklung der Jahre 1867–1884. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des politischen Stils in Deutschland, Erlangen 1956.
Dimt, Peter, Schlederloher Tagebuch 1946. Ein Jahr mit Erwin Guido Kolbenheyer, Berg 1982.
Dohnke, Kay, Völkische Literatur und Heimatliteratur 1870–1918, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 651–684.
Ders., Auf dem Weg zum Eutiner Dichterkreis. Norddeutsche Regionalkultur zwischen Heimatkunstbewegung und Nationalsozialismus. Anmerkungen zur Genese eines literarisch-ideologischen Kräftefeldes 1900–1933, in: Lawrence D. Stokes (Hg.), Der Eutiner Dichterkreis und der Nationalsozialismus 1936–1945. Eine Dokumentation, Neumünster 2001, S. 12–41.
Domarus, Max, Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen, 4 Bde., Leonberg 1988.
Dotterweich, Volker, „Hitlerputsch" und Münchner Hochverratsprozess 1923/24. Überlegungen zu einer modifizierten Bewertung, in: Patrick Merziger (Hg.), Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation. Festschrift für Bernd Sösemann zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2010, S. 175–188.
Douglas, R. M., „Ordnungsgemäße Überführung". Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, München $^{2}$2012.
Dovifat, Emil, Die Zeitungen. Das Nachrichtenwesen, Gotha 1925.
Dudek, Peter/Jaschke, Hans-Gerd, Entstehung und Entwicklung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Zur Tradition einer besonderen politischen Kultur, 2 Bde., Opladen 1984.
Dupeux, Louis, Der Kulturantisemitismus von Wilhelm Stapel, in: Kurt Nowak/Gerard Raulet (Hg.), Protestantismus und Antisemitismus in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. [u. a.] 1994, S. 167–176.

Düsterberg, Rolf, Hanns Johst. „Der Barde der SS". Karrieren eines deutschen Dichters, Paderborn [u. a.] 2004.
Duwe, Wilhelm, Deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts. Vom Naturalismus zum Surrealismus, Bd. 1, Zürich 1962.
Dyroff, Stefan, 1813–1913. Patriotische Jahrhundertfeiern in Leipzig und Breslau, in: Barbara Breysach (Hg.), Europas Mitte Mitteleuropa. Europäische Identität? Geschichte, Literatur, Positionen, Berlin 2003, S. 32–46.

Eberhardt, Martin, Zwischen Nationalsozialismus und Apartheid. Die deutsche Bevölkerungsgruppe Südwestafrikas. 1915–1965, Berlin [u. a.] 2007.
Ebert, Hans, Die Technische Hochschule Berlin und der Nationalsozialismus. Politische „Gleichschaltung" und rassistische „Säuberungen", in: Reinhard Rürup (Hg.), Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879–1979, Berlin 1979, S. 455–468.
Eicher, Thomas/Panse, Barbara/Rischbieter, Henning (Hg.), Theater im „Dritten Reich". Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik, Seelze-Velber 2000.
Ehmer, Josef, Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie. 1800–2000, München 2004.
Eksteins, Modris, The limits of reason. The German democratic press and the collapse of Weimar democracy, Oxford 1975.
Edmondson, Nelson, The Fichte Society. A chapter in Germany's Conservative Revolution, Cambridge 1963.
Elwell, Frank W., A commentary on Malthus' 1798 essay on population as social theory, Lewiston [u. a.] 2001.
Enter, Birgit/Fleschhut, Ulrike, Vielgestaltig, widersprüchlich, anerkannt? Der „offizielle" Erinnerungsdiskurs zum „Anschluss" in österreichischen Tageszeitungen, in: Medien und Zeit 24 (2009), S. 8–21.
Ermarth, Michael, Counter-Americanism and critical currents in West German reconstruction 1945–1960. The German lesson confronts the American way of life, in: Alexander Stephan (Hg.), Americanization and Anti-Americanization. The German encounter with American culture after 1945, New York [u. a.] 2005, S. 25–50.

Falter, Jürgen W., Die „Märzgefallenen" von 1933. Neue Forschungsergebnisse zum sozialen Wandel innerhalb der NSDAP-Mitgliedschaft während der Machtergreifungsphase, in: Geschichte und Gesellschaft 24 (1998), S. 595–616.
Faust, Anselm, Der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund. Studenten und Nationalsozialismus in der Weimarer Republik, Bd. 1, Düsseldorf 1971.
Fechter, Paul, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Versuch einer Übersicht, Leipzig 1929.
Ders., Dichtung der Deutschen. Eine Geschichte der Literatur unseres Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin 1932.
Ders., Menschen und Zeiten. Begegnungen aus fünf Jahrzehnten, Gütersloh 1948.
Ders., An der Wende der Zeit. Menschen und Begegnungen, Gütersloh 1949.
Ders., Geschichte der deutschen Literatur, Gütersloh 1952.
Ferdinand, Ursula, Das Malthusische Erbe. Entwicklungsstränge der Bevölkerungstheorie im 19. Jahrhundert und deren Einfluß auf die radikale Frauenbewegung in Deutschland, Münster [u. a.] 1999.
Dies., Geburtenrückgangstheorien und „Geburtenrückgangs-Gespenster" 1900–1930, in: Josef Ehmer (Hg.), Herausforderung Bevölkerung. Zu Entwicklungen des modernen Denkens über die Bevölkerung vor, im und nach dem „Dritten Reich", Wiesbaden 2007, S. 77–98.
Ferrari Zumbini, Massimo, Gründerjahre des Antisemitismus. Von der Bismarckzeit zu Hitler, Frankfurt/M. 2003.
Fiedler, Werner [i. e. Walter Frank], Zur Volksausgabe von Hans Grimms „Volk ohne Raum", in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 13 (1931), S. 807–809.
Field, Geoffrey G., Evangelist of race. The Germanic vision of Houston Stewart Chamberlain, New York 1981.
Fischer, Conan, The Ruhr Crisis 1923–1924, Oxford 2003.

Fischer, Heinz-Dietrich, Deutsche Allgemeine Zeitung (1861–1945), in: Ders. (Hg.), Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts, Pullach bei München 1972, S. 269–281.
Fleck, Christian, „In seinem Felde alles Erreichbare zu leisten…" Zusammensetzung und Karrieren der Dozentenschaft der Karl-Franzens Reichsuniversität Graz, in: Wolfgang Freidl (Hg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark, Wien 2004, S. 87–111.
Flemming, Jens, „Gegen die intellektualistische Zersetzung der alten moralischen Werte". Die „Süddeutschen Monatshefte" zwischen Krieg und Nationalsozialismus, in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 165–201.
Föllmer, Moritz/Graf, Rüdiger/Leo, Per, Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hg.), Die „Krise" der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt/M. 2005, S. 9–41.
François, Etienne/Schulze, Hagen (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., München 2001.
Franke, Karola/Wald, Andreas, Möglichkeiten der Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden in der Netzwerkanalyse, in: Betina Hollstein/Florian Straus (Hg.), Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen, Wiesbaden 2006, S. 53–175.
Franke, Manfred, Grimm ohne Glocken. Ambivalenzen im politischen Denken und Handeln des Schriftstellers Hans Grimm, Köln 2009.
Franz, Sandra, Die Religion des Grals. Entwürfe arteigener Religiosität im Spektrum von völkischer Bewegung, Lebensreform, Okkultismus, Neuheidentum und Jugendbewegung. 1871–1945, Schwalbach/Ts. 2009.
Frątczak, Marian, Zum Problem des Rassismus im Werk von Hans Grimm, in: Hubert Orlowski/Günter Hartung (Hg.), Traditionen und Traditionssuche des Deutschen Faschismus. 4. Protokollband, Poznań 1992, S. 127–139.
Freisleben, Erich, Grundelemente der Rassenkunde und Rassenhygiene der Weimarer Zeit. Eine Untersuchung zu zwei Standardwerken, Berlin 2003.
Fricke, Dieter, Der „Deutschbund", in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 328–340.
Fried, Ferdinand [i. e. Ferdinand Friedrich Zimmermann], Der Aufstieg der Juden, Goslar 1937.
Friedrich, Bernhard, Die Sprache der Juden, in: Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk 5 (1921), S. 617–628.
Friedrich, Hans-Edwin, Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie. 1945–1960, Tübingen 2000.
Friedrich, Walter, Wilhelm Wundt. Begründer der experimentellen Psychologie, in: Kultursoziologie 17 (2008), S. 7–42.
Fritsch, Theodor (Hg.), Handbuch der Judenfrage. Eine Zusammenstellung des wichtigsten Materials zur Beurteilung des jüdischen Volkes, Hamburg [28]1919.
Ders., Der jüdische Zeitungs-Polyp, Leipzig 1921.
Frymann, Daniel [i. e. Heinrich Claß], Wenn ich der Kaiser wär'. Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten, Leipzig [5]1914.
Fuchs, Gerhard, Die Großartigkeit des Kleinmuts. Rückzug und Selbstbewußtsein als private und politische Kategorien in der (steirischen) Erzherzog-Johann-Rezeption, in: Janusz Golec (Hg.), Der Schriftsteller und der Staat. Apologie und Kritik in der österreichischen Literatur, Lublin 1999, S. 55–75.
Fuss, Karl, Der neue Kolbenheyer, in: Hellweg. Wochenschrift für deutsche Kunst 5 (1925), S. 763.
Ders., Besuch bei E. G. Kolbenheyer in Tübingen, in: Württemberger Zeitung vom 12. Januar 1926.

Gailus, Manfred, Vom „gottgläubigen" Kirchenkämpfer Rosenbergs zum „christgläubigen" Pfarrer Niemöllers. Matthes Zieglers wunderbare Wandlungen im 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 54 (2006), S. 937–973.
Galliker, Mark/Klein, Margot/Rykart, Sibylle, Meilensteine der Psychologie. Die Geschichte der Psychologie nach Personen, Werk und Wirkung, Stuttgart 2007.

Gangl, Manfred, „Das Politische ist das Totale". Carl Schmitts Bestimmungen des Politischen, in: Ders. (Hg.), Das Politische. Zur Entstehung der Politikwissenschaft während der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 2008, S. 37–58.
Ganzer, Karl Richard, Hans Grimm, „Der Schriftsteller und die Zeit", in: Nordische Blätter. Zeitschrift für nordisches Leben 7 (1931), S. 127–130.
Gay, Peter, Die Republik der Außenseiter. Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918–1933. Neuausgabe, Frankfurt/M. 2004.
Gebhardt, Cord, Der Fall des Erzberger-Mörders Heinrich Tillessen. Ein Beitrag zur Justizgeschichte nach 1945, Tübingen 1995.
Geramb, Viktor von, Heimat, Volk und Menschheit, in: Deutsche Rundschau 201 (1924), S. 7–14.
Germany speaks. By 21 leading members of Party and State. With a Preface by Joachim von Ribbentrop, London 1938.
Gerstengarbe, Sybille, Die erste Entlassungswelle von Hochschullehrern deutscher Hochschulen aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. 4. 1933, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 17 (1994), S. 17–39.
Gerstenhauer, Max Robert, Der völkische Gedanke in Vergangenheit und Zukunft. Aus der Geschichte der Völkischen Bewegung, Leipzig 1933.
Gerstner, Alexandra, Die Zeitschrift „Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben" (1917–1938), in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 203–218.
Dies., Erlösung durch Erziehung? Der Topos „Neuer Mensch" im völkischen Erziehungsdenken, in: Paul Ciupke [u. a.] (Hg.), „Die Erziehung zum deutschen Menschen". Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 67–81.
Dies./Hufenreuter, Gregor/Puschner, Uwe, Völkischer Protestantismus. Die Deutschkirche und der Bund für deutsche Kirche, in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Das evangelische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1871–1963), Bern [u. a.] 2008, S. 409–435.
Giesen, Bernhard/Junge, Kay/Kritschgau, Christian, Vom Patriotismus zum völkischen Denken. Intellektuelle als Konstrukteure der deutschen Identität, in: Helmut Berding (Hg.), Nationales Bewußtsein und kollektive Identität, Frankfurt/M. 1994, S. 345–393.
Giessmann, Sebastian, Netze und Netzwerke. Archäologie einer Kulturtechnik. 1740–1840, Bielefeld 2006.
Gimmel, Jürgen, Die politische Organisation kulturellen Ressentiments. Der „Kampfbund für Deutsche Kultur" und das bildungsbürgerliche Unbehagen an der Moderne, Hamburg 2001.
Glum, Friedrich, Zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. Erlebtes und Erdachtes in vier Reichen, Bonn 1964.
Goethe, Johann Wolfgang von, Berliner Ausgabe, Bd. 3: Poetische Werke. Gedichte und Singspiele III, Berlin 1973.
Goldstein, Julius, Deutsche Volks-Idee und deutsch-völkische Idee. Eine soziologische Erörterung der völkischen Denkart, Berlin 1927.
Gordon, Harold J., Hitlerputsch 1923. Machtkampf in Bayern 1923–1924, Frankfurt/M. 1971.
Gorissen, Stefan, Netzwerkanalyse im Personenstandsarchiv? Probleme und Perspektiven einer historischen Verflechtungsanalyse, in: Bettina Joergens (Hg.), Archive, Familienforschung und Geschichtswissenschaft. Annäherungen und Aufgaben, Düsseldorf 2006, S. 159–174.
Goschler, Constantin, Die Revolution der Wissenschaften, in: Andreas Wirsching (Hg.), Neueste Zeit, München 2006, S. 75–88.
Gossler, Ascan, Publizistik und konservative Revolution. Das „Deutsche Volkstum" als Organ des Rechtsintellektualismus 1918–1933, Hamburg 2001.
Ders., Friedrich Lange und die „Völkische Bewegung" des Kaiserreichs, in: Historische Mitteilungen 14 (2001), S. 166–203.
Gossman, Lionel, Brownshirt princess. A study of the „Nazi Conscience", Cambridge 2009.
Granovetter, Mark S., The strength of weak ties. A network theory revisited, in: Samuel Leinhardt (Hg.), Social networks. A developing paradigm, New York [u. a.] 1977, S. 347–365.

Ders., Economic action and social structure. The problem of embeddedness, in: American Journal of Sociology 91 (1985), S. 481–510.
Grady, Tim, The German-Jewish soldiers of the First World War in history and memory, Liverpool 2011.
Graf, Rüdiger, Die Zukunft der Weimarer Republik. Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918–1933, München 2008.
Greiffenhagen, Martin, Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland, München 1971.
Grimm, Hans, Afrikafahrt West. Von Hamburg, Antwerpen, Boulogne und Southampton nach Madeira und den Kanarien und über Madeira-Kanarien nach Swakopmund, Lüderitzbucht und Kapstadt. Ein Reisebuch und ein Einführungsbuch, Frankfurt/M. 1913.
Ders., Der Gang durch den Sand und andere Geschichten aus südafrikanischer Not, München 1916.
Ders., Übervölkerung und Kolonialproblem, in: Arthur Moeller van den Bruck/Heinrich von Gleichen/Max Hildebert Boehm (Hg.), Die neue Front, Berlin 1922, S. 329–351.
Ders., Kolonialpläne [1924], in: Ders., Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis, München 1931, S. 37–41.
Ders., Meine Aufgabe. Eine Antwort [1925], in: Ders., Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis, München 1931, S. 60f.
Ders., Volk ohne Raum, 2 Bde., München 1927.
Ders., Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika, München 1928.
Ders., Um das Mandatsland Deutsch-Südwestafrika [1928], in: Ders., Das deutsche Fenster in die Welt, Lippoldsberg 1977, S. 141–147.
Ders., Volk ohne Raum, in: Jungnationale Stimmen 3 (1928), S. 239–241.
Ders., Wie lange soll das Versailler Diktat noch gelten? [1928], in: Ders., Der Schriftsteller und seine Zeit. Aufsätze, Zeitungsantworten, Politische Briefe, Lippoldsberg 1980, S. 76–78.
Ders., Ansprache bei einem geselligen Zusammensein der Philosophischen Fakultät, in: Mitteilungen [des] Universitätsbund Göttingen 10 (1929), S. 22f.
Ders., Das deutsche Südwester-Buch, München 1929.
Ders., Offener Brief an den Bundesführer des Stahlhelms (16. Dezember 1929), in: Ders., Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis, München 1931, S. 23–25.
Ders., Über mich selbst [1929], in: Ders., Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis, München 1931, S. 16–22.
Ders., Heimat und Ahnen [1930], in: Ders., Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis, München 1931, S. 9–16.
Ders., Der Ölsucher von Duala. Ein afrikanisches Tagebuch, Hamburg 1931.
Ders., Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis, München 1931.
Ders., Politische Dolmetscher [1931], in: Ders., Der Schriftsteller und seine Zeit. Aufsätze, Zeitungsantworten, Politische Briefe, Lippoldsberg 1980, S. 10–14.
Ders., Wann wird es endlich besser? [1931], in: Ebd., S. 80f.
Ders., Antwort und Aufruf an Deutsche [1932], in: Ebd., S. 14–20.
Ders./Winnig, August, Bitte an den Nationalsozialismus [1932], in: Ebd., S. 20–23.
Ders., Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit, München 1932.
Ders., Um was es am 12. November 1933 nicht geht [1933], in: Ders., Der Schriftsteller und seine Zeit. Aufsätze, Zeitungsantworten, Politische Briefe, Lippoldsberg 1980, S. 30–33.
Ders., Amerikanische Rede [1935], in: Ders., Von der verkannten Wirklichkeit. Anruf an die Kommenden. Entwürfe und Aufzeichnungen zu einer politischen Schrift 1959 und politische Reden 1931–1955, Lippoldsberg 1972, S. 242–266.
Ders., Gedanken, in: Die neue Literatur 37 (1936), S. 376.
Ders., Glaube und Erfahrung. Sätze aus den Werken, bearb. v. Maria Lorenz, München 1937.
Ders., Englische Rede. Wie ich den Engländer sehe. Deutscher und englischer Wortlaut, Gütersloh 1938.
Ders., Die Erzbischofschrift. Antwort eines Deutschen, Göttingen 1950.
Ders., Rückblick, Göttingen 1950.
Ders., Auf dem schweren Weg zum Reich Europa, in: Nation Europa. Monatsschrift im Dienst der europäischen Erneuerung 1 (1951), S. 37–42.

Ders., Zum Verbot der „Antwort eines Deutschen" in Österreich. Offener Brief an den österreichischen Bundespräsidenten, in: Ebd., S. 56f.
Ders., Zur kulturellen Berichterstattung, in: Ebd., S. 32–36.
Ders., An einen Adenauer-Wähler, in: Nation Europa. Monatsschrift im Dienst der europäischen Erneuerung 3 (1953), S. 57f.
Ders., Warum – Woher – aber Wohin?, Lippoldsberg 1954.
Ders., Erkenntnisse und Bekenntnisse. Sammlung, Göttingen 1955.
Ders., Ankündigung Klosterhaus-Verlag, in: Nation Europa. Monatsschrift im Dienst der europäischen Erneuerung 5 (1955), S. 56.
Ders., Davonlaufen? Offener Brief an Hugh Gibson, den Direktor des Zwischenstaatlichen Komitees für europäische Auswanderung (ICEM), in: Ebd., S. 35–40.
Ders., Oder-Neiße, in: Ebd., S. 29–33.
Ders., Suchen und Hoffen. Aus meinem Leben 1928 bis 1934, Lippoldsberg 1960.
Ders., Von der Wirklichkeit, wie sie nach 1945 offenbar zu werden beginnt [1955], in: Ders., Von der verkannten Wirklichkeit. Anruf an die Kommenden. Entwürfe und Aufzeichnungen zu einer politischen Schrift 1959 und politische Reden 1931–1955, Lippoldsberg 1972, S. 146–180.
Ders., Über mich selbst und über meine Arbeit, Lippoldsberg 1975.
Ders., Südafrika. Ein Stück deutscher Geschichte. Berichte aus den Jahren 1908–1922, Lippoldsberg 1978.
Ders., Der Schriftsteller und seine Zeit. Aufsätze, Zeitungsantworten, Politische Briefe, Lippoldsberg 1980.
Gross, Raphael, „Treue" im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Moralgeschichte der NS-Zeit, in: Nikolaus Buschmann (Hg.), Treue. Politische Loyalität und militärische Gefolgschaft in der Moderne, Göttingen 2008, S. 253–273.
Ders. (Hg.), Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral, Frankfurt/M. 2010.
Grunewald, Michel, Eine konservative Stimme in der deutschen Staatskrise. *Der Ring* und sein Werben um den „Neuen Staat" (1928–1933), in: Ders./Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 481–508.
Gümbel, Annette, Hans Grimm und die Lippoldsberger Dichtertage, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 49 (1999), S. 179–199.
Dies., „Volk ohne Raum". Der Schriftsteller Hans Grimm zwischen national-konservativem Denken und völkischer Ideologie, Darmstadt 2003.
Gumbel, Hermann, E. G. Kolbenheyer. Weltanschauung und Dichtung. Eine Einführung, Stuttgart 1938.
Günther, Albrecht Erich, Hans Grimms „Volk ohne Raum", in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 9 (1927), S. 218–223.
Ders., Antisemitismus und Antigermanismus, in: Deutsche Handelswacht. Zeitschrift des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes 35 (1928), S. 155.
Ders. (Hg.), Was wir vom Nationalsozialismus erwarten. Zwanzig Antworten, Heilbronn 1932.
Günther, Hans F. K., Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke, München 1920.
Ders., Rassenkunde des Deutschen Volkes, München [4]1923.
Guski-Leinwand, Susanne, Wissenschaftsforschung zur Genese der Psychologie in Deutschland vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis Mitte des 20. Jahrhunderts, Heidelberg 2007.

Haar, Ingo/Fahlbusch, Michael, Vorwort der Herausgeber, in: Dies (Hg.), Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen – Institutionen – Forschungsprogramme – Stiftungen, München 2008, S. 7–11.
Haas, Jessica/Mützel, Sophie, Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie in Deutschland. Eine empirische Übersicht und theoretische Entwicklungspotentiale, in: Christian Stegbauer (Hg.), Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008, S. 49–62.
Hackelsberger, N. Luise, Das Wort als Waffe. Werner Bergengruen, Carl Muth und der Kreis um die Zeitschrift „Hochland" im Dritten Reich, in: Frank-Lothar Kroll (Hg.), Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich, Berlin 2003, S. 103–116.

Haering, Theodor, E. G. Kolbenheyer, „Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart", in: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft 46 (1925), Sp. 1748–1757.
Haffner, Sebastian, Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933, Stuttgart 2001.
Ders., Anmerkungen zu Hitler, Frankfurt/M. 2003.
Hafner, Gotthilf, Fechter, Paul: Geschichte der deutschen Literatur, in: Welt und Wort. Literarische Monatsschrift 7 (1952), S. 396f.
Hagemann, Jürgen, Die Presselenkung im Dritten Reich, Bonn 1970.
Hamann, Brigitte, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München [u. a.] $^{6}$2004.
Hambrock, Matthias, Die Etablierung der Außenseiter. Der Verband nationaldeutscher Juden 1921–1935, Köln [u. a.] 2003.
Hamel, Iris, Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband 1893–1933, Frankfurt/M. 1967.
Hammerstein, Notger, Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Antisemitismus, in: Wilfried Barner/Christoph König (Hg.), Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871–1933, Göttingen 2001, S. 25–34.
Hannemann, Matthias, Fredrik Böök und Schwedens „Reise nach Friedrichsruh". Sehnsüchte eines Kulturvermittlers zwischen Kaiserreich, Demokratie und Diktatur, in: Ders./Daniel Roth/Sven Radowitz (Hg.), Im Spannungsfeld. Affinitäten, Abgrenzungen und Arrangements in den deutsch-schwedischen Beziehungen des 20. Jahrhunderts, Greifswald 2008, S. 9–35.
Hardtwig, Wolfgang (Hg.), Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933, München 2007.
Harrington, Anne, Die Suche nach Ganzheit. Die Geschichte biologisch-psychologischer Ganzheitslehren. Vom Kaiserreich bis zur New-Age-Bewegung, Reinbek bei Hamburg 2002.
Harris, James F., A study in the theory and practice of German liberalism. Eduard Lasker 1829–1884, Lanham 1984.
Hartmann, Christian, Unternehmen Barbarossa. Der deutsche Krieg im Osten 1941–1945, München 2011.
Hartmann, Eduard von, Moderne Probleme, Leipzig 1886.
Hartung, Günther, Volk ohne Raum von Hans Grimm, in: Ders./Hubert Orlowski (Hg.), Traditionen und Traditionssuche des deutschen Faschismus. 4. Protokollband, Poznań 1992, S. 107–125.
Ders., Völkische Ideologie, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 22–41.
Hartung, Werner, Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895 bis 1919, Hannover 1991.
Hasenclever, Jörn, Wehrmacht und Besatzungspolitik in der Sowjetunion. Die Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete 1941–1943, Paderborn [u. a.] 2010.
Hass, Ulrike, Vom „Aufstand der Landschaft gegen Berlin", in: Bernhard Weyergraf (Hg.), Literatur der Weimarer Republik 1918–1933, München 1995, S. 340–370.
Haumann, Heiko, Geschichte der Ostjuden, München 2008.
Haupt, Gunther, Einer in der Zeit. Auskunft über sich selbst, o. O. 1979.
Hauske, Hans, Die Wissenschaftskrisis, in: Burschenschaftliche Blätter. Zeitschrift der Deutschen Burschenschaft und der Vereinigung der Alten Burschenschaft 44 (1929/30), S. 121f.
Hausmann, Christopher, August Winnig und die „Konservative Revolution". Ein Beitrag zur ideengeschichtlichen Debatte über die Weimarer Republik, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 32 (1996), S. 23–46.
Häussling, Roger, Zur Verankerung der Netzwerkanalyse in einem methodologischen Relationalismus, in: Christian Stegbauer (Hg.), Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008, S. 65–78.
Heiber, Helmut, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966.
Heid, Ludger, Oskar Cohn. Ein Sozialist und Zionist im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 2002.

Heidler, Mario, Die Zeitschriften des J. F. Lehmanns Verlages bis 1945, in: Sigrid Stöckel (Hg.), Die „rechte Nation" und ihr Verleger. Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890–1979, Berlin 2002, S. 47–101.

Hein, Annette, „Es ist viel ‚Hitler' in Wagner". Rassismus und antisemitische Deutschtumsideologie in den „Bayreuther Blättern" 1878–1938, Tübingen 1996.

Hein, Peter Ulrich, Völkische Kunstkritik, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 613–633.

Heinemann, Rebecca, Familie zwischen Tradition und Emanzipation. Katholische und sozialdemokratische Familienkonzeptionen in der Weimarer Republik, München 2004.

Heinssen, Johannes, Kulturkritik zwischen Historismus und Moderne. Julius Langbehns „Rembrandt als Erzieher", in: Werner Bergmann (Hg.), Antisemitische Geschichtsbilder, Essen 2009, S. 121–137.

Heisserer, Dirk, „O über den alten Puppenspieler!" Literaturpolitik im München der Zwanziger Jahre. Mit neun unbekannten Briefen Thomas Manns an den Literaturkritiker Conrad Wandrey (1918–1925), in: Ders. (Hg.), Thomas Mann in München II. Vortragsreihe Sommer, München 2004, S. 165–226.

Helmes, Günter, Innere Kolonisation und Kultur(en)kampf. Annie Bocks Roman „Der Zug nach dem Osten" (1898) und die Germanisierungspolitik des Deutschen Kaiserreichs, in: Hendrik Feindt (Hg.), Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes 1848–1939, Wiesbaden 1995, S. 82–102.

Hempel-Küter, Christa, Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz, Berlin 2000.

Hentges, Gudrun, Between „race" and „class". Elite racism in contemporary Germany, in: Wulf D. Hund (Hg.), Racisms made in Germany, Münster 2011, S. 185–206.

Herbert, Ulrich, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn 1996.

Herf, Jeffrey, Reactionary modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich, Cambridge 1984.

Hering, Rainer, Radikaler Nationalismus zwischen Kaiserreich und „Drittem Reich" am Beispiel der „Alldeutschen Blätter", in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 427–443.

Ders., Christentum, Volkstum und Arbeiterjugend. Walter Classen 1874–1954, in: Norbert Friedrich (Hg.), Sozialer Protestantismus im Kaiserreich. Problemkonstellationen, Lösungsperspektiven, Handlungsprofile, Münster 2005, S. 231–258.

Hermand, Jost, Resisting boogie-woogie culture, abstract expressionism, and pop art. German highbrow objections to the import of „American" forms of culture 1945–1965, in: Alexander Stephan (Hg.), Americanization and Anti-Americanization. The German encounter with American culture after 1945, New York [u. a.] 2005, S. 67–77.

Hermann, Angela, Der Weg in den Krieg 1938/39. Quellenkritische Studien zu den Tagebüchern von Joseph Goebbels, München 2011.

Hermes, Stefan, Colonising the mind. Inverted literary mimicry in Hans Grimm's novela „Der Pavian" (1930), in: Florian Krobb (Hg.), Weimar colonialism. Discourses and legacies of post-imperialism in Germany after 1918, Bielefeld 2014, S. 107–122.

Herzog, Wilhelm Heiner, Viktor von Geramb. Pionier der wissenschaftlichen Volkskunde und Bewahrer der heimischen Volkskultur, in: Karl Acham (Hg.), Kunst und Geisteswissenschaften aus Graz. Werk und Wirken überregional bedeutsamer Künstler und Gelehrter. Vom 15. Jahrhundert bis zur Jahrtausendwende, Wien [u. a.] 2009, S. 577–590.

Heschl, Adolf, Darwins Traum. Die Entstehung des menschlichen Bewusstseins, Weinheim 2009.

Hess, Rudolf, Briefe 1908–1933, hg. v. Wolf Rüdiger Heß, München 1987.

Hesse, Otto Ernst, „Die Bauhütte". Zu E. G. Kolbenheyers neuer Metaphysik, in: Münchner Neueste Nachrichten, 1. Juli 1926, Nr. 150.

Heuss, Theodor, Erinnerungen 1905–1933, Tübingen 1963.

Heydebrand, Renate von/Winko, Simone, Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 19 (1994), S. 96–172.

Heyden, Franz, Kolbenheyers „Lyrisches Brevier", in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 10 (1928), S. 922–926.
Hey'l, Bettina, Geschichtsdenken und literarische Moderne. Zum historischen Roman in der Zeit der Weimarer Republik, Tübingen 1994.
Hildermeier, Manfred, Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates, München 1998.
Ders., Geschichte Russlands. Vom Mittelalter bis zur Oktoberrevolution, München 2013.
Hillesheim, Jürgen/Michael, Elisabeth, Lexikon nationalsozialistischer Dichter. Biographien, Analysen, Bibliographien, Würzburg 1993.
Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Aktualisierte und erweiterte Studienausgabe, Paderborn [u. a.] 2009.
Hitler, Adolf, Mein Kampf, 2 Bde., München 1925–1927.
Hoche, Klaus, Anfechtbarer Fechter. Anmerkungen zu Paul Fechters Literaturgeschichte, in: Neue Literarische Welt, 25. November 1952, Nr. 22, S. 9.
Hoegner, Wilhelm, Der politische Radikalismus in Deutschland 1919–1933, München [u. a.] 1966.
Hoffmann, Dieter/Walker, Mark, Der gute Nazi. Pascual Jordan und das Dritte Reich, in: Pascual Jordan (1902–1980). Mainzer Symposium zum 100. Geburtstag, hg. v. Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin 2007, S. 83–112.
Hoffmann, Dietrich, Politische Bildung 1890–1933. Ein Beitrag zur Geschichte der pädagogischen Theorie, Hannover [u. a.] 1970.
Hofmiller, Josef, Neuerscheinungen, in: Süddeutsche Monatshefte 26 (1928/29), S. 472–476.
Hojer, Ernst, Nationalsozialismus und Pädagogik. Umfeld und Entwicklung der Pädagogik Ernst Kriecks, Würzburg 1997.
Holzbach, Heidrun, Das „System Hugenberg". Die Organisation bürgerlicher Sammlungspolitik vor dem Aufstieg der NSDAP, Stuttgart 1981.
Holzner, Johann, Positivismus als Strategie der Anpassung. Zur Neugermanistik in Innsbruck, in: Klaus Amann (Hg.), Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse, institutionelle Voraussetzungen, Fallstudien, Wien [u. a.] 1985, S. 99–108.
Honold, Alexander, Raum ohne Volk. Zur Imaginationsgeschichte der kolonialen Geographie, in: Mihran Dabag (Hg.), Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid, München 2004, S. 95–110.
Hoppmann, Karl, Antisemitismus und Antigermanismus, in: Burschenschaftliche Blätter 45 (1930/31), S. 203–206.
Ders., Über den Stand der Verjudung der akademischen Berufe, Berlin 1931.
Ders., Verband Deutscher Akademiker, in: Michael Doeberl (Hg.), Das akademische Deutschland, Bd. 2: Die deutschen Hochschulen und ihre akademischen Bürger, Berlin 1931, S. 571 f.
Höppner, Wolfgang, Der Berliner Germanist Franz Koch als „Literaturmittler", Hochschullehrer und Erzieher, in: Gesine Bey (Hg.), Berliner Universität und deutsche Literaturgeschichte. Studien im Dreiländereck von Wissenschaft, Literatur und Publizistik, Frankfurt/M. [u. a.] 1998, S. 105–128.
Ders., Ein „verantwortungsbewußter Mittler". Der Germanist Franz Koch und die Literatur in Österreich, in: Uwe Baur (Hg.), Macht Literatur Krieg. Österreichische Literatur im Nationalsozialismus, Wien 1998, S. 163–181.
Ders., Franz Koch, Erwin Guido Kolbenheyer und das Organische Weltbild in der Dichtung, in: Zeitschrift für Germanistik 9 (1999), S. 318–328.
Hörmann, Frank Wilhelm, Martin Kirschner (1879–1942). Leben, Werk, Wirkung, Tübingen 2000.
Horst, Karl August, Kritischer Führer durch die deutsche Literatur der Gegenwart. Roman Lyrik Essay, München 1962.
Hossfeld, Uwe, Die Jenaer Jahre des „Rasse-Günther" von 1930 bis 1935. Zur Gründung des Lehrstuhls für Sozialanthropologie an der Universität Jena, in: Medizinhistorisches Journal 34 (1999), S. 47–103.
Howard, N. P., The social and political consequences of the allied food blockade of Germany 1918–19, in: German History 11 (1993), S. 161–188.

Hübinger, Gangolf, „Die Tat“ und der „Tat-Kreis“. Politische Entwürfe und intellektuelle Konstellationen, in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 407–426.
Hufenreuter, Gregor, „Denn alles, was er der Welt gab, predigt das Evangelium der Rasse“. Adolf Bartels und die völkische Bewegung vor 1933, in: Julius H. Schoeps/Werner Treß (Hg.), Verfemt und Verboten. Vorgeschichte und Folgen der Bücherverbrennungen 1933, Hildesheim [u. a.] 2010, S. 47–64.
Ders., Philipp Stauff. Ideologe, Agitator und Organisator im völkischen Netzwerk des Wilhelminischen Kaiserreichs. Zur Geschichte des Deutschvölkischen Schriftstellerverbandes, des Germanen-Ordens und der Guido-von-List-Gesellschaft, Frankfurt/M. 2011.
Humann, Detlev, „Arbeitsschlacht“. Arbeitsbeschaffung und Propaganda in der NS-Zeit 1933–1939, Göttingen 2011.

Iggers, Georg G., Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, München [3]1976.

Jäckel, Eberhard/Kuhn, Axel (Hg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905–1924, Stuttgart 1980.
Jäckel, Eberhard, Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft. Erw. u. überarb. Neuausgabe, Stuttgart 1981.
Jäger, Christian, Minoritäre Literatur. Das Konzept der kleinen Literatur am Beispiel prager- und sudetendeutscher Werke, Wiesbaden 2005.
Jäger, Georg, Der Schriftsteller als Intellektueller. Ein Problemaufriß, in: Sven Hanuschek/Therese Hörnigk/Christine Malende (Hg.), Schriftsteller als Intellektuelle, Tübingen 2000, S. 1–25.
Jahnke, Helmut, Edgar Julius Jung. Ein konservativer Revolutionär zwischen Tradition und Moderne, Pfaffenweiler 1998.
Jansen, Christian, Antiliberalismus und Antiparlamentarismus in der bürgerlich-demokratischen Elite der Weimarer Republik. Willy Hellpachs Publizistik der Jahre 1925–1933, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001), S. 773–795.
Ders., Völkische und rassistische Tendenzen in den deutschen Wissenschaften 1900–1940, in: Jan Erik Schulte (Hg.), Die SS, Himmler und die Wewelsburg, Paderborn 2009, S. 141–160.
Jansen, Dorothea, Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele, Wiesbaden [3]2006.
Jasper, Gotthard, Die gescheiterte Zähmung. Wege zur Machtergreifung Hitlers 1930–1934, Frankfurt/M. 1986.
Jelich, Franz-Josef, Die Weimarer Verfassung „ist eine Vergewaltigung des organischen Volkslebens“. Volksbürgerliche Erziehungsaufgaben bei Wilhelm Stapel, in: Paul Ciupke [u. a.] (Hg.), „Die Erziehung zum deutschen Menschen“. Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 149–158.
Jenkins, Jennifer, Provincial modernity. Local culture & liberal politics in fin-de-siècle Hamburg, London 2003.
Jens, Walter, Völkische Literaturbetrachtung heute, in: Hans Werner Richter (Hg.), Bestandsaufnahme. Eine deutsche Bilanz 1962. Sechsunddreißig Beiträge deutscher Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten, München [u. a.] 1962, S. 344–350.
Jordan, Pascual, Die biologischen Perspektiven der neuen Physik, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 17 (1935), S. 682–689.
Judersleben, Jörg, Philologie als Nationalpädagogik. Gustav Roethe zwischen Wissenschaft und Politik, Frankfurt/M. [u. a.] 2000.
Jung, Edgar Julius, Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein Neues Reich, Berlin [3]1930.
Jung, Walter, Ideologische Voraussetzungen, Inhalte und Ziele außenpolitischer Programmatik und Propaganda in der deutschvölkischen Bewegung der Anfangsjahre der Weimarer Republik. Das Beispiel Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund, Göttingen 2000.
Jünger, Ernst/Hielscher, Friedrich, Briefe 1927–1985, kommentiert und mit einem Nachw. v. Ina Schmidt und Stefan Breuer, Stuttgart 2005.

Junginger, Horst, Die Deutsche Glaubensbewegung und der Mythos einer „dritten Konfession", in: Manfred Gailus (Hg.), Zerstrittene „Volksgemeinschaft". Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus, Göttingen 2011, S. 180–203.
Junkerjürgen, Ralf, Haarfarben. Eine Kulturgeschichte in Europa seit der Antike, Köln [u. a.] 2009.

Kainz, Friedrich, Hans Eibl, „Vom Sinn der Gegenwart. Ein Buch von deutscher Sendung" [Wien u. Leipzig $^{2}$1934], in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 29 (1935), S. 269–274.
Kaiser, Gerhard, Grenzverwirrungen. Literaturwissenschaft im Nationalsozialismus, Berlin 2008.
Kalkschmidt, Eugen, Ein Paracelsus-Roman, in: Oberdeutschland. Eine Monatsschrift für jeden Deutschen 5 (1921/22), S. 308–311.
Kamin, Sven, „Contra Rückwärtserei und Ichpfeifdraufismus". Alfred Kerr und das Theater der Weimarer Republik, in: Klaus-Dieter Weber (Hg.), Verwaltete Kultur oder künstlerische Freiheit? Momentaufnahmen aus der Weimarer Republik 1918–1933, Kassel 2002, S. 135–165.
Karner, Stefan, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. Aspekte ihrer politischen, wirtschaftlich-sozialen und kulturellen Entwicklung, Graz $^{3}$1994.
Karpenstein-Essbach, Christa, Krieg und Geschichte. Zur literarischen Repräsentation des Ersten Weltkrieges im Ausgang der Weimarer Republik, in: Elizabeth Guilhamon (Hg.), Die streitbare Klio. Zur Repräsentation von Macht und Geschichte in der Literatur, Frankfurt/M. [u. a.] 2010, S. 109–126.
Karsch, Walter, Kriegsgegner an die Wand, in: Die Weltbühne. Wochenschrift für Politik, Kunst, Wissenschaft 26 (1930), Bd. 1, S. 268 f.
Kaudelka, Steffen, Die Berufung Hans F. K. Günthers im Jahre 1930. Der Beginn der „Machtergreifung" an der Universität Jena?, in: Matthias Steinbach (Hg.), „Klassische Universität" und „akademische Provinz". Studien zur Universität Jena von der Mitte des 19. bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, Jena 2005, S. 103–126.
Keinhorst, Willi, Wilhelm Stapel, ein evangelischer Journalist im Nationalsozialismus. Gratwanderer zwischen Politik und Theologie, Frankfurt/M. 1993.
Keller, Ernst, Nationalismus und Literatur. Langemarck Weimar Stalingrad, Bern [u. a.] 1970.
Keller, Peter, „Die Wehrmacht der Deutschen Republik ist die Reichswehr". Die deutsche Armee 1918–1921, Paderborn 2014.
Kemper, Claudia, Das „Gewissen" 1919–1925. Kommunikation und Vernetzung der Jungkonservativen, München 2011.
Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933, Wuppertal 1998.
Kershaw, Ian, Hitler, 2 Bde., Stuttgart 1998/2000.
Ders., Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung, Stuttgart 1999.
Ders., Das Ende. Kampf bis in den Untergang. NS-Deutschland 1944/45, München 2011.
Kessler, Heinrich, Wilhelm Stapel als politischer Publizist. Ein Beitrag zur Geschichte des konservativen Nationalismus zwischen den beiden Weltkriegen, Nürnberg 1967.
Ketelsen, Uwe-Karsten, Völkisch-nationale und nationalsozialistische Literatur in Deutschland 1890–1945, Stuttgart 1976.
Ders., Literatur und Drittes Reich, Schernfeld 1992.
Ders., Auch ein Kapitel aus der Geschichte des Hermetismus. Ein Schleichweg aus den Zumutungen des Modernisierungsprozesses, in: Nicola Kaminski [u. a.] (Hg.), Hermetik. Literarische Figurationen zwischen Babylon und Cyberspace, Tübingen 2002, S. 161–178.
Kiesel, Helmuth, Gläubige und Zweifler. Zur Rezeption von Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes", in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 16 (1988), S. 157–182.
Ders., Zwischen Kritik und Affirmation. Ernst Jüngers Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, in: Günther Rüther (Hg.), Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus, Paderborn [u. a.] 1997, S. 163–172.
Ders., Ernst Jünger. Die Biographie, München 2007.
Kimmel, Elke, Methoden antisemitischer Propaganda im Ersten Weltkrieg. Die Presse des Bundes der Landwirte, Berlin 2001.

Kindermann, Heinz, Das literarische Antlitz der Gegenwart, Halle (Saale) 1930.
Ders., Dichtung und Volkheit. Grundzüge einer neuen Literaturwissenschaft, Berlin [2]1939.
Kipphan, Klaus, Deutsche Propaganda in den Vereinigten Staaten 1933–1941, Heidelberg 1971.
Kirova, Daniela, Die Redaktion in der „Deutschen Balkan-Zeitung", in: Hiltraud Casper-Hehne/Irmy Schweiger (Hg.), Kulturelle Vielfalt deutscher Literatur, Sprache und Medien, Göttingen 2009, S. 215–222.
Klausnitzer, Ralf, Leib, Geist, Seele. Ernst Moritz Arndts Verbindungen mit geschichtsphilosophischen und völkerpsychologischen Spekulationen der Romantik und ihre Rezeption in der NS-Zeit, in: Dirk Alvermann (Hg.), Ernst Moritz Arndt. Anstöße und Wirkungen, Köln [u. a.] 2011, S. 73–120.
Klee, Ernst (Hg.), Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt/M. 2007.
Klein, Thomas, „Gültig – ungültig". Die Wahlprüfungsverfahren des Deutschen Reichstages 1867–1918, Marburg 2003.
Klemm, Otto/Volkelt, Hans/Dürckheim-Montmartin, Karlfried Graf von (Hg.), Ganzheit und Struktur. Festschrift zum 60. Geburtstage Felix Kruegers, H. 3: Geistige Strukturen. Mit einer Bibliographie von Felix Kruegers Werk, Berlin [u. a.] 1934.
Klönne, Arno, Mit garnicht neuen Augen. Paul Fechter: „Geschichte der deutschen Literatur", in: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik 10 (1955), S. 216f.
Knütter, Hans-Helmuth, Ideologien des Rechtsradikalismus im Nachkriegsdeutschland. Eine Studie über die Nachwirkungen des Nationalsozialismus, Bonn 1961.
Koch, Franz, Erwin Guido Kolbenheyer, in: Hochschulwissen. Monatsschrift für das deutsche Volk und seine Schule 2 (1925), S. 399–409.
Ders., Erwin Guido Kolbenheyer, in: Zeitwende. Kultur, Kirche, Zeitgeschehen 4 (1928), S. 79–84.
Ders., Erwin Guido Kolbenheyer, Eger 1929.
Ders., Umbruch. Ein Forschungsbericht zur Dichtung der Gegenwart, in: Zeitschrift für deutsche Bildung 11 (1935), S. 47–54, 100–104.
Ders., Geschichte deutscher Dichtung, Hamburg [2]1938.
Ders., Die großdeutsche Idee in der deutschösterreichischen Dichtung, in: Nationalsozialistische Monatshefte. Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP 9 (1938), S. 596–609.
Ders., Erwin Guido Kolbenheyer zum sechzigsten Geburtstag, in: Dichtung und Volkstum. Zeitschrift für Literaturgeschichte 40 (1939), S. 84–94.
Ders., Erwin Guido Kolbenheyers Bauhütte und die Geisteswissenschaften, in: Dichtung und Volkstum. Zeitschrift für Literaturgeschichte 41 (1941), S. 269–296.
Ders., Kolbenheyer, Göttingen 1953.
Koch, Gerd, Dichtertage bei Hans Grimm, Autor des Romans „Volk ohne Raum", in Lippoldsberg an der Weser, in: Ders. (Hg.), Literarisches Leben, Exil und Nationalsozialismus. Berlin [u. a.] 1996, S. 93–151.
Koch, Wilfried, Fichte-Gesellschaft und Fichte-Hochschulen, in: Jochen-Christoph Kaiser (Hg.), Sozialer Protestantismus und Sozialstaat. Diakonie und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1890 bis 1938, Stuttgart [u. a.] 1996, S. 185–190.
Kocka, Jürgen, Bildungsbürgertum. Gesellschaftliche Formation oder Historikerkonstrukt?, in: Ders. [u. a.] (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 4: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 9–20.
Koenen, Gerd, Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus, Frankfurt/M. 2005.
Köhler, Thomas, Ein literarischer Nachkrieg. Der Ruhrkampf 1920 bis 1923 als völkische Erweckung im Spiegel von Blut-und-Boden-Literatur, in: Jan-Pieter Barbian (Hg.), Die Entdeckung des Ruhrgebiets in der Literatur, Essen 2009, S. 143–160.
Kohns, Oliver, Reinheit als hermeneutisches und als paranoides Kalkül. Der Rassediskurs der 1920er und '30er Jahre, in: Weimarer Beiträge 54 (2008), S. 365–385.
Kolbenheyer, Erwin Guido, Montsalvasch. Ein Roman für Individualisten, München 1911.
Ders., Ahalibama. Drei Erzählungen, München 1913.
Ders., Wem bleibt der Sieg? [1919], in: Ders., Stimme. Eine Sammlung von Aufsätzen, München 1931, S. 9–22.

Ders., Irrationales über das Wesen des schaffenden Menschen, in: Der schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland 3 (1920/21), S. 4–11.
Ders., Äußerung an die studentische Studienkommission des Nationalen Studentenbundes Tübingen zur Kenntnis der Lage der Deutschen in die Tschechoslowakei entsandt [1922], in: Ders., Vorträge, Aufsätze Reden (Gesamtausgabe der Werke letzter Hand, Abt. 2, Bd. 7), Darmstadt 1966, S. 407–411.
Ders., Weshalb kann der Wirtschaftskrieg nicht enden? Biologische Individuation der Völker und das System des Weltverkehrs, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 4 (1922), S. 247–253.
Ders., Über aufgeklärten Nationalismus, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 211–216.
Ders., Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart, München 1925.
Ders., Über aufgeklärten Nationalismus, in: Ebd., S. 453–465.
Ders., Dichtung und Literatur [1927], in: Ders., Kämpfer und Mensch. Theoretischer Nachlass (Gesamtausgabe der Werke letzter Hand, Abt. 2, Bd. 8), hg. v. Ernst Frank, Heusenstamm 1978, S. 225–229.
Ders., Naturalistischer Konservativismus [1929], in: Ders., Stimme. Eine Sammlung von Aufsätzen, München 1931, S. 23–33.
Ders., Aufruf der Universitäten, in: Deutsche Sängerschaft. Zeitschrift der Deutschen Sängerschaft und des Verbandes Alter Sängerschaftler 35 (1930), S. 115–121.
Ders., Das deutsche Volk und die Ideologie des Paneuropa [1930], in: Ders., Stimme. Eine Sammlung von Aufsätzen, München 1931, S. 34–46.
Ders., Für den Geist, wider den „Geist", in: Deutsche Sängerschaft 35 (1930), S. 229–234.
Ders., Über die biologische Funktion der Dichtkunst. Rede bei der Geraer Dichtertagung auf Schloß Osterstein 1931, in: Ders., Kämpfer und Mensch. Theoretischer Nachlass, hg. v. Ernst Frank, Heusenstamm 1978, S. 230–238.
Ders., Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst. Rede, gehalten an deutschen Hochschulen im Frühjahr 1932, München 1932.
Ders., Die nationale Revolution und das Aufleben des deutschen Geistes, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 15 (1933), S. 533–540.
Ders., Die volksbiologischen Grundlagen der Freiheitsbewegung, München 1933.
Ders., Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland, München 1934.
Ders., Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch gesehen, München 1935.
Ders., Blick hinter den Zaun, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 17 (1935), S. 16–20.
Ders., Lebenswert und Lebenswirkung der Dichtkunst in einem Volke, München 1935.
Ders., Neue Weltgestaltung, in: Die neue Literatur 40 (1939), S. 377 f.
Ders., Die Bauhütte. Grundzüge einer Metaphysik der Gegenwart. Neue Fassung, München 1940.
Ders., Zwei Reden. Das Geistesleben in seiner volksbiologischen Bedeutung. Jugend und Dichtung, München 1942.
Ders., Dreigespräch über die Ethik der Bauhütte, in: Ders., Die Philosophie der Bauhütte, Wien [u. a.] 1952, S. 511–691.
Ders., Diskussion über Bauhüttenphilosophie [1955], in: Ders., Vorträge, Aufsätze Reden (Gesamtausgabe der Werke letzter Hand, Abt. 2, Bd. 7), Darmstadt 1966, S. 55–102.
Ders., Sebastian Karst über sein Leben und seine Zeit, 3 Bde., Darmstadt 1957/58.
Ders., Für unser Volk, in: Klüter Blätter. Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste 8 (1957), Mappe 2/3, S. 8.
Ders., Vorträge, Aufsätze, Reden (Gesamtausgabe der Werke letzter Hand, Abt. 2, Bd. 7), Darmstadt 1966.
Ders., Dichterischer Nachlass, hg. v. Ernst Frank, Heusenstamm 1973.
Ders., Kämpfer und Mensch. Theoretischer Nachlass, hg. v. Ernst Frank, Heusenstamm 1978.
Koller, Christian, „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt". Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik 1914–1930, Stuttgart 2001.
Ders., Die „Schwarze Schmach". Wahrnehmungen der Besatzungssoldaten im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg in deutscher und französischer Perspektive, in: Rosmarie Beier-de

Haan (Hg.), Fremde? Bilder von den „Anderen“ in Deutschland und Frankreich seit 1871, Dresden 2009, S. 66–75.
Kosiek, Rolf/Rose, Olaf (Hg.), Der große Wendig. Richtigstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 1, Tübingen 2006.
Kotowski, Mathias, Die öffentliche Universität. Veranstaltungskultur der Eberhard-Karls-Universität Tübingen in der Weimarer Republik, Stuttgart 1999.
Kratzsch, Gerhard, „Kunstwart“ und Dürerbund, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 19 (2004), S. 36–68.
Kraus, Hans-Christof, Kulturkonservatismus und Dolchstoßlegende. Die „Süddeutschen Monatshefte“ 1904–1936, in: Ders. (Hg.), Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur. Fünf Fallstudien, Berlin 2003, S. 13–43.
Kretschmann, Carsten, Von der Frontgemeinschaft zur Volksgemeinschaft? Kriegserfahrungen und politische Ordnungsvorstellungen in Deutschland und Frankreich während der Zwischenkriegszeit, in: Detlef Lehnert (Hg.), Demokratiekultur in Europa. Politische Repräsentation im 19. und 20. Jahrhundert, Köln [u. a.] 2011, S. 155–174.
Kreutzer, Leo, Deutsche Heimat und afrikanische Wahlheimat in Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum“. Zur Dekolonisierung eines „Kolonialismus ohne Kolonien“, in: Steffi Hobuß (Hg.), Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas, Münster 2007, S. 179–193.
Krieck, Ernst, Volk, in: Nationalwirtschaft. Blätter für organischen Wirtschaftsaufbau 1 (1928), S. 559–567.
Ders., Deutsche Nationalerziehung. Ein in Preußen verhinderter Vortrag, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 13 (1931), S. 615–623.
Ders., Rede am Feuer, in: Der Ring. Konservative Wochenschrift 4 (1931), S. 678 f.
Krohn, Claus-Dieter, Propaganda als Widerstand? Die Braunbuch-Kampagne zum Reichstagsbrand 1933, in: Exilforschung 15 (1997), S. 10–32.
Krueger, Felix, Selbstbesinnung in deutscher Not. Rede an die aus dem Felde Zurückgekehrten der Universität Leipzig, Stuttgart 1919.
Ders., Der Verkehr. Eine psychologisch-moralische Betrachtung, Hamburg 1922.
Ders., Okkultismus und Wissenschaft, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 11 (1929), S. 517–528.
Ders., Das Problem der Ganzheit, in: Blätter für deutsche Philosophie 6 (1932), S. 111–139.
Ders., Zur Psychologie der Gemeinschaft, Jena 1935.
Ders., Otto Klemm und das psychologische Institut der Universität Leipzig. Deutsche Seelenforschung in den letzten drei Jahrzehnten, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 56 (1939), S. 253–346.
Krüger, Peter, Die Außenpolitik der Republik von Weimar, Darmstadt 1985.
Krüger, Ralf, Presse unter Druck. Differenzierte Berichterstattung trotz nationalsozialistischer Presselenkungsmaßnahmen. Die liberalen „Dresdner Neueste Nachrichten“ und das NSDAP-Organ „Der Freiheitskampf“ im Vergleich, in: Reiner Pommerin (Hg.), Dresden unterm Hakenkreuz, Köln [u. a.] 1998, S. 43–66.
Krumeich, Gerd/Schröder, Joachim (Hg.), Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004.
Kübler, Hans-Dieter, Lenkung, Zensur und Propaganda. Die Presse unter dem NS-Regime, in: Werner Faulstich (Hg.), Die Kultur der 30er und 40er Jahre, München 2009, S. 149–172.
Kuby, Erich, „Rückgefühle“ eines Deutschen, in: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik 5 (1950), S. 806 f.
Kuhn, Axel, Hitlers außenpolitisches Programm. Entstehung und Entwicklung 1919–1939, Stuttgart 1970.
Kurz, Roland, Nationalprotestantisches Denken in der Weimarer Republik. Voraussetzungen und Ausprägungen des Protestantismus nach dem Ersten Weltkrieg in seiner Begegnung mit Volk und Nation, Gütersloh 2007.

Laak, Dirk van, Afrika vor den Toren. Deutsche Raum- und Ordnungsvorstellungen nach der erzwungenen „Dekolonisation“, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.), Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933, München 2007, S. 95–112.

Lambach, Walther, Die Herrschaft der Fünfhundert. Ein Bild des parlamentarischen Lebens im neuen Deutschland, Hamburg 1926.
Langbehn, Julius, Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen, Leipzig [21]1891.
Langenbucher, Hellmuth, Volkhafte Dichtung der Zeit, Berlin [2]1935.
Langer, Felix, Kolbenheyers Paracelsus, in: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, 29. November 1925, 9. Beiblatt.
Langer, Norbert, Die deutsche Dichtung seit dem Weltkrieg. Von Paul Ernst bis Hans Baumann, Karlsbad [2]1941.
Langewiesche, Dieter, Politikstile im Kaiserreich. Zum Wandel von Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter des „politischen Massenmarktes", in: Lothar Gall (Hg.), Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel, Paderborn [u. a.] 2003, S. 1–22.
Lattmann, Dieter, Raum als Traum. Hans Grimm und seine Saga von der Volkheit, in: Karl Schwedhelm (Hg.), Propheten des Nationalismus, München 1969, S. 243–263.
Lehmann, Ernst, Über E. G. Kolbenheyers: Die Bauhütte, in: Biologisches Zentralblatt 45 (1925), S. 314–320.
Lehmann, Hartmut, „Er ist wir selber: der ewige Deutsche". Zur langanhaltenden Wirkung der Lutherdeutung von Heinrich von Treitschke, in: Gerd Krumeich (Hg.), „Gott mit uns". Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 91–103.
Lehmann, Kurt, Über die geistige Art E. G. Kolbenheyers. Versuch einer Orientierung, in: Die neue Literatur 35 (1934), S. 129–139.
Leicht, Johannes, Deutschlands Erneuerung (1917–1943), in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. 6, S. 145f.
Leisen, Adolf, Die Ausbreitung des völkischen Gedankens in der Studentenschaft der Weimarer Republik, Köln 1964.
Lemercier, Claire, Formale Methoden der Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften: Warum und Wie?, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 23 (2012), S. 16–41.
Lenger, Friedrich, Netzwerkanalyse und Biographieforschung. Einige Überlegungen, in: Bios 18 (2005), S. 180–185.
Lennartz, Franz, Deutsche Schriftsteller des 20. Jahrhunderts im Spiegel der Kritik, Bd. 1, Stuttgart 1984.
Lennox, Sara, Race, gender, and sexuality in German Southwest Africa. Hans Grimm's „Südafrikanische Novellen", in: Eric Ames (Hg.), Germany's colonial pasts, Lincoln 2005, S. 63–75.
Lenz, Fritz, Zur Erneuerung der Ethik, in: Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk 1 (1917), S. 35–56.
Leonhard, Jörn, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München [5]2014.
Leppin, Volker, Martin Luther, Darmstadt [2]2010.
Lepsius, M. Rainer, Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung, in: Jürgen Kocke [u. a.] (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 3: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, Stuttgart 1992, S. 9–18.
Leroy, Esther, Konstruktionen des Germanen in bildungsbürgerlichen Zeitschriften des deutschen Kaiserreiches, Frankfurt/M. [u. a.] 2004.
Leyen, Friedrich von der, Deutsche Dichtung in neuer Zeit, Jena [2]1927.
Liedtke, Rainer, N M Rothschild & Sons. Kommunikationswege im europäischen Bankenwesen im 19. Jahrhundert, Köln [u. a.] 2006.
Linden, Walther, Entwicklungsstufen scheidender Bürgerlichkeit. Thomas Mann, Hans Grimm und der neue Heroismus, in: Zeitschrift für Deutschkunde 47 (1933), S. 345–361.
Lindner, Martin, Leben in der Krise. Zeitromane der Neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne, Stuttgart [u. a.] 1995.
Linse, Ulrich, Barfüßige Propheten. Erlöser der zwanziger Jahre, Berlin 1983.
Ders., Völkisch-rassische Siedlungen der Lebensreform, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 397–410.

Liu, Weijian, Kulturelle Exklusion und Identitätsentgrenzung. Zur Darstellung Chinas in der deutschen Literatur 1870–1930, Bern [u. a.] 2007.
Lobenstein-Reichmann, Anja, Houston Stewart Chamberlain – zur textlichen Konstruktion einer Weltanschauung. Eine sprach-, diskurs- und ideologiegeschichtliche Analyse, Berlin [u. a.] 2008.
Dies., Houston Stewart Chamberlains rassentheoretische Geschichts-„philosophie", in: Werner Bergmann (Hg.), Antisemitische Geschichtsbilder, Essen 2009, S. 139–166.
Lohalm, Uwe, Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutz-Bundes 1919–1923, Hamburg 1970.
Lokatis, Siegfried, Hanseatische Verlagsanstalt. Politisches Buchmarketing im „Dritten Reich", Frankfurt/M. 1992.
Ders., Wilhelm Stapel und Carl Schmitt – Ein Briefwechsel, in: Schmittiana. Beiträge zu Leben und Werk Carl Schmitts 5 (1996), S. 27–108.
Ders., „Konservativ-Revolutionäre" – Intelligenz für das „Dritte Reich". Zum verlagspolitischen Hintergrund eines Anpassungsprozesses, in: Walter Schmitz/Clemens Vollnhals (Hg.), Völkische Bewegung, Konservative Revolution, Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur, Dresden 2005, S. 245–254.
Longerich, Peter, „Davon haben wir nichts gewusst!" Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945, München 2006.
Ders., Joseph Goebbels. Biographie, München 2010.
Lönnecker, Harald, „…Boden für die Idee Adolf Hitlers auf kulturellem Felde gewinnen". Der „Kampfbund für deutsche Kultur" und die deutsche Akademikerschaft, in: GDS-Archiv für Hochschul- und Studentengeschichte 6 (2002), S. 121–144.
Ders., Das „Grundrauschen der völkisch-antisemitischen Publizistik". Personen, Schriften und die Hochschule für nationale Politik in der Weimarer Republik, in: GDS-Archiv für Hochschul- und Studentengeschichte 8 (2006), S. 8–24.
Loosch, Eberhard, Otto Klemm (1884–1939) und das psychologische Institut in Leipzig, Berlin 2008.
Lopes, Anne/Roth, Gary, Men's feminism. August Bebel and the German socialist movement, New York 2000.
Lorenz, Albert, Über die Gesellschaft für deutsches Schrifttum, in: Der Bücherfreund. Monatsbeilage zu „Der Volkserzieher. Blatt für Familie, Schule und Volksgemeinschaft" 18 (1927), S. 10.
[Lorenz, Ottokar], Das Manifest der Jugend, München 1933.
Lörke, Tim, „Schwierig und ablehnend". Der Briefwechsel zwischen Hans Grimm und Ernst Jünger, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 34 (2009), S. 141–161.
Lösch, Niels, Zur Biologisierung rechtsintellektuellen Denkens in der Weimarer Republik, in: Wolfgang Bialas (Hg.), Intellektuelle in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. [u. a.] ²1997, S. 333–350.
Lowry, Donal, „The Boers were the beginning of the end"? The wider impact of the South African War, in: Ders. (Hg.), The South African War reappraised. Aspects of the South African War, Manchester 2000, S. 203–245.
Lütge, Jürgen, Der Mensch als Material: Erwin Guido Kolbenheyers „Bauhütten"-Konzept, in: Karl Schwedhelm (Hg.), Propheten des Nationalismus, München 1969, S. 228–242.
Luther, Rudolf, Blau oder braun? Der Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA) im NS-Staat 1933–1937, Neumünster 1999.

Mackensen, Rainer (Hg.), Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik vor 1933. Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft und der Johann Peter Süßmilch-Gesellschaft für Demographie mit Unterstützung des Max-Planck-Instituts für demographische Forschung, Rostock, Opladen 2002.
Mahrholz, Werner, Kolbenheyers Paracelsusroman, in: Vossische Zeitung, 6. November 1921, Beilage: Literarische Umschau.
Ders., Bemerkungen zu E. G. Kolbenheyers Romanen, in: Karl Dietz (Hg.), Schwarzer Greif. Ein Almanach auf das Jahr 1925, Rudolstadt 1925, S. 177–189.

Ders., Deutsche Dichtung der Gegenwart. Probleme, Ergebnisse, Gestalten, Berlin 1926.
Mai, Gunther, 1. August 1914. Gab es ein Augusterlebnis?, in: Eckart Conze (Hg.), Tage deutscher Geschichte. Von der Reformation bis zur Wiedervereinigung, München 2004, S. 177–192.
Malinowski, Stephan, „Führertum" und „Neuer Adel". Die „Deutsche Adelsgenossenschaft" und der „Deutsche Herrenklub" in der Weimarer Republik, in: Heinz Reif (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland, Berlin 2001, S. 173–211.
Ders., Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 2004.
Mann, Golo, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts [1958], Frankfurt/M. 2009.
Mann, Otto/Friedmann, Hermann (Hg.), Deutsche Literatur im zwanzigsten Jahrhundert. Gestalten und Strukturen. Dreiundzwanzig Darstellungen, Heidelberg 1955.
Ders. [u. a.] (Hg.), Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Strukturen und Gestalten, Bern [u. a.] $^{5}$1967.
Mannhardt, Johann Wilhelm, Landschaft und Volk, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 179–184.
Martens, Herbert, Deutsche Passion. Ein Besuch bei Hans Grimm, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 9 (1927), S. 213–218.
Martin, Peter, Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach" als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes, in: Gerhard Höpp (Hg.), Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945, Berlin 1996, S. 211–227.
Marwinski, Felicitas, Die Freie Öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen und Walter Hofmann. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksbüchereiwesens zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Leipzig 1983.
Matthiessen, Wilhelm, Kolbenheyers Paracelsus-Werk, in: Orplid. Literarische Monatsschrift in Sonderheften 3 (1926), S. 81–84.
Ders., Israels Geheimplan der Völkervernichtung, München 1938.
Ders., Israels Ritualmord an den Völkern, München 1939.
Matz, Bernhard, Die Bewertung des Geburtenrückgangs zur Zeit der Weimarer Republik. Bevölkerungspolitik und Bevölkerungswissenschaftler in ihren Reaktionen auf die damalige Bevölkerungsentwicklung, in: Rainer Mackensen (Hg.), Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik vor 1933, Opladen 2002, S. 61–75.
Maurer, Trude, Ostjuden in Deutschland 1918–1933, Hamburg 1986.
Meding, Holger M., „Der Weg". Eine deutsche Emigrantenzeitschrift in Buenos Aires 1947–1957, Berlin 1997.
Mehnert, Ute, Deutschland, Amerika und die „gelbe Gefahr". Zur Karriere eines Schlagworts in der großen Politik 1905–1917, Stuttgart 1995.
Meinecke, Friedrich, Werke. Sammlung, Bd. 10: Neue Briefe und Dokumente, hg. u. bearb. v. Gisela Bock u. Gerhard A. Ritter, München [u. a.] 2012.
Mendelssohn, Peter, Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse, Berlin $^{2}$1982.
Messin, Helene/Hoffmann, Klaus-Dietrich, Erwin Ackerknecht 1880–1960, Berlin 1975.
Metzinger, Thomas (Hg.), Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie, Paderborn $^{5}$2005.
Meyer, Andreas, Der Verleger des „Simplicissimus" und seine Nachfolger. Zur Geschichte des Albert Langen Verlags von 1909 bis 1931, in: Buchhandelsgeschichte. Aufsätze, Rezensionen und Berichte zur Geschichte des Buchwesens 10 (1988), B. 81–B. 106.
Ders., Die Verlagsfusion Langen-Müller. Zur Buchmarkt- und Kulturpolitik des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands in der Endphase der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1989.
Meyer, Hans, Geschichte der abendländischen Weltanschauung, Bd. 5: Die Weltanschauung der Gegenwart, Würzburg 1949.
Michels, Eckard, Von der Deutschen Akademie zum Goethe-Institut. Sprach- und auswärtige Kulturpolitik 1923–1960, München 2005.
Missenharter, Hermann, Ein deutscher Dichter, in: Die Propyläen 20 (1922), S. 113–115.
Mitchell, J. Clyde, The concept and use of social networks, in: Ders. (Hg.), Social networks in urban situations. Analyses of personal relationships in Central African towns, Manchester 1975, S. 1–50.

Mittenzwei, Werner, Börries, Freiherr von Münchhausen – Der heimliche Gegenspieler. Der Wartburgkrieg gegen die Preußische Akademie der Dichtung, in: Sinn und Form. Beiträge zur Literatur 44 (1992), H. 4, S. 566–589.

Ders., Der Untergang einer Akademie oder die Mentalität des ewigen Deutschen. Der Einfluß der nationalkonservativen Dichter an der Preußischen Akademie der Künste 1918 bis 1947, Berlin [u. a.] 1992.

Mitterbauer, Helga, Von „Gottbegnadeten" und anderen Privilegierten. Anmerkungen zur Literaturlenkung im Nationalsozialismus, in: Uwe Baur/Karin Gradwohl-Schlacher/Sabine Fuchs (Hg.), Macht Literatur Krieg. Österreichische Literatur im Nationalsozialismus, Wien [u. a.] 1998, S. 100–113.

Moeller van den Bruck, Arthur, Das Recht der jungen Völker, München 1919.

Mohler, Armin/Weissmann, Karlheinz, Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch, Graz $^{6}$2005.

Möller, Horst, Das Kommunismusbild in der alten Bundesrepublik zwischen Kaltem Krieg und Entspannungspolitik, in: Peter März (Hg.), Woran erinnern? Der Kommunismus in der deutschen Erinnerungskultur, Köln [u. a.] 2006, S. 17–31.

Mommsen, Hans, Der Mythos des nationalen Aufbruchs und die Haltung der deutschen intellektuellen und funktionalen Eliten, in: Holger Fischer (Hg.), 1933 in Gesellschaft und Wissenschaft, Teil 1: Gesellschaft, Hamburg 1983, S. 127–141.

Mommsen, Wilhelm (Hg.), Deutsche Parteiprogramme, München 1960.

Mosse, George L., Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1991.

Mühlenfeld, Daniel, Vom Kommissariat zum Ministerium. Zur Gründungsgeschichte des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, in: Rüdiger Hachtmann/Winfried Süß (Hg.), Hitlers Kommissare. Sondergewalten in der nationalsozialistischen Diktatur, Göttingen 2006, S. 72–92.

Mühlhausen, Walter, Friedrich Ebert 1871–1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn $^{2}$2007.

Müller, Aloys, E. G. Kolbenheyer, „Die Bauhütte", in: Archiv für die gesamte Psychologie 58 (1927), S. 248 f.

Müller, Ernst, Erwin Guido Kolbenheyer, „Das Dritte Reich des Paracelsus", in: Stuttgarter Neues Tagblatt, 17. Oktober 1925.

Ders., Mit der Bitte um eine Revision. Einer verehrten Philosophischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität gewidmet, in: Tübinger Forschungen. Aus der Arbeit der Landesuniversität Tübingen, Nr. 1, April 1963.

Müller, Gerhard, Ernst Krieck und die nationalsozialistische Wissenschaftsreform. Motive und Tendenzen einer Wissenschaftslehre und Hochschulreform im Dritten Reich, Frankfurt/M. 1978.

Müller, Hans-Harald, Robert Petsch. Sein akademischer Werdegang und die Begründung der Allgemeinen Literaturwissenschaft in Hamburg, in: Myriam Richter (Hg.), 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven, Berlin [u. a.] 2011, S. 107–124.

Muller, Jerry Z., Enttäuschung und Zweideutigkeit. Zur Geschichte rechter Sozialwissenschaftler im „Dritten Reich", in: Geschichte und Gesellschaft 12 (1986), S. 289–316.

Müller, Klaus-Jürgen, Der Tag von Potsdam und das Verhältnis der preußisch-deutschen Militär-Elite zum Nationalsozialismus, in: Bernhard R. Kroener (Hg.), Potsdam. Staat, Armee, Residenz in der preußisch-deutschen Militärgeschichte, Berlin [u. a.] 1993, S. 435–449.

Müller, Thomas, Imaginierter Westen. Das Konzept des „deutschen Westraums" im völkischen Diskurs zwischen Politischer Romantik und Nationalsozialismus, Bielefeld 2009.

Müller-Benedict, Volker, Akademische Karrieren in Preußen und Deutschland. 1850–1940, Göttingen 2008.

Münchhausen, Börries von, Hans Grimm, Von der bürgerlichen Ehre und Notwendigkeit [München 1932], in: Der Hochwart. Monatsschrift für geistigen Austausch und schöpferischen Aufbau, für sachliche Verständigung und seelische Vertiefung 2 (1932), S. 69 f.

Nadler, Josef, Buchhandel, Literatur und Nation in Geschichte und Gegenwart. Nach einem Vortrag, Berlin 1932.

Nanko, Ulrich, Nationale Sammlung jenseits der Kirchen. Die deutsche Glaubensbewegung, in: Lutz Becht (Hg.), Rückkehr zur völkischen Religion. Glaube und Nation im Nationalsozialismus und heute, Frankfurt/M. 2003, S. 74–94.
Neurath, Wolfgang/Krempel, Lothar, Geschichtswissenschaft und Netzwerkanalyse. Potentiale und Beispiele, in: Berthold Unfried (Hg.), Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Leipzig 2008, S. 59–79.
Nieden, Susanne zur/Reichardt, Sven, Skandale als Instrument des Machtkampfes in der NS-Führung. Zur Funktionalisierung der Homosexualität von Ernst Röhm, in: Martin Sabrow (Hg.), Skandal und Diktatur. Formen öffentlicher Empörung im NS-Staat und in der DDR, Göttingen 2004, S. 33–58.
Niekisch, Ernst, Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs, Bd. 2: Gegen den Strom. 1945–1967, Köln 1974.
Nietzsche, Friedrich, Die fröhliche Wissenschaft (Neue Ausgabe 1887), Hamburg 2013.
Nipperdey, Thomas, Probleme der Modernisierung in Deutschland, in: Ders., Nachdenken über die deutsche Geschichte, München 1986, S. 44–59.

Oberkrome, Willi, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945, Göttingen 1993.
Ders., Geschichte, Volk und Theorie. Das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums", in: Peter Schöttler (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt/M. 1997, S. 104–127.
Odenwald, Florian, Der nazistische Kampf gegen das „Undeutsche" in Theater und Film 1920–1945, München 2006.
Oexle, Otto Gerhard, Ein politischer Historiker. Georg von Below (1858–1927), in: Notker Hammerstein/Rüdiger vom Bruch (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1988, S. 283–312.
Osterhammel, Jürgen, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bonn 2010.
Oswalt, Vadim, Nur ein „Schlachtruf des Ritts gen Osten"? „Volk ohne Raum" von Hans Grimm (1926), in: Dirk van Laak (Hg.), Literatur, die Geschichte schrieb, Göttingen 2011, S. 198–212.

Paetow, Karl, Klassizismus und Romantik auf Wilhelmshöhe, Kassel 1929.
Pagel, Walter, Das medizinische Weltbild des Paracelsus. Seine Zusammenhänge mit Neuplatonismus und Gnosis, Wiesbaden 1962.
Panesar, Rita, Medien religiöser Sinnstiftung. Der „Volkserzieher", die Zeitschriften des „Deutschen Monistenbundes" und die „Neue Metaphysische Rundschau" 1897–1936, Stuttgart 2006.
Pabst, Martin/Fuchs, Margot/Herrmann, Wolfgang A., Technische Universität München. Die Geschichte eines Wissenschaftsunternehmens, Bd. 1, Berlin 2006.
Paletschek, Sylvia, Die permanente Erfindung einer Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Stuttgart 2001.
Pappi, Franz Urban, Die Netzwerkanalyse aus soziologischer Perspektive, in: Ders. (Hg.), Methoden der Netzwerkanalyse, München 1987, S. 11–38.
Parr, Rolf, „Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist". Interdiskurstheoretische Perspektiven auf Prozesse der Association und Fragmentierung zwischen protestantischem Idealismus und rassistischem Nationalismus, in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 139–163.
Pätzold, Kurt/Weissbecker, Manfred, Geschichte der NSDAP 1920–1945, Köln 2002.
Paul, Ina Ulrike, Paul Anton de Lagarde, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 45–93.
Pechel, Rudolf, Vom Grenz- und Auslanddeutschtum (Neue Bücher), in: Deutsche Rundschau 204 (1925), S. 74–78.
Perlick, Alfons, Hermann-Stehr-Handschriften im Rheinland und in Westfalen, in: Dortmunder Beiträge zur Hermann-Stehr-Forschung, Dortmund 1964, S. 195–266.

Petsch, Robert, Das dritte Reich des Paracelsus. Der Schlußband von Kolbenheyers großem Roman, in: Hamburgischer Correspondent und Hamburgische Börsen-Halle, 6. Januar 1926 (Abendausgabe).
Petzinna, Berthold, Erziehung zum deutschen Lebensstil. Ursprung und Entwicklung des jungkonservativen „Ring"-Kreises 1918–1933, Berlin 2000.
Peukert, Detlev J. K., Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne, Frankfurt/M. 1987.
Pierzchała, Henryk, Den Fängen des SS-Staates entrissen. Die „Sonderaktion" Krakau 1939–1941, Kraków 1998.
Pietrow-Ennker, Bianka (Hg.), Präventivkrieg? Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt/M. 2000.
Pinn, Irmgard, Die „Verwissenschaftlichung" völkischen und rassistischen Gedankengutes am Beispiel der Zeitschrift „Volk und Rasse", in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 2 (1987), S. 80–95.
Piper, Ernst, Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe, München 2005.
Pfahl-Traughber, Armin, Der antisemitisch-antifreimaurerische Verschwörungsmythos in der Weimarer Republik und im NS-Staat, Wien 1993.
Ders., Zeitschriftenporträt, Nation Europa, in: Jahrbuch Extremismus und Demokratie 12 (2000), S. 305–322.
Plessner, Helmuth, Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus, Bonn 1924.
Plöckinger, Othmar, Geschichte eines Buches. Adolf Hitlers „Mein Kampf" 1922–1945, München ²2011.
Poewe, Karla O., New Religions and the Nazis, New York [u. a.] 2006.
Pohl, Dieter, Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941–1944, München 2008.
Poliakov, Léon/Wulf, Joseph (Hg.), Das Dritte Reich und seine Denker. Dokumente, Berlin-Grunewald 1959.
Pollak, Johannes/Slominski, Peter, Das politische System der EU, Wien ²2012.
Poser, Steffen, Die Jahrhundertfeier der Völkerschlacht und die Einweihung des Völkerschlachtdenkmals zu Leipzig 1913, in: Katrin Keller (Hg.), Feste und Feiern. Zum Wandel städtischer Festkultur in Leipzig, Leipzig 1994, S. 196–213.
Prinz, Arthur, Zur Entgiftung der Judenfrage, in: Deutsche Rundschau 227 (1931), S. 69–73.
Puschner, Uwe/Schmitz, Walter/Ulbricht, Justus H., Vorwort, in: Dies. (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. IX–XXIII.
Puschner, Uwe, Die Germanenideologie im Kontext der völkischen Weltanschauung, in: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 4 (2001), S. 85–97.
Ders., Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion, Darmstadt 2001.
Ders., Völkische Weltanschauung, in: Berliner wissenschaftliche Gesellschaft. Jahrbuch 2001 (2002), S. 115–140.
Ders., Strukturmerkmale der völkischen Bewegung (1900–1945), in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 445–479.
Ders., Weltanschauung und Religion – Religion und Weltanschauung. Ideologie und Formen völkischer Religion, in: zeitenblicke 5 (2006), Nr. 1, URL: http://www.zeitenblicke.de/2006/1/Puschner/index_html, zuletzt aufgerufen am: 8. Juni 2015.
Ders., Völkisch. Plädoyer für einen „engen" Begriff, in: Paul Ciupke [u. a.] (Hg.), „Die Erziehung zum deutschen Menschen". Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 53–66.
Ders., Arteigene Religionsentwürfe und völkischreligiöse Gemeinschaften im frühen 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 68 (2011), S. 143–166.
Pusztai, Gábor, An der Grenze. Das Fremde und das Eigene. Dargestellt an Werken der deutschen und niederländischen Kolonialliteratur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von C. W. H. Koch, H. Grimm, M. H. Székely-Lulofs und W. Walraven, Frankfurt/M. [u. a.] 2007.

Pyta, Wolfram, Der Erste Weltkrieg und seine Folgen in Deutschland und Frankreich. Kulturelle Deutungen und politische Ordnungsvorstellungen 1914–1933, in: Ders./Carsten Kretschmann (Hg.), Burgfrieden und Union sacrée. Literarische Deutungen und politische Ordnungsvorstellungen in Deutschland und Frankreich 1914–1933, München 2011, S. 1–31.

Rasehorn, Theo, Rechtspolitik und Rechtsprechung. Ein Beitrag zur Ideologie der „Dritten Gewalt", in: Karl Dietrich Bracher (Hg.), Die Weimarer Republik 1918–1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Bonn [2]1988, S. 407–428.

Rauch, Karl, Erwin Guido Kolbenheyer, in: Der Schacht. Unpolitisches Wochenblatt für bewußte Kulturarbeit im Ruhrgebiet 4 (1927/28), S. 332–335.

Reichardt, Sven, Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA, Köln [u. a.] [2]2009.

Reif, Sieglinde, Hunger, Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, „Demobilmachung". Folgen des Ersten Weltkrieges in München, in: Sybille Krafft (Hg.), Zwischen den Fronten. Münchner Frauen in Krieg und Frieden 1900–1950, München 1995, S. 108–122.

Reinhard, Wolfgang, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung" als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600, München 1979.

Reininger, Robert, Friedrich Nietzsches Kampf um den Sinn des Lebens. Der Ertrag seiner Philosophie für die Ethik, Wien [u. a.] 1922.

Reitmayer, Morten/Marx, Christian, Netzwerkansätze in der Geschichtswissenschaft, in: Christian Stegbauer/Roger Häußling (Hg.), Handbuch Netzwerkforschung, Wiesbaden 2011, S. 869–880.

Rendtorff, Heinrich, Vom deutschen Volkstum und von seiner politischen Verantwortung. Vortrag, am 21. Juni 1928 gehalten auf Einladung der Kieler Freien Studentenschaft, in: Ders., Der Deutsche und sein Volk. Zwei Reden, Kiel 1929, S. 16–27.

Renz, Otto [i. e. Ottokar Lorenz], Der neue Kunstwille in Hans Grimm: „Volk ohne Raum", in: Akademischer Beobachter. Das Blatt der neuen Front 1 (1929), S. 222 f.

Rheinberger, Hans-Jörg, Kurze Geschichte der Molekularbiologie, in: Ilse Jahn (Hg.), Geschichte der Biologie. Theorien, Methoden, Institutionen, Kurzbiographien, Jena [u. a.] [3]1998, S. 642–663.

Ders./Müller-Wille, Staffan, Vererbung. Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts, Frankfurt/M. 2009.

Ribhegge, Wilhelm, August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse, Bonn-Bad Godesberg 1973.

Ried, Georg, Wesen und Werden der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1951.

Ders., Wesen und Werden der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart, München [11]1957.

Ders., Wesen und Werden der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart, München [22]1972.

Rippey, Theodore F., Rationalisation, race, and the Weimar response to jazz, in: German Life and Letters. New Series 60 (2007), H. 1, S. 75–97.

Ritter, Karl Bernhard, Deutsches Volkstum, in: Eckart. Blätter für evangelische Geisteskultur 2 (1925/26), S. 378 f.

Roelcke, Volker, Roman der rassischen Reinheit. „Die Sünde wider das Blut" von Artur Dinter (1917/18), in: Dirk van Laak (Hg.), Literatur, die Geschichte schrieb, Göttingen 2011, S. 165–181.

Röhl, John C. G., Wilhelm II., München 2013.

Röhl, Klaus Rainer, Nähe zum Gegner. Kommunisten und Nationalsozialisten im Berliner BVG-Streik von 1932, Frankfurt/M. [u. a.] 1994.

Röhr, Werner, Das Sudetendeutsche Freikorps. Diversionsinstrument der Hitler-Regierung bei der Zerschlagung der Tschechoslowakei, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 52 (1993), S. 35–66.

Rosenberg, Alfred, Der völkische Staatsgedanke. Überlieferung und Neugeburt, München 1924.

Ders., Die internationale Hochfinanz als Herrin der Arbeiterbewegung in allen Ländern, München 1925.

Ders., Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, München 1930.
Rösner, Thomas, Adolf Bartels, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 874–894.
Rossbacher, Karlheinz, Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende, Stuttgart 1975.
Roth, Ralf, Der Sturz des Eisenbahnkönigs Bethel Henry Strousberg. Ein jüdischer Wirtschaftsbürger in den Turbulenzen der Reichsgründung, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 10 (2001), S. 86–111.
Rüdel, H., Antisemitismus, in: Burschenschaftliche Blätter 45 (1930/31), S. 277–279.
Rusinek, Bernd-A., Von Schneider zu Schwerte. Anatomie einer Wandlung, in: Ders./Wilfried Loth (Hg.), Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt/M. 1998, S. 143–180.
Ders., Die „Nationalsozialistischen Monatshefte" und „Volkstum und Heimat", in: Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890–1960), Bern [u. a.] 2003, S. 575–616.
Ruth, John L., A christians settlement „In antiquam silvam". The emigration from Krefeld to Pennsylvania in 1683 and the Mennonite community of Germantown, in: Mennonite Quarterly Review 57 (1983), S. 307–331.
Rütters, Peter, Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband (DHV) und der Nationalsozialismus, in: Historisch-politische Mitteilungen 16 (2009), S. 81–108.

Sabrow, Martin, Die verdrängte Verschwörung. Der Rathenau-Mord und die deutsche Gegenrevolution, Frankfurt/M. 1999.
Saldern, Adelheid von, Überfremdungsängste. Gegen die Amerikanisierung der deutschen Kultur in den zwanziger Jahren, in: Alf Lüdtke (Hg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996, S. 213–244.
Sammet, Rainer, „Dolchstoss". Deutschland und die Auseinandersetzung mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg (1918–1933), Berlin 2003.
Sandies, Friedrich, Die Bauhüttenphilosophie Kolbenheyers. Eine Antwort auf den dialektischen Materialismus, in: Klüter Blätter. Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste 6 (1955), Mappe 7, S. 17–23.
Sarkowicz, Hans, Zwischen Sympathie und Apologie. Der Schriftsteller Hans Grimm und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus, in: Karl Corino (Hg.), Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus, Hamburg 1980, S. 120–135.
Ders., Die literarischen Apologeten des Dritten Reiches. Zur Rezeption der vom Nationalsozialismus geförderten Autoren nach 1945, in: Jörg Thunecke (Hg.), Leid der Worte. Panorama des literarischen Nationalsozialismus, Bonn 1987, S. 435–459.
Sauer, Bernhard, Die Deutschvölkische Freiheitspartei (DvFP) und der Fall Grütte, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin, Berlin 1994, S. 179–203.
Ders., Freikorps und Antisemitismus in der Frühzeit der Weimarer Republik, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 56 (2008), S. 5–29.
Schäfer-Richter, Uta/Klein, Jörg, Die jüdischen Bürger im Kreis Göttingen 1933–1945. Göttingen, Hann. Münden, Duderstadt. Ein Gedenkbuch, Göttingen 1992.
Schallmayer, Wilhelm, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie, Jena 1903.
Schaukal, Richard von, Bemerkungen zum Wesen des Jüdischen, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 3 (1921), S. 42–46.
Scheufele, Claudia, Dokumentation einer Annäherung und Distanzierung. Der Briefwechsel zwischen Gottfried Benn und Hans Grimm in den Jahren 1933 bis 1945, in: Benn-Forum. Beiträge zur literarischen Moderne 2 (2010/2011), S. 79–104.
Schildt, Axel/Siegfried, Detlef, Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik von 1945 bis zur Gegenwart, München 2009.
Schilling, Karsten, Das zerstörte Erbe. Berliner Zeitungen der Weimarer Republik im Portrait, Norderstedt 2011.

Schlemmer, Martin, Konrad Adenauer und die Rheinlandfrage. Eine unerledigte Streitfrage?, in: Geschichte im Westen 19 (2004), S. 7–23.
Schlüter, André, Moeller van den Bruck. Leben und Werk, Köln [u. a.] 2010.
Schlüter, Bastian, Ins Gemeindeutsche. Wilhelm Stapel als Übersetzer, in: Monika Costard (Hg.), Mertens lesen. Exemplarische Lektüren für Volker Mertens zum 75. Geburtstag, Göttingen 2012, S. 227–238.
Schmalz, Oliver, Kirchenpolitik unter dem Vorzeichen der Volksnomoslehre. Wilhelm Stapel im Dritten Reich, Frankfurt/M. 2004.
Schmidt, Marianne, Stilistische Studien zu Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie, Würzburg 1941.
Schmitt, Carl, Tagebücher 1930–1934, hg. v. Wolfgang Schuller, Berlin 2010.
Schnädelbach, Herbert, Philosophie in Deutschland 1831–1933, Frankfurt/M. $^{6}$1999.
Schneider, Hermann, Erwin Guido Kolbenheyer, in: Tübinger Chronik und Steinlachbote, 29. Dezember 1928, Nr. 305.
Ders., Der Dichter Erwin Guido Kolbenheyer. Eine Würdigung, in: Klüter Blätter. Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste 3 (1952), Mappe 4, o. S.
Schneider, Thomas F., „Heldisches Geschehen" und „reiner blaublonder Stamm". Die „Erneuerung" der Ballade und ihre Instrumentalisierung durch Börries von Münchhausen (1874–1945) seit 1898, in: Edward Białek (Hg.), Literatur im Zeugenstand. Beiträge zur deutschsprachigen Literatur- und Kulturgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Hubert Orłowski, Frankfurt/M. [u. a.] 2002, S. 541–561.
Schneider, Ute, Die „Romanabteilung" im Ullstein-Konzern der 20er und 30er Jahre, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 25 (2000), S. 93–114.
Schoeps, Julius H./Tress, Werner (Hg.), Verfemt und Verboten. Vorgeschichte und Folgen der Bücherverbrennungen 1933, Hildesheim [u. a.] 2010.
Schoeps, Manfred, Der deutsche Herrenklub. Ein Beitrag zur Geschichte des Jungkonservativismus in der Weimarer Republik, Erlangen-Nürnberg 1974.
Schnurbein, Stefanie von, Die Suche nach einer „arteigenen" Religion in „germanisch-" und „deutsch-gläubigen" Gruppen, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 172–185.
Schönwälder, Karen, Heinrich von Srbik. „Gesamtdeutscher" Historiker und „Vertrauensmann" des nationalsozialistischen Deutschland, in: Doris Kaufmann (Hg.), Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung, Göttingen 2000, S. 528–544.
Schramm, Martin, „Im Zeichen des Hakenkreuzes". Der Deutsche Tag in Bayreuth am 30. September 1923, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 65 (2005), S. 253–275.
Schreiber, Georg, Das deutsche Volkstum und die Kirche. Ein Beitrag zum Ethos der Minderheiten, Köln 1932.
Schreiner, Klaus, „Wann kommt der Retter Deutschlands?" Formen und Funktionen von politischen Messianismus in der Weimarer Republik, in: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 49 (1998), S. 107–160.
Schröcke, Helmut, Kriegsursachen und Kriegsschuld des Zweiten Weltkrieges. Zusammenfassung des Wissensstandes, Viöl 2000.
Schröder, Edward, Paul de Lagarde. Rede bei der Gedächtnisfeier der philosophischen Fakultät am 2. November 1927, in: Mitteilungen [des] Universitätsbund Göttingen 9 (1928), S. 1–14.
Schröder, Stephen, Allgemeine Kriegsbegeisterung? Das „Augusterlebnis" 1914 in regionalhistorischer Perspektive. Der Raum Bergisch Gladbach, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 71 (2007), S. 196–230.
Schulte-Varendorff, Uwe, Die Hungerunruhen in Hamburg im Juni 1919. Eine zweite Revolution?, Hamburg 2010.
Schuhmann, Klaus, „Ich gehe wie ich kam: arm und verachtet". Leben und Werk Max Herrmann-Neißes (1886–1941), Bielefeld 2003.
Ders., Leipzig-Transit. Ein literaturgeschichtlicher Streifzug von der Jahrhundertwende bis 1933, Leipzig 2005.
Schulin, Ernst, Die Französische Revolution, München $^{4}$2004.

Schulz, Edgar Hans/Frercks, Rudolf, Warum Arierparagraph? Ein Beitrag zur Judenfrage, Berlin 1934.
Schulz, Günther, Industrialisierung und verlorene Welten, in: Andreas Wirsching (Hg.), Neueste Zeit, München 2006, S. 33–46.
Schumacher, Wilhelm, Zeitgemäße Volkskunde. Bemerkungen eines Abtrünnigen, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4 (1930), S. 89–92.
Schütz, Marco, Rassenideologien in der Sozialwissenschaft, Bern [u. a.] 1994.
Schwabe, Klaus (Hg.), Die Ruhrkrise 1923. Wendepunkt der internationalen Beziehungen nach dem Ersten Weltkrieg, Paderborn 1984.
Schwarz, Thomas, Kolonialer Ekel und die Kultur der Gewalt. Zur strategischen Allianz von Tropen- und Rassenhygiene mit der deutschen Kolonialliteratur, in: Sven Halse (Hg.), Worte, Blicke, Träume. Beiträge zum deutschen Kolonialismus in Literatur, Fotografie und Ausbildung, Kopenhagen 2007, S. 23–49.
Schwendemann, Heinrich, „Verbrannte Erde"? Hitlers „Nero-Befehl" vom 19. März 1945, in: Ralph Giordano (Hg.), Kriegsende in Deutschland, Hamburg 2005, S. 158–167.
Schwerte, Hans [i. e. Hans Ernst Schneider], Der Weg ins zwanzigste Jahrhundert 1889–1945, in: Annalen der deutschen Literatur. Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Eine Gemeinschaftsarbeit zahlreicher Fachgelehrter, hg. v. Heinz Otto Burger, Stuttgart 1952, S. 719–840.
Schwoch, Rebecca, Ärztliche Standespolitik im Nationalsozialismus. Julius Hadrich und Karl Haedenkamp als Beispiele, Husum 2001.
Sebald, Andrea Elisabeth, Der Kriminalbiologe Franz Exner (1881–1947). Gratwanderung eines Wissenschaftlers durch die Zeit des Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 2008.
Sedlmaier, Alexander, Deutschlandbilder und Deutschlandpolitik. Studien zur Wilson-Administration (1913–1921), Stuttgart 2003.
See, Klaus von/Zernack, Julia, Germanistik und Politik in der Zeit des Nationalsozialismus. Zwei Fallstudien: Hermann Schneider und Gustav Neckel, Heidelberg 2004.
Seeliger, Hermann, Die deutsche Geschichtsschreibung der Neuzeit in ihrer Einstellung zu Judentum und Judenfrage, in: Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk 17 (1933), S. 27–33, 92–97.
Sieferle, Rolf Peter, Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart, München 1984.
Ders., Die konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen (Paul Lensch, Werner Sombart, Oswald Spengler, Ernst Jünger, Hans Freyer), Frankfurt/M. 1995.
Ders., Rassismus, Rassenhygiene, Menschenzuchtideale, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 436–448.
Sieg, Ulrich, Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus, München 2007.
Sieh, Hans G. K., Der Hamburger Nationalistenklub. Ein Beitrag zur Geschichte der christlich-konservativen Strömungen in der Weimarer Republik, Mainz 1963.
Siemens, Daniel, Die „Vertrauenskrise der Justiz" in der Weimarer Republik, in: Moritz Föllmer (Hg.), Die „Krise" der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt/M. [u. a.] 2005, S. 139–163.
Smith, Woodruff D., „Weltpolitik" und „Lebensraum", in: Sebastian Conrad (Hg.), Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914, Göttingen 2004, S. 29–48.
Soergel, Albert, Dichter aus deutschem Volkstum. Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Dritte Folge, Leipzig 1935.
Sombart, Werner (Hg.), Volk und Raum. Eine Sammlung von Gutachten zur Beantwortung der Frage: „Kann Deutschland innerhalb der bestehenden Grenzen eine wachsende Bevölkerung erhalten?", Hamburg 1928.
Sommersberg, Annika, Der Hitler-Mythos im Westdeutschen Beobachter. Euskirchen im Dritten Reich, Tönning [u. a.] 2005.
Sontheimer, Kurt, Der Tatkreis, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 7 (1959), S. 229–260.
Ders., Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1962.

Sösemann, Bernd, Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik. Der Beitrag des jüdischen Publizisten und Politikers Theodor Wolff, in: Julius H. Schopes (Hg.), Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland, Stuttgart [u. a.] 1989, S. 241–268.
Ders., Alles nur Goebbels-Propaganda? Untersuchungen zur revidierten Ausgabe der sogenannten Goebbels-Tagebücher des Münchner Instituts für Zeitgeschichte, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 10 (2008), S. 52–76.
Sothen, Hans B. von, Hans Zehrer als politischer Publizist nach 1945, in: Frank-Lothar Kroll (Hg.), Die kupierte Alternative. Konservatismus in Deutschland nach 1945, Berlin 2005, S. 125–178.
Sowinski, Oliver, Die Deutsche Reichspartei 1950–1965. Organisation und Ideologie einer rechtsradikalen Partei, Frankfurt/M. 1998.
Sprengel, Peter, Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, München 2004.
Stapel, Wilhelm, Volksbürgerliche Erziehung, Jena 1917.
Ders., Volksbürgertum als Erziehungsziel, in: Die Tat. Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur 9 (1917), S. 716–720.
Ders., Antisemitismus, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 1 (1919), S. 165–171.
Ders., Der Jungdeutsche Bund, in: Ebd., S. 280 f.
Ders., Friedrich Naumann tot, in: Ebd., S. 281 f.
Ders., Antisemitismus (Sonderdruck aus dem „Deutschen Volkstum", Bd. 2), Hamburg 1920.
Ders., Der deutsche Mensch, in: Bundesamt des Jungdeutschen Bundes (Hg.), Jungdeutsches Wollen. Vorträge gehalten auf der Gründungstagung des Jungdeutschen Bundes auf Burg Lauenstein vom 9.–12. August 1919, Hamburg 1920, S. 56–75.
Ders., Grenzen des Antisemitismus, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 2 (1920), S. 221 f.
Ders., Recht und Unrecht im Antisemitismus, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 3 (1921), S. 46–52.
Ders., Volkstum (Beruf – Politik – Leben, Bd. 9), Hamburg 1921.
Ders., Deutsche Freiheitslieder, Hamburg 1922.
Ders., Volk und Volkstum, in: Arthur Moeller van den Bruck/Heinrich von Gleichen/Max Hilbert Boehm (Hg.), Die neue Front, Berlin 1922, S. 80–89.
Ders., Landnahme, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 5 (1923), S. 169–175.
Ders., Errungenschaftliches, 1. Radiofunk, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 6 (1924), S. 309–311.
Ders., Die Quall im Universo, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 7 (1925), S. 881–888.
Ders., Die Wesensformen des deutschen Volkes, in: Gustav Deuchler/G. Rosenhagen (Hg.), Volkstum und Bildung. Bericht über die Hamburger Tagung für deutsche Bildung, Pfingsten 1925, Frankfurt/M. 1925, S. 18–21.
Ders., Ecce ingenium teutonicum. Zum Abschluß von Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 7 (1925), S. 919–923.
Ders., Friedrich Lienhard als Erzähler, in: Ebd., S. 759–764.
Ders., Hitlers falscher Ansatz, in: Politische Wochenschrift 1 (1925), Nr. 14, S. 188 f.
Ders., Die gefährliche deutsche Haut, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 8 (1926), S. 942 f.
Ders., Von unserm Verlag, in: Ebd., S. 908–912.
Ders., Adolf Bartels, „Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft", in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 9 (1927), S. 85 f.
Ders., Der volkskonservative Gedanke, in: Jahrbuch für deutschnationale Kaufmannsgehilfen 26 (1927), S. 122–125.
Ders., Grimm, Kolbenheyer und die Frankfurter Zeitung, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 9 (1927), S. 322–324.
Ders., Antisemitismus und Antigermanismus. Über das seelische Problem der Symbiose des deutschen und des jüdischen Volkes, Hamburg 1928.

Ders., Die Fiktionen der Weimarer Verfassung. Versuch einer Unterscheidung der formalen und der funktionalen Demokratie, Hamburg 1928.
Ders./Niedergall, Friedrich, Konservative und liberale Weltanschauung. Eine Aussprache, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 10 (1928), S. 516–520.
Ders., Volksbürgerliche Erziehung. Versuch einer volkskonservativen Erziehungslehre, Hamburg [u. a.] $^{3}$1928.
Ders., Volk und Staat, in: Felix Krueger (Hg.), Philosophie der Gemeinschaft, Berlin 1929, S. 44–58.
Ders., Nach der Wahl, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 12 (1930), S. 795–797.
Ders., „Literarische Diktatur" des DHV?, in: Deutsche Handelswacht 38 (1931), S. 217–219.
Ders., Die Rolle der Juden im politischen Leben der Gegenwart. Vortrag auf der zweiten Konferenz zum Studium der jüdischen Frage in Nyon bei Genf, veranstaltet vom Weltstudentenwerk. 15. April 1931, in: Der Ring 4 (1931), S. 402–408.
Ders., Die Situation der deutschen Dichtkunst in der Gegenwart. Vortrag, gehalten am 1. Juni 1931 in Gera während der Deutschen Dichtertagung auf Schloß Osterstein, in: Die neue Literatur 32 (1931), S. 401–416.
Ders., Sechs Kapitel über Christentum und Nationalsozialismus, Hamburg 1931.
Ders., Aphoristisches zur Judenfrage, in: Hermann Bahr (Hg.), Der Jud ist schuld…? Diskussionsbuch über die Judenfrage, Basel [u. a.] 1932, S. 171–174.
Ders., Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus, Hamburg 1932.
Ders., Forderungen zur Kulturpolitik, in: Albrecht Erich Günther (Hg.), Was wir vom Nationalsozialismus erwarten. Zwanzig Antworten, Heilbronn 1932, S. 154–157.
Ders., Versuch einer praktischen Lösung der Judenfrage, in: Ebd., S. 186–191.
Ders., Der zwölfte November, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 15 (1933), S. 1004.
Ders., Die Kirche Christi und der Staat Hitlers, Hamburg 1933.
Ders., Das erste Drama vom Reich der Deutschen, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 16 (1934), S. 397–402.
Ders., Weltvolk oder Heimvolk, in: Ebd., S. 793–800.
Ders., Besinnungen zur Judenfrage, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 17 (1935), S. 71–73.
Ders., Der „maskierte" Stapel. Antwort auf persönliche Angriffe, in: Ebd., S. 640–642.
Ders., Mythos oder Ethos? Eine Auseinandersetzung mit Alfred Rosenberg, in: Ebd., S. 352–361.
Ders., Der preußische Staat, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 18 (1936), S. 748–754.
Ders., Das Ende des Kunstwarts, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 19 (1937), S. 817 f.
Ders., Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918–1933, in: Forschungen zur Judenfrage. Sitzungsberichte der Ersten Arbeitstagung der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands vom 19. bis 21. November 1936, Hamburg 1937, S. 165–193.
Ders., Das ganze Deutschland soll es sein!, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 20 (1938), S. 217–219.
Ders., Friedrich Naumann, in: Ebd., S. 380–387.
Ders., Kolbenheyer, in: Ebd., S. 841–846.
Ders., Zwanzig Jahre „Deutsches Volkstum". Erinnerungen, in: Ebd., S. 795–810.
Ders., Die drei Stände. Versuch einer Morphologie des deutschen Volkes, Hamburg 1941.
Ders., England und Europa, in: Nation Europa. Monatsschrift im Dienst der europäischen Erneuerung 1 (1951), S. 9–13.
Ders., Um den Schuman-Plan, in: Ebd., S. 36 f.
Ders., Kolbenheyer, in: Briegische Briefe. Schlesische Monatsschrift für Volkstum und Geistesleben 5 (1951), S. 292–295.
Ders., Zwei benachbarte Ängste, in: Nation Europa. Monatsschrift im Dienst der europäischen Erneuerung 3 (1953), S. 35–39.
Ders., Politische Irrtümer Hitlers, in: Die Aula. Monatsschrift österreichischer Akademikerverbände 4 (1953/54), S. 4–6.

Stark, Gary D., Entrepreneurs of ideology. Neoconservative publishers in Germany 1890–1933, Chapel Hill 1981.
Steigmann-Gall, Richard, „Furor protestanticus". Nazi conceptions of Luther 1919–1933, in: Kirchliche Zeitgeschichte 12 (1999), S. 274–286.
Stephenson, Jill, „Reichsbund der Kinderreichen". The League of Large Families in the population policy of Nazi Germany, in: European History Quarterly 9 (1979), S. 351–375.
Steveling, Lieselotte, Juristen in Münster. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Münster 1999.
Dies., Aus der Geschichte der juristischen Fakultät Münster, in: Bernhard Großfeld (Hg.), Westfälische Jurisprudenz. Beiträge zur deutschen und europäischen Rechtskultur. Festschrift aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Juristischen Studiengesellschaft Münster, Münster [u. a.] 2000, S. 521–554.
Stöber, Rudolf, Vom „Augusterlebnis" zur „Novemberrevolution". Öffentlichkeit zwischen Kriegsbegeisterung (?) und Herbstdepression, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 15 (2013), S. 89–122.
Stöckel, Sigrid (Hg.), Die „rechte Nation" und ihr Verleger. Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890–1979, Berlin 2002.
Stöcker, Georg, Agrarideologie und Sozialreform im Deutschen Kaiserreich. Heinrich Sohnrey und der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege 1896–1914, Göttingen 2011.
Stolleis, Michael, Der „Mordfall Heinze" und die „Lex Heinze", in: Bernhard Greiner, Recht und Literatur. Interdisziplinäre Bezüge, Heidelberg 2010, S. 219–235.
Strallhofer-Mitterbauer, Helga, NS-Literaturpreise für österreichische Autoren. Eine Dokumentation, Wien [u. a.] 1994.
Strelka, Joseph P., Exil, Gegenexil und Pseudoexil in der Literatur, Tübingen [u. a.] 2003.
Ströle-Bühler, Heike, Studentischer Antisemitismus in der Weimarer Republik. Eine Analyse der Burschenschaftlichen Blätter 1918 bis 1933, Frankfurt/M. 1991.
Suchy, Barbara, Die jüdische Presse im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Julius H. Schoeps (Hg.), Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland, Stuttgart [u. a.] 1989, S. 167–191.

Thiele, Ulrich, „Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt". Zur Problematik negativistischer Identitätskonstruktionen, in: Rüdiger Voigt (Hg.), Freund-Feind-Denken. Carl Schmitts Kategorie des Politischen, Stuttgart 2011, S. 151–172.
Thomke, Helmut, Politik und Christentum bei Wilhelm Stapel. Ein Beitrag zur Analyse des totalitaristischen Habitus sowie des Kirchenkampfes im Dritten Reich, 2 Bde., Mainz 1973.
Thomsen, Andreas, Das Aussterben der modernen Kultur-Völker, Chemnitz 1922.
Ders., Der Völker Vergehen und Werden. Grundlage einer allgemeinen Völkerpolitik, Leipzig 1925.
Tilgner, Wolfgang, Volksnomostheologie und Schöpfungsglaube. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenkampfes, Göttingen 1966.
Tilitzki, Christian, Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Berlin 2002.
Titze, Hartmut, Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820–1944, Darmstadt 1987.
Todorow, Almut, Das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" in der Weimarer Republik. Zur Grundlegung einer rhetorischen Medienforschung, Tübingen 1996.
Dies., Deutsche Philologie und Judentum im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" während der Weimarer Republik, in: Wilfried Barner/Christoph König (Hg.), Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871–1933, Göttingen 2001, S. 35–40.
Travers, Martin, Critics of modernity. The literature of the conservative revolution in Germany 1890–1933, New York [u. a.] 2001.
Tress, Werner, Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bonn 2009.

Ulbricht, Justus H., Kulturrevolution von rechts. Das völkische Netzwerk 1900–1930, in: Detlev Heiden/Gunther Mai (Hg.), Thüringen auf dem Weg ins „Dritte Reich", Erfurt 1996, S. 41–64.

Ders., „Goethe-Schiller-Universität Jena-Weimar"? Die Salana im politisch-intellektuellen Netzwerk der Doppelstadt. Eine Skizze, in: Uwe Hoßfeld (Hg.), „Kämpferische Wissenschaft". Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus, Köln [u. a.] 2003, S. 321–360.
Ders., „Ein heimlich offener Bund für das große Morgen…" Methoden systematischer Weltanschauungsproduktion während der Weimarer Republik, in: Hubert Cancik (Hg.), Antisemitismus, Paganismus, Völkische Religion, München 2004, S. 65–81.
Ders., „Von deutscher Art und Kunst". Deutschnationale Verlagspolitik und völkische (Buch-) Ideologie, in: Michael Knoche (Hg.), Das „deutsche Buch" in der Debatte um nationale Identität und kulturelles Erbe, Göttingen 2006, S. 95–113.
Ders., Pädagogik der „Volkwerdung". Kontexte, Genese und Intention völkischer Erwachsenenbildung, in: Paul Ciupke [u. a.] (Hg.), „Die Erziehung zum deutschen Menschen". Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 31–52.
Ullmann, Hermann, Amor Dei, in: Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland 10 (1909), Sp. 329–331.
Ders., Erwin Guido Kolbenheyer, in: Eckart. Ein deutsches Literaturblatt 7 (1912/13), S. 527–534.
Ders., Rassedienst und nationale Zukunft, in: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 4 (1922), S. 72–77.
Ders., Ingenium teutonicum, in: Politische Wochenschrift 1 (1925), Nr. 51, S. 688.
Ullrich, Anna, „Nun sind wir gezeichnet". Jüdische Soldaten und die „Judenzählung" im Ersten Weltkrieg, in: Ulrike Heikaus/Julia Barbara Köhne (Hg.), Krieg! Juden zwischen den Fronten 1914–1918, Berlin 2014, S. 217–238.
Urbach, Karina/Buchner, Bernd, Prinz Max von Baden und Houston Stewart Chamberlain. Aus dem Briefwechsel 1909–1919, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 52 (2004), S. 121–177.
Uzulis, André, DNB, „Darf nichts bringen". Eine Nachrichtenagentur im Dritten Reich, in: Christoph Studt (Hg.), „Diener des Staates" oder „Widerstand zwischen den Zeilen"? Die Rolle der Presse im „Dritten Reich", Münster 2007, S. 107–114.

Valentin, Veit, Geschichte der Deutschen, Bd. 2, Berlin $^{2}$1947.
Veraguth, Hans Peter, Erwachsenenbildung zwischen Religion und Politik. Die protestantische Erwachsenenbildungsarbeit in und außerhalb der freien Volksbildung in Deutschland von 1919 bis 1948, Stuttgart 1976.
Verhey, Jeffrey, Der „Geist von 1914" und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.
Vielberth, Wilhelm, Der Nationalsozialismus, in: Politische Zeitfragen. Monatsschrift über alle Gebiete des öffentlichen Lebens 5 (1923), S. 65–103.
Vodosek, Peter, Annäherung an Ackerknecht, in: Fritz Leopold (Hg.), Der Nachlass Erwin Ackerknecht, Marbach 1995, S. 13–32.
Volk in Not! Ein Weck- und Mahnruf der Arbeitsgemeinschaft der Völkischen Akademiker-Verbände des Deutschen Sprachgebietes, Mit einem ausführlichen Bericht über den zweiten deutschen Akademikertag. 15.–19. Ostermonds 1925, o. O. $^{2}$1925.
Volkelt, Hans, Über die Forschungsrichtung des Psychologischen Instituts der Universität Leipzig. Zu seiner Fünfzigjahrfeier am 21. November 1925, in: Arthur Hoffmann (Hg.), Literarische Berichte aus dem Gebiete der Philosophie, Erfurt 1925, S. 14–20.
Vollhardt, Ulla-Britta, Der „Deutsche Notbund gegen die Schwarze Schmach" und das Auftrittsverbot für Josephine Baker. Wahrnehmungen von Schwarzen im München der 1920er Jahre, in: Angela Koch (Hg.), Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden in München, Berlin 2005, S. 229–239.
Vollmer, Dieter, Zum 80. Geburtstag von Hans Grimm, in: Nation Europa. Monatsschrift im Dienst der europäischen Erneuerung 5 (1955), S. 57–59.
Vondung, Klaus, Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit, in: Ders./Gerhard Dilcher (Hg.), Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976, S. 20–33.
Vopel, Stephan, Radikaler, völkischer Nationalismus in Deutschland 1917–1933, in: Heiner Timmermann (Hg.), Nationalismus und Nationalbewegung in Europa 1914–1945, Berlin 1999, S. 161–182.

Vordermayer, Thomas, Die Rezeption Ernst Moritz Arndts in Deutschland 1909/10 – 1919/20 – 1934/35, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 58 (2010), S. 483–508.

Wahl, Adalbert, Der völkische Gedanke und die Höhepunkte der neueren deutschen Geschichte, Langensalza 1925.
Ders., Deutsche Geschichte. Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkriegs 1871–1914, 4 Bde., Stuttgart 1926–1936.
Ders., Vom Führertum in der Geschichte, Langensalza 1929.
Wala, Michael, Amerikanisierung und Überfremdungsängste. Amerikanische Technologie und Kultur in der Weimarer Republik, in: Ders. (Hg.), Technologie und Kultur. Europas Blick auf Amerika vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Köln [u. a.] 2000, S. 121–146.
Waldmann, Alexander, Jüdischer und arischer Geist, jüdischer und arischer Jesus, in: Preußische Jahrbücher 179 (1920), S. 423–444.
Walkenhorst, Peter, Der „Daseinskampf des Deutschen Volkes". Nationalismus, Sozialdarwinismus und Imperialismus im wilhelminischen Deutschland, in: Jörg Echternkamp (Hg.), Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960, München 2002, S. 131–148.
Walle, Heinrich, Europäische Truppen im kolonialen Einsatz. Die Kaiserliche Schutztruppe des Deutschen Reiches, in: Michael Salewski (Hg.), Armeen in Europa – europäische Armeen. Von den Kreuzzügen bis ins 21. Jahrhundert, Münster 2004, S. 87–117.
Walther, Karl August, Volk ohne Raum. Zur Volksausgabe des Werkes von Hans Grimm, in: Der Hochwart. Monatsschrift für geistigen Austausch und schöpferischen Aufbau, für sachliche Verständigung und seelische Vertiefung 2 (1932), S. 114.
Wandrey, Conrad, Ervin [sic!] Guido Kolbenheyer, in: Essener Allgemeine Zeitung, 13. November 1926.
Ders., Erwin Guido Kolbenheyer. Ein geistiger Umriss, in: Die literarische Welt. Unabhängiges Organ für das deutsche Schrifttum 3 (1927), Nr. 3, S. 3.
Ders., Bekenntnis zu Kolbenheyer, in: Münchner Neueste Nachrichten, 29. Dezember 1928.
Ders., Biologische Kulturbesinnung, in: Die literarische Welt. Unabhängiges Organ für das deutsche Schrifttum 7 (1931), Nr. 7, S. 1, 8.
Ders., Kolbenheyer. Der Dichter und der Philosoph, München 1934.
Weber, Wolfgang, Völkische Tendenzen in der Geschichtswissenschaft, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, S. 834–858.
Wegner, Bernd, Präventivkrieg 1941? Zur Kontroverse um ein militärhistorisches Scheinproblem, in: Jürgen Elvert (Hg.), Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert. Jubiläumstagung der Ranke-Gesellschaft in Essen 2001, Wiesbaden 2003, S. 206–219.
Wegner, Paul, Paracelsus, der ewige Deutsche, in: Eckart. Blätter für evangelische Geisteskultur 2 (1926), S. 205–209.
Weidenfeller, Gerhard, VDA, Verein für das Deutschtum im Ausland, Allgemeiner Deutscher Schulverein (1881–1918). Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalismus und Imperialismus im Kaiserreich, Bern [u. a.] 1976.
Weiershausen, Romana, Wissenschaft und Weiblichkeit. Die Studentin in der Literatur der Jahrhundertwende, Göttingen 2004.
Weigel, Björn, „Märzgefallene" und Aufnahmestopp im Frühjahr 1933. Eine Studie über den Opportunismus, in: Wolfgang Benz (Hg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder, Frankfurt/M. 2009, S. 91–109.
Weiling, Christoph, Die „Christlich-deutsche Bewegung". Eine Studie zum konservativen Protestantismus in der Weimarer Republik, Göttingen 1998.
Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt/M. 1988.
Weininger, Otto, Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung, Wien $^{6}$1905.
Weinreich, Otto, Die humanistische Bildungsidee in Schule und Hochschule, in: Hans Gerber (Hg.), Die Universität. Ihre Geschichte, Aufgabe und Bedeutung in der Gegenwart (Öffentliche Vorträge der Universität Tübingen Wintersemester 1932/33), Stuttgart 1933, S. 159–184.

Weipert, Matthias, Siedlung und innere Kolonisation. Bevölkerung, Landwirtschaft und Industrie im Spiegel der „Deutschen Rundschau" von der Jahrhundertwende bis zum Ende der Weimarer Republik, in: Rainer Mackensen (Hg.), Das Konstrukt „Bevölkerung" vor, im und nach dem „Dritten Reich", Wiesbaden 2005, S. 95–107.

Ders., „Mehrung der Volkskraft". Die Debatte über Bevölkerung, Modernisierung und Nation 1890–1933, Paderborn 2006.

Ders., Nationaler Wiederaufstieg durch Bevölkerungspolitik. Demographiedebatten in der Weimarer Republik, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 35 (2007), S. 128–144.

Weiss, Edgar, Zur Arbeiter- und Frauenfrage bei August Bebel, Friedrich Paulsen und Ferdinand Tönnies, in: Lars Clausen (Hg.), „Ausdauer, Geduld und Ruhe". Aspekte und Quellen der Tönnies-Gesellschaft, Hamburg 1991, S. 161–181.

Weltsch, Robert (Hg.), Ja-Sagen zum Judentum. Eine Aufsatzreihe der Jüdischen Rundschau zur Lage der deutschen Juden, Berlin 1933.

Wendehorst, Alfred, Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg 1743–1993, München 1993.

Wendt, Siegfried, Erwin Guido Kolbenheyer spricht über Probleme deutscher Lebensgestaltung, in: Akademische Nachrichten der Handels-Hochschule Mannheim 7 (1931/32), S. 2 f.

Werner, Vanessa, Sarrazin – Physiognomie eines Bestsellers, in: Kodex. Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft 2 (2012), S. 159–174.

Wessels, André, A century of postgraduate Anglo-Boer War (1899–1902) Studies. Masters' and doctoral studies completed at universities in South Africa, in English-speaking countries and on the European continent 1908–2008, Bloemfontein 2010.

Westecker, Wilhelm, Kolbenheyer als Zeitkritiker, in: Kritische Gänge. Beilage der Berliner Börsen-Zeitung, 25. Oktober 1931.

Westenfelder, Frank, Genese, Problematik und Wirkung nationalsozialistischer Literatur am Beispiel des historischen Romans zwischen 1890 und 1945, Frankfurt/M. 1989.

Wiechert, Ernst, Jahre und Zeiten. Erinnerungen, Zürich 1949.

Wiede, Wiebke, Rasse im Buch. Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik, München 2011.

Wiese, Christian, „Unheilsspuren". Zur Rezeption von Martin Luthers „Judenschriften" im Kontext antisemitischen Denkens in den Jahrzehnten vor der Schoah, in: Peter von der Osten-Sacken (Hg.), Das mißbrauchte Evangelium. Studien zu Theologie und Praxis der Thüringer Deutschen Christen, Berlin 2002, S. 91–135.

Wigger, Iris, Die „Schwarze Schmach am Rhein". Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Münster 2007.

Wildt, Michael, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.

Ders., „Volksgemeinschaft" als politischer Topos in der Weimarer Republik, in: Alfred Gottwaldt (Hg.), NS-Gewaltherrschaft. Beiträge zur historischen Forschung und juristischen Aufarbeitung, Berlin 2005, S. 23–39.

Winkler, Heinrich August, Der lange Weg nach Westen, Bd. 2: Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich" bis zur Wiedervereinigung, München $^{4}$2002.

Winkler, Helmut, Malthus. Krisenökonom und Moralist, Innsbruck 1996.

Winko, Simone, Literaturkanon als „invisible hand"-Phänomen, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), Literarische Kanonbildung, München 2002, S. 9–24.

Winnig, August, Die neue Weltlage, in: Arthur Moeller van den Bruck/Heinrich von Gleichen/Max Hildebert Boehm (Hg.), Die neue Front, Berlin 1922, S. 352–358.

Ders., Rund um Hitler. Aus zwanzig Jahren. Erfahrungen und Erinnerungen, London 1946.

Wirsching, Andreas, Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999.

Ders., „Man kann nur Boden germanisieren". Eine neue Quelle zu Hitlers Rede vor den Spitzen der Reichswehr am 3. Februar 1933, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 49 (2001), S. 517–550.

Ders., Der Erste Weltkrieg und die Entwicklungsdynamik der totalitären Ideologien, in: Rüdiger Voigt (Hg.), Krieg. Instrument der Politik? Bewaffnete Konflikte im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert, Baden-Baden 2002, S. 37–58.

Ders., „Augusterlebnis“ 1914 und „Dolchstoß“ 1918 – zwei Versionen derselben Legende?, in: Volker Dotterweich (Hg.), Mythen und Legenden in der Geschichte, München 2004, S. 187–202.
Ders., Politische Generationen, Konsumgesellschaft, Sozialpolitik. Zur Erfahrung von Demokratie und Diktatur in Zwischenkriegszeit und Nachkriegszeit, in: Anselm Doering-Manteuffel (Hg.), Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, München 2006, S. 43–64.
Ders., Die Weimarer Republik. Politik und Gesellschaft, München $^{2}$2008.
Ders., Kronzeuge des deutschen „Sonderwegs“? Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ (1914), in: Johannes Hürter/Jürgen Zarusky (Hg.), Epos Zeitgeschichte. Romane des 20. Jahrhunderts in zeithistorischer Sicht, München 2010, S. 9–25.
Witte, Claudia, Artur Dinter. Die Karriere eines professionellen Antisemiten, in: Barbara Danckwortt (Hg.), Historische Rassismusforschung. Ideologen, Täter, Opfer, Hamburg 1995, S. 113–151.
Wocke, Helmut, Neue Jugend und neue Dichtung. Darstellender Teil, München 1930.
Wohlgemuth-Berglund, Gisela, Der Kampf um den Leser im Dritten Reich. Die Literaturpolitik der „Neuen Literatur“ (Will Vesper) und der „Nationalsozialistischen Monatshefte“, Worms 1980.
Wolfradt, Uwe, Die Völkerpsychologie von Wilhelm Wundt, in: Claus Deimel (Hg.), Auf der Suche nach Vielfalt. Ethnographie und Geographie in Leipzig, Leipzig 2009, S. 185–192.
Ders., Ethnologie und Psychologie. Die Leipziger Schule der Völkerpsychologie, Berlin 2011.
Wulf, Joseph (Hg.), Kultur im Dritten Reich, Bd. 2: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Berlin 1989.
Wundt, Max, Vom Geist unserer Zeit, München 1920.
Würmann, Carsten, Vom Volksschullehrer zum „vaterländischen Erzieher“. Wilhelm Schäfer. Ein völkischer Schriftsteller zwischen sozialer Frage und deutscher Seele, in: Christiane Caemmerer (Hg.), Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933–1945, Opladen 1996, S. 151–168.

Zaborowski, Holger, „Der verwüstenden Sandstürme nicht vergessen…“ Zur Diskussion über das Verhältnis Martin Heideggers zum Nationalsozialismus, in: Bernd Martin (Hg.), 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Bd. 3: Von der badischen Landesuniversität zur Hochschule des 21. Jahrhunderts, Freiburg [u. a.] 2007, S. 355–373.
Zeck, Mario, Das Schwarze Korps. Geschichte und Gestalt des Organs der Reichsführung SS, Tübingen 2002.
Zeising, Andreas, Revision der Kunstbetrachtung. Paul Fechter und die Kunstkritik der Presse im Nationalsozialismus, in: Ruth Heftrig (Hg.), Kunstgeschichte im „Dritten Reich“. Theorien, Methoden, Praktiken, Berlin 2008, S. 171–186.
Zeller, Regine, Die Revolution durch ein Kaleidoskop betrachtet. Ernst Glaesers „Frieden“ (1930), in: Ulrich Kittstein (Hg.), „Friede, Freiheit, Brot“. Romane zur deutschen Novemberrevolution, Amsterdam [u. a.] 2009, S. 181–195.
Zeman, Herbert (Hg.), Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung, Bd. 4: Ihr Profil von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart (1880–1980), Teil 1, Graz 1989.
Ziegler, Matthes, Wilhelm Stapel und die Judenfrage, in: Nationalsozialistische Monatshefte. Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP 8 (1937), S. 410–417.
Ziesel, Kurt, Das verlorene Gewissen. Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machtträger von heute, München $^{7}$1961.
Zimmerer, Jürgen, Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia, Münster [u. a.] $^{2}$2002.
Zimmermann, Albert, Rudolf Mosse gegen DHV, in: Mitteilungen des allgemeinen deutschen Buchhandlungsgehilfen-Verbandes 30 (1931), S. 185–188.
Zimmermann, Hans Dieter, „Innere Emigration“. Ein historischer Begriff und seine Problematik, in: Frank-Lothar Kroll (Hg.), Schriftsteller und Widerstand. Facetten und Probleme der „Inneren Emigration“, Göttingen 2012, S. 45–61.

Zimmermann, Peter, Kampf um den Lebensraum. Ein Mythos der Kolonial- und der Blut-und-Boden-Literatur, in: Horst Denkler/Karl Prümm (Hg.), Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen, Stuttgart 1976, S. 165–182.
Zmarzlik, Hans-Günther, Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 11 (1963), S. 246–273.
Zuber, Uwe (Hg.), Julius Goldstein. Der jüdische Philosoph in seinen Tagebüchern 1873–1929, Hamburg [u. a.] 2008.
Zweig, Stefan, Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt/M. 1980.

# Personenregister

Die Namen „Hans Grimm“, „Erwin Guido Kolbenheyer“ und „Wilhelm Stapel“ werden aufgrund ihrer sehr häufigen Nennung im Folgenden nicht aufgeführt. Ansonsten enthält das Personenregister sämtliche Namen des Haupttexts sowie des Anmerkungsapparats, sofern sie nicht Teil der bibliografischen Angaben und keine literarischen Figuren sind.


Achterberg, Eberhard 302
Ackerknecht, Erwin 49, 58, 124–129, 144, 149, 376, 412
Adenauer, Konrad 385
Adickes, Erich 200
Ahlemann, Georg 109
Alker, Ernst 120, 183f.
Althaus, Paul 26, 101
Anrich, Gustav 198
Arndt, Ernst Moritz 340f., 361
August Wilhelm von Preußen 323
Avenarius, Ferdinand 39

Baden, Max von 3f.
Badt, Hermann 53
Bartels, Adolf 3, 39, 68–76, 125, 127, 161, 200
Bauer, Erwin 239
Bauer, Max 52
Baum, Hermann 219–221
Bebel, August 254f.
Behrend, Walter 121
Below, Georg von 48
Benn, Gottfried 288
Bergengruen, Werner 106, 139, 348, 388
Berndt, Alfred-Ingemar 304, 352
Bernhard, Georg 53
Bernhardi, Friedrich von 13
Berve, Helmut 232
Beumelburg, Werner 325
Beye, Wilhelm 191
Binder, Julius 101
Birkenfeld, Günther 85
Birk, Walter 200
Bismarck, Otto von 61, 253, 392
Blaich, Hans Erich 123
Bloem, Walter 165
Blomberg, Werner von 169
Blüher, Hans 161f.
Blunck, Hans Friedrich 83, 131, 325, 332, 338
Böhme, Herbert 387–389
Böhme, Jakob 37
Böök, Fredrik 198–200
Bormann, Martin 300
Börries, Hans G. von 392
Bovet, Pierre 53
Brandi, Karl 196
Braun, Harald 116
Breslauer, Samuel 140f.
Breuer, Stefan 9f., 12f., 48, 227
Bronnen, Arnolt 321
Broszat, Martin 8
Brüdigam, Heinz 387
Bruhns, Leo 219
Brunner, Otto 308
Buchner, Bernd 3
Burte, Hermann 376
Busch, Stefan 407

Carossa, Hans 348
Chamberlain, Houston Stewart 3f., 251, 384
Chevallerie, Otto de la 233
Churchill, Winston 379f.
Classen, Walther 40, 150
Claß, Heinrich 13, 64, 249, 324
Claudius, Hermann 94
Clemenceau, George 192
Cohn, Oskar 160
Conrady, Carl Otto 56
Conze, Eckart 380
Cremers, Paul Joseph 116
Crick, Francis 171

Dähnhardt, Heinz 317
d'Alquen, Gunter 304, 335f.
Darré, Walther 169
Darwin, Charles 173, 181
Day, Uwe 21
Debye, Peter 221
Deißinger, Hans 208
Delbrück, Hans 52
Demann, Hermann 168f.
Dettelbach, Hans von 184
Dibelius, Otto 26
Dickel, Otto 48
Dienemann, Max 167f.
Dietrich, Otto 169
Dimt, Peter 147, 357
Dinter, Artur 68–70, 76
Döblin, Alfred 56, 84, 106
Dönicke, Walter 298
Drill, Robert 95
Dünninger, Josef 302

Dupeux, Louis 154f.
Dürckheim, Karlfried Graf 116
Düring, Eugen 151
Duwe, Wilhelm 406
D'Annunzio, Gabriele 305

Ebert, Friedrich 336
Ehelof, Hans 101
Ehrhardt, Arthur 383f., 386, 421
Eisner, Kurt 159
Ende, Michael 17
Engelmann, Theo 108
Enking, Ottomar 37
Ensslin, Gudrun 382
Erckert, Friedrich von 63
Ernst, Paul 82, 93
Exner, Franz 219–221

Fechter, Paul 118f.9, 131–135, 137–139, 165, 290, 307, 322f., 400–402, 416
Feder, Gottfried 71, 169
Feuchtwanger, Lion 84, 106f., 117
Fichte, Johann Gottlieb 45, 79, 151, 215
Fischer, Eugen 239
Fischer, Hans 123f.
Fisher, Geoffrey Francis 364
Foerster, Wilhelm 52
Franke, Hans 111
Franke, Manfred 22f., 374
Frank, Walter 102f., 169, 278f., 281, 302, 309, 315
Frantz, Constantin 258
Freisler, Roland 325f., 365
Frey, Emil Karl 289
Freyer, Hans 331
Frick, Wilhelm 116, 169, 204, 252, 255, 325f., 365
Friedmann, Hermann 405
Friedrich, Hans-Edwin 20
Friedrich II. (der Große) 31, 256f.
Fritsch, Theodor 4, 109, 151, 265
Furtwängler, Wilhelm 169
Fuß, Karl 120

Ganzer, Karl Richard 308–310
Gayda, Franz Alfons 83
Gay, Peter 111
Geheeb, Reinhold 147, 313
Geißler, Ewald 213f.
Gerber, Hans 227
Gercke, Achim 255
Gerstenhauer, Max Robert 70, 240
Geßler, Otto 31f.
Gibson, Hugh 384
Giesz, Ludwig 405
Glaeser, Ernst 84–86, 313
Glaser, Waldemar 341
Gleichen-Rußwurm, Heinrich von 33, 44, 293
Goebbels, Joseph 116, 168f., 255, 267, 278, 291, 294, 296, 320–327, 332, 347, 370, 382
Goethe, Johann Wolfgang von 122f., 151, 166, 412, 449
Goetz, Walter 220f.
Gogarten, Friedrich 101
Goldstein, Julius 166f.
Golf, Arthur 298
Göring, Hermann 169
Graf, Oskar Maria 402
Granovetter, Mark S. 17
Grass, Günther 295
Gregor VII. 89
Grenzmann, Wilhelm 406f.
Grewe, Wilhelm 280
Grimm, Julius 33
Grimme, Adolf 136
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von 81, 400, 412
Grimm, Julius 33
Groth, Klaus 73
Gümbel, Annette 21–23, 34, 59, 130, 369
Gundolf, Friedrich 215
Günther, Albrecht E. 92, 94f., 116, 163, 280f., 300, 322
Günther, Hans F. K. 169, 178f., 236f., 239, 242, 252
Günther, Rudolf 101
Gütt, Arthur 255

Haase, Hugo 159
Habermann, Max 41f., 82, 328
Haegert, Wilhelm 338
Haering, Theodor 181f.
Haffner, Sebastian 226, 368
Hagemeyer, Hans 352
Hambrock, Matthias 151
Hanke, Karl 326
Hansen, Georg 49
Härlen, Hasso 140, 142f., 416
Hartmann, Eduard von 241
Hassel, Kai-Uwe von 369
Hauer, Jakob Wilhelm 200
Haupt, Gunther 98, 111f.
Hauser, Otto 71
Hauske, Hans 209–211
Haußmann, Conrad 38
Hebbel, Friedrich 73
Hecht, Hans 194
Heidegger, Martin 171
Heinrich IV. 89
Heinrich XLV. (Reuß jüngere Linie) 116
Hellpach, Willy 165

Henlein, Konrad 348
Hennig, Edwin 200
Herbert, Ulrich 306
Hermann, Angela 322
Herrmann-Neiße, Max 95–97
Hertz, Heinrich 226
Heß, Rudolf 48, 280, 300
Hesse, Hermann 112
Hesse, Otto Ernst 182f.
Heuss, Theodor 39, 390
Heyden, Franz 82
Heyse, Paul 226
Hierl, Konstantin 169
Hildebrand, Gerhard 66
Himmler, Heinrich 404
Hindenburg, Paul von 51, 279, 323
Hirsch, Emanuel 355
Hitler, Adolf 11, 32, 48, 52, 64, 68, 86, 123, 204, 226, 247, 262–268, 273–281, 287, 289–291, 293–297, 300, 303, 314f., 317f., 322f., 325, 328, 332, 335f., 339, 344f., 347, 349, 351f., 364, 366–374, 377–380, 384, 387, 391f., 407, 417, 419f.
Hoche, Klaus 401f.
Höfler, Otto 76, 199, 288
Höfler, Wolfgang 316
Hofmann, Walter 288
Hofmiller, Josef 117, 126, 206
Holländer, Ludwig 167f.
Hoppmann, Karl 162, 233f.
Höppner, Wolfgang 20
Horst, Karl August 406
Hugenberg, Alfred 294, 321, 328
Humboldt, Wilhelm von 215
Husserl, Edmund 38
Hustert, Hans 320f.

Isenburg, Wilhelm Karl zu 255

Jäger, Christian 21
Jens, Walter 56, 403
Johst, Hanns 21, 116, 169, 280, 325
Jordan, Pascual 189f.
Jügler, Richard 275
Jung, Edgar Julius 162
Jung, Walter 14
Jünger, Ernst 331
Junker, Heinrich 219
Junkers, Hugo 232

Kaehler, Siegfried A. 289
Kahr, Gustav Ritter von 265
Kainz, Friedrich 216
Kaiser, Gerhard 188
Kalkschmidt, Eugen 144, 360, 363
Karsch, Walter 70
Karstedt, Oskar 140f.
Kästner, Erich 402
Keinhorst, Willi 25
Keller, Ernst 61
Kelsen, Hans 53
Kerr, Alfred 77
Kerrl, Hanns 23
Keßler, Heinrich 24, 39, 72, 347
Ketelsen, Uwe-Karsten 34f., 396
Kindermann, Heinz 185f., 397
Kirschner, Martin 200f.
Kittel, Gerhard 190
Klein, Fritz 134, 137f., 165
Klein, Thomas 258
Klönne, Arno 402
Koch, Franz 185–188, 216, 397–399
Koch, Karl 204
Koch, Max 255
Koffka, Kurt 227
König, Robert 184f.
Kopernikus, Nikolaus 184
Körner, Theodor 384
Kracauer, Siegfried 114
Krause, Gerhard 376
Krause, Karl 112
Krieck, Ernst 135–138, 169
Kröning, Erich 210–212, 214f., 217, 219, 298
Kroyer, Theodor 219
Krueger, Felix 5, 116, 225–232, 234–237, 250
Kuby, Erich 376, 377
Kuhn, H. J. 255
Kurth, Hans 301
Kurz, Roland 25f.
Kutzleb, Hjalmar 350–352

Lagarde, Paul de 151, 193f., 196, 215, 258
Lambach, Walther 167
Lamprecht, Karl 220
Landsberg, Otto 159
Langbehn, August Julius 177, 257
Langenbucher, Helmuth 397–399
Langer, Felix 122, 124
Langer, Norbert 399
Lasker, Eduard 253, 255
Lehmann, Ernst 181, 191
Leibl, Wilhelm 258
Lenz, Fritz 11, 239
Ley, Robert 169
Lienhard, Friedrich 71, 74f.
Lilje, Hanns 355
Lindeiner-Wildau, Hans-Erdmann 167
Linden, Walther 291–294
Lipsius, Friedrich 231
Littmann, Enno 222–224
Litt, Theodor 219

Lokatis, Siegfried 20, 30, 88, 101, 105, 113
Lönnecker, Harald 271
Lorenz, Ottokar 102, 309, 315–318
Lörke, Tim 23
Lösch, Niels 191, 413
Lossow, Otto von 265
Ludendorff, Erich 35f., 51f., 71f., 76, 121, 123, 264–266, 268, 301
Ludendorff, Mathilde 71, 76
Luther, Martin 55, 151, 257, 376, 394

Mahrholz, Werner 113f.
Malthus, Thomas R. 368f.
Mannhardt, Johann Wilhelm 280
Mann, Heinrich 305, 331, 403
Mann, Otto 405
Mann, Thomas 112, 291, 388
Martens, Herbert 95
Marx, Christian 18f.
Marx, Karl 315
Matthießen, Wilhelm 121f.
Maurenbrecher, Max 255
Mechow, Karl Benno von 116
Meinardus, Wilhelm 196
Meinecke, Friedrich 247
Meinhof, Carl 101
Meißinger, Karl August 374
Meister, Richard 207f.
Mendelssohn Bartholdy, Felix 226
Merz, Hans 326
Meschendörfer, Alfred 403
Mewaldt, Johannes 213, 222f.
Meyer, Andreas 88, 412
Meyer, Arnold Oskar 194f.
Meyer, Hans 172
Miegel, Agnes 325
Missenharter, Hermann 144
Mitchell, James Clyde 15
Moeller van den Bruck, Arthur 70, 98, 132, 174, 275, 293
Moltke, Helmuth von (d. Ä.) 151
Morgan, Thomas H. 171
Muckermann, Friedrich 121
Müffling, Wilhelm Freiherr von 329
Müller, Alfred Dedo 219
Müller, Aloys 183
Müller-Guttenbrunn, Adam 37
Müller, Hans 37
Münchhausen, Börries von 68–70, 116, 325
Mündler, Eugen 343
Musil, Robert 403
Mussolini, Benito 392

Nabl, Franz 125
Nadler, Josef 214
Nägeli, Carl Wilhelm von 173
Naumann, Friedrich 33, 39f., 51f.
Naumann, Max 166
Nietzsche, Friedrich 128, 392, 414
Nohl, Herman 196

Oehlschläger, Karl 320
Ortlepp, Rudolf 318f.
Oswalt, Vadim 59

Paetow, Karl 308, 311–315
Papen, Franz von 169, 279, 324
Papesch, Josef 390–392
Paracelsus (Theophrastus Bombastus von Hohenheim) 80, 197
Payer, Friedrich von 38
Pechel, Rudolf 401
Pelckmann, Horst 379
Petsch, Robert 121
Peukert, Detlev 306
Pezold, Gustav 93, 97–100, 111f., 294, 330
Planck, Max 169, 336
Pleyer, Wilhelm 403
Plöckinger, Othmar 71
Poewe, Klara 125
Ponfick, Hans 100
Ponten, Josef 403
Preuß, Hugo 11, 160
Prinz, Arthur 164f.
Puschner, Uwe 9f., 14
Pyta, Wolfram 6, 45f., 142

Raabe, Wilhelm 73
Rantzau, Otto zu 299
Rathenau, Walther 53, 112, 159
Reifenberg, Benno 95, 114
Reinhard, Wolfgang 18
Reininger, Robert 128
Reitmayer, Morten 18f.
Remarque, Erich Maria 105, 156
Remhof, Friedrich 326
Rendtorff, Heinrich 101
Reventlow, Ernst Graf zu 266
Ried, Georg 403f.
Riesser, Otto 162
Roedemeyer, Friedrich Karl 324
Röhm, Ernst 169, 296
Rohrbach, Paul 165
Rosenberg, Alfred 84, 102, 232, 248, 268–271, 296–298, 302, 319, 332
Roth, Joseph 403
Rüdel, H. 162
Rudel, Hans-Ulrich 361
Rust, Bernhard 169, 328

Salomon, Ernst von 307, 318

Sarkowicz, Hans 387
Sarrazin, Thilo 237
Sarter, Eberhard 139
Schäfer, Wilhelm 83, 116, 125f., 325
Schaffner, Jakob 58, 272
Schallmayer, Wilhelm 239, 243
Schaukal, Richard von 150
Scheidemann, Philipp 320
Scheidt, Walter 239
Schemm, Hans 295
Scheufele, Claudia 23
Schildt, Axel 381
Schimmelpfeng, Karl Adolf 94
Schirach, Baldur von 169, 318
Schmahl, Eugen 116, 119
Schmalz, Oliver 23, 71, 301, 303
Schmincke, Alexander 197
Schmitt, Carl 52f., 55, 318, 331
Schmitt, Kurt 169
Schmitz, Walter 14
Schneider, Hans Ernst 404f.
Schneider, Hermann 188f., 198–201, 205, 388f.
Schopenhauer, Arthur 151
Schröder, Edward 193
Schulin, Ernst 248
Schulzebeer, Herbert 333
Schulz, Walter 363
Schwarz, Thomas 34
Schweinitz, Hellmut von 375
Schwerin, Friedrich von 49
Schwiedland, Eugen 180
Seeberg, Erich 233
Seeliger, Hermann 250
Sieferle, Rolf Peter 12
Siegfried, Detlef 381
Soergel, Albert 395f.
Sohnrey, Heinrich 48, 78, 83
Sondermann, Gustav 307f.
Sontheimer, Kurt 24
Sösemann, Bernd 322
Spann, Othmar 233
Speer, Albert 368
Spengler, Oswald 48, 70, 184, 317
Spindler, Gert 363
Spinoza, Baruch de 226
Springer, Axel 114
Srbik, Heinrich von 288f.
Staemmler, Martin 255
Stalin, Josef 360, 392
Stapel, Henning 355, 360
Stehr, Hermann 112, 116, 325
Stephan, Horst Emil 219–221
Stoecker, Adolf 258
Straßer, Gregor 268
Strauß, Emil 325
Stresemann, Gustav 52
Strousberg, Bethel Henry 254f.
Studentkowski, Werner 298
Supper, Auguste 123

Thomke, Helmut 24f.
Thomsen, Andreas 5, 225, 237–247
Tilgner, Wolfgang 23
Titius, Arthur 101
Todorow, Almut 114
Tögel, Hermann 255
Trefort, August 36
Treitschke, Heinrich von 151, 257f., 365
Truman, Harry S. 360
Tucholsky, Kurt 130, 200, 402f.

Ulbricht, Justus H. 14
Ullmann, Hermann 85, 115, 117f., 266
Unger, Hermann 101
Unger, Rudolf 193
Urbach, Karina 3
Urlaß, Rudolf 211

Valentin, Veit 261
Verschuer, Otmar Freiherr von 255
Vesper, Bernward 21, 382
Vesper, Will 21, 44, 112f., 131, 289, 342, 376, 379, 382f.
Vielberth, Wilhelm 277
Vodosek, Peter 125
Vorwerk, Friedrich 55
Voß, Kurt 343

Wagner, Richard 37, 151, 250, 258, 309
Wahl, Adalbert 5, 225, 247–259
Wahrmund, Adolf 151
Walther, Karl August 103
Wandrey, Conrad 88, 119, 144–147, 149, 181, 187, 412
Wassermann, Jakob 84, 106, 402, 406
Wehner, Josef Magnus 116
Weinreich, Paul 347
Weismann, August 173
Wendt, Siegfried 190
Wenn, Otto 211
Werner, Hermann 120f.
Werth, Albertus Johannes 140f.
Wertheimer, Max 227
Wessel, Horst 343
Westecker, Wilhelm 111, 116, 393f.
Westerich, Thomas 68f., 76
Wiechert, Erich 116
Wiedenfeld, Kurt 220f.
Wildt, Michael 306, 315
Wilhelm II. 35, 323
Wilson, Woodrow 192

Winnig, August 274–280, 377–379
Wocke, Helmut 147–149, 412
Woermann, Kurt 267
Wohlgemuth, Gustav 231f.
Wolf, Karl Lothar 299
Woltmann, Ludwig 250f.
Wolzogen, Hans von 258
Wundt, Max 214, 248, 255, 270, 308
Wundt, Wilhelm 226, 231
Zehrer, Hans 114f.
Ziegler, Benno 335, 355
Ziegler, Matthes 302–304
Ziesel, Kurt 295f.
Zillich, Heinrich 403
Zimmermann, Albert 113
Zimmermann, Ferdinand Friedrich 115
Zuckmayer, Carl 132
Zweig, Arnold 406
Zweig, Stefan 36